ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XXII. JAHRGANG, 40. BAND.

BRAUNSCHWEIG,
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.
1867.

PB
3
A5
Bd.40

20943
B

Inhalts-Verzeichniss des XL. Bandes.

Abhandlungen.

	Seite
Die Goethe'sche Textkritik und Herr Adolf Schöll. Von H. Düntzer	1
Galilée, Drame en trois actes en vers par Fr. Ponsard. Von Dr. M. Maass	21
Zur Quellenkunde des deutschen Sprichworts. Von J. Franck	45
Sitzungen der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen	143
Hans Sachs. Von Karl August Mayer	241
Zur portugiesischen Literatur. Von Max Beilhack	293
Ein Pilgerbüchlein. Reise nach Jerusalem von 1444. Von A. Birlinger	301
Zur volksthümlichen Kanzelberedsamkeit des 17. und 18. Jahrhunderts. Von A. Birlinger	323
Lieder und Pasquille aus dem 16. Jahrhundert. Von A. Birlinger	349
Bemerkungen über die Aussprache des deutschen g. Von Heinrich Dorn	389
Orthoepische Betrachtungen in Bezug auf Littré's Wörterbuch. Von Dr. Muret	405
Ueber die Sprache Froissart's. Von Dr. A. Gaertner	453

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Sprichwörter aus Burkhard Waldis von Franz Sandvoss. (D. Sanders.)	188
Chrestomathie de l'ancien français. Von Karl Bartsch. (Dr. Püschel.)	199
Lessing et le goût français en Allemagne, par L. Cronslé. (Dr. Imelmann.)	201
Recherche sur l'origine de la ressemblance et de l'affinité d'un grand nombre de mots qui se retrouvent dans le Français, le Danois, l'Islandais, l'Anglais, l'Allemand, le Latin, le Grec et le Sanscrit, par B. B. Copenhague. (W. Kaiser.)	205
Die Fehler der Deutschen beim mündlichen Gebrauch der englischen Sprache. Von Dr. D. Asher. (Asher.)	210
Exercise, on the Habitual Mistakes of Germans in English Conversation. By D. Asher Ph. D. (Asher.)	210
Key to the Exercises. By D. Asher Ph. D. (Asher.)	210
Geschichte der nordamerikanischen Literatur	212
Den gamle Edda eller Oldemo'r. Overfört paa nydansk af V. B. Hjort. (Dr. Merkel.)	213

Seite

Dictionnaire international Français-Anglais par MM. H. Hamilton et E. Legros. (H. D.) 215
Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 13. Jahrg. Nro. 9—12 . . 469
Germania. Vierteljahrschrift für Deutsche Alterthumskunde. Herausgegeben von Fr. Pfeiffer. 12. Jahrg. 1. Heft 470
Grammatik der hochdeutschen Sprache von Dr. G. Bornhack. II. Theil. (Dr. Sachse) 471
Ueber den ersten Theil des Goethe'schen Faust 474
Goethe's Faust, von Julius Voigt 474

Programmenschau.

Ausgeführter Lehrplan für den deutschen Unterricht. (Dr. Heller.) . . 217
De l'H initiale dans la langue d'oïl, von Dr. Süpfle. (Dr. O. Weissenfels.) 219

Miscellen.

Seite 221 — 238. 477 — 478.

Bibliographischer Anzeiger.

Seite 239 — 240. 479 — 480.

Die Goethe'sche Textkritik und Herr Adolf Schöll.

Meine nicht unterzeichnete Anzeige des Schriftchens „Ueber Kritik und Geschichte des Goethe'schen Textes" von Michael Bernays in der „Allgemeinen Augsburger Zeitung" hat den Weimarischen Geh. Hofrath Herrn Adolf Schöll so unglücklich berührt, dass er nicht unterlassen konnte, in den „Grenzboten" Nro. 16, S. 106 ff. die ganze Schale bittersten Grimmes und ärgster Verleumdung über mein armes Haupt auszugiessen. Da nun kein Mensch verpflichtet ist, sich mit Knütteln geduldig todtschlagen zu lassen, wären es auch die eines Weimarer Geheimen Hofrathes, und es immer ein gutes Werk ist, den unverzeihlichen Leichtsinn, der sich nicht scheut, die ernste Miene sittlicher Rüge anzunehmen, und seine ganze Blösse aufzuzeigen, handelte es sich auch nicht, wie es hier der Fall ist, um eine nicht unbedeutende Sache, so muss ich wohl auf diesen bitterbösen Angriff näher eingehen, wozu dieses „Archiv" um so mehr der rechte Ort sein dürfte, als dasselbe vor dem Schicksale gewöhnlicher Zeitblätter durch den dauernden Werth so vieler seiner Mittheilungen gesichert ist.

Unter den allgemeinen groben Unwahrheiten, welche Schöll mir ins Gesicht schleudert, heben wir zunächst die folgende Aeusserung hervor: „Noch nie hat sich irgend jemand ein Verdienst um die Goetheliteratur erworben, dem es nicht eine entstellende und herabsetzende Recension von Herrn Düntzer eingetragen hätte, noch nie ein Kundiger etwas vorgebracht, dessen Richtigkeit unverträglich ist mit der Düntzer'schen Misshandlung Goethe's, ohne dass Düntzer sich beeilt hätte, ihm öffentlich Unkunde und Unterschätzung der vorhandenen Leistungen anzudichten. So entschieden geberdet er sich seit einem Men-

schenalter als der alleinige Grossherr und Oberrichter von allem, was Goethe betrifft, dass er in seiner voluminösen Hermeneutik selbst mit einem wahren Talent des Missverstandes auf das unumwundenste und plumpste tadelt.“ Eine gewissenlosere Verdrehung der Wahrheit ist undenkbar. Herr Schöll wird sich selbst doch wohl zu denjenigen rechnen, die „sich ein Verdienst um die Goetheliteratur erworben.“ Wo aber hätte ich je eines seiner Bücher mit einer „Recension“ behelligt? Ich habe seine Schriften und eine grosse Anzahl anderer nie beurtheilt; die Zahl der von mir wirklich beurtheilten Bücher der Goetheliteratur ist eine verschwindend kleine, und wo ich Widerspruch erheben musste, da ist es immer mit wohlerwogenen Gründen und in geziemendem Tone geschehen, der nur da geschärft wurde, wo es die Ehre und das Recht des Dichters galt. Wie viel Verworrenes und Unreifes auch gerade diese Literatur zu Tage gefördert, weiss der am besten, der sich mit ihr genauer zu befassen veranlasst ist. Gegen unbesonnene Ansichten das Rechte vertheidigen, kann nur eitle Verblendung und Gehässigkeit Rechthaberei heissen. Wenn ich in meinen Schriften genöthigt war, solche Ansichten zurückzuweisen, so kann mir dieses nur derjenige zum Vorwurf machen, der mir eben etwas anhaben will, und äussere ich mich hier zuweilen scharf, so ist diese Schärfe durch die Leichtfertigkeit mancher Literaten gerechtfertigt, die mir bei dem redlichen Eifer und der rastlosen Mühe, deren ich mir bei meinen Arbeiten bewusst bin, um so gewissenloser scheinen muss. Somit kann ich jenes mein „Grossherrnthum“ nur als eine der Phrasen des phrasenreichen Herrn Schöll zurückweisen, die nur zugleich das Ueble hat, dass sie eine arge Verleumdung, wie das „Menschenalter“ eine starke Verrechnung enthält, da mein nachhaltiges Auftreten in der Goetheliteratur nur die Zeit von zwanzig Jahren umfasst. Jener ganze Vorwurf des Herrn Schöll zerplatzt demnach als blosse Windfechterei in der Luft.

Wie habe ich mich aber persönlich gegen Herrn Schöll gestellt, der mir vorwirft, dass ich unausgesetzt mit „Invectiven“ ihn verfolge? Ueber seine Herausgabe der „Briefe und Aufsätze von Goethe“ (1846) und der „Briefe von Goethe an Frau von Stein“ habe ich mich nur anerkennend geäussert. In Bezug auf

letztere heisst es in meinen „Freundesbildern“ S. XII: „Möge die musterhafte Genauigkeit Schöll's künftigen Herausgebern von Briefen zum Beispiel dienen! Mag derselbe auch manchmal, besonders in den spätern Jahren, zu viele, zum Gegenstande weniger gehörende Angaben beigebracht haben, manchmal in der Zeitbestimmung irre gegangen sein, so hat er doch bei der Herausgabe der so oft undatirten Briefe an Frau von Stein ein grosses und schwieriges Werk mit ausgezeichneter Einsicht und grossen Scharfsinn vollendet.“ Wie stimmt dies Urtheil zu dem Bilde von mir, das Herr Schöll seinen Lesern vorgaukelt! Aber der Herr Geh. Hofrath gehört zu den Leuten, die keinen Widerspruch leiden, und konnte er mir diesem Lobe zum Trotz meine begründeten Einsprüche nicht verzeihen. Zum Danke für jenes Lob griff er mich in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ mit mehr Eifer als Besonnenheit an; ich hatte aber Ruhe genug, auf eine solche studentenhafte Forderung nicht einzugehen. Auch später urtheilte Herr Schöll nicht günstig über meine Arbeiten, wie sich aus seiner Anzeige meiner Ausgabe der „Briefe von Frau von Schiller an einen vertrauten Freund“ ergibt, die das „Weimarer Sonntagsblatt“ brachte. Ich war ihm nicht fein genug, er vermisste Geschmack und wer weiss was alles für Gaben, deren er sich so sehr erfreut. Ich habe diesen vornehmen Tadel ganz auf sich beruhen lassen und erst nach manchen Jahren in der Vorrede zu dem Werke „Goethe und Karl August I.“ S. IV. mir mein Recht verschafft. „Ich kann ihm nicht helfen,“ heisst es hier von Schöll, „auch jetzt wieder muss ich ihm eine grosse Anzahl von Verschiebungen von Briefen und andern zum Theil wunderlichen Versehen nachweisen, und hierbei zugleich auf die höchst zweifelhafte Stellung vieler dieser Billette hinweisen. Ich verhehle mir nicht, dass ich dadurch Gefahr laufe, den Zorn des Herrn Schöll von neuem hervorzurufen, der so leicht in bittere Gährung geräth, wie neuerdings auch die gepriesenen Meister der Alterthumswissenschaft Böckh und Welcker erfahren mussten, die freilich solchem übermüthigen Gebaren ruhig zuschauen dürfen. Ich habe mich der Wahrheit verpflichtet, und muss dieser auch hier die Ehre geben, überzeugt, dass diese immer stärker als Herr Schöll bleibt.“ Eben dort musste ich bemerken, dass er bei seinem

„Karl-August-Büchlein" meine Berichtigungen und Vervollständigung der Briefe des Grossherzogs an Knebel nicht gekannt und deshalb diese unrichtig und ungenau gegeben. Ich verkannte aber Schöll's Verdienst und Geschick so wenig, dass ich auch öffentlich dies mehrfach aussprach und z. B. dem Bedauern Ausdruck gab, dass der Briefwechsel Goethe's mit Karl August nicht ihm zur Herausgabe anvertraut worden, wie ich auch den Wunsch äusserte (Karl August II. S. VI. f.), er möge aus den Fourierbüchern alles für die Geschichte des Hofes und unserer Literatur Wichtige zur Mittheilung bringen. So verhält es sich mit meinen „Invectiven" gegen Herrn Adolf Schöll, dessen „Milch der frommen Denkart" ich ihm „in gährend Drachengift verwandelt" habe. Als Handlanger hätte er mir gern eine Stelle gelassen, nur müsste ich nicht seine Blössen so rücksichtslos im Dienste der Wahrheit aufdecken und mir kein Urtheil anmassen, wodurch ich ihm seine Kreise trübte. Ich bin aber leider so weit entfernt, seine Unfehlbarkeit in ästhetischer Beurtheilung und sein besonderes Glück im Combiniren anzuerkennen, als ich seine Gedichte für geistreich und geschmackvoll halten kann, da ich aus seinen philologischen Arbeiten auf dem Gebiete griechischer Literatur weiss, wie oft die Phantasterei bei ihm den Sieg über die Besonnenheit davonträgt, wovon seine Bücher über Sophokles' Leben und die attischen Tetralogien die leidigsten Zeugnisse sind. Herr Schöll hat auch dem guten Joachim Meyer sein Leben getrübt, wie ich von diesem trefflichen Manne weiss, mir soll er es nicht! Er ist auch jetzt gütig genug, meinen „verdienstlichen Fleiss in Erwerbung und Zusammenstellung des aktenmässigen Materials" für Goethe's Leben und Wirken anzuerkennen, nur „müsse er gestehn (wie hart dies dem biedern Hofrath fallen muss!), dass mein Gebrauch des erworbenen aktenmässigen Materials oft willkürlich und die Angabe des Aktenmässigen unzuverlässig sei." Und diesen schnöden Vorwurf, welcher meinen zahlreichen Mittheilungen allen Glauben entzieht, womit beweist Herr Schöll diesen? Nur mit einem „heitern" Falle, der aber die allerleichtfertigste Verleumdung ist, womit man je den Ruf eines ehrlichen Mannes untergraben zu können geglaubt hat, eine Verleumdung, zu welcher nur

die blindeste Gehässigkeit einen verständigen Mann hinreissen konnte. Ich hatte zu der Stelle eines Briefes von Goethe an Herder aus dem Jahre 1772, wo Pindarische Verse angeführt werden, die Bemerkung hinzugefügt: „Nach einer Angabe in Riemer's Nachlass soll Goethe in einem in diesem Jahre an Herder gerichteten Briefe die betreffenden Stellen also übersetzt haben: Meister ist u. s. w.“ Nun kommt Herr Schöll mit der Behauptung, die Uebersetzung sei von ihm, er habe sie in eine Abschrift der Briefe Goethe's an Herder eingetragen. Da aber Riemer jene Abschrift nie gesehen, so habe er auch nichts darüber sagen können. „Folglich hat Herr Düntzer, um seine Vermuthung in ein objectives Zeugniss zu verwandeln, die Kunde von einem Aktenstücke aus Riemer's Nachlass und von einem in diesem bezeugten zweiten, einem nach Jahr und Inhalt (!) bezeichneten Briefe Goethe's — gefabelt.“ Welche Grillen doch in Schöll's Kopfe schwirren! Das, was ich gesagt habe, ist buchstäblich wahr und Schöll's gewissenlose Behauptung einer Fälschung, der dümmsten, die je die Welt gesehen hätte, eine abscheuliche Verleumdung, die er beim Geiste der Wahrheit und Gerechtigkeit verantworten mag. Läse Schöll nicht meine Bücher, wie Hunde den Nil trinken, so hätte er gewusst, was ich unter Riemer's Nachlass verstehe, aus welchem ich an manchen Stellen nicht unwichtige Mittheilungen gemacht habe. Dieser literarische Nachlass zu Goethe, der sich im Besitze der Cotta'schen Buchhandlung befindet, enthält eine ungemein grosse Anzahl einzelner Angaben und Bemerkungen zu Goethe's Leben und Werken, unter ihnen auch Stellen aus Goethe's Tagebüchern und Briefen, die damals ungedruckt waren. So lernte ich denn auch hier manche Aeusserungen Goethe's in den Briefen an Herder viel früher kennen, ehe mir die Briefe selbst vorlagen. Auf einem Blättchen stand nun zugleich mit den Pindarischen Versen jene Uebersetzung von Riemer's Hand geschrieben, mit der Bezeichnung „Goethe an Herder, 1772.“ Riemer hielt demnach, als er jenes Blättchen schrieb, die Uebersetzung für ein Werk Goethe's, denn unmöglich konnte er in seinen Collectaneen zu Goethe aus einem Briefe Goethe's bloss die Worte Pindar's sich anmerken mit einer fremden Uebersetzung. Er selbst verstand die metrische

Behandlung der deutschen Sprache viel feiner als Schöll, und seinen Pindar wohl nicht schlechter. Schöll's zuversichtliche Behauptung, dass Riemer seine Uebersetzung jener Verse nicht gekannt, ist also unwahr. Ob ihm die Abschrift der Goethe'schen Briefe vorgelegen, worein Schöll jene Verse eingetragen, weiss ich nicht, doch ist es mehr als wahrscheinlich, und Riemer liess sich wohl nur dadurch täuschen, dass Schöll sich angemasst, eine eigene Uebersetzung in die Handschrift einzuengen; er hielt diese wohl für eine Ergänzung aus der Urschrift, indem er glaubte, der Abschreiber habe zufällig die vielleicht am Rande versuchte Uebersetzung Goethe's ausgelassen. Ich selbst traute der Angabe Riemer's nicht, und bezeichnete sie deshalb mit einem soll. Somit ist meine Angabe in allen Einzelnheiten durchaus wahr, und Schöll's Behauptung der Fälschung eine unverantwortliche Leichtfertigkeit, die ihre Einbildungen auch da der Welt aufladen will, ja sich besonders freut es zu thun, wo sie die Ehre eines redlichen Mannes, der ihr einmal unbequem geworden, damit brandmarken, ihn meuchlings beseitigen will. Das ist eben so unsittlich als unklug. Schöll bildet sich ein, ich habe die von ihm geschene und mit seiner Uebersetzung versehene Abschrift benutzt, und doch konnte er sich aus meiner Ausgabe leicht überzeugen, dass mir die Urschrift vorgelegen. Hätte ich daneben nur die Abschrift gesehen, so konnte mich diese doch unmöglich verleiten, die von Schöll's mir wohl bekannter Hand geschriebenen Verse, wovon in jener nichts stand, Goethe zuzuschreiben, und die Wahrscheinlichkeit, dass Schöll diese Uebersetzung aus einem andern Briefe Goethe's genommen, fehlte ganz und gar. So hat sich denn der scharfblickende feine Schöll absichtlich verblendet, um mir eine rein aus den Fingern gesogene Fälschung anzudichten. Ich überlasse die Würdigung eines solchen gewissenlosen Handelns allen, die noch Sinn für Recht und Wahrheit haben. Und ein Mann, der sich zu einer solchen Handlungsweise verirrt, wagt es noch von „moralischen Rügen" zu reden, die er mir ertheilen müsse!

Ganz dieselbe kein Recht und keine Wahrheit achtende, blinde Gehässigkeit herrscht in allem, was Schöll in jenem, wie er sich selbst sehr fein ausdrückt, „prolixen" Angriffe, dessen

Veröffentlichung die „Allgemeine Zeitung“ mit Recht ablehnte, gegen mich vorgebracht hat. Er ist überall nur der leidenschaftliche öffentliche Ankläger, der frischweg behauptet, was ihm in den Sinn kommt, im Wahne, dadurch die Welt bethören und die Verurtheilung auch des Unschuldigsten herbeiführen zu können. Herr. Schöll hat sich gewaltig verrechnet, ich werde ihn und seine blinde, Recht und Wahrheit verhöhnende Gehässigkeit rücksichtslos, wie er es verdient, entlarven.

Die von mir besprochene Schrift von Bernays ist ihm ein Muster der Vollkommenheit, an der auch nicht der geringste Makel zu entdecken, ich dagegen erscheine ihm als der Böse, der sie, wie er sich wieder sehr fein ausdrückt, „discreditiren“ will. Bernays hat nach ihm die Kritik, welche diesen Namen verdient, für Goethe erst begründet und die bisherige bodenlose Kritik beseitigt. Es gehört die ganze Verbissenheit und der ganze Mangel von Scheu für Recht und Wahrheit dazu, den wir eben an Schöll nachgewiesen, um eine solche Behauptung zu wagen gegenüber meinem in der „Deutschen Vierteljahrschrift“ Nr. 78 (April – Juni 1857) abgedruckten Aufsatze: „Die Herstellung einer vollständigen Ausgabe von Goethe's Werken.“ Mein Gegner hütet sich wohl, den Leser nur im geringsten ahnen zu lassen, was in diesem Aufsatze geleistet, wie hier die Geschichte des Textes nach den verschiedenen Ausgaben der Werke genau verfolgt, selbst auf Rechtschreibung und Satzzeichnung eingegangen und manche bei der Herstellung des Textes wichtige Betrachtungen gegeben sind, auf welche Bernays gar nicht eingegangen ist; er streift denselben nur, indem er willkürlich eines und das andere herausgreift, was er auf seine Weise entstellt. Bernays hat nach ihm „durch Feststellung der unterscheidenden Textbeschaffenheit der Ausgaben, Herkunft und Filiation ihrer Verderbnisse, welches nur einer durch alle Auflagen sich wiederholenden Lesung mit unermüdlicher Aufmerksamkeit und combinirendem Geiste gelingen konnte, die äussere Fundamentalkritik des Goethetextes erst geschaffen.“ Nur wem die Wahrheit unbekannt oder gleichgültig ist, kann so etwas behaupten gegenüber meiner Schrift „Goethe's Götz und Egmont“ (1854), wo S. 390—414 die Abweichungen der verschiedenen Ausgaben in Bezug auf diese

Stücke mit genauestem Eingehen nach strengster Methodik verfolgt und eine grosse Anzahl fortgepflanzter Druckfehler nachgewiesen sind, gegenüber meiner in demselben Jahre erschienenen Ausgabe der drei ältesten Bearbeitungen von Goethe's Iphigenie, wo nicht allein die Veränderungen, welche dieses Stück vom ersten Entwurf bis zum Erscheinen in der ersten Sammlung der Schriften erlitten, mitgetheilt und gewürdigt sind, sondern auch S. 178—180, 184–186 die späteren Abweichungen bis zur Ausgabe letzter Hand verzeichnet werden. Auch habe ich in dem angezogenen Aufsatze S. 233–236 kurz das Verhältniss der einzelnen Ausgaben zu einander erörtert und so „das seltene Missgeschick" dargelegt, welches den Goethe'schen Text „von Anfang bis zur letzten Hand des Dichters verfolgt hat." Bernays hat das Ergebniss meiner Forschung S. 13—15, 63 mitgetheilt, ohne meiner Entdeckung mit einem Worte zu gedenken, nur äussert er, „für die forschenden Freunde des Dichters sei es längst kein Geheimniss, welches Uebel die vierbändige Göschen'sche Ausgabe angerichtet." Auf dieses Unrecht von Bernays hinzuweisen, war ich wohl berechtigt; einen Dank dafür, wie Schöll fabelt, habe ich dafür von Seiten des Herrn Bernays nicht verlangt. Dieser hat das Verdienst, nicht nur des Nachweises, dass hiernach noch manche Stellen in Goethe's Werken hergestellt werden müssen, sondern auch der folgereichen Entdeckung, dass Goethe bei der ersten Ausgabe seiner Schriften die durch Druckfehler entstellten Hamburgischen Nachdrucke zu Grunde gelegt hat, wodurch viele Druckfehler sich bis heute fortgepflanzt haben. Mit Recht durfte ich diese Entdeckung als Abschluss meiner eigenen früheren bezeichnen; denn, wenn ich nachgewiesen hatte, wie die Druckfehler der vierbändigen Göschen'schen Sammlung und der beiden folgenden Ausgaben der Werke in die letzter Hand sich fortgepflanzt, so ging Bernays weiter und wies dasselbe Verhältniss der ersten Ausgabe der Werke zu den dabei zu Grunde gelegten Hamburgischen Nachdrücken nach. Diese Entdeckung lag vor den Füssen, wie das bei so manchen bedeutenden Entdeckungen der Fall; das Glück und die eifrige Beschäftigung mit Goethe's „Werther" liessen Herrn Bernays sie machen, und ich bin weit entfernt, ihm dieses Verdienst schmälern zu wollen.

Dass Herr Schöll meiner Behauptung widerspricht, ist nur zu natürlich; meine Aufstellung in jenem Aufsatze habe vielmehr die Entdeckung gehindert, wagt er im Ernste zu behaupten. „Wer die Düntzer'schen Thesen annahm, dem war geradezu der Weg zu der Entdeckung abgeschnitten, die Herr Düntzer nun als ihren Abschluss in Anspruch nimmt. Gleich der Anfang des Aufsatzes nimmt das, was Goethe in Briefen von seinen und seiner Freunde Durchsicht der zur ersten Sammlung bestimmten Werke gesagt hat, für gleichbedeutend mit den Druckrevisionen, so dass gefolgert wird, „für manche Stellen sei nicht zu entscheiden, ob eine Abweichung von der früheren Lesart dem Setzer oder dem Dichter zufalle.““ Das ist wieder eine böswillige Entstellung! Ich habe nichts weniger gethan, als die Druckrevisionen mit der Durchsicht der einzelnen Werke verwechselt; in meinen Worten liegt das gerade Gegentheil, und zum Ueberfluss habe ich noch auf meine Schrift über Götz und Egmont verwiesen, wo das Verhältniss genau erörtert ist. Ebensowenig habe ich gefolgert, was Herr Schöll mich folgern lässt. Meine Worte lauten: „Auch Clavigo und Stella wurden genau durchgenommen, doch hier gelang es eben so wenig, eine durchgängige Gleichförmigkeit zu erreichen; einzelne Druckfehler stellten sich ein, und an manchen Stellen ist nicht zu entscheiden, ob eine Abweichung von der frühern Lesart nicht eine unwillkürliche, die dem Setzer, nicht (oder ist Druckfehler) dem Dichter zufällt.“ Also nur um Clavigo und Stella handelt es sich an jener Stelle, und meine Behauptung hatte vor der Entdeckung von Bernays, dass so viele abweichende Lesarten aus dem zu Grunde gelegten Nachdruck stammen, ihre Richtigkeit. Aber Schöll fährt fort: „Damit schliesst Herr Düntzer die Möglichkeit eines Dritten aus, dessen Wirklichkeit Bernays entdecken müsste, um Herrn Düntzer's Kritik nicht abzuschliessen, sondern zu widerlegen.“ Ich hatte nachgewiesen, dass aus den zu Grunde gelegten Ausgaben zahlreiche Druckfehler sich fortgepflanzt; auf demselben Wege kam Bernays zu seiner Entdeckung, und weil ich diese nicht gemacht, soll ich ihm den Weg dazu abgeschnitten haben. „Und dass Herr Bernays die Höflichkeit gehabt hat, dies ohne Nennung des Widerlegten zu thun (als ob es sich nicht vielmehr

darum handelte, dass er meine wirkliche Entdeckung verschwiegen!), vergibt ihm Herr Düntzer mit der Beschuldigung des Verdienstes, der Vorarbeit nicht gedacht zu haben. Düntzer nannte dort die erste Sammlung „die mit Sorgfalt bearbeitete und durchgesehene Ausgabe in acht Bänden," welchen Unterricht Bernays dahin abschliesst, dass er sie grösstentheils aus den fehlerhaften Hamburgischen Nachdrucken geflossen unwidersprechlich darthut." Herr Schöll übergeht, dass ich diese Ausgabe so nenne im Gegensatze zur vierbändigen, dass ich ausdrücklich hervorhebe, dass sie „an manchen Ungleichheiten und mehr oder minder erheblichen Druckfehlern leiden." Wenn Bernays nachweist, dass diese Druckfehler bei den Jugendwerken meist aus den zu Grunde gelegten Nachdrucken geflossen, so wird dadurch eben die Frage nach der Grundlage unseres in der Ausgabe letzter Hand überlieferten Textes abgeschlossen, nicht die von mir gewonnenen Ergebnisse widerlegt. Es ist wohl kaum in der Geschichte der Wissenschaften der absonderliche Fall vorgekommen, dass man einem eine Entdeckung als eine Sünde angerechnet, so dass man ihre Verschweigung als Höflichkeit betrachtet, weil ein Späterer durch eine weitere Entdeckung sie vervollkommnet hat. Doch was wäre Herrn Schöll's Verbissenheit unmöglich!

Meine Bemerkung, jene Entdeckung, die ich im angeführten Aufsatze dargelegt, hätte nicht unerwähnt bleiben sollen, wird als ein unbefugtes Verlangen von Dank abgefertigt, und mir selbst dagegen Undank vorgeworfen. „Herr Düntzer hat eine Anzahl kritischer Data (in jenem Aufsatze) angeführt, die ihm erst der Recensent der Düntzer'schen Ausgabe im „Literarischen Centralblatt" aufgewiesen hat, ohne jedoch diesen Recensenten zu nennen, geschweige ihm zu danken, vielmehr hatte Herr Düntzer fünf Jahre vorher in seiner Defension (!) „über die neue Octavausgabe in Goethe's Werken" diesen seinen Zurechtweiser urtheilslos, verleumderisch und dessen Correcturen abgeschmackte Schlimmbesserungen genannt, trotzdem dass er mit demselben Athem die Richtigkeit der von ihm „aufgestochenen" Druckfehler anerkennen und in Folge dessen seiner Ausgabe mit vielen Cartons nachhelfen musste." Auch hier sind gröbste Unwahrheit und Entstellung die geheimräthlichen Waffen!

Es ist nicht wahr, dass mir jener Recensent „kritische Data“ geboten; die von mir gegebenen sind aus einer mir vorliegenden viel grösseren Sammlung, die ich eigenhändig aus Goethe's Werken ausgezogen, herausgegriffen, und wenn hier eine oder die andere Stelle sich finden sollte, deren auch jener Recensent gedacht hat, so ist dies Zufall oder sie sind absichtlich gewählt, um den Behauptungen jenes Recensenten entgegenzutreten, wie bei der Lesart abgeweihet, deren Vertheidigung Herr Schöll sich zur Ehre rechnen würde, wenn sie ihm angehörte. Dass jener Recensent hämisch und urtheilslos sei, habe ich nicht allein behauptet, sondern durch zahlreiche Beispiele bewiesen — der einem solchen Treiben einzig gebührende Dank. Die Gehässigkeit jenes Mannes — ein Dresdener wurde mir als Verfasser genannt — ging so weit, dass er meine Versicherung, mit dem vierten Bande beginne mein Antheil an jener Ausgabe, obgleich sie in einer von der Cotta'schen Buchhandlung eingeleiteten und genehmigten Schrift sich findet, für eine Unwahrheit zu erklären sich erfrechte. Ganz derselben böswilligen Gehässigkeit macht sich hier Schöll schuldig, wenn er jene Ausgabe für meine Ausgabe erklärt und mir die Druckfehler derselben aufbürdet, welche die Cotta'sche Buchhandlung durch Cartons weggeschafft oder doch zur Anzeige gebracht hat. Meine ausdrückliche Erklärung in dem von ihm angezogenen Schriftchen, dass ich von der Buchhandlung nur den Auftrag erhalten, die Ausgabe in vierzig Bänden mit der von Goethe selbst zuletzt besorgten zu vergleichen, aber mich darauf nicht beschränkt, sondern auch eine Masse älterer Druckfehler durch das Zurückgehen auf die ältesten Drucke entfernt und für gleichmässige Rechtschreibung und eine richtige Satzzeichnung viel Sorgfalt verwandt, dass ich aber keinen Einfluss auf den Druck gehabt und auch die Cartons mir erst nach dem Abdrucke zugekommen — das hat Schöll absichtlich übergangen. Ich habe mich nie als Herausgeber jener Ausgabe dargestellt, sondern nur einen beschränkten von mir darauf geübten Einfluss zugestanden, sie selbst nur als einen grossen Schritt zu einer des Dichters völlig würdigen erklärt, die in so kurzer Zeit, wie die mir zugemessene war, nicht habe geleistet werden können. Das war noch weniger bei der in 30 Bänden 1857 erschienenen Aus-

gabe der Fall, deren Druckbogen aber von mir durchgesehen worden. So weise ich denn jene Aeusserungen Schöll's als eine seiner vielen böswilligen Entstellungen zurück. Mit jenen Druckfehlern habe ich nichts zu schaffen, und ich habe aus dem Vollen geschöpft, so dass ich jenem Recensenten nichts zu entnehmen brauchte.

Wenn nun Schöll nach der sophistischen Wendung: „Düntzer's Dankforderung (?) ist ganz so völlig ungerechtfertigt, als es Herrn Düntzer's Undank gegen jenen Recensenten war," zu der Behauptung sich versteht: „Düntzer's Aufsatz gibt keinen beweisenden und begrenzenden Unterricht über die Filiation der Textverderbnisse, so dass eine Consequenz für die Textherstellung gezogen würde; im Gegentheil, er verficht den Widerspruch gegen diese Consequenz als kritische Massregel," so ist dies wieder ein Streich ins Blaue. Das Verhältniss der einzelnen Ausgaben zu einander habe ich scharf bezeichnet, Herr Bernays hat dafür nicht das Geringste mehr gethan, nur bei der dritten Ausgabe der Werke hat er sich ein Bild des Correctors gemacht, das mir sehr verzeichnet scheint, da er diesem manches als Verbesserung zuschiebt, was in der Nachlässigkeit des Setzers seinen ersten Grund hat. Schöll aber geht in seiner Unbesonnenheit so weit, dass er die Behauptung aufstellt, Goethe habe selbst in den späteren Ausgaben nichts verändert, da es „notorisch sei, dass er die durchgehende und definitive Revision Freunden anvertraut habe." So etwas konnte nur der zu behaupten wagen, der in der Geschichte des Goethe'schen Textes ganz unerfahren ist. Freilich beruft er sich auf Goethe's Aeusserung in der Ankündigung letzter Hand, man werde in dieser wenig geändert finden, da er, wie aus Vergleichung aller bisherigen Ausgaben zu ersehen wäre, an seinen Productionen von jeher wenig zu ändern geneigt gewesen, weil ihm das, was zuerst gelungen, in der Folge zu bessern niemals gelingen wolle. Schöll, der nach Art pfiffiger Sachwalter aus dieser Stelle nur das anführt, was für ihn zu sprechen scheint, übersieht völlig, dass es sich hier von bedeutendern Umänderungen, nicht von einzelnen stilistischen Verbesserungen handelt. Dass in den spätern Ausgaben fast bei allen einzelnen Werken Aenderungen sich finden, die unmöglich ohne Wissen und Geneh-

migung des Dichters gemacht sein können, steht für jeden fest, der etwas vom Goethe'schen Texte weiss. Wenn die Ausgabe letzter Hand in der „Iphigenie“ statt „Des Oenomaus Tochter, Hippodamien“ liest „Oenomaus Erzeugte, Hippodamien,“ wer wird es glauben, dass Goethe von dieser Aenderung nichts gewusst? Die zweite Ausgabe der Werke liest im Faust in den Worten „Ist wie ein Thier auf einer Heide“ statt einer das bezeichnende dürrer; in der dritten ebendaselbst „Als stünden grau leibhaftig vor euch da“ statt „Als stünd leibhaftig vor euch da.“ Im „Tasso“ hat die dritte Ausgabe „Allein so sehr bist du's“ statt „Allein du bist's so sehr;“ „Und ehe nun Verzweiflung“ statt „Und eh nun die Verzweiflung.“ Dass Wilhelm Meisters Lehrjahre für die zweite Ausgabe der Werke sorgfältig durchgesehen worden und manche kleine stilistische Aenderungen erfahren, und an den Mitschuldigen geändert worden, gibt auch Bernays zu, aber mehr oder weniger gilt dies von allen Werken, so z. B. auch von Götz und Egmont. Dieses und vieles andere weiss Schöll nicht, er weiss nicht, dass die Freunde, denen Goethe die Durchsicht seiner Werke übergab, in zweifelhaften Fällen diesen zu Rathe zogen, dass Goethe bei der zweiten Ausgabe seine Sachen wieder allein oder mit diesen durchging, sondern behauptet keck in die Welt hinein, Goethe selbst habe später nichts geändert. Meiner einzig sachgemässen Bestimmung, dass die Ausgabe letzter Hand die nothwendige Grundlage bei der Gestaltung des Textes bilden müsse, setzt Schöll entgegen: „Diese Norm verbietet geradezu der Filiation der Textverderbnisse methodisch nachzuspüren, indem sie den Text der letzten Ausgabe, die der Dichter veranstaltet, für den wesentlich authentischen erklärt,“ und er hat die Keckheit zu behaupten: „Düntzers Fiction der spätern Aenderungen Goethe's ist nichts als die Costümirung seiner eigenen kritischen Nachlässigkeit und Willkür.“ Die von Schöll mir zugeschriebene „Fiction“ ist eine plumpe Unwahrheit, und um meinen Grundsatz anfechten zu können, verschweigt er die bedeutenden Einschränkungen desselben, verschweigt, dass ich bestimmt die Fälle angegeben, worin eine Abweichung von der Lesart der Ausgabe letzter Hand gestattet sei. Die ärgste Verdrehung des thatsächlich Vorliegenden ge-

stattet sich unser Gegner in der Versicherung: „Das ist das Eigene der Düntzer'schen Kritik, dass sie als ganz individuell keinen Zusammenhang mit der äusseren hat," wogegen das Verdienst von Bernays „die methodische Verknüpfung der äussern Kritik mit der innern" verkündet wird. Der gegen mich geschleuderte Vorwurf ist geradezu sinnlos. Bernays geht durchaus keinen andern Weg als ich, und er kann keinen andern gehn. Von der diplomatischen Grundlage hat jede Kritik auszugehn und zu diesem Zwecke muss die Gewähr jeder Ausgabe bestimmt werden, wie ich es zu thun versucht habe. Jede Abweichung von der Ausgabe letzter Hand muss begründet werden, was nicht allein durch diplomatische Kritik, sondern auch durch sachliche Gründe geschehen kann, die im Sprachgebrauche des Dichters und im Sinne und Zusammenhange der ganzen Stelle beruhen können. Gerade auch in letzterer Beziehung glaube ich durch genaueste Kenntniss des Dichters und ein in vielfacher Uebung gebildetes lebendiges Eindringen in Sinn und Geist sprachlicher, insonderheit dichterischer Darstellung den Beruf eines Kritikers seiner Werke in Anspruch nehmen zu dürfen, und dafür schon Bedeutendes geleistet zu haben. Schöll's Schmähungen von Plumpheit und Missverstand sind eben nur Schmähungen, deren Quelle offenbar zu Tage liegt. Mir gegenüber billigt Herr Schöll natürlich „alle einzelnen kritischen Unterscheidungen" von Bernays ohne Ausnahme, und verkündet, dass „ausgezeichnete Kenner des Goethetextes und anerkannte Meister klassischer Philologie sie technisch genau, wohl überlegt und unumstösslich gefunden." Jene klassischen Philologen verbürgen noch nicht die zur Entscheidung durchaus nöthige Kenntniss des Goethetextes, und dass nicht alle bewährte Goethekenner unbedingte Bewunderer der Kritik von Bernays sind und in allem und jedem ihm beistimmen, weiss ich wohl. Ich habe in meiner Beurtheilung meinen Widerspruch bei einzelnen Fällen erhoben. Der ausgesprochenen Verdächtigung Schöll's gegenüber will ich diese hier zu erhärten versuchen. Möge dann vorurtheilslose Prüfung entscheiden, auf welcher Seite das Recht, ruhige Besonnenheit und kritische Schärfe sich finden. Für unfehlbar halte ich mich nicht, aber auf besonnene

Beurtheilung und genügende Kenntniss glaube ich besten Anspruch zu haben.

In den Lehrjahren spricht Therese, die als Jägerbursche gekleidet zu Wilhelm tritt: „Verzeihen Sie mir diese Maskerade! denn leider ist es jetzt nur Maskerade. Doch da ich Ihnen einmal von der Zeit erzählen soll, in der ich mich so gern in dieser Welt sah, will ich mir auch jene Tage auf alle Weise vergegenwärtigen.“ Statt Welt hat die erste Ausgabe Weste, das Bernays für einzig richtig hält; ich habe dies als Druckfehler bezeichnet. Schöll bemerkt dagegen, Herr von Löper könne mir sagen, dass das Wort Weste in der Handschrift stehe. Das hatte mir schon vorher dieser feine und tüchtige mir befreundete Löper selbst mitgetheilt. Schöll verschweigt klüglich, wie es mit jener Handschrift steht, dass es die von Goethe durchgesehene Abschrift ist, worin der Dichter bald nach dem Worte Weste ein anderes Wort geändert hat. Wenn Weste aber kein Druckfehler ist, so kann es doch sehr wohl ein von Goethe übersehener Schreib- oder Hörfehler sein. Wer weiss nicht, wie leicht man solche Schreibfehler übersieht, indem man statt des geschriebenen Wortes das wirklich im Sinne gehabte liest! Das war um so leichter möglich, als Goethe hier wirklich eine andere kleine Verbesserung anbrachte. Dass er wirklich später Weste statt Welt geschrieben, darf nicht bezweifelt werden, da die Annahme eines Druckfehlers hier aller Wahrscheinlichkeit widerspricht, und demnach müsste, wäre auch Weste ursprünglich vom Dichter geschrieben gewesen, in einer Ausgabe der Lehrjahre diese Veränderung Aufnahme finden. Bernays hingegen erklärt Weste für die einzig mögliche Lesart; Welt könne der Dichter nicht geschrieben haben. Aber sein Beweis gegen Welt beruht fast ganz auf Missverständniss des Wortes. Diese Welt ist nicht, wie Bernays ohne weiteres annimmt, die Welt, sondern die nähere Umgebung, wohin sie ihn zu führen denkt, wie wenn Faust sagt: „Das ist deine Welt! das heisst eine Welt!“ Eine so weltschmerzliche Aeusserung könne eine so ruhig klare Natur wie Therese unmöglich thun, bemerkt Bernays; diese empfinde die volle Lust eines geregelten zweckmässigen Wirkens und besitze die Kraft noch glücklich zu werden. Aber Therese trägt nur

noch das Dasein, dessen Duft mit dem Verluste Letharios geschwunden. Doch Bernays hat noch einen zweiten Grund. Der Zwischensatz „in der ich — sah," müsse eine Hindeutung auf ihr Jägerkleid haben. Dies zu beweisen, zerrt er diese ganze Stelle auf das widerlichste auseinander und trägt sein Missverständniss hinein, um dasselbe als einzig richtig nachzuweisen. Er denkt sich von dem Satze „Doch, da ich" als Gegensatz zu „leider ist es jetzt nur Maskerade" den Gedanken: „Es gab aber eine Zeit, wo es nicht bloss Maskerade war: jene glücklichen Tage nämlich, da ich Lothario durch Feld und Wald in diesem Anzug zu begleiten pflegte." Zum Unglück war das schon lange vorher, ehe sie Lothario kennen lernte, keine Maskerade; denn Therese hatte sich schon früher, „um leichter fort zu kommen und auch zu Fusse nirgends gehindert zu sein, Mannskleider machen lassen." Und wird in dieser Weise nicht der Hauptpunkt, der bei dem „Vergegenwärtigen jener Tage auf alle Weise" vorschwebt, auf die wunderlichste Weise schon in dem Zwischensatze vorweggenommen? Der Zusammenhang ist ein ganz anderer. Der Dichter sagt statt „von jener glücklichen Zeit" bezeichnender, indem er an ihr damaliges Umherschwärmen mit Lothario in der Umgegend hindeutet, „von der Zeit, in der ich mich so gerne in dieser Welt sah." Weiter aber widerspricht die kindische Freude, welche Therese an ihrem Jägerkleide gehabt haben soll, durchaus dem ernsten besonnenen Sinne Theresens, die das Jägerkleid nur seiner Zweckmässigkeit wegen trug, auch später keinen besondern Werth darauf legen konnte, weil sie in diesem auch Lothario erschien und ihn begleitete. Wenn sie bedauert, dass das Jägerkleid jetzt nur Maskerade ist, so ist es gerade deshalb, weil es sie an das Verschwinden jener glücklichen Zeit erinnert. Endlich fragen wir, wie kann die Weste „das ganze männliche Habit" vertreten, wie Bernays einfach, als wäre dies eine ganz natürliche Sache, erklärt. Die Weste bezeichnet bei Goethe, und so gerade in den Lehrjahren, das Wamms, kann aber nimmermehr die ganze Jägertracht bezeichnen. Goethe würde „in dieser Tracht oder „in diesen Kleidern" gesagt haben.

Nicht besser wie mit der Weste, die das ganze Jägerkleid bezeichnen soll, steht es mit dem blinkenden Saum

an einer andern Stelle der Lehrjahre, wo es heisst: „Wenn Nachts im Mondglanz sich die Wellen umschlugen, glaubte sie, jeder blinkende Saum treibe ihr Kind hervor.“ Das ungehörige, auf einem Versehen des Schreibers oder Setzers beruhende Saum verbesserte Goethe später in Schaum. Bernays bringt ihm zum Trotz das unglückliche Saum zu Ehren. Saum kann nur den äussersten Rand der Wellen bezeichnen, dieser gebildete Rand aber nie und nimmer etwas hervortreiben; das kann nur die aufgeregte Welle, zu deren Bezeichnung der Dichter hier sehr passend den in Mondlichte blinkenden Schaum wählt. Bernays meint, jeder Schaum sei nicht gerade ein sehr löblicher Ausdruck. Sollte der Dichter nicht ebenso gut, ia viel bezeichnender, jeder Schaum, wie jede Welle, sagen können. In der Cantate „Rinaldo,“ die in den März 1811 fällt, lesen wir ähnlich; „Grüne Wellen, weisse Schäume.“ Auch blinkend sei nicht das hier einzig treffende Beiwort, fährt Bernays fort. Aber er missversteht den Ausdruck, der eben auf das Blinken im Mondglanze sich bezieht. Der See, belehrt uns Bernays weiter, werde hier nicht vom Sturme bewegt, die Wellen schlügen sich nur um, und wenn dabei auch einzelne Schaumblasen aufgetrieben würden, so könnten sie doch auf der Oberfläche nicht so weit sichtbar sein. Auch hier übersieht Bernays, dass der Mondglanz, der auf die aufgetriebene Woge fällt, diese eben sehr weit sichtbar macht. Die vom Nachtwinde bewegte und im Umschlagen schäumende Welle scheint der Unglücklichen aus der Tiefe, die das Umschlagen der Welle gebildet, das Kind hervorzutreiben. Der blinkende Wellensaum passt durchaus nicht zum Hervortreiben.

Gleich der Weste und dem Schaume müssen wir uns auch die Einführung des Rades verbitten in der Stelle des Gedichtes zu Miedings Andenken:

> Nenn ihn der Welt, die, kriegrisch oder fein,
> Dem Schicksal dient und glaubt ihr Herr zu sein,
> Dem Rath der Zeit vergebens widersteht,
> Verwirrt, beschäftigt und betäubt sich dreht.

Das sich drehen zeige deutlich, meint Bernays, dass in der vorletzten Zeile etwas schadhaft sei; denn „ein Dichter wie Goethe könnte das Bild des „Drehens“ hier nicht so plötzlich

eintreten lassen, da er es nicht nur nicht vorbereitet, sondern eben erst ein anderes, freilich höchst undeutliches Bild gebraucht habe. Die Frage, ob Goethe und überhaupt ein guter Dichter jedes Bild vorbereiten müsse, die wir entschieden verneinen, lassen wir hier zur Seite, um auf den Hauptpunkt uns zu beschränken, dass Bernays hier sowohl beim Worte Rath wie bei dem sich drehen den Goethe'schen Sprachgebrauch ausser Acht gelassen hat. Rath benutzt Goethe, und er nicht allein, im Sinne von Rathschluss, Beschluss, Bestimmung, wie wenn er in der Iphigenie sagt: „Was auch der Rath der Götter mit dir sei," „Schön und herrlich zeigt sich mir der Göttin Rath." An der ersten Stelle findet sich Rath schon im ersten Entwurf, der dafür an der zweiten Rathschluss hat. Demnach enthält Rath durchaus keinen matten, unbestimmten Ausdruck, kein undeutliches Bild, und der Ausdruck ist durchaus nicht zu bemäkeln. Zweitens aber braucht Goethe sich drehen nicht allein von kreisförmiger Bewegung, sondern es steht bei ihm häufig im Sinne sich bewegen, wie B. 9, 175. 12, 88. 20, 199. 24. 101. Hier geht es auf das Herumtreiben im Leben, ähnlich wie Jean Paul einmal das bürgerliche Leben als einen Drehplatz bezeichnet. Hiermit sind die Gründe von Bernays widerlegt. Aber das von ihm geforderte Rad statt Rath macht die Verse geradezu abgeschmackt. Freilich kann der Zeit sehr wohl ein Rad zugeschrieben werden, insofern sie rastlos sich fortbewegt, aber lächerlich wäre es, sagte der Dichter, die Menschen wollten sich dem Umschwunge, dem Laufe der Zeit widersetzen, würden aber doch von ihrem Rade umgetrieben, als ob die Zeit die Menschen auf ihrem Rade umwälze. Er will offenbar sagen, die Menschen wollen sich der Bestimmung ihres Schicksals vergebens widersetzen und mühen sich in diesem Kampfe, indem sie ihren eigenen Weg gehen wollen, umsonst ab, bringen sich dadurch um den wahren Genuss und den reinen Erfolg des Lebens — ein durchaus Goethe'scher Gedanke. Wenn er aber statt des Schicksals die Zeit nennt, so tritt diese ja auch sonst als die mächtige Schöpferin des Schicksals vielfach, auch bei unserm Dichter, hervor. Schwierigkeit macht nur das sonderbar zwischen verwirrt und betäubt stehende beschäftigt, wofür man sich eher ein beschädigt gefallen liesse. Die Menschen gerathen in Verwirrung, Schaden und Betäubung, während sie dem Schicksal widerstehen wollen. In diesen Participien liegt eigentlich der Hauptpunkt. Bei der Deutung von Bernays haben sie kaum eine rechte Beziehung. Dass im Journal von Tinfurt, wo das Gedicht zuerst erschien, wirklich Rad steht, kann nichts beweisen, Rad dort sehr wohl ein Fehler des Abschreibers sein

(bekanntlich ist das Journal geschrieben); auch der, welcher das Gedicht zum Zwecke der Einrückung in das Journal abschrieb, den Fehler gemacht haben. Vielleicht findet sich noch einmal eine frühere Abschrift jenes Gedichtes, welche das vom Dichter in der ersten Ausgabe gegebene Rath bestätigt. Die Verwechslung des hier in besonderm Sinne gebrauchten Rath mit Rad ist an sich wahrscheinlicher als die umgekehrte.

In der natürlichen Tochter beginnt die erste, manche Druckfehler bietende Ausgabe nach den Worten der Hofmeisterin:

O! möchtest du mir alles gleich vertrauen!

die Antwort Eugeniens also:

Von allen Menschen dir zuerst. Nur jetzt
Geliebte, lass mich mir. Ich muss allein
Ins eigene Gefühl mich finden lernen.

Statt „lass mich mir“ hat die zweite Ausgabe „lass mich nur,“ was Bernays unbedenklich als schlimmen Druckfehler verwirft. Eugenie wolle sagen: „Lass mich jetzt allein;“ das werde aber durch „lass mich nur“ matt, ja platt ausgedrückt, und könne unmöglich in einem Gedichte stehn, „dessen Sprache wie mit einer Art von Ciselirkunst bis in die unscheinbarsten Theile hinein auf das schärfste ausgearbeitet“ sei. Als ob nicht in der „natürlichen Tochter“ eine grosse Anzahl der gewöhnlichsten Ausdrücke sich fänden, wie kurz vorher „Sei ruhig!“ gleich darauf „Verlass mich!“ Und „lass mich“ ist keineswegs so platt, wie Bernays meint, ja es hat nicht einmal die von diesem ihm zugewiesene Bedeutung, sondern heisst, wie schon im biblischen Sprachgebrauche, „lass mich gewähren.“ So sagt Margarethe im Egmont zu Macchiavell (B. 9, 154): „Lass mich nur! Was ich auf dem Herzen habe, soll bei dieser Gelegenheit davon.“ Und diese Bedeutung ist auch hier durchaus an der Stelle. Eugenie will sagen: „Von allen Menschen würde ich dir zuerst vertrauen. Aber jetzt nur kann ich es nicht.“ Statt des letztern aber springt sie gleich in ihrer lebhaften Bewegung zu der Aufforderuug über, die Hofmeisterin möge sie jetzt nur ruhig gewähren lassen, was sie zunächst damit begründet, dass sie selbst erst in voller Einsamkeit sich in ihr neues Glück finden müsse. Dass sie ihre Entfernung wünsche, deutet sie nur unwillkürlich in dem beigefügten allein an; erst später spricht sie diesen Wunsch bestimmt aus. „Lass mich mir“ ist übelklingend und ganz ungewöhnlich, könnte auch nur in dem härtern Sinne stehn „kümmere dich nicht um mich,“ wie man sagt „einem sich selbst überlassen.“ Dass die falsche Lesart der ersten Ausgabe an manchen Stellen später verbessert wordnn ist, habe ich in meiner Erklärung des Stückes (S. 90. 96. 111. 113 f. 117) bemerkt.

Bernays hat eine falsche Personenvertheilung glücklich in den Mitschuldigen entdeckt, und eine ähnliche im Clavigo nachgewiesen, aber die Herstellung der letztern ist ihm nicht gelungen. Es handelt sich um die Stelle, wo Marie stirbt. Er lässt dort Buenco die Worte sprechen: „Hülfe! sie stirbt!" Aber Beaumarchais kann unmöglich den Ruf der sterbenden Schwester überhören; ihm gehören diese Worte nothwendig an. Der Ursprung des Fehlers ist leicht zu entdecken. In der beim Drucke zu Grunde liegenden Handschrift waren die Personenbezeichnungen Sophie und Beaumarchais verwechselt worden, wodurch dann der vom Setzer oder Corrector bemerkte Uebelstand eintrat, dass Beaumarchais zweimal unmittelbar hinter einander sprach. Desshalb setzte der Setzer oder Corrector an der ersten Stelle statt Beaumarchais den Namen der noch ausserdem anwesenden Person, des Buenco.

Wir gestehen Bernays gerne das Verdienst zu, dass er ausser seiner folgenreichen Hauptentdeckung auch durch eine viel genauere Vergleichung der ersten Drucke den Goethe'schen Text an vielen Stellen hergestellt hat, nur mit seinen Beweisen sind wir nicht überall einverstanden, und haben wir die feste Ueberzeugung, dass er den spätern Verbesserungen des Dichters nicht gebührende Rechnung getragen, diesen zuweilen die ursprünglichen Druck- oder Schreibfehler zum entschiedenen Nachtheile des Textes vorgezogen hat. Gegen diese Verirrung haben wir unsere Stimme erhoben und glaubten diesen Widerspruch hier den leeren Versicherungen Schöll's gegenüber genauer begründen zu müssen. Möge nach allem hier gegen Herrn Adolf Schöll Vorgebrachten vorurtheilsfreies Urtheil zwischen ihm und mir entscheiden. Mit diesem selbst nach den leichtsinnig gegen mich geschleuderten Verleumdungen weiter zu verhandeln, verbietet mir meine Ehre, die mich ebenso dringend auffordert, gegen jene selbst Einspruch zu thun, was ich im andern Falle gern vermeide. So glaube ich den neulichen Angriff von Haug gegen meine Erklärung der Schiller'schen Gedichte in den „Blättern für literarische Unterhaltung" auf sich beruhen lassen zu dürfen. Die Begeisterung für Schiller hat jenen Gegner gegen mich aufgerufen. Wer meine Erklärung selbst genauer ansieht, wird leicht finden, wie sehr mir dieser Schillerfreund Unrecht gethan. Will man Schiller als Lyriker recht würdigen, so muss man auch seine Schwächen anerkennen; es hilft nichts, sie leugnen, und dem gewissenhaften Erklärer, der auf sie hinweisen muss, zu grollen und seine mühevolle, das Verständniss des Dichters wahrhaft fördernde Arbeit anzubellen.

Köln. H. Düntzer.

Galilée,

Drame en trois actes en vers par François Ponsard, de l'Académie française.

Dieses Drama des berühmten Autors der Lucrèce und des Ulysse, wie des l'Honneur et l'Argent, welche Stücke wir in früheren Jahrgängen dieser Blätter besprochen haben, hat bekanntlich vor seinem Erscheinen fast noch mehr Aufsehen gemacht, als nach demselben. Gleich in den ersten Tagen dieses Jahres nämlich verbreiteten die Zeitungen die Kunde, dass Ponsard, der einzige irgend nennenswerthe Dichter des Second Empire im Fache der ernsten dramatischen Poesie, ein Drama oder eine Tragödie Galilée geschrieben habe, deren Annahme beim Théâtre français jedoch durch höheren Einfluss verhindert worden sei und zwar deutete man dabei nicht allzu verstohlen auf die Kaiserin hin, deren ultramontane Gesinnung durch den darin auf Rom geworfenen Tadel verletzt worden sei. Dadurch wurde natürlich alle Welt nur um so gespannter auf das Stück, von dem einzelne Stellen durch die französischen Journale veröffentlicht und sofort auch von den deutschen Zeitungen, zuweilen von recht hübschen Uebertragungen begleitet, wiedergegeben wurden. Endlich hiess es, dass dieser hohe Widerstand besiegt sei und dass das Stück, auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers, auf der kaiserlichen Hofbühne zur Aufführung gelangen werde. Diese Aufführung ging denn am 7. März d. J. bei überfülltem Hause vor sich, allein das Stück erhielt nur einen succès d'estime und hat seitdem, wenn es auch wohl noch gegenwärtig aufgeführt wird, nicht weiter von sich reden gemacht.

Niemand, der das Stück, wie es uns nun im Drucke vor-

liegt, durchgelesen hat, wird das pariser Publicum wohl gerade einer Ungerechtigkeit zeihen, wenn auch wohl nicht zu läugnen, dass bei weniger hoch gespannten Erwartungen der Bühnenerfolg ein grösserer gewesen sein würde. Eine Erschütterung des Kaiserreiches, soviel ist sicher, wird von demselben nicht ausgehen und ebenso wenig wird von den Klängen dieser Alexandriner die dreifache Krone vom Haupte des Papstes fallen. Zu grossen dramatischen Erfolgen ist Ponsard's Muse überhaupt nicht angethan, seine Lucrèce und sein Ulysse waren von den Zeitumständen begünstigt, auch seine Charlotte Corday, jedenfalls noch das wirksamste von seinen tragischen Werken, verdankt der Republik von 1848 viel von seinem Erfolge; der Galilée jedoch kann sich solcher Gunst nur in sehr beschränktem Maasse rühmen, denn theils ist das Papstthum, das hier als der Feind des Geistes der freien Wissenschaft erscheint, doch schon zu sehr heruntergebracht, um noch als ein besonders ernstlich zu bekämpfender Gegner der freien Entwickelung zu erscheinen, theils setzt der Held des Stückes demselben auch nicht den entschiedenen Widerstand entgegen, der uns in seinem Kampfe gegen den Widersacher mit voller Seele auf seine Seite treten liesse. In dem Umfange, wie Galilei hier das Panier der freien Wissenschaft gegen die Angriffe des Obscurantismus vertheidigt, hat es am Ende auch mancher „gesinnungstüchtige" Professor unserer Tage gethan, der dann schliesslich, nach einigem Widerstreben, den Zumuthungen der Gewalt, aus Rücksicht auf Weib und Kind, unter Protest nachgegeben hat. Dabei kann man allerdings ein ganz ehrenwerther Mann bleiben, aber zu einem tragischen Helden gehört denn doch wohl noch etwas mehr. Ueberhaupt begegnen wir in dem ganzen Stücke keiner einzigen besonders interessanten Persönlichkeit; es sind Alles in ihrer Art und von ihrem Standpunkte aus ganz reputable Leute, den gegen seinen grossen Collegen mit giftigem Neid erfüllten Professor Pompée vielleicht ausgenommen, aber sie zeichnen sich durch keine hervorragende Eigenschaft, weder im Guten noch im Bösen, besonders aus. Da ist Antonia, die Tochter des Galilei, welche ihren Vater kindlich liebt, ausser sich vor Schmerz und Angst, als derselbe die Citation vor das Inquisitionstribunal zu Rom erhält, zum Mindesten Einsicht und

Edelsinn genug hat, seinen Widerstand gegen die Abschwörung zu begreifen und auch ihr persönliches Interesse, die Liebe zu dem Studenten Taddeo, nicht allzu lebhaft dagegen geltend zu machen; schliesslich aber doch, nachdem sie zuvor davon gesprochen, seine Antigone in der Verbannung sein zu wollen, in den Chorus derer einstimmt, die ihn zum Widerrufe drängen, und sogar ihm das entscheidende „Ja" vor dem Tribunale auf die Lippen legt, wenn auch vielleicht mehr aus Mitleid und Liebe für ihn, als aus Interesse an ihrer Herzensangelegenheit. — Da ist Taddeo, ein Jünger der Wissenschaft und ein Anhänger des Galilei, aber noch weit mehr ein Verliebter, der da meint, dass um die Einwilligung von Taddeo's Vater zu seiner Vermählung mit der vermögenslosen Tochter des Gelehrten zu erlangen, Galilei auch allenfalls sich die kleine Mühe des Widerrufes machen könne und in der That klingt es sehr schön, wenn der Schüler eines so grossen Mannes ausruft:

Laissez, au gré de Dieu, laissez errer les mondes;
S'il couvrit leur secret de ténèbres profondes,
Si pendant cinq mille ans nul oeil ne l'a vaincu,
On peut bien vivre encor ainsi qu'on a vécu.

so dass Antonia sogar ihn noch zurechtweisen muss mit den Worten:

C'est assez, Taddeo; n'accusez pas mon père;
Il se doit à son nom et fait ce qu'il faut faire;
Ou, si vous l'accusez, condamnez-moi d'abord,
Car je suis sa complice et nous marchons d'accord.
(Act II. sc. 5).

Da ist auch Vivian, ein mehr begeisterter Anhänger des Galilei, der gegen den an der alten Bewegungstheorie festhaltenden Professor Pompée entschieden die Partei seines Meisters nimmt und dessen bornirte Ansichten lächerlich macht, schliesslich aber doch auch in Galilei dringt, zu widerrufen, weil ja doch gegen Rom nicht anzukommen sei und seine Entdeckungen sich trotz dieses Widerrufes halten würden. — Da ist endlich Livie, die Gattin des Galilei, so eine, wie sie die Gelehrten wohl zu weilen haben, die sich in ihr Dienstmädchen verlieben, und dann an deren plebejische Anschauungen ihr ganzes Leben hindurch geknüpft sind. Zu einer regulären Xanthippe hat sie es zu wenig

Energie und noch zu viel Gutmüthigkeit im Grunde ihres Wesens, aber auch ohne dies kann man einem ideal gesinnten Gatten das Leben schon sauer genug machen. Die Ovationen, die ihrem Gemahle vor seinem Hause von den begeisterten Studenten dargebracht werden, erscheinen ihr demgemäss nur als ein Hexensabbath; seine grossartigen Entdeckungen sind ihr, der bigotten Katholikin, Erfindungen des Teufels, die nach dem Scheiterhaufen riechen und sie ermahnt den grossen Forscher vielmehr jenen seinen würdigen Collegen nachzuleben, die

. . . . enseignent sans bruit ce qu'on veut qu'ils enseignent,
Et, sans se travailler à débattre en public
S'il faut croire Aristote ou croire Copernic,
Ils tiennent sagement que l'opinion vraie
Doit être celle-là pour laquelle on les paie.
Et que, puisque Aristote ouvre le coffre-fort,
Aristote a raison et Copernic a tort.

Diese ganze Stelle, wie auch die folgenden Zeilen:

Aussi ne se font-ils d'affaire avec personne;
Ils emboursent en paix les florins qu'on leur donne;
Ils prospèrent; ils sont bien logés, bien nourris;
Leurs filles ont des dots et trouvent des maris;
Leur auditoire est doux et jamais ne s'attroupe,
Ils rentrent au logis aux heures où l'on soupe;
Mais vous, vous faites rage, et l'on vous applaudit,
Et, pendant ce temps-là, le dîner refroidit.

(Acte I. sc. 5)

haben offenbar eine Beziehung auf die mancherlei Vorkommnisse in der neueren Zeit aus der zweiten Lehranstalt Frankreichs, dem Collège de France zu Paris, die Entfernung des liberal und orleanistisch gesinnten Villemain zu Gunsten des conservativ und imperialistisch gesinnten Nisard, und, das eclatanteste Factum dieser Art, die Entfernung Renan's von seiner Professur der orientalischen Sprachen, die erst neulich wieder zu einer lebhaften Scene im Schoosse des Senates Anlass gegeben hat (mit der bewunderungswürdigen Apologie des Nicht-Eroberers von Sebastopol, Marschall Canrobert, für die guten Sitten und die Religion). — Dahin gehört auch eine andere Stelle des zweiten Aktes, die wir hier gleich mitnehmen wollen. In der dritten Scene dieses Aktes, welche übrigens, wie eine Note lehrt, bei der Aufführung ausgelassen wird und wahrscheinlich eben um

dieser Stelle willen, erscheint nämlich der Grossherzog Ferdinand von Toskana in Person bei Galilei, um ihn zur schleunigen Abreise nach Rom und zum Widerrufe aufzufordern, da er ihn nicht mehr schützen könne, worauf denn Galilei erwidert:

. . . . J'en gémis, Altesse; non pas, certe,
Pour moi, dont pèse peu le salut ou la perte,
Mais pour la liberté des lettres, qui bientôt
N'auront plus un asile où pouvoir parler haut,
Pour vous, pour votre nom, pour votre droit suprême
Que le coup qui me frappe atteint comme moi-même.
Que nous veut Rome ici? Comment et depuis quand
Peut-elle emprisonner un professeur toscan?
Par quel code nouveau m'impute-t-elle à crime
Un livre qu'à Florence un Florentin imprime?
Pardonnez, monseigneur, à d'imprudents discours:
Je ne suis pas versé dans le secret des cours;
J'entends mal quand il faut qu'on résiste ou qu'on cède;
Vous avez fait au mieux pour me venir en aide;
Je ne puis m'empêcher pourtant d'imaginer
Que c'était un spectacle assez grand à donner,
Qu'un prince et qu'un docteur, d'une égale vaillance,
Défendant, l'un son sceptre, et l'autre, la science.

Ein noch schlimmerer Stich liegt aber vielleicht in der Antwort des Grossherzogs:

Tu ne sais pas, vieillard, avec quel bras d'airain
Rome dompte les chefs indociles au frein,
Que de ressorts secrets à ce centre aboutissent,
Et par combien d'échos ses foudres retentissent.
Ce que n'oseraient pas, en de vastes États,
Les rois, les empereurs, les plus grands potentats,
Moi, petit souverain, veux-tu donc que je l'ose? . . .

Doch kehren wir zur Livie zurück. Nachdem sie dem Gemahle eine so schöne Standrede über den Nutzen der wissenschaftlichen Zahmheit und den Schaden eines kalt gewordenen Mittags- oder Abendessens gehalten, verhöhnt sie nach Art der Martine in Molière's Femmes savantes seine dafür aus der Wissenschaft entnommenen Entschuldigungen.

Je voulais observer les taches du Soleil

sagt Galilei begütigend.

Pourquoi? antwortet Livie, — Le vouliez-vous débarbouiller?

und als nun Galilei, auf sie nicht mehr hörend, sich in seine wissenschaftlichen Betrachtungen über die periodische Wiederkehr dieser Flecken und die Gestalt des Mondes versenkt und sich endlich mit einem si bien que, quand la Lune wieder an sie wendet, antwortet sie ihm ächt molièrisch mit einem

. . . . . Au diantre soit la Lune!
Monterez-vous là-haut pour y chercher fortune,
Quand vous vous trouverez — ce qui tardera peu —
N'avoir plus ici-bas ni pain, ni feu, ni lieu?

Sie wirft ihm aber auch Mangel an Interesse für sein Kind vor, an deren Ausstattung er gar nicht denke. Da meint Galilei, dass er ihr einen der herrlichsten Edelsteine als Mitgift aufbewahrt habe und erklärt auf Livie's verwunderte Frage, dass dies der Abendstern sei. Da können wir's ihr denn wohl nicht so übel nehmen, dass sie glaubt, er sei von Sinnen gekommen. Etwas mehr Gefühl zeigt sie allerdings bald darauf, als der Gerichtsbote der Inquisition mit seinem Citationsbefehl vor ihrem Gatten erschienen ist und es ist vollkommen entschuldbar, dass sie sowohl, wie die Tochter, den Galilei zur Flucht auffordern; bald geräth sie jedoch wieder in ihren keifenden Ton und auf Galilei's mit ruhiger Manneswürde gesprochene Worte

J'ai fait en tout ceci selon ma conscience,
Et ma libre parole est due à la science

hat sie die ebenso grausame, wie wenig decente Erwiderung

Quand on pense, monsieur, de si haute façon,
On ne fait pas d'enfant et l'on reste garçon.

Im dritten Acte macht sie Chorus mit den zum Widerrufe Drängenden, aber auch in molièrescher derb-komischer Weise. Sie fleht Vivian und den dabei gegenwärtigen toskanischen Gesandten Niccolini an, doch Galilei's Widerruf herbeizuführen; er, Galilei, sei ein ganz harmloser, etwas einfältiger Mensch

C'est par simplicité qu'il s'est rendu coupable;
C'est un bonhomme, un vieux rêveur qu'en son chemin
Il faut, comme un enfant, conduire par la main.

und, indem sie dem Gatten, der sich erschöpft einen Augenblick niedersetzt, nachläuft und ihn förmlich auf den Leib rückt

. . . . . Que Dieu nous soit en aide!
Est-ce que la science arrangera vos os
Tordus et disloqués par le poing des bourreaux?
Vous dérobera-t-elle au bûcher qui s'allume?
Beau dédommagement qu'une gloire posthume!
A quoi vous servira d'avoir enfin raison,
Quand on vous aura fait brûler comme un tison? etc.

So ist denn in diesen Charakter mit Glück einige molièresche Komik durch den Gegensatz des hochfliegenden Idealismus Galilei's mit der ganz plebejischen, aber durchaus nicht unlogischen und unverständigen Anschauungsweise der Frau Gemahlin hineingebracht. Es fragt sich nur, ob diese Komik hier so wohlthätig wirkt, wie bei Molière, oder wie bei einzelnen Figuren von Ponsard's Lustspielen selbst; ob nicht das Unbehagen des Zuschauers, den grossen Mann gerade an diesen erbärmlichen Nadelstichen leiden und schliesslich doch durch dieselben wesentlich bestimmt werden zu sehen, grösser ist, als die Freude an der naturwüchsigen Komik der Alten.

Von den übrigen Personen wären etwa nur der Professeur Pompée und der Commissaire du Saint-Office hervorzuheben. Die absprechende Art, in welcher der Erstere den neuen Lehren des Galilei entgegentritt, die trefflichen, aus der mittelalterlichen Scholastik und Physik geschöpften Argumente, mit welchen derselbe dessen Entdeckungen der vier Satelliten des Jupiter zu widerlegen unternimmt, zeichnen ganz vorzüglich den am veralteten Herkommen um jeden Preis festhaltenden Pedanten, der eher das Zeugniss von Auge und Ohr verläugnen würde, als die Lehre vom Macrocosmus und Microcosmus aufgeben, und einzelne Stellen in dem Gespräche mit Vivian sind wahrhaft köstlich und erinnern durchaus an die Marphurius und Pancrace in dem molièreschen Mariage forcé. Man höre z. B. Folgendes:

Albert: Sur certain point, docteur, nous sommes en dispute,
Et voudrions savoir ce que vous en pensez.
Pompée: Il sied de demander conseil aux gens sensés
Çà, de quoi s'agit-il?
Vivian: De quatre satellites
Autour de Jupiter décrivant leurs orbites.
Pompée: Ils n'existent pas.
Vivian: Mais . . . .

Pompée: Ne sauraient exister.
Vivian: On peut les voir pourtant et l'on peut les compter.
Pompée: On ne peut les compter, puisqu'ils ne sauraient être.
Albert: Tu l'entends, Vivian?
Vivian: Et pourquoi cela, maître?
Pompée: Parce que, soutenir que Dieu peut avoir fait
Quatre globes en sus des sept globes qu'on sait
Est un propos méchant, un thème chimérique,
Antireligieux, antiphilosophique.

Und ebenso köstlich ist auch die weitere Argumentation von den sieben Fenstern, welche die Menschen in ihrem Kopfe haben, nämlich dem zweifachen Gehör, dem Munde, den beiden Augen und den beiden Nasenlöchern, welche zusammen den Microcosmus bilden, woraus denn folge, dass es auch im Macrocosmus nur sieben Planeten geben könne, nämlich zwei Lichtbringer, Sonne und Mond, zwei feindliche Gestirne, Mars und Saturn, zwei wohlthätige, Jupiter und Venus und ein neutrales, Mercur, und da es ferner nur sieben Metalle, sieben Wunder, sieben Weise in der profanen, sieben Lichter (der siebenarmige Leuchter des alten Bundes), sieben Busspsalmen und sieben Erbsünden in der heiligen Welt gebe, so folge auch daraus wieder unwiderleglich, dass es nur sieben Planeten geben könne. — Bei so trefflichen Argumenten doch mit ansehen zu müssen, wie der Gegner die Vivats des Volks empfängt, während man selbst leer ausgeht, ist freilich schrecklich. Doch die Gelegenheit, Revanche zu nehmen, lässt nicht allzu lange auf sich warten, denn das Volk ist eben eine unverständige Menge, die den eigensten Werth des grossen Mannes zu erkennen unfähig ist und von seinen grossen Entdeckungen vor allen Dingen Nutzen für ihre eigene kleine Existenz erwartet. So drängen sich denn auch hier ein Bauer und ein junges Mädchen aus dem Volk an Galilei heran und wollen der Eine von ihm erfahren, ob er seinen Prozess gegen seinen Nachbar gewinnen werde, die Andere, ob ihr bald ein Ehemann beschieden sein wird und da Galilei von der Zukunft Nichts zu wissen, nicht im Besitze von Zauberkünsten zu sein erklärt, wenden sie sich natürlich achselzuckend von ihm ab. Da tritt nun der Professor Pompée vor, fordert sie auf, ihm zu folgen und wirft ihnen eine solche

Masse astrologischer Namen an den Kopf, dass der Bauer ganz verblüfft ausruft:

A la bonne heure donc! Il parle comme un livre und das Mädchen C'est le vrai savant, ça; c'est celui qu'il faut suivre und vergnügt dem Professor in sein Haus folgen. — Damit ist die Rolle des grossen Pompejus zu Ende; er erscheint nur noch im dritten Akte wieder, um den Triumph des Widerrufes Galilei's zu geniessen, da ihm, zu seinem grössten Verdrusse, jener weit höhere Genuss, den verhassten Gegner brennen zu sehen, durch Galilei's unerwartete Nachgiebigkeit vereitelt ist. — Der Inquisiteur commissaire du Saint-Office hat eigentlich nur eine Scene mit Galilei, die zweite des zweiten Aktes. Er erscheint als Abgeordneter der Inquisition, um Galilei zum Widerrufe aufzufordern, widrigenfalls ihm ein schweres Schicksal drohe. Auf Galilei's Frage, ob er denn die Wahrheit verläugnen dürfe, antwortet er, dass nur die Bibel Wahrheit enthalte und als Galilei darauf den noch jetzt im liberalen Katholicismus geltenden und wahrscheinlich auch mit Ponsard's eigener Meinung übereinstimmenden Unterschied zwischen den unveränderlichen Wahrheiten der Religion und den der Entwicklung anheimgegebenen Wahrheiten der Naturwissenschaft macht, will der Inquisitor auch in diesen den Fortschritt nicht gelten lassen, wenn durch denselben irgend eine religiöse Wahrheit gefährdet werden könnte; auch die Wissenschaft gehe nur sicher, wenn sie die Religion stets als Leitstern im Auge behalte, sobald sie diese erhabene Wächterin ausser Acht lasse, laufe sie Gefahr, wie ein Betrunkener zu taumeln und in den Abgrund zu stürzen. Sein System erschüttere durch die Umwälzung der Astronomie auch den Glauben, denn wenn die Bibel eine falsche Physik lehre, könnte auch die Wahrheit ihrer Dogmen zweifelhaft sein. Vergebens gebraucht nun Galilei das bekannte Argument von dem Josua, der sich den Volksanschauungen anbequemte, der Inquisitor fordert für die Bibel Glauben, keine Entschuldigung. Und wenn seine Theorie auch wahr wäre, setzt er hinzu, selbst die nur mögliche Beunruhigung irgend eines Gewissens durch dieselbe, sei schrecklicher, als alle Erfolge der Wissenschaft segensreich. Auf diese Beschuldigung, den Glauben zu erschüttern, antwortet Galilei mit einer Apostrophe, welche eigentlich

die Bravourstelle des Stückes bildet, und daher auch lange vor dem Erscheinen desselben in Druck von den Zeitungen mitgetheilt worden ist. Sie lautet:

Moi, détruire la foi, quand j'agrandis le culte!
Montrer Dieu dans son oeuvre, est-ce lui faire insulte?
Ah! la comprendre mieux, c'est la mieux adorer,
Et c'est l'honorer mal que la défigurer.
Les cieux, selon la Bible en qui nous devons croire,
Les cieux de leur auteur nous racontent la gloire;
Eh bien, j'ai mieux qu'un autre écouté leur récit,
— Et je l'ai répété comme les cieux l'ont dit.
Par quel besoin? dit-on. Par un besoin auguste:
La soif du vrai, l'horreur du faux, l'amour du juste.
Dieu mit dans tous les coeurs ces instincts généreux,
Et les fit si puissants, que l'on mourrait pour eux;
C'est là qu'est la grandeur, et la force et la vie;
Qui les sert est pieux, qui les étouffe, impie.
D'ailleurs, est-ce qu'on peut jamais les étouffer,
Et, pour m'avoir vaincu, croirez-vous triompher?
Peut-on barrer le cours d'une vérité neuve?
Arrêter une goutte, est-ce arrêter un fleuve?
Croyez-moi, respectez ces aspirations,
Elles ont trop d'élans et trop d'expansions
Pour souffrir qu'un geôlier les tienne prisonnières;
Laissez-leur le champ libre, ou malheur aux barrières!
Ah! Rome, aux premiers jours de ton culte proscrit,
Tu disais n'opposer au glaive que l'esprit;
N'as-tu donc triomphé que pour changer de rôle,
Et toi-même opposer le glaive à la parole?

Natürlich macht diese Tirade einen weit grösseren Eindruck auf die Hörer und Zuschauer, als auf den Inquisitor, der vielmehr noch einmal zum Widerruf auffordert und nachdem er ihm das betreffende Formular hinterlassen und nicht allzu unverständlich auf den Feuertod hingewiesen hat, sich entfernt.

Von den sonst noch auftretenden Personen des Stückes ist nicht viel zu sagen. Der Präsident des Inquisitionstribunals erscheint nur in seiner Function, um den Galilei zu inquiriren und das Widerrufsformular vorzulesen. Albert, der Anhänger des Alten, soll den Gegensatz zu Vivian, den Vertreter des neuen Princips bilden; der Mönch hält eine Capucinade gegen Galilei über den Text der Apostelgeschichte I,

11: „Ihr Männer von Galiläa, was stehet ihr und sehet gen Himmel," französisch: Hommes Galiléens, pourquoi vous arrêtez-vous à regarder au ciel? oder bei Ponsard: Dans les cieux Pourquoi, Galiléens, promenez-vous vos yeux? (ein historisches Factum, worüber weiter unten das Nähere). In dieser Strafpredigt fehlen natürlich die gewöhnlichen argumenta ad hominem nicht — das Uebertreten des Ar, die verhagelten Weinberge sind Beweise des Zornes des Himmels und wie sollte die Erde denn auch gehen, hat sie denn Füsse? Wenn wir uns drehten, wie sollte denn die Schwalbe ihr Nest wiederfinden und müssten dann nicht die Pfeile, die man abschiesst, statt vor uns, hinter uns zur Erde fallen? — Argumente, die mit grossem Beifall von der Menge aufgenommen werden und einen Auflauf zwischen den Studenten, die den Galilei und der Menge, die den Mönch hoch leben lässt, veranlassen.

Was nun aber den Helden des Stückes, Galilei, betrifft, so haben wir ihn gelegentlich der Charakteristik der anderen Personen schon in seinen Hauptbeziehungen zu denselben geschildert, zu seiner Gattin Livie und seiner Tochter Antonia, zum Grossherzog und zum Inquisitor. Damit ist auch sein Charakterbild in den Hauptzügen vollendet und wir haben nur Weniges zur Vervollständigung desselben hinzuzufügen. Der zweite Act, welcher in dem Arbeitskabinette Galilei's spielt, eröffnet mit einem grossen Monologe des Philosophen, welcher uns wie eine Nachahmung unseres Faust'schen Monologes anmuthet, allerdings aber dramatisch noch weit weniger gerechtfertigt ist als jener. Derselbe ist nämlich im Grunde nichts Anderes als eine Episode aus einem didaktischen Gedichte über die Bewegungen der Himmelskörper und als solche allerdings trefflich und ächt poetisch gedacht. Diese 106 Verse lesen sich sehr gut, auf der Bühne jedoch können sie keinen besonderen Effekt machen und während der Faust'sche Monolog uns sofort einen tiefen Einblick in die Seele des Hauptheldeu gewährt, trägt dieses Galilei'sche Selbstgespräch nicht das Geringste zur Charakteristik seines Urhebers bei. In dem Gespräche mit der Tochter und deren Geliebten Taddeo, welches nach der Entfernung des Inquisitors stattfindet, wird uns der Seelenkampf Galilei's geschildert, der ihn zwischen der Liebe zu seiner

Tochter, die er gern glücklich und wohlversorgt sehen, und der Liebe zur Wissenschaft, deren Panier er zu gleicher Zeit gern hoch halten möchte, schmerzlich hin und herwirft; zu einer Entscheidung kommt es jedoch in dieser Scene noch nicht. In den Anfangsscenen des folgenden Actes stürmen nun Alle auf ihn ein: sein Lieblingsschüler Vivian, der sich den Weg in sein Gefängniss zu Rom gebahnt hat; Niccolini, der toskanische Gesandte, der ihn nicht länger schützen kann; Livie, die ihn geradezu für besessen hält; endlich der schwerste Angreifer von Allen, seine geliebte Tochter Antonia, die an sein väterliches Herz appellirt. Er setzt dem Allen eine Zeit lang das edle Widerstreben eines hochherzigen Jüngers der Wahrheit entgegen und trefflich schildert er die Qualen, die ihn zerreissen, in den Worten:

Ah! vous ne savez pas ce que vous exigez,
Quel principe vital en moi vous égorgez!
Ce qu'on demande est plus que mon sang; c'est mon âme,
Ma force, ma raison d'être, ma foi, ma flamme.
Chaque vie a son but, et c'est pourquoi l'on vit;
Tout ploie et croule en nous, dès qu'on nous le ravit.
à Niccolini.
Supposez votre duc détrôné par le pape;
à Taddeo.
Suppose, Taddeo, qu'Antonia t'échappe;
Eh bien, le déshonneur du souverain chassé,
Les transports furieux de l'amant remplacé,
Rage, déchirements, honte, angoisses suprêmes,
J'en ressens les effets autant et plus qu'eux-mêmes;
J'ai comme eux ma maîtresse, et j'ai ma royauté:
La Science! J'adore à genoux sa beauté,
Et vous pouvez juger de quel coup l'on me tue,
Quand on veut, Dieu puissant, que je la prostitue! . . . .

Und als seine Umgebung immer wieder von Neuem in ihn dringt, bricht er in den verzweifelten Schmerzensruf aus:

Qu'ai je donc fait, grand Dieu! pour être ainsi traité?
N'est-ce pas une chose étrange, en vérité,
Qu'il faille que toujours on insulte, on diffame,
On poursuive à grands cris, par le fer, par la flamme,
On traque étroitement, comme un loup enragé,
Comme un affreux brigand d'homicides chargé,

L'homme qui, travaillant à la gloire humaine,
Veut de l'intelligence élargir le domaine,
Et que des êtres doux et bons soient plus haïs,
Pour avoir par leur oeuvre honoré leur pays,
Lui donnant leurs labeurs, leurs veilles, leurs fatigues,
Qu'un ennemi public en ses noires intrigues!

Und inniges Mitleid, wenn auch nicht hohe Bewunderung, müssen wir ihm zollen, wenn er mit den Worten schliesst

— Tu le sais, ô mon Dieu! j'ai fait ce que j'ai pu;
Mais quoi! par certains chocs tout courage est rompu;
L'homme qui se soutient tant que ton bras le mène,
Ne peut aller plus loin, seul, que la force humaine.
Donne-moi donc, Seigneur, la puissance qu'il faut
Pour dompter la nature et vaincre son assaut,
Ou bien pardonne-moi si, faible créature,
Les pleurs de mon enfant me forcent au parjure.

Die Wehklage dann, in die er ausbricht, während die Mönche, als Zeichen der Demüthigung, ihm sein Obergewand ausziehen

Adieu, travaux! Adieu, magnifiques conquêtes!
Adieu, les beaux élans, la pensée et ses fêtes,
Coups d'ailes du génie, essors qui m'emportiez,
Presque dieu, repoussant la terre de mes pieds,
Illuminé d'éclairs, ivre de découvertes,
Dans les immensités que je m'étais ouvertes!
Adieu, rêves, espoirs, gloire! Adieu sans retour,
Oeuvre de cinquante ans, brisée en un seul jour!

erinnert an die ähnliche Wehklage des Shakespeare'schen Othello, nachdem ihm die Ueberzeugung von der vermeintlichen Untreue Desdemona's innerlich gebrochen hat

. . . . . O now, for ever,
Farewell the tranquil mind! farewell content!
Farewell the plumed troop, and the big wars,
That make ambition virtue! O, farewell!
Farewell the neighing steed, and the shrill trump,
The spirit-stirring drum, the ear-piercing fife,
The royal banner; and all quality,
Pride, pomp and circumstance of glorious war
And O you mortal engines, whose rude throats
The immortal Jove's dread clamours counterfeit,
Farewell! Othello's occupation gone!

Die Abschwörung selbst findet nun in der Weise statt, dass er zuerst sein Buch Dialogue de trois amis, touchant le système des cieux (den italiänischen Titel desselben siehe weiter unten) als ketzerisch verdammen muss, worauf der Inquisitor ein umständlich motivirtes Urtheil vorliest, wornach dieses Buch durch öffentliches Edict verboten, er selbst, Galilei, aber zum Inquisitionsgefängniss verurtheilt wird, mit reservirtem Rechte, denselben je nach Lage der Umstände ganz oder theilweise zu begnadigen, worauf dann Galilei noch knieend die Abschwörungsformel verliest und in ein Kloster zu Livorno consignirt wird. Indem er dann aufsteht und auf die Erde stampft, ruft er, jedoch beiseite, das berühmte

Et pourtant elle tourne!

aus und der Vorhang fällt. Mit diesem halben oder Viertels-Triumphe der Wahrheit, diesem Schnippchen in der Tasche gegen die priesterliche Omnipotenz schliesst also das Stück, das, wie wir schon erwähnten, auch den heutigen, ziemlich defekten Stuhl des heiligen Petrus nicht eben sonderlich in Ungelegenheit bringen und gewiss auch nicht, wie einst Galilei's Buch, auf den Index congregationis kommen wird.

Als poetisches Werk betrachtet ist dasselbe jedoch, wie schon aus der vorhergehenden Skizze erhellen muss, keineswegs ganz ohne Werth, wenn auch, wie alle Ponsard'schen Dichtungen, kein eigentlich geniales und von wahrer schöpferischer Kraft getragenes Werk. Die Gesinnungen Galilei's sind in edler Sprache ausgedrückt, manch schönes Wort zu Gunsten der freien Forschung fliesst mit ein und wie die Charaktere sämmtlich durchweg gehalten sind, so treten namentlich in dem Zwiegespräche Galilei's mit dem Delegirten der Inquisition die Gegensätze in voller Schärfe gegeneinander und Ponsard zeigt hier jene Klarheit und Durchsichtigkeit der Diction, welche eine seiner Hauptvorzüge ist und in der der wesentlichste Theil seiner Berechtigung liegt, als ein Nachfolger und würdiger Schüler der grossen dramatischen Meister des 17. Jahrhunderts zu gelten. Sonst ist der Galilée, den der Dichter ja auch nicht Tragédie, sondern Drame benennt, in manchen Partien durchaus nicht klassisch. Dass die drei Einheiten nicht eingehalten sind, darüber wollen wir jetzt, da Ponsard schon in seinem ersten

Stücke, der Lucrèce, in dieser Beziehung sich von Corneille und Racine emancipirte, kein Wort mehr verlieren. Ebensowenig wollen wir das Nicht-Antike des Stoffes besonders hervorheben, da er in der Agnès de Méranie ja schon einen mittelalterlichen und in der Charlotte Corday einen ganz modernen Stoff behandelte; obgleich allerdings der Gedanke, einen Astronomen zum Hauptthelden einer Tragödie und die Discussion über eine Lehre der mathematischen Geographie zur Haupthandlung derselben zu machen, von so eigenthümlicher Art ist, dass Corneille und Racine, und noch mehr des Letzteren ehrenwerthe Commentatoren, Laharpe und Geoffroy, sicherlich darüber bedenklich den Kopf geschüttelt haben würden. Wie wunderbar würde ihnen wohl jene Apostrophe des Galilei'schen Monologes im zweiten Acte an die Sonne geklungen haben:

Soleil, globe de feu, gigantesque fournaise,
Chaos incandescent où bout une genèse,
Océan furieux où flottent éperdus
Les liquides granits et les métaux fondus,
Heurtant, brisant, mêlant leurs vagues enflammées
Sous de noirs ouragans tout chargés de fumées,
Houle ardente, où parfois nage un îlot vermeil,
Tache aujourd'hui, demain écorce du Soleil;
Autour de toi se meut, ô fécond incendie,
La Terre, notre mère, à peine refroidie,
Et, refroidis comme elle et comme elle habités,
Mars sanglant et Vénus, l'astre aux blanches clartés,
Dans tes proches splendeurs Mercure qui se baigne,
Et Saturne en exil aux confins de ton règne,
Et par Dieu, puis par moi, couronné dans l'éther
D'un quadruple bandeau de lunes, Jupiter.

Noch mehr vielleicht die astrologische Gelehrsamkeit des Professor Pompée im ersten Akte:

Je possède Zaël, Maginus, Bonatus,
Pythagore, Avicenne, Agrippa, Duretus;
L'alphabet sidéral est pour moi sans mystère,
Et je connais le ciel aussi bien que la terre.
Rien ne m'est étranger, ni les Douze Maisons,
Ni les Almochodens et Catabibazons,
Ni les signes heureux et les signes hostiles,
Sous leurs aspects conjoints, ternaires et sextiles,
Ni les degrés divers, ni la nativité
Calculée ab horis, ou par triplicité.

Das ist denn doch weit eher Victor Hugo'sche couleur locale, als klassische Generalisirung nach der bekannten Vorschrift Buffon's, „die Dinge nur immer nach ihren allgemeinsten Beziehungen zu nennen“ (l'attention à ne nommer les choses que par les termes les plus généraux, siehe Villemain Cours de Littérature française, vingt et unième leçon, — Buffon). — Ebenso ist weit mehr nach dem Muster Victor Hugo's, als nach dem von Racine, die Einfügung prosaischer Stellen in den dichterischen Context, wie es hier mit der Verlesung der Citation durch den Gerichtsboten der Inquisition und des Urtheils, wie der Abschwörungsformel im letzten Acte geschieht; doch hatte Ponsard allerdings schon in seiner Charlotte Corday einen Artikel aus dem Marat'schen Ami du Peuple verlesen lassen und schon bei der Besprechung des Ulysse im Jahre 1852 bemerkten wir, dass der restaurirte Classicismus nicht unbedeutende Concessionen an den Romanticismus gemacht habe. — Zu diesen gehören wohl auch, wenn auch freilich nur im untergeordneten Maasse sprachliche Neuerungen, Abweichungen von dem recipirten Style der Classicität und den oben erwähnten termes généraux. So würde allerdings Racine sicherlich nicht von einem chaos incandescent, où bout une genèse, von einer houle ardente, où parfois nage un îlot vermeil, von einer fécond incendie, einer gigantesque fournaise u. s. w. gesprochen haben, — an und für sich unklassisch sind jedoch diese Ausdrücke nicht und Buffon in seiner wissenschaftlich-poetischen Prosa würde sich nicht gescheut haben, dieselben anzuwenden. Als eigentlichen, der Classicität in ihrem weiteren Umfange, wie sie durch das Dictionnaire de l'Académie bestimmt ist, nicht angehörigen Ausdruck haben wir nur das Wort antireligieux im ersten Akte gefunden. Der Professor Pompée spricht dort davon, dass behaupten zu wollen, Gott habe ausser den sieben Himmelskörpern auch noch vier andere machen können, sei un propos méchant, un thème chimérique, antireligieux, antiphilosophique. Nun findet sich wohl das Wort antiphilosophique im Dict. de l'Acad., nicht aber das Wort antireligieux, welches auch Boiste Pan-Lexique nicht kennt.

Wenden wir uns jetzt schliesslich zu der Frage, wie sich der Inhalt dieses Ponsard'schen Stückes zu der historischen

Wahrheit verhalte, so folgen wir in dieser Beziehung einer Abhandlung, welche vor drei Jahren, aus Anlass des 300jährigen Geburtstages Galilei's, der bekanntlich überall in Italien und Deutschland festlich begangen wurde, im Archiv der Mathematik und Physik, herausgegeben von Joh. August Grunert, Prof. in Greifswald (42. Theil, drittes Heft, Greifswald 1864), *) erschienen ist. Ohne in die Einzelheiten dieser interessanten Abhandlung des Herrn Gymnasiallehrers Dr. Johannes Streit näher einzugehen, bemerken wir nur in Bezug auf unser Stück, dass zunächst das Chronologische desselben in der Hauptsache in Ordnung ist. Galilei, am 18. Februar 1564 zu Pisa geboren, erschien wirklich im Jahre 1633, also bereits im Alter von 69 oder 70 Jahren vor dem Inquisitionstribunale in Rom; nur insofern rückt der Dichter, jedoch ohne eigentlich zwingenden Grund, die Zeit etwas näher zusammen, als er dem Galilei die Citation in Florenz am 15. März des Jahres einhändigen lässt, um am 12. April daselbst zu erscheinen, während in Wirklichkeit Galilei bereits am 13. Februar dort ankam und zwei Monate im Hause des toskanischen Gesandten Niccolini verweilte, ohne dass in seiner Sache irgend Etwas geschah, worauf er denn Mitte April diese Wohnung mit den Gefängnissen der Inquisition vertauschen musste, wo er ungefähr 14 Tage verblieb. Dann erhielt er die Erlaubniss, zu Niccolini zurückzukehren; am 20. Juni wurde er aber noch einmal vor die Inquisition geführt, um sein Urtheil zu vernehmen, welches auf Haft in den Gefängnissen der Inquisition auf eine vom Papste zu bestimmende Zeit lautete. Dies Letztere stimmt gleichfalls in der Hauptsache mit der Ponsard'schen Darstellung überein, die ihm ein Kloster zu Livorno als Haftsort anweisen lässt, denn diese Internirungen in Klöster wurden als eine Art milder Haft angesehen. „Knieend musste er seine Irrthümer abschwören," sagt Streit, „und feierlich versprechen, über die Bewegung der Erde, welche als eine falsche, unsinnige, ketzerische und den Lehren der Schrift widersprechende Meinung verdammt wurde, niemals zu reden oder zu schreiben." Auch dies ist ganz getreu bei Ponsard. — Ebenso verhält es sich mit der in diese

*) Ich verdanke diesen Hinweis meinem hiesigen geschätzten Collegen, Herrn Dr. am Ende.

Verdammung mit eingeschlossenen Schrift, welche der Dichter unter dem Namen Dialogue de trois amis, touchant le système des cieux anführt. Dieselbe wurde in der That der Anlass zu dem gegen ihn eingeleiteten Verfahren und ihr italiänischer Titel lautet: Dialogo intorno al due massimi sistemi del mondo, Tolemaico e Copernicano (Dialog über die beiden bedeutendsten Weltsysteme, das Ptolemäische und das Copernikanische). Nach Streit war es gerade die freundliche Aufnahme, die er bei einem früheren Besuche in Rom gefunden hatte, und der Umstand, dass im Jahre 1623 sein langjähriger Freund, der Cardinal Maffeo Barbarini, unter dem Namen Urban VIII., den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, der ihn ermuthigte, diese Schrift herauszugeben, in welcher er alle Gründe für die Richtigkeit des Copernikanischen Systemes zweien seiner Freunde, Sagredo und Salviati, in den Mund legt, denen er als Vertheidiger der ptolemäischen Ansichten einen Peripatetiker Simplicio gegenüberstellt, der dabei in einem sehr ungünstigen Lichte erscheint und die albernsten Dinge zu Tage fördert. Während nun aber der einfältige Simplicio jeden Augenblick im Begriffe scheint, vollständig matt gesetzt zu werden, erhält er ganz unerwartet am Schlusse die Oberhand und wird die Entscheidung zu Gunsten des Ptolemäus getroffen. „Es ist ein Beweis von dem Ungeschick oder der Unwissenheit der Censoren," fährt Streit fort, „welchen die Gespräche zur Beurtheilung vorlagen, dass sie den Hohn und Spott nicht erkannten, welche aus dieser Art der Behandlung sprechen. . . . Die Druckerlaubniss wurde, nach Abänderung einiger Stellen, gegeben, und da eine in Toscana ausgebrochene Epidemie Galilei von der Reise nach Rom abhielt, so erschien das Werk 1632 in Florenz, nach einer nochmaligen Revision durch die dortigen Censoren und den General-Inquisitor, und wurde mit grossem Beifall aufgenommen. Aber sogleich regten sich seine Feinde: es erschienen eine Menge von Gegenschriften; er wurde abermals bei der Inquisition denuncirt und dem Papste die Meinung beigebracht, dass Galilei unter dem Simplicio ihn gemeint habe." Und nun wandte sich das Blatt. „Mit unerbittlicher Strenge," sagt Streit, „ohne Rücksicht auf seine Kränklichkeit, auf die Strenge des Winters oder auf die Gefahren des herrschenden Contagiums,

wurde der fast 70jährige Greis nach Rom vor die Congregation des Sant Ufficio geladen, um sich zu verantworten" und es erfolgte dann das Weitere, was uns Ponsard schildert. — Ueber die Folterung Galilei's stehen die Ansichten nicht fest. Streit bemerkt darüber: „Man hat bezweifelt, ob Galilei gefoltert worden ist. Ihm selbst war jede Mittheilung über das, was mit ihm im Inquisitionsgefängniss vorgegangen, streng untersagt. Es finden sich aber in dem Urtheil, welches nebst den übrigen Prozessakten erhalten ist (in den Supplementwerken Galilei's Appendice relativa al processo di Galileo), folgende Worte: Und da es Uns so vorkam, als hättest Du nicht aufrichtig die Wahrheit über Deine Meinung gesagt, schien es uns nöthig, mit dem examen rigorosum gegen Dich vorzugehen, in welchem Du katholisch geantwortet hast. . . . Die Sprache der Inquisition kennt nur eine Bedeutung für examen rigorosum: die Tortur!" Nach einer anderen Ansicht, die Streit in den Anmerkungen mittheilt, wäre unter dem peinlichen Verhöre, wenigstens in diesem speziellen Falle, nur die Befragung vor Anwendung der Tortur, vielleicht in Gegenwart der Marterinstrumente und unter Bedrohung mit den Qualen derselben, zu verstehen; der Verf. will sich darüber aber nicht definitiv entscheiden. Ponsard lässt, wie wir gesehen haben, diesen Incidenzpunkt ganz fallen und den Galilei durch die Bitten seiner Angehörigen und Freunde zum Nachgeben bewegt werden. Da Galilei eben doch kein Charakter wie Arnold von Brescia und Huss war, so bleibt es sich für die moralische Wirkung der Handlung im Grunde ganz gleich, ob sein Nachgeben durch die Körperqualen der Folter, oder durch die Seelenqualen der flehentlichen Bitten seiner Angehörigen und Freunde bewirkt wurde. — Wie wir gesehen haben, schliesst das Stück mit dem Et pourtant elle tourne Galilei's, der Uebersetzung des berühmten und viel wiederholten e pur si muove, dessen Wirkung aber Ponsard bedeutend abschwächt, indem er es ihn, wie er freilich nach dem Gange der Handlung nicht anders konnte, beiseite aussprechen lässt. Streit bemerkt über diese Worte, dass sie nicht beglaubigt seien und ihm von einer späteren Zeit in den Mund gelegt zu sein scheinen. — Ueber seine letzten Lebensjahre bemerkt Streit noch: „Gebrochen an Körper, aber ungebrochen an Geist

verliess Galilei Rom und brachte mit Erlaubniss des Papstes bei dem Erzbischof von Siena, seinem Schüler und treuen Freunde, fünf Monate zu; dann bezog er die Villa di San Matteo in Arcetri bei Florenz, die ihm als Gefängniss angewiesen wurde. Die von ihm nachgesuchte Erlaubniss nach Florenz gehen oder wenigstens den Besuch seiner Freunde empfangen zu dürfen, wurde ihm abgeschlagen mit dem Bedeuten, sich künftig jeder Bitte zu enthalten, wenn er nicht in das Inquisitionsgefängniss zurückwandern wolle und diese unmenschliche Ankündigung des Inquisitors erhielt er an demselben Tage, an welchem die Aerzte ihm die bevorstehende Auflösung seiner Lieblingstochter Celeste, die ihm die Tage seines Unglücks hatte erleichtern helfen, ankündigten. Alles schien sich zu vereinigen, um ihm die letzten Jahre seines Lebens zu verbittern. Sein Sohn machte ihm Kummer durch schlechte Aufführung. Schon 1632 hatte sich eine merkliche Abnahme seiner Sehkraft gezeigt; Ende 1637 erblindeten die Augen für immer, welche so viele herrliche und glänzende Erscheinungen entdeckt hatten. Auch seine wissenschaftlichen Unternehmungen schlugen fehl; die Mönche hörten nicht auf, ihn zu verfolgen, und wohin er seine Werke schicken mochte, überall traf von Rom der Befehl ein, den Druck zu verhindern. Schon vor 20 Jahren hatte er dem spanischen Hofe eine neue Methode der geographischen Längenbestimmung vorgeschlagen; die Verhandlung war wiederholt abgebrochen und wieder aufgenommen, aber noch stets fruchtlos geblieben. Er bot seine Erfindung auf den Rath seiner Freunde den Generalstaaten von Holland an; die Unterhandlungen waren noch im Gange, als er, 78 Jahre alt, am 8. Januar 1642 starb.“ — Was die hier erwähnte Lieblingstochter, die Schwester Celeste anbetrifft, die ihm die Tage seines Unglücks hatte erleichtern helfen, so ist in ihr also die Antonia Ponsard's zu suchen. Streit bemerkt überhaupt über seine Familie, dass er zwei Töchter, Julia und Polissena hatte, die unter dem Namen Arcangela und Celeste den Schleier nahmen, während sein Sohn Vincenzo, der den Vater nur wenige Jahre überlebte, sich später geschickt in der Mechanik zeigte. Ponsard hat mit Recht diese Verhältnisse bedeutend vereinfacht. Was nun aber die Gattin Galilei's betrifft, die bei Ponsard

Livie heisst, und im Ganzen eine wenig erfreuliche Erscheinung ist, so wird dieselbe von Streit als eine wegen ihrer Schönheit berühmte Dame, Namens Marina de Gamba bezeichnet, mit der er sich in Padua verband, woselbst ihn die Republik Venedig als Professor angestellt hatte, und er eines ganz ausserordentlichen Beifalles genoss, so dass er kaum einen Hörsaal finden konnte, der gross genug für seine Zuhörerschaft war und wo er auch seine Schüler in seinem Hause oft um sich versammelte und bewirthete. Wie er dies mit 180 fl. Gehalt, die er dort bezog, möglich machte, ist für uns allerdings ein Räthsel, jedenfalls aber schmeckt dies nicht nach der Livie Ponsard's, die in die Lamentationen ausbricht:

— Notre terme est échu; l'argent manque; de sorte
Qu'on nous a menacés de nous mettre à la porte.

Was die übrigen Personen des Stücks betrifft, so haben wir aus dem Angeführten schon ersehen, dass Niccolini, der toskanische Gesandte, gleichfalls eine historische Person ist. Dasselbe gilt auch noch von Vivian, dem Schüler und Anhänger Galilei's und dem Mönche. Streit erwähnt den Ersteren unter dem Namen Viviani als Galilei's treuen Schüler und Biographen, während der Mönch der Pater Caccini war, der auf Anlass des Erzbischofs von Florenz, eines Hauptfeindes Galilei's, gegen ihn von der Kanzel herab eiferte. Ja auch der allgemeine Inhalt der Predigt ist bei Ponsard ganz richtig angegeben. Dieser Pater legte nämlich in der That seiner Predigt die Worte des Lukas zum Grunde: „Viri Galilei, quid statis, adspicientes coelum," und führte aus, dass die Geometrie eine teuflische Kunst sei, und dass die Mathematiker, als Anstifter sämmtlicher Ketzereien, aus allen Staaten verbannt werden müssten. „Unaufhörlich," setzt Streit hinzu, „wiederholte man die Worte der Schrift: Terra in aeternum stat und die Stelle, wo erzählt wird, dass Josua die Sonne stillstehen hiess." Auch waren es dieser Caccini und noch ein anderer Dominikanermönch Lorini, welche Galilei bei der Inquisition denuncirten. Auch der Professor Pompée ist wenigstens insofern historisch, als es Diejenigen unter seinen Collegen, welche sich zur Lehre des Aristoteles bekannten, waren, die fortwäh-

rend Intriguen gegen ihn schmiedeten; der Grossherzog von Toskana ist Cosmos II. Medici, welcher im Jahre 1610 Galilei nach Toskana zurückberief als ersten Professor der Mathematik an der Universität Pisa mit einem Jahrgehalt von 1000 Skudi, ohne die Verpflichtung, in Pisa zu wohnen und Vorlesungen zu halten, und zugleich als Mathematiker und Philosophen des grossherzoglichen Hofes. Dieses glänzende Anerbieten veranlasste ihn, seine friedliche und glückliche Stellung an der Universität Padua, wo man mittlerweile seinen Gehalt auch schon auf 1000 fl. erhöht hatte, aufzugeben und Ponsard lässt ihn, nach der Erklärung des Grossherzogs, ihn nicht länger schützen zu können, in die bedauernden Worte ausbrechen:

— O Venise, sol libre, aux travaux salutaire,
Où j'enseignais en paix, où, de tous applaudi,
Je pris possession de l'espace agrandi,
Ah! tu n'eusses pas, toi, de mes bourreaux complice,
Livré servilement sa proie au saint office!
Amorcé par un prince, ébloui par la cour,
J'ai fui pour cet appât mon tranquille séjour etc.

Endlich noch ein Wort über die Aufführung des Stückes, soweit dieselbe sich aus der Ferne beurtheilen lässt. Wie es in Frankreich von Alters her Sitte ist, und sich auch noch in den Originalausgaben von Corneille und Racine findet, dass bei dem Personenverzeichniss des Stückes die Namen derjenigen Schauspieler angegeben werden, qui ont créé le rôle, wie der technische Ausdruck heisst, d. h. welche zuerst diese Rolle dargestellt haben, so finden sich auch in dieser Originalausgabe des Galilée neben den dramatischen Personen diese Namen verzeichnet. Und da begegnen uns denn jene Namen wieder, welche Jedem, der einmal das Glück gehabt hat, auf einige Zeit den in so grosser Vollendung durchgeführten dramatischen Vorstellungen des Théâtre français zu Paris zu folgen, ewig theuer sein müssen. Dem Verfasser dieses kleinen Aufsatzes ward dieses Glück vor etwa 17 Jahren; seitdem ist allerdings mancher grosse Name aus der Stammrolle der Comédiens ordinaires de l'Empereur verschwunden und vergebens sucht man die Stelle einer Rachel, eines Beauvallet (ein so würdiger Ruhmesrivale der Rachel als Horace in der gleichnamigen Tragödie

Corneille's!), eines Samson (des dramatischen Lehrers der Rachel, unübertrefflich in dem Scribe'schen Bertrand et Raton und so manchen anderen Lustspielen), eines Ligier (ein Corneille'scher Cinna, wie es keinen zweiten wieder gegeben hat) und so vieler Anderen. Aber noch immer sind herrliche Namen da. Da wird Geffroy in der Titelrolle genannt, einst vorzüglich als König Franz in Scribe's Contes de la Reine de Navarre, wie als Assuérus in der im Jahre 1864 neu in Scene gesetzten Esther Racine's; Delaunay als Taddeo, vorzüglich in den Alfred de Musset'schen Lustspielen (le Chandelier; Il ne faut jurer de rien, „Nur nicht niemals, niemals, niemals! sagen" u. s. w.) und damals noch ein ausserordentlich jugendlicher Liebhaber; Maubant als Commissaire du Saint Office, vortrefflich in schreckenerregender Furchtbarkeit als Richard III. in Delavigne's Enfants d'Édouard, wie vor 3 Jahren als Aman in der Esther; und unter den Damen, die 1850 noch in lieblichster Jugend strahlende Mlle Favart, eine reizende Isabelle, Infante de Portugal, in Scribe's Contes de la Reine de Navarre, und wahrhaft bezaubernd als die kleine, schalkhafte Agathe in desselben Camaraderie, aber auch noch 1864 ungemein bestechend als Esther, wie als Laure in Ponsard's l'Honneur et l'Argent — hier Antonia, die liebende Tochter Galilei's. — Und so ist die Aufführung ohne allen Zweifel eine vorzügliche gewesen.

Es erübrigt uns noch der Dedication zu erwähnen, die A Son Altesse Impériale, Monseigneur le Prince Napoléon gerichtet ist, der bekanntlich auch in kirchlicher Beziehung der Kaiserin möglichst Opposition macht und eben kein Freund Rom's ist. Sie lautet sehr kurz und bündig folgendermassen: Monseigneur, Votre Altesse a bien voulu accepter la dédicace de Galilée il y a deux ans, quand la pièce n'était pas destinée au théâtre, j'espère que la représentation ne l'a pas rendue indigne de vous être offerte.

Veuillez agréer, Monseigneur, l'expression de ma respectueuse et déjà bien ancienne affection François Ponsard.

Ob wir noch einmal Gelegenheit haben werden, in diesen Blättern ein ponsard'sches Stück zu besprechen? Es ist dazu wohl wenig Aussicht vorhanden, denn wie es heisst, ist der Dich-

ter der Lucrèce, die seine dramatische Laufbahn zu Anfange der vierziger Jahre begann, und dessen Bildniss die Leipziger Illustrirte Zeitung vor Kurzem brachte, sehr krank und wenig Hoffnung für seine Wiederherstellung vorhanden. Wer wird dann das verwaiste Scepter Racine's in die Hand nehmen oder haben wir das Wiederaufleben des romantischen Geschmacks und einen Victor Hugo den Zweiten zu erwarten? — Qui vivra, verra.

Sprottau. Dr. M. Maass.

Zur Quellenkunde des deutschen Sprichworts.

Durch die im. J. 1863 begonnene und bis jetzt mit unvermindertem Fleiss und Eifer fortgeführte Herausgabe seines deutschen Sprichwörter-Lexikons hat K. Wander ein grosses und überaus schätzbares Verdienst um unsere Sprache und zugleich den besonderen Dank aller Freunde dieses Literaturzweiges sich erworben. Gleichwohl wird auch nach Vollendung dieses alle früheren Sammlungen weit überholenden und deutschen Fleiss und Ausdauer ehrenden Werkes die Erschöpfung unseres nationalen Sprichwörter-Schatzes, wie der Verfasser selbst sich bescheidet, nur erst zur Hälfte geschehen seyn, denn der Reichthum unserer Nation an „Volksweisheit," an „Weisheit auf der Gasse" ist ein fast unübersehbarer und auch bei dem riesigsten Fleisse durch Eines Mannes Kraft nicht zu bewältigender, er ist ein solcher, wie ihn kein anderes Volk je besass oder ihn in der Gegenwart zu besitzen sich rühmen darf.

Der einstige Auf- und Ausbau eines möglichst erschöpfenden — absolute Vollständigkeit wird wie bei jedem Menschenwerke auch hier stets Ideal bleiben — und auf chronologischer Grundlage ruhenden wissenschaftlichen Sprichwörter-Buches, eines Corpus Proverbiorum Germanicorum, ist in erster Reihe bedingt und ermöglicht durch eine vollkommene Kenntniss der Literatur der Sprichwörter, wie sie zwar schon Stopitsch (1852) und Zacher (1862) auf eine alle Achtung verdienende aber nur fragmentarische und darum nicht mehr genügende Weise geschrieben haben. Denn die Quellenkunde des deutschen Sprichworts hat nicht allein die in der Muttersprache (mit Einschluss der niederländischen Mundart), sondern auch die von Deutschen in lateinischer Sprache*) verfassten Sammlungen voll-

*) Auch die zum Theil noch im XV. Jahrhundert zum Druck gelangten zweisprachigen Sentenzen-Sammlungen (Cato, Alanus, Facetus, Moretus...)

ständig und nach den jetzigen Anforderungen der Bibliographie zu verzeichnen und zu würdigen, wie sie, ich möchte sagen vorzugsweise, je nach deren proverbialem Gehalte, ebenso vollständig — als secundäre Mittel, das gesammte übrige Schriftenthum jeden Faches seit dem Beginn des Druckes in ihren Bereich und untersuchende Besprechung zu ziehen hat. Denn gerade in dieser letzteren erweist sich nicht selten ein Buch eben so reich (und an Erklärungen noch reicher) an Sprichwörtern, sprichwörtlichen Redensarten und Vergleichungen, als manche herkömmlich belobte und gar oft über Gebühr gepriesene Sammlung. Dass hiebei aber am allerwenigsten die im Wander'schen Lexikon allzusehr zurücktretende alt- und mittelhochdeutsche Literatur, die älteste und frischeste Quelle unseres Sprichworts („altsprochene Worte" — nennt sie Pfaff Kuonrat schon um 1180) und zumal deren grösseren gnomologischen Erzeugnisse nicht übergangen werden dürfen, bedarf kaum der Erwähnung. Eine nicht zu unterschätzende Beachtung endlich hat sie auch den handschriftlichen, meist dem Volksmunde, zu jeder Zeit die Hauptquelle des unverfälschten Sprichworts, entstammenden Sammlungen, seyen diese in öffentlichem oder Privatbesitze, zu schenken, so weit dieselben eben bekannt oder zugänglich sind.

Es bleibt somit die Aufgabe, dieses ganze Meer, vor Allem aber die älteren Sprachdenkmäler, dann insbesondere diejenigen des XV. und XVI. Jahrh. zu durchforschen, „auf dass," um mich der bezeichnenden Worte F. Sandvoss' (Bl. f. lit. Unterh. 1866, 810) zu bedienen, „ein historisch und dadurch erst wissenschaftlich geordneter Schatz allmählig sich ansammle, der in den meisten (wenigstens nicht seltenen) Fällen des Agricola, Seb. Franck, Tappius oder Lehman getrost entrathen könnte, ja für ihre Dunkelheiten Licht, für ihre Mängel an Ver-

---

so wie die seit dem ersten Viertel des XVI. immer zahlreicher auftretenden latein. Grammatiken und andere Lern- und Lehrmittel (Hauerius, Murmelius, Cochleus...) gehören hieher, da sie grösstentheils entweder die lateinischen Sprüche durch deutsche illustriren oder wie die letzteren, besondere deutsche Sprichwörter-Verzeichnisse enthalten, welche, schon numerisch wichtig, an innerem Werthe nicht selten den eigentlichen Sammlungen überlegen sind. Dieselbe Beachtung verdienen die zumal älteren Lexika (Dasypodius, Pictorius...) und ebenso die zahlreichen versus leonini, die Quaestiones quodlibeticae, die sprichwortreichen Facetiae, die grosse Menge anderer scherzhafter oder satyrischer Disputationen und Abhandlungen etc. des XVI. und XVII. Jahrh., weil gerade in solchen und ähnlichen Schriften ein noch zu hebender Schatz der seltensten und kühnsten deutschen Sprichwörter und Redensarten in lateinischem Gewande sich findet, die trotz der Naivetät und Derbheit unserer Ahnen ein Autor doch nur in einer fremden Sprache niederzuschreiben sich erlauben wollte.

ständniss, Aufklärung, für ihre Willkühr Zurückführung des Echten bieten würde, zugleich eine köstliche Bereicherung des deutschen Wörterbuches wäre. Bevor diese grosse Durchmusterung, die mit Hülfe der Arbeitstheilung sich ermöglichen liesse,*) nicht wenigstens in Betreff der bedeutendsten Schriftsteller vorgenommen seyn wird, kann an ein wissenschaftliches Sprachwörterbuch nicht gedacht werden."

Im Anschluss an die von mir in ähnlicher Weise anderwärts **) bearbeitete proverbiale Bibliographie will ich versuchen, ohne mich hier an die chronologische Folge zu binden, eingehende Beschreibungen einiger anderer für unser Sprichwort wichtiger, aber weniger und unvollständig oder auch theilweise unrichtig gekannter Werke des XVI. und XIII. Jahrh. nebst den erforderlichen Schriftproben ***) zu geben. Ich thue dies zugleich mit dem Wunsche, dass auch andere Freunde des Sprichworts und der älteren Literatur in diese Mittheilungen eintreten und an solchen allerdings etwas abseits der Heerstrasse liegenden Studien sich betheiligen möchten.

I. Bebeliana. 1501—1660

Liber hymnorum in metra noviter Redactorum.

Apologia et defenſio poetice ac oratorie majeſtatis.

Brevis expoſitio difficilium terminorum in hymnis ab aliis parum probe et erudite forſan interpretatorum per Henricum Bebelium Iuſtingensem edita poeticam et humaniores litteras publice profitentem in Gymnaſio Tubingensi.

Annotationes ejusdem in quasdam vocabulorum interpretationes Mammetracti.

---

*) wozu ich, meinestheils, mit Vergnügen die Hand biete.

**) Vergl. Anzeiger f. d. K. d. d. V. 1865. S. 388—395 (Agricola 1548); 1866. S. 333 ff. (Fr. Peters 1605). Serapeum 1866 Nr. 12 (die Klugreden 1546—1691).

***) Die Titel, selbst bei öfteren Ausgaben, gebe ich unverändert und wie sie das Original hat, in ihrer Vollständigkeit und, so weit der Druck keine Schwierigkeiten macht, auch mit ihren Abbreviaturen, ebenso die Schriftproben. Es macht dies das eigentlich Charakteristische in der Bibliographie, welches die Ausgaben in ihren Verschiedenheiten genau kennzeichnet; denn nicht selten findet man in den späteren einen hervorstechenden Unterschied vor den früheren, einzig bemerkbar nur in Abkürzungen oder Typen. So kleinlich manchem vielleicht diese Bemerkung ist, so wichtig und nothwendig ist doch das Verfahren, und eine exacte Bibliographie darf nicht der Bequemlichkeit fröhnen, wie mühsam und zeitraubend auch oft ein langer „diplomatisch genau" zu copirender Titel seyn mag.

4. — o. O., J. u. Drucker (wahrscheinlich Tübingen 1501, Joh. Ottmar). $16^3/_4$ Bog. Rückseite des Titels bedruckt. Ohne Bezifferung und Custoden, aber mit Signaturen, für welche auf den ersten acht Blättern i — iiij, auf den andern aber a — h steht, jede 2 Bogen stark bis g, welche nur 1 Bogen hat. Nach Zapf's Notizen; vergl. unten.

Auf der Rückseite des ersten Blattes: Bebel's Dedication: „Illuſtrissimo Antiſtiti reverendiſſimoque in chriſto patri Friderico Auguſtenſium preſuli comitique de Zollern. Henricus Bebelius Iuſtingensis.“ Datirt: „Ex thübingenn. 14. Kallen. apriles Anno milleſimo quingenteſimo primo.“ In diesem Jahre mag auch diese Schrift erschienen und eine der ersten seines schriftstell. Lebens gewesen seyn. Nach 7 Stücken verschiedenen Inhalts (lat. Gedichte, Auctores hymnorum, Apologia et defenſio poetices etc.) folgt als achtes, dem sich dann noch grössere und kleinere Gedichte anschliessen, mit der Ueberschrift: „Carmen ſodaticum“:

Verſiculi quidam Henrici Bebelii Iuſtingensis egregias ſententias in se continentes. Lateinische Distichen, illustrirt durch 10 deutsche Sprüche in Reimen. Darunter auch (vergl. unten die Schriftproben):

Ich ſtirb und waiß nit wan
ich far und waiß nit wa hin
mich nempt wunder daß ich frelich bin.

Dieser bekanntlich unter dem Namen „Martin von Biberach“ cursirende Spruch (auch in G. Mylius Bapstpredigten. Jena 1601. 4. S. 159 a.) darf sonach wohl ein höheres Alter als das traditionelle „1497“ oder „1498“ beanspruchen. *)

Freitag Adpar. II, 967 — 71. Schnurrer de origine Typogr. Tübing. 1788. Fol. Zapf Heinrich Bebel nach seinem Leben und Schriften. Ein Beitrag zur älteren Literatur und zur Gelehrtengeschichte Schwabens. Augsburg 1802. 8. (mit Bebel's Wappen als Titelkupfer). XV und 320 S. pag. 130 — 140.

*) Nach einem Aufsatze: „Die heroistische Devise“ von Wilhelm Krühne in Westermann's ill. Monatsheften, 1863. S. 620^b scheint es, dass dieser Spruch die Devise Bebel's selbst gewesen sey. Das Emblem ist einerseits ein langstieliger Karst, anderseits ein Scepter, in der Mitte oben ein Todtenkopf und darunter: „*Heinrich Bebel in Tübingen* 1497“. Eine nähere Quellenangabe fehlt; der Verfasser sagt blos, dass er seine Blumenlese von Devisen „aus verschiedenen seltenen Reliquien des Mittelalters“ zusammengetragen habe. — Über das Bebel vom Kaiser Maximilian verliehene Wappen vergl. unten zu 1512.

1508.

* In hoc libzo continentur

Haec Bebeliana opuſcula noua.

Epistola ad cancellarium de laudibus & philosophia veterum Germanorum.

Epistola ad Petrum Jacobi Ārlunēſem de laudibus & auctoribus facetiarum.

Libri facetiaꝝ incūdiſſimi: atqꝫ fabulę admodū ridēdę.

Prouerbia germanica in latinitatem reducta.

Mithologia hoc eſt fabula cōtra hoſtem poetarum.

Elegia in obitum doctoris Hērici Starrenvuadel praeteritorum vaticinatoris.

Elegia hecatoſticha de inſtitutione vitę Bebelij dūpeſtis Tubinge graſſaretur. M. D. II.

Elegia ad Āppoloniam puellam pulcherrimam de meditatione venturę mortis & ſenectutis.

Ād Thomam Vuolphium iuniorem de laude doctoꝝ et poeticae.

Egloga contra vituperatores poetarum.

Epitaphium Cytharedi Joannę Streler Vlmēſem.

Cantio vernacula.

Laus muſicę. Āpologia poetę de ſtirpe sua

Elegia Cimonis ſtulti qui ex amore factus eſt prudentiſſimus.

Am Ende: Ārgentoraci Joannes Grüninger imprimebat. Ānno . M. D. VIII.

4. — 4 Bl. Vorst., 100 unbez. Bl. Rückseite des Titels und letzte Seite leer. Ohne Custoden. Die volle Seite, Überschriften ungerechnet, zählt 33 Zeilen (mit Ausnahme der ersten Titel-Zeile) römische Char. Signaturen: Āij — Qiiij (Dij um eine Seite zu früh, und statt K immer goth. ℜ), Randglossen nur auf Bl. Mvj[a]. — In Ulm und Prag.

Die Vorstücke sind überschrieben (Bl. Āij[a]): EPISTOLĀ HENRICI BEBELII IVSTIN | genſis Ād Gregoriū Lamparter*) Illuſtris

*) Gregor Lamparter, Ritter, Kanzler Herzogs Ulrichs von Württemberg und kaiserlicher Geheimrath, geboren zu Biberach 1463. Bebel hatte an ihm einen besonderen Gönner. Zuerst Magister, dann Professor der Rechtsgelehrsamkeit zu Tübingen, schwang er sich durch seine Verdienste

prin- | cipis noſtri Vuirtenbergenſis Cācellariū | Virum iuris eloquētię omniſq3 cru- | ditionis conſultiſſimum. De | laudibus atq3 philoſo- | phia germanorū;“ Schluss auf Bl. Āiij^{b} in der 10. Zeile mit der Datirung: „Tubinge. | Idibus Septembribus anno M. D. VII.“ — Bl. Āiiij^{a}: „BEBELIĀNAE | FĀCET | ĀE BEBELIĀNĀE ĀD DO | minum Petrum Jacobi Ārlunenſem balneantem ...“ | Darunter ein vier Distichen langes Gedicht

Ād lectorem Liber

Pone ſupercilium lector naſute; dicaces
Āffero ego riſus: atq3 ſales lepidos
Curia me ſpernāt, fora me clamoſa refutent
Solus ego mensis lætitiæque cano
Ātq3 etiam ſapiens nos inter pocula tractet
Et tetricas curas mitiget ipſe iocis
Nemo etiā carpet triſtem qui fronte Catonem
Noverit in libris compoſuiſſe ſales.

τελος.

An dieses reiht sich unmittelbar auf derselben Seite ein weiteres gleich grosses Gedicht an: MĀXIMILIĀNI TRĀNSSILVĀI | Bruxellensis ad lectorem in commenda- | tionem facetiarum || Bebelianarum

Qui ſua ſub triſti semper teret ocia vultu
Et ſua qui in granibus tempora rebus agit
Diſplicet hæc rigidos ſpernunt nam fœcla Catones

---

bis zum Geheimrath empor und starb (M. Adam vitae p. 26) zu Nürnberg 1523. Nach Jöcher (II, 2225) pflegte er zu sagen „ein jeder Fürst müsse seinen Narren haben, den er vexierte, und einen, von welchem er vexiert würde“. Ihm wird auch die erste Veranlassung des sprichwörtl. Ausdrucks „Hechinger Latein“ zugeschrieben, worüber Morhof (Polyhist. Lib. I. cap. XXV. de Epistolis ineditis Eruditorum p. m. 316) Folgendes erzählt: „Eſt in epiſtolis Gudianis lepida ad Joachimum Rungium Cal. Febr. Ann. 1560 manu Melanchthonis ſcripta Epiſtola ... de Latino Hechingensi ... Cum Gallicus Legatus coram Maximiliano in Conventu Conſtantiensi luculentam haberet orationem, Maximiliani filius Philippus ad Fridericum Saxoniae Ducem dixit: Friderice, hic vir eſt eloquens. Tum Comes Hohenzollerenſis horrendo ſono inquit: *Domine degate, vos debetis iterum venire poſt carnis privium.* Diſplicuit ſonus & ſtentorea vox Philippo, qui ad Fridericum inquit: Quale est Latinum? facetē tum à ſe derivat Fridericus responſionem in Gregorium Lamparterum Cancellarium Würtenbergicum; is interrogatus ait: Vos Principes ſcitote, hoc Latinum eſſe Hechingenſe. Ubi, inquit Philippus, hoc diſcitur? Oppidum est, reſpondet Cancellarius, hujus Comitis „Hechingen“, ubi lineae telae horridiſſimae texuntur, ubi & hoc Comitis Latinum textum est. Abiit ex illo tempore hoc in proverbium, & Hechingenſe Latinum pro barbaro & ſoloeco ſermone latino uſurpatum est ... Vergl. auch J. N. Weislinger Auserles. Merckwürdigk. Strassb. 1738. 8. IV. p. 425—426.

Parvaqꝫ nunc tetricę gratia frontis adeſt
Moribus hinc nostri decet ut te temporis aptes
Inter ut humanos vivere rite queas
Diſce igitur lapidosqꝫ ſales hilaresqꝫ lepores
Bebelius libro quos canit ipſe ſuo
Inter enim hos poteris doctiſſima verba referre
Namqꝫ juvāt placidis feria mixta iocis.

τελος.

Das vierte und letzte Vorstück: Die Widmung (Bl. Āiiij[b]) führt den Titel: „VIRO DISSERTISSIMO IVRISCONSVL | tiſſimo atqꝫ integerrimo Petro Jacobi Ārlunēſi Prępoſito | backnāgensi canonico*) Bebelius Salutem dicit“ und ist datirt: Tubinge te | xto ydus Maias Ānno . M. D. VI.“

1. Facetiae Bebelianae. Sie sind in zwei, in den späteren Sonder-Ausgaben gewöhnlich in drei Bücher, getheilt und führen die Überschrift (Bl. Av[a]):

FĀCETIĀE BEBELIĀNĀE
ĀDOLESCENTIĀE BEBELIĀE OPV
(ſcula.

Die erste Facetie ist betitelt: „Facetum dictum cuinſdā ſacerdotis“, die letzte: „De teſtamento cuiuſdam“ (Bl. Hiiij[a]). Das erste Buch schliesst (Bl. Cvj[b]) mit dem facetum: „De ſenatore Tubingenſi.“ Auch dem zweiten Buche ist ein Brief an den genannten Petrus Arlunensis vorgedruckt (Bl. Di[a] — Dij[b]. — Der Columnen-Titel ist durchgehends (links:) „FĀCETIĀE“, (rechts:) „BEBELĀINĀE.“ Auf Bl. Avij[a] fehlt letzteres und Bl. Aviij[b] ersteres Wort. Auf der ersten Seite des Bog. N befindet sich Bebels Wappen.

Diese im J. 1506 geschriebenen Facetien, 260 an der Zahl und unter 247 Titeln, sind scherzhafte, witzige Reden und Erzählungen, Stichelreden, welche mit lebendigen Farben besonders die Barbarei, die Unwissenheit und das unmoralische Leben der damaligen Priesterherrschaft abschildern. Sie fanden nicht nur selbst zu ihrer Zeit und bis tief in das XVII. Jahrh. hinein einen ungemein grossen Anklang, sondern riefen auch viele Nachahmungen hervor. Meistens enthalten sie längst im Volke cursirende, oft höchst naive und ergötzliche Schnurren, unter ihnen manche, die noch heute umlaufen, auch viele von

*) Peter Jacob von Arlun, damals Probst zu Backnang, Kanonikus zu Stuttgart und herzogl. Württemberg. Rath. Vergl. Jöcher I, 545.

denen, die sich nachher speciell an die Schildbürger, den Eulenspiegel u. a. angeschlossen haben. Göz in seinen Merkwürdigkeiten der k. Biblioth. zu Dresden III, 511 sagt: „von den Scherzreden kann man mit Recht sagen, quod rus et ftiram oleant und mehrentheils grobe und ungesalzene Zoten enthalten.“ „Damit“, entgegnet ihm nicht mit Unrecht Baumgartner (Nachrichten von merkwürd. Büchern V, 67) „zielt dieser Apostat auf Bebels Geburt, da seine Eltern aus dem Bauernstande, aber doch ehrliche Leute waren, welches ihm bei Vernünftigen zu keinem Vorwurf gereichen kann. Überdies muss man jene Zeiten in Betrachtung ziehen, wo dergleichen Scherzreden wenigerem Anstoss unterworfen gewesen, als sie heut zu Tage wären.“ Für uns sind diese Facetien — und es gilt dies für die ganze Schwank-Literatur des XVI. und XVII. Jahrh. — besonders dadurch wichtig, weil sich in ihnen eine Anzahl alter nicht nur seltener, sondern auch oft sehr kühner durch Anekdoten erläuterter oder aus lächerlichen Handlungen abgeleiteter Sprichwörter findet. Ihre Summe beläuft sich bei Bebel, gut gezählt, auf 92, obgleich sie Eiselein (Sprüche, xxvii) vorschnell auf „etliche Hundert“ angab.

Die Facetien, welche gleich den ihnen bald folgenden Epistolae obscuror. vivorum nicht wenig dazu beitrugen, die Unwissenheit und befleckte Lebensart jener Zeit und zumal der Clerisei aufzudecken und zu verbessern, finden sich, die Separat-Ausgaben ungerechnet, wiederholt gedruckt in fast allen Ausgaben seiner Opuscula, bestimmt in denen von 1509, 1512, 1514, 1516 und 1526 und später erschienen sie auch deutsch. Sie bilden die Grundlagen von Kirchhof's Wendrumuth. Der starke Abgang und die häufigen Auflagen dieser Schrift (noch während seines Lebens wurden sie, so viel wenigstens bis jetzt bekannt, sechsmal, in Allem aber 32 mal gedruckt) mag zum Theil seinen Grund auch darin finden, dass Bebel bei den wirklich geschehenen Begebenheiten, die er erzählt, nicht nur die Namen derer, von denen er redet, sondern auch bei entfernteren Handlungen meistens auch seinen Gewährsmann meldet. So erzählt er unter anderem eine Geschichte von einem Priester Namens „Mütscheler in Vlm“, von einem andern „Wendelin bey dem Ritter Gregor von Ehingen“, von einem Ritter „Konrad Schott“, von einem andern Priester Namens „Füsslin“, welcher Almosen für die Brüderschaft des heil. Sebastianus sammelte und die Hälfte davon deswegen behielt, weil er glaubte, der heil. Sebastian sei ein guter Mann und schweige dazu, wenn er das Almosen mit ihm theile.

2. Adagia Germanica. Der Titel derselben steht auf der zweiten Seite des 90. Bl. (Hiiij[b]) und lautet:

PROVERBIĀ GERMĀNICĀ COLLECTĀ
atqꝫ in latinum traducta. per Henricum Bębelium.

Hexastichon Bębelij
Ād Lectorem

Germanię gentis siquis prouerbia noſſe
Expetit: in latium vertimus ecce λοτοϱ (λογον)
In quibus elucet: vis quędam abscondita veri
Et ſua vel plebi philoſophia rudi
(Senſibus hanc imis ſi vis cognoſcere lector)
Non ceſſura libris quā docuere sophi.

τελος.

Auf der folgenden Seite (Bl. I[a]) nehmen die Sprichwörter selbst unter der Aufschrift: „Ādagia Germanica Bebelij", und dem ersten: „Mendax eſt fur" (Wer gern leugt, der stilt gern". Seb. Franck Spr. 1541. Bl. 75[b]) ihren Anfang, gehen bis zur ersten Seite des 71. Bl. (zusammen 41 Seiten) und schliessen mit den Worten: vt nuper | ſcriptū inueni in mōaſterio ad duplices aquas: vulgo zuiful | da in cęnaculo abbatis" und der Signatur Miij. Der Columnen-Titel lautet (links:) „ĀDĀGIĀ", (rechts:) „GERMĀNICA." Die Anzahl aller Sprichwörter beträgt 569, welchen grösstentheils eine kurze und sehr gute Erklärung beigegeben ist. Sie sind durchgehends in Prosa und nur sehr wenige in gebundener Rede, und wo letzteres der Fall, hat sich in der Regel Bebel selbst in der Ueberschrift, z. B. „Āliud Henrici Bebelij" (Bl. Liij[a])), „Henricus Bebelius" (ibid.), „Ex noſtris carminibus" (Bl. Iviij[a]) als Verfasser bezeichnet. Auf Bl. Mij[a] beginnt eine Reihe Adagien mit der Überschrift: „I. Hainrichman." In der Folge wurden auch die Sprichwörter gleich den Facetien ins Deutsche übertragen, zuerst (?) von Seb. Franck in seinen Sprüchw. 1541, jedoch mit mehreren Abweichungen und Auslassungen.

Seiner Collection schickt Bebel folgende nicht uninteressante Einleitung (Bl. Āiij[a-b]) voraus:

„ . . . maioris noſtri multis alijs virtutibus: vt supra declaraui; ſingulari quodam deorū munere naturaliqꝫ animi bonitate fuerunt inſignes: nec id aſſecuti vlla litteraria diſciplina. nemo dubitat eo tempore: parentes: liberos ſuos ad bene viuendum reſqꝫ fortiter gerendas inſtituiſſe: quod non alia ratione fieri potuit: qꝫ generalibus quibuſdam sententijs:

prouerbijſq3 vſitatis: quę primum ab sapiente aliquo non minus prudenter q3 acute atq3 eleganter in vulgus expoſita: ſuam vulgo philosophiam: & ſpeculū vitę viuendę fecit. Vt igitur intelligatur: maiores noſtros ſuam & iam philoſophiam tractaſſe: vt oratio noſtra vel noſtris adagijs optimis & veriſſimis (et que multis in locis ex media veterum graecorū philoſophia: exq3 penetralibus philoſophiae deprōpta iudicar [i] debent) copioſior aliquando reddatur pauca quę vides (Vix enim ſemeſtri tempore collecta ſunt) ex inumeris quę in poſterum inueſtigabo latinitati donarimus ... In quibus si elegantiam (in latinitate) deſideraueris: cogitare debebis in prouerbijs & verba rebus non res verbis praeſertim in multis ſeruire oportere; & saepe proprietatē ſermonis quae maxime hic requiritur: elegantię nō poſſe dare locum (hac in translatione). Vale ...“

Dass die Mehrzahl dieser Sprichwörter gleich den Facetien aus dem Volksmunde selbst gesammelt wurden, geht aus Ton wie Fassung derselben unverkennbar hervor. Indessen hat Bebel auch andere Quellen und namentlich die Proverbia Communia, welche, kurz zuvor in verschiedenen Drucken verbreitet, die alma mater für so viele Sammler des Jahrhunderts wurden, fleissig benutzt. Aus diesen hat er z. B. (vergl. J. Petters im Anzeiger f. K. d. d. Vorz. 1854, 271) folgende Sprichwörter geschöpft und nur „als poeta laureatus jene barbarische metra in besseres Latein gebracht“:

Villicus ingratus elatus ſit rogitatus. Prov. Comm. (Ausg. a. O. u. J. 8. wahrscheinl. Colon. ap. Henr. Quentell. c. 1490). Bl. aij[a]. Hoffm. v. Fallersl. 12.

Ruſticus quanto plus rogatur tanto magis inflatur. Bebel. Bl. I[b].

Cor non mugatur, licet os mendacia fatur. P. C. Bl. aij[a]. Hoffm. 14.

Cor non mentitur. B. Bl. I[b].

Optimus eſt quando ludus non ludere mando. P. C. Bl. aij[b]. Hoffm. 20.

Jocus dum optimus: eſt ceſſandum. B. Bl. I[b].

Catus habens plures iuuenes capit vndiq3 mures. P. C. Bl. aij[b]. Hoffm. 24.

Felis dum catulos habet: ſtudioſiſſime mures venatur. B. Bl. I[b].

Ferrum quando calet cudere quisq3 valet. P. C. Bl. aij[b]. Hoffm. 25.

Dum ferrum ignitum cudendum eſt. B. Bl. I[b].

Quando lupum lupula vorat, reſurit vndiq3 ſilua. P. C. Bl. aij[b]. Hoffm. 31.

Tunc ſumma eſt in ſiluis fames dum lupus lupū vorat. B. Bl. I[b].

Vnus blus multos facit per ſecula ſtultos. P. C. Bl. bij[a]. Hoffm. 324.

Stultus centum facit secum ſtultos. B. L[b].

Solus homo validam nunq̄ facit illa choream. P. C. Bl. bij[b]. Hoffm. 326.

Vnus homo non facit choream. B. Bl. L[b].

Nusq̄ jactares grandes ꝓcul ipe molares. P. C. Bl. bij[b]. Hoffm. 330.

Grauis lapis non facile poteſt proijci. B. Bl. L[b].

Omes coꝛonati no ꝓſbiteri vocitati. P. C. Bl. cij[b]. Hoffm. 625.

Non sunt oēs ſacerdotes: qui sunt rasi. B. Bl. L[b].

Hiezu macht Suringar (Ova de Prov. Comm. p. 104) die Bemerkung: „welk getal it uit mijne aanteekeningen gemakkelijk zou kunnen vertienroudingen, zoo het noodig was om daardoor de overtuiging te geven dat Bebel uit ons boekje geput heeft. Ten overvloede kan nog als stellig bewijs daarvoor worden aangevoerd, dat bij herhaling de eigen verzen uit de Prov. Comm. door hem vermeld worden onder toevoeging van „*Ut quidam barbariſſime verſificatus eſt*“ „*Ut quidam cecinit*“ „*Quod ita triuialis verſificator luſit*“ en andere uitdrukkingen van dien ward“.

Den Adagiis folgt eine Anzahl Gedichte Bebels, zum Theil bis 1595 zurückreichend: „Quaedam nugae: et face | tijs non inepte coniungende. | Hec svnt opera adoleſcentiae | serior ętas gtaniora meditabitur ...“ unter welchen sich auch (Bl. Pv[a] — Pvj[a]) das alte deutsche Volkslied in lateinische Distichen übersetzt findet:

VVLGĀRIS CĀNTIO. ICH STOND
an einem morgen gar haimlich an aim ort.

Über die Literatur dieses Liedes vergl. Gödcke Gr. I, 197—198.

Die Ausgabe der Opuscula von 1508 ist die erste, wie auch Ebert 1816 angibt. Ein Druck von 1507 (Schelhorn Ergötzl. II, 86) ist bis jetzt nicht bestätigt und beruht wohl auf einer Verwechselung der Dedications-Datirung der ersten Ausgabe mit ihrem Druckjahre.

1509.

* **In hoc libꝛo continentur**
Haec Bebeliana opuſcula noua..

Epiſtola ad cancellarium de laudibus & philosophia veterum Germanorum.

Epiſtola ad Petrum Jacobi Ārlunenſem de laudibus & auctoribus facetiarum.

Libri facetiaꝝ incūdiſſimi: atq; fabulę admodu ridēdę.

Prouerbia germanica in latinitatem reducta.

Mithologia hoc eſt fabula contra hoſtem poetarum.

Elegia in obitum doctoris Henrici Starrenvuadel praeteritorum vaticinatoris.

Elegia hexatosticha de institutione vitę Bebelij dum juſtis Tubinge graſſaretur. M. D. II.

Elegia ad Appoloniam puellam pulcherrimam de meditatione venturę mortis et ſenectutis.

Egloga contra vituperatores poetarum.

Epitaphium Cytharedi ad Joannem Streler Vlmenſem.

Cantio vernacula.

Laus muſicę. Apologia poetę de ſtirpe sua.

Am Ende: Argentine Joannes Grüninger imprimebat.

L. Ādelpho ca- | ſtigatore. Ānno seculi huius M. D. IX. Paſche.

4. — 3 Bl. Vorst., 71 unbez. Bl. Rückseite des Titels und letzte Seite leer. Sign. Aij — piij. Ohne Custoden und Randglossen. Die Datirung: „Tubinge Idibus Septembribus: Ānno. M. D. VII. — Im Germ. Museum, in Prag und Wolfenbüttel.

Die Facetien in beträchtlich verminderter Zahl (I. Th. 104; II. Th. 135 = 139), jedoch gleicher Eintheilung wie in der ersten Ausgabe, beginnen auf Bl. av[a] mit ebenderselben Überschrift und Facetie, endigen aber auf Bl. Kiiij[a] in der Mitte mit den Worten: „cuius actio noſtra debet eſſe inſtructio“ unter welchem letzten Worte sogleich die erwähnte Signatur sich befindet. Ihr Columnen-Titel ist (links:) FĀCETIĀE“, (rechts:) „BEBELIĀNĀE“. Den Facetien vorangehen (Bl. aiiij[a]) die beiden früheren Gedichte mit denselben Überschriften und demselben griechischen Schlussworte. Auch die Widmung (Bl. aiij[b]) und Datirung (Bl. eiij[a-b]) sind dieselben.

Der Titel der Sprichwörter steht mit der gleichen Überschrift und Versen, wie in der ersten Ausgabe, allein auf der dem Schlusse der Facetien folgenden Seite (Bl. Kiiij[b]) oben, beginnen sodann auf der nachfolgenden wie früher und enden zwar ebenso (Bl. ov[a]) unten mit den Worten: „vulgo Zuifulda, in cęnaculo abbatis“; es folgt aber darauf noch: „Finis“. Ihre Anzahl ist unverändert geblieben. Der Co-

lumnen-Titel (links:) „ĀDĀGIĀ“, (rechts:) „GERMĀNICĀ“. Auf Bl. kv^{b}, liij^{b}, miij^{b} und nv^{b} steht das letzte Wort links und das erstere rechts, auf Bl. kvj^{b} ist statt „ĀDĀGIĀ“ als Columnen-Titel gesetzt: „FĀCETIĀE“ und Bl. niij statt: „GERMĀNICĀ“ — „BEBELIĀNĀ“. Die Typen des Textes, auch zuweilen die der Columnen-Titel laufen häufig sehr ungleich, bald höher, bald niedriger stehend, durch die Zeile, so wie man dies in früheren Drucken findet, wo Holztypen angewendet wurden.

Von dem übrigen auf dem Titel angezeigten Inhalte fehlt „Cantio vernacula“, wie auch die in der vor. Ausg. befindliche „Elogia Cimonis ſtulti.“ Es ist dieses, wie schon Ebert 1816 bemerkt, die unvollständigste aller Ausgaben, wie diejenigen von 1512, 1514 und 1516 die vollständigsten und von demselben Inhalte.

Vergl. auch Panzer Nachricht von einer bisher unbekannten Ausg. einer sehr seltenen Schrift H. Bebels. Erlangen 1804. 8. S. 7 ff. Catal. Bibl. Bunauianae. T. I. Vol. III. p. 1861.

1509 a.

Bebeliana opuscula... Am Ende: Argentine. M. D. IX. 4. — Eine von der vorigen verschiedene Ausgabe. Die Sprichwörter stehen B. Ivj — Niiij. Nopitsch S. 11 nach Panzer a. a. O.

1512.

In hoc libro continentur

Haec Bebeliana opuſcula nova et adoleſcentiæ labores.

Epiſtola ad Cancellarium de laudibus et philoſophia veterum Germanorum.

Epiſtola ad Petrum Jacobi Arlunenſem de laudibus et auctoribus facetiarum.

Libri facetiarum jucundiſſimi, atque fabulæ admodum ridendæ.

Proverbia germanica in latinitatem reducta.

Mithologia hoc eſt fabula contra hoſtem poetarum.

Elegia in obitum doctoris Henrici Starrenuadel præteritorum vaticinatoris.

Elegia hecatoſticha de inſtitutione vitæ Bebelii dum peſtio Tubinge graſſaretur. M. D. II.

Elegia ad Apolloniam puellam pulcherrimam de meditatione venturæ mortis et ſenectutis.

Ad Thomam Vuolphium juniorem de laude doctorum et poeticæ.

Egloga contra vituperatores poetarum.

Epitaphium Cytharedi ad Joannem Streler Ulmenfem.

Cantio vernacula.

Laus muſicæ. Apologia poetæ de ſtirpe ſua.

Elegia Cimonis ſtulti qui ex amore factus eſt prudentiſſimus.

Nova et Addita.

Novus liber facetiarum. Prognoſticon ſeu practica utilis et vera usque ad finem mundi.

Carmina de miſeria humanæ conditionis.

De invidia. De Baccho.

Contra Simoniacos. De Philomela.

Varia de rebus lætis et jucundis.

Am Ende: Argentorati Ex ædibus Matthiæ Schureri. Menſe Novembri Anno M. D. XII. Regnante Imperatore Cæſare Maximiliano. P. F. Aug.

4. — 41 Bogen. Rückseite des Titels und letzte Seite bedruckt. Bezifferung und Custoden fehlen. Die Signatur (worunter öfters zwei Bogen ineinander, z. B. C. E. G. I): A — Ddiij. Das letzte Bl. des Bogens Ddiiij ist gänzlich leer. — In Dresden, Lübeck und Karlsruhe.

Sämmtliche Vorstücke dieser Ausgabe, deren erstes sogleich auf der Titelrückseite anfängt, sind ebenso wie die erste aus zwei Büchern bestehende Abtheilung der Facetien unverändert die der beiden ersten Ausgaben von 1508 und 1509. Die letzteren endigen auf der ersten Seite des Bog. Ivij., und unmittelbar darauf folgt auf der nämlichen Seite das frühere Hexastichon zu den Proverbia, die auf der Rückseite des Bl. beginnen. Diesen schliessen sich wieder die früher erwähnten kleineren Gedichte an und auf der ersten Seite des Bogens Oij erscheint das Wappen Bebels mit der Über- und Unterschrift:

Deſine Livor
Laus et victoris Maximiliano Auguſto
Romulidum Cæsar dedit hæc inſignia nobis

Mecœnas fuerat Langius *) auxilio.
M. D. I.
Sibi et Suis
(Wappen **)
H. Bebelius Iuſtingenſis Poeta
Laureatus et humanarum artium doctor Tubinge
συμβαλλω την ειμαρμενην.

Es folgen sodann 12 weitere, sämmtlich nach den früheren Ausgaben unverändert abgedruckte poetische Stücke, darunter die „Apologia contra Zoilum de ſtirpe ſua“, worin sich Bebel gegen einen Verläumder rechtfertigt, der ihm seinen Stand zum Vorwurf machte, weil er von Bauersleuten herstamme, und die „Vulgaris Cantio. Ich stund an einem Morgen.“

Nach dem Gedichte: „Henrici Bebelij Poetae laureati pro virgine juſta ſolventis. Epigramma“ datirt: „Ex Fonte Blavi. Die Gorgonii [| M. D II.“ beginnt ein neuer Titel:

Liber tertius et novus Facetiarum Bebelianarum.
Prognoſtica (quas vulgo practicas vocant)
quæ durant usque in finem mundi.
Carmina adoleſcentiæ Bebelianæ, non nihil
etiam aliqua ad facetias facientia.
Carmen elegiacum de miſeria humanæ conditionis.
Carmen Satyricum contra livorem et detractores.
Carmen contra ſimoniacos.
Carmen de Baccho.
Carmen de Philomelæ cantu et laudibus.
Carmen de conquerimonia puellarum contra Luciferum varia alia de rebus lætis et jucundis.

Diese neue Sammlung Scherzreden (vergl. Ausg. 1603) wird

*) Matthäus Lang, Domprobst zu Augsburg und Bischof zu Gurk, später Cardinal Erzbischof zu Augsburg. Er empfahl, von Natur grossmüthig und wohlthätig, aber auch von ausserordentlichem Stolze, Bebel Maximilian I., der ein Freund der Wissenschaften, bes. der historischen, war und verschaffte ihm hierdurch den Dichterkranz, eine Ehre, die bekanntlich damals in grossem Ansehen stand und mit vielen Vorrechten begleitet war.

*) Bebel's Wappen zeigt als Haupttheil das lorbeerbekränzte Brustbild eines jungen Frauenzimmers, dessen Arme in Form fliegender Bänder weit hinflattern. Darunter, beiderseits von Arabesken umgeben, einen an das Bild sich anlehnenden Schild, worauf ein aus Zweigen geflochtener Eichenkranz.

eingeleitet durch einen Brief: „Viro nobili et equiti aureato eminentiſſimoque Juris conſulto Vito de Furſt*) Auguſtiſſimi Cæsaris Maximiliani ad Julium ſecundum pontificem maximum, aliosque reges chriſtianos oratori et gubernatori Mutinæ Henricus Bebelius Inſtingenſis Suevus Salutem dicit. . . Ex Tubinga. Anno domini M. D. XII.“ Die Scherzreden selbst aber, denen eine Vorrede vorangeht, endigen auf der ersten Seite des Bog. Aaiij. mit den Worten:

Plaudite et valete Joannes Morio
Zuifuldenſis facetias
Concluſit.

Dieser Johannes Morio, der diese Facetien beschliesst, war ein Narr, welchen der damalige Abt Georg Piſcator**) (Fischer) im Kloster Zwiefalten zu seiner Belustigung, gleichsam als Hofnarr hielt. Er war damals 70 Jahre alt, wuchs aber, wie Bebel versichert, noch täglich in der Narrheit. — Als Schluss der Scherzreden folgen noch unmittelbar zwei Gedichte zum Lobe Bebels und seiner Facetien, das eine: „Paulus Hugo ad lectorem, in apophthegmata Henrici Bebelii poetae urbaniſſimi“, das andere: „Carmen Joannes Hyphantici (Weber) Vueiſſenhorenſis in facetias Bebelii“. Das erstere verdient sowohl wegen seines ansprechenden Inhalts als auch wegen der Seltenheit dieser Ausgabe hier eine Stelle:

Si quem forte juvant viſus urbanaque verba
Hoc opus aſſidua perlegat ipſe manu.
At vos ite procul Critici, procul ite proterui
Et quorum pectus craſſa Minerva tenet.
Vos enim fat erit græcis ridere Kalendis
Hirta ne proſequitur, quando capella lupum.
Vos et erit videre fatis cum pandus aſellus

*) Veith von Fürst, Rechtsgelehrter, Gesandter Maximilian's I. an Pabst Julius II., Statthalter und Gouverneur von Modena. Er war ein Freund der Gelehrten und besonders Bebels.

**) Georg Piscator (Fischer), Abt des Klosters Zwiefalten. An ihm verehrte Bebel einen ganz besondern Freund, dessen Gastfreundschaft er, wie er selbst bekennt, sehr häufig in Anspruch nahm, um die dasige Bibliothek zu benutzen, die er auch den Mönchen des Klosters in einem Gedichte zu gebrauchen nachdrücklichst empfiehlt. (Comment. epiſtol. confic. Argent. 1513. 4. p. [xvii^b; ibd. 1516. 4. p. C iii^a). In den Klöstern überhaupt liebte es Bebel sich öfters umzusehen, theils um aus ihren Bücherschätzen Nutzen für seine historischen Abhandlungen zu ziehen (Burckhard Comment. de ling. lat. in Germ. fatis. P. II. p. 357) und dann um aus frischester Quelle Beiträge — für seine Facetien zu schöpfen.

Pulſaret reſonæ plectra canora Lyræ
Non ego Democriti riſus collaudo perennes
Heraclitum a lachrymis quando reprehendo ſuis.
Inter perpetuos fletus, riſusque perennes
Virtutes medius dicitur eſſe locus.
Vir gravis interdum ſolet arte remittere frontem,
Et dulces hilari voce referre ſales.
Vultum terrificus non ſervat Jupiter unum
Molliter interdum videt Apollo bonus.
Non unum faciem ſemper gerit aſtriſer orbis
Et nive non ſemper terra ſepulta jacet.
Nec vultum ſemper retinebit vir bonus unum,
Temporibus vitam commodat ipſe ſuam.
Res tratare graves facie ſolet ille catoris
Conſilio pollens et gravitate potens
Inter res riſu dignas menſamque nitentem
Ridiculo condit fercula sæpe joco.
Quid memorem riſus Poeni jurantis ad aras
Ipſe tuos Macedo mitte Philippe ſales.
An ne tuos Cæſar riſus Auguſti tacebo?
Mordacique joco, pungere doctus eras.
Digne ſed puero fueras irriſus ab hoc, qui
Dixit in urbe ſuum ſæpe fuiſſe patrem.
Secli ſed labor eſt exempla referre vetuſti
Humanos cunctos et meminiſſe duces.
Id generis paſſim poteris reperire magiſtros
Namque ferunt tales tempora noſtra viros.
Bebelius, ſolidus Germanæ laudis amator
Librum concinnum muneris hujus habet,
Tempore quam multo faſcem congeſſit in unum,
Imponitur libroque ultima limo ſuo.
Dignus ut inter doctorum convivia ſerpat
Concinnos lepido ſpargat et ore ſales.
Ergo quisquis eum mercaberis ære libellum
Bebelio fauſtos usque precare dies.

Nach einem Briefe: Viro venerabili ... Georgio Hermann*), Ca-

*) Georg Herman, Kanonikus des Stifts zu St. Moriz in Augsburg, ein vertrauter Freund Bebels.

nonici Auguſtæ ad ſanctum Mauritium ... M. D. XII." nimmt als achtes Stück dieser Ausgabe seinen Anfang: Prognoſticon ex Ethruſco ſermone in latinum traductum ab Anno domini M. D. IX. usque ad finem mundi. Er besteht aus 30 Propositionen, fasst aber nur vier Seiten. Wichtiger sind die folgenden Prognoſtica des Jakob Heinrichmann*), mit der Überschrift:

Prognoſtica alioquin barbare practica nuncupata, ad Jacobo Henrichman latinitate donata, paucis quibusdam annexis, quæ in priori lingua non reperiebantur. Tetraſtichon ejusdem Henrichmanni

Ut ventura ſcias hæc tu prognoſtica vera
Pellegito ſapiens, ſcriptaque falſa fuge
Unius nec erunt anni prognoſtica tantum
Sed rara ſunt eadem tempus in omne ſequens.

Henrichmann's Practik ist eingeleitet durch einen Brief: „Nobili et generoſo viro Chriſtophoro Baroni de Swartzenbergo, et illuſtri poetæ Henrico Bebelio Jacobus Henrichmann Sindelfingenſis S. P. D. Ex Suertzlochis, undecimo Kalendas Martias, Anno octavo, ultra ſesqui milleſimum." Am Ende steht:

J. H. Spes mea Chriſtus. R. S. M.

Diſtichon Chriſtophori Baronis de Suartzenbergo in prognoſtica J. H. præceptoris.

Henrichmannus predixit tibi vera futura
Hic nullum fallit, tu bene crede mihi.

Der noch folgende Inhalt des Buches begreift schliesslich 10 kleinere lat. Gedichte, die für uns von keinem Interesse sind und es erübrigt nur noch die Erwähnung, dass Bebels Wappen nochmals auf der Rückseite des letzten Blattes sich befindet und unter demselben die Worte: „H. Bebelius Iuſtingenſis poeta laureatus." Das Buch schliesst mit der Bemerkung einiger Druckfehler.

---

*) Jakob Henrichmann (Heinrichmann) aus Sindelfingen, Landsmann und Schüler Bebels, dem er und zugleich dem Baron Christoph von Schwartzenberg seine witzige Spottpraktik „Prognoſtica" zum Lesen überschickte und zugleich ersteren bat, sie seinen Facetien anzuhängen. Veranlassung zur Abfassung gab ihm vermuthlich die älteste bis jetzt bekannte Schrift dieser Art: Practica teutſch meiſter Hans Foltzen. Nürnberg durch Hannſen ſtuchs (6 Bl. 4.), um 1480, sowie wiederum diej. Henrichmann's den späteren meistens zur Vorlage diente. Übrigens waren unter gleichem Titel (nach Gödecke Pamphil. Gengenbach 627) des letzteren Prognoſtica schon einige Jahre vorher als besonderer Druck — und die gegenwärtige scheint denn eine verbesserte Arbeit zu seyn — unter dem gleichen Titel erschienen: Prognoſtica alioquin barbare practica nū | cupata: ab Jacobo Henrichmann: latī | ni-

Panzer Ann. Vol. VI. p. 57. Nr. 263. Gras Büchermerkwürdigkeiten S. 19. Suhl Verzeichniss S. 41. Zapf 174 — 197.

1514.

In hoc libro continentur

haec Bebeliana opuſcula nova adoleſcentiæ labores.

Epiſtola ad Petrum Jacobi Arlunenſem de laudibus et auctoribus facetiarum.

Libri facetiarum jucundiſſimi, atque fabulæ admodum ridendæ.

Epiſtola ad Cancellarium de laudibus, et philoſophia veterum Germanorum.

Proverbia germanica in latinitatem reducta.

Mithologia hoc eſt fabula contra hoſtem poetarum.

Elegia in obitum doctoris Henrici Starrenvuadel praeteritorum vaticinatoris.

---

tate donata ... | Am Ende: Argentinn Joannes grüninger imprimebat | MDviij. Adolpho caſtigatore. ($3^1/_2$ unbez. Bl.) 4). Die Widmung ist datirt „undecimo Kalēdas Martias: Anno octauo vltra ſeſquimilleſimum." — Die Lebensnachrichten über ihn sind sehr dürftig. Er lehrte zu Tübingen einige Jahre die Rechte, war „der augsburgischen Kirche Canonicus und vicarius generalis in Spiritualibus, wie auch der schwäbischen Standesgenossen Triumvir" (vergl. Veith Bibl. Auguſt. I, 86 ff.) Im J. 1514 war er Rath des Bischofs Heinrich von Lichtenau in Augsburg. In seinen den Humanismus fördernden Bestrebungen wurde er nach seinem eigenen Geständniss von seinem Lehrer und Freunde Bebel aufgemuntert. Dass er sich nicht geringe Verdienste um die lat. Sprache und ihre Grammatik erworben habe, bezeugt Caspar Cruciger, welcher in seiner Oratio de initiis, progreſsione et incrementis ... Tom. V. p. 383 sagt, dass in Reinigung der Grammatik von den Ungereimtheiten und in der Anleitung zu einem besseren Gebrauch und Verstand der lat. Sprache und der Schriften der Classiker vor Heinrich Bebel und Jacob Heinrichmann Niemand in Deutschland gewesen sey, der sich diesem wohlthätigen Geschäft unterzogen habe und dass man also die Einführung derselben diesen beiden Männern zu danken habe.

Heinrichmanns Prognoſtica sind wieder abgedruckt in Gartnerus dicteria 1598 ff. Sie beginnen (in der Ausg. Francof. 1619. 8. welche mir zur Hand ist) auf Bl. T^b:

„Aureus nummus hoc anno paruus erit, & modicus apud pauperes.
Multae futurae ſunt illo anno tenebrae mediae noctis, praeſertim tempeſtatum."

Vergl. die Bibliothek der ehemaligen Benedictiner-Abtei Zwiefalten. Beitrag zur Literaturgeschichte d. Mittelalters, namentlich Württembergs. von Dr. J. F. L. Th. Merzdorf, Grossh. Oldenburg. Bibliothekar. Serapeum XX, Nr. 1 — 2.

Christoph Baron von Schwartzenberg, Zeitgenosse und vermuthlich auch Geschlechtsverwandter des Johann von Schwartzenberg, des Verfassers des „Memorial der Tugent." Vergl. Gödecke Gr. I, 214—215.

Elegia Hecatoſticha de inſtitutione vitæ Bebelii dum peſtis Tubinge graſſaretur. M. D. II.

Elegia ad Apolloniam puellam pulcherrimam de meditatione venturæ mortis et ſenectutis.

Ad Thomam Vulophinm juniorem de laude doctorum et poeticæ.

Egloga contra vituperatores poetarum.

Epitaphium Cytharedi ad Joannem Streler Ulmenſem.

Cantio vernacula.

Laus muſicæ. Apologia poetæ de ſtirpe ſua.

Elegia Cimonis ſtulti qui ex amore factus eſt prudentiſſimus.

Nova et Addita.

Novus liber facetiarum. Prognoſticon ſeu practica utilis et vera usque ad finem mundi.

Carmina de miſeria humanæ conditionis.

De invidia. De Baccho.

Contra Simoniacos. De Philomela.

Varia de rebus lætis et jucundis.

Hæc omnia per auctorem correcta, cum quibusdam additionibus.

Am Ende: Argentorati. denuo Ex Aedibus Matthiæ Schürerii. Menſe Auguſto, Anno M. D. XIIII. Regnante Imp. Cæſ. Maximiliano P. F. Aug.

4. — 41½ Bog. Rückseite des Titels bedruckt, letzte Seite leer. Ohne Blätterzahlen und Custoden, aber mit Signaturen, welche doppelt, nämlich mit Aa — Zz anfangen und einfach mit a — e sich wiederholen. Auch hier verschiedene zwei Bogen ineinander. Gesperrte Zeilen roth. — In Dresden.

Der Inhalt stimmt mit dem des vorhergehenden Druckes durchaus überein und es sind nur die Abweichungen in der Reihenfolge der einzelnen Stücke anzuzeigen. 1. Auf der Titel-Rückseite stehen hier die beiden Gedichte: „Henrici Bebelii ad Lectorem“ und : „Maximiliani Tranſylvani Bruxellenſis . . . Bebelianarum“, während sie in der vorhergehenden Ausgabe nach dem Briefe an Gregor Lamparter ihre Stelle haben. 2. Auf diese beiden Gedichte oder Epigramme folgt ein Brief an Peter Jacob von Arlun, worauf die Facetien anfangen. 3. Dem

zweiten Buche derselben geht abermals ein Brief voran: Epiſtola Henrici Bebelii ad Pe. Arlunenſem de laudibus et auctoribus facetiarum. Ad eundem Petrum Arlunenſem utriusque juris doctorem et patronum ſuum H. B. Iuſtingenſis... Tubingæ, fexto Idus Semptembres. 4. Am Ende des zweiten Buches der Facetien steht erst der Brief an Gregor Lamparter, der in der vor. Ausg. sogleich nach dem Titel folgt. 5. Auf diesen folgen unmittelbar die Proverbia germanica. 6. Das Wappen Bebels (Rückseite des Bog. Ooiij) entbehrt unten der oben erwähnten griechischen Worte. 7. An einige nun folgende kleinere Gedichte mit einem ihnen voranstehenden Briefe an Thomas Wolph *) den jüngeren, an deren Ende wie im vor. Drucke steht: „Ex Fonte Blaui"... reiht sich ebenfalls ein besonderer Titel mit dem dritten Buche der Facetien und dem voranstehenden Briefe an Veit von Fürst. 8. Das Wappen Bebels fehlt hier auf der Vorderseite des letzten Blattes und die Rückseite ist frei. — Von dem auf dem Titel versprochenen „Additiones" versichert Zapf (a. a. O. S. 203) nichts gefunden zu haben, „aber", fügt er hinzu, „wie noch heut zu Tage so manche Verleger gewisse Vortheile benutzen, so benutzten solche auch jene in den älteren Zeiten".

Göz Merkwürdigkeiten d. k. Bibl. zu Dresden. Panzer Ann. Vol. VI. p. 67. Nr. 336.

1516.

Bebeliana opuſcula nova et Florulenta Nec non et adoleſcentiæ labores librique Facetiarum. cum multis additionibus luculentis. (Grosser Druckerstock mit dem Namen des Druckers: „Guillaume Viuien"). Venundantur in vico divi Jacobi ad interſignium ſancti Georgii in officina Guillelmi Viuien.

Am Ende: Parrhyſiis ex ædibus Nicolai de Pratis (Duplessis: „Pontis") Menſe Julii. Anno M. D. XVI.

4. — 98 unbez. Bl. Rückseite des Titels bedruckt, letzte Seite leer. Ohne Bezifferung und Custoden. Signaturen von A — R, worunter verschiedene doppelte Bogen.

Diese Pariser Ausgabe, im Wesentlichen nach derjenigen von 1512 gemacht, nimmt in der Reihe der Bebel'schen Schriften einen vorzüg-

*) Thomas Wolph der jüngere, Kanonikus und Professor zu Strassburg, † zu Rom 1509. Er stand wegen seiner Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit in grossem Ansehen. Sein „Epitaphium „conditum a Beato Rhenano Seleſtatino" findet sich in G. v. Kaisersberg's Nauicula fatuorum, Ausg. 1511. Fol. Bl. Cevj[a].

lichen Rang ein, weil sie sich vor allen anderen sowohl durch die Schönheit ihres feinen Papiers als durch die ihres niedlichen Druckes so wie überhaupt durch ihre Seltenheit auszeichnet. Auf der Rückseite des Titels erscheinen Gebete, welche in keiner anderen Ausgabe stehen und auch nicht von Bebel selbst sind. Zapf a. a. O. S. 205 stellt die Vermuthung auf, dass die Werke Bebels damals für die Schuljugend bestimmt gewesen und diese Gebete vor Anfang des Unterrichts gebetet worden seyen — womit sich nur die Scherzreden in einem und demselben Buche nicht wohl vereinigen lassen, obgleich er meint, „auch sie ständen keineswegs im Wege, denn damals habe man der lieben Jugend „die Dummheiten, Albernheiten und das unsittliche Verhalten des Klerus dadurch anschaulich machen wollen, um sie dadurch von dergl. Dingen abzuschröcken und auf Vernunft und Sitten zurückzuführen, und auf diese Art möchten sie auch von den Lehrern erklärt und erläutert worden seyn.“ Es müssen dies sehr angenehme und erbauliche Unterrichtsstunden gewesen seyn.

Das zweite Blatt enthält den Brief Bebels de laudibus atque philosophiae German. vet. an Gregor Lamparter, das dritte vier „Argumenta seu præfationes“ von denen uns das erste „Ad Lectorem“ bekannt ist. Auf dieses folgt hier: „Ad Candidum lectorem N. B. T. carmen semper multijuga fecunditate horum opuſculorum recenter pariſiis editorum nec non et clarorum germanie doctorum“. Auf der Rückseite erscheint: „Maximiliani Tranſylvani Bruxellenſis . . . (vergl. oben) und unmittelbar darunter als neu eine Erinnerung an den Leser: „Ad lectorem pium paranesis seu admonitio. Luculentas Poggii floreatini facetias his in caracteribus alibi memoriæ proditas: qui voluerit ſibi comparare perpulchraque proverbia seu adagia Gallorum trita et communia poterunt eadem haberi cum cæteris operibus tam *Bebelianis* quam *Deſpauterianis* atque *Menandrorum* facile principis doctiſſimi *Heraſmi* (sic) apud ipſam bibliopolam in angiportu Clanſi brunnelli Parrhiſiis commorantem.

Vale impreſſum.

Sesqui milleſimo decimo sexto.“

Die Vorderseite des 4. Blattes bringt Bebels Brief an Jacob von Arlun, aber unten mit der falschen Jahrzahl „M. D. XVI.“ statt M. D. VI. und unter demselben: „Documentum. N. B. T. Salubræ.

Tentamenta cave: facti circumſpice finem:
Aut fuge: vel pugnes: ni temeretur honor“.

Die Rückseite füllt der Titel der Bebel'schen Schriften: „Hoc in libro Bebeliana opuſcula nova: eademque perpulchra: et adoleſcentiæ labores ingenioſiſſimi“. Die nun folgenden Titel sind die der Ausgabe von 1512, nur hier und da in etwas verschieden, z. B. „Facetiarum libri jucundiſſimi atque fabulæ admodum vidende inſtar Poggii“. — Vom fünften Blatte bis zum Schlusse ist der Inhalt so wie dessen Reihenfolge unverändert der der vorhergehenden Ausgabe. Die Proverbia sind abgedruckt auf Bog. Gi — Ii.

Ebert 816. Zapf 203 — 207. Dupleſsis 318 — 319.

1526.

Bebeliana opuſcula nova et florulenta, nec non et adoleſcentiæ labores librique facetiarum. Cum multis additionibus luculentis. Pariſiis, ex Aedibus Nicolai de Pratis, Guillelmus Vivien. 1526. 4.

Panzer Annal. Vol. VIII, 100. Nr. 1554. Dupleſsis 318. —

Ausser diesen die Adagia verbürgt enthaltenden Ausgaben seiner Werke finden sich bei Gödeke Grundr. I, 114 noch folgende drei als „Opera“ bezeichneten aufgeführt:

a. **Opera Phorcae in aedib. Th. Anſhelmi 1508. 4.**

b. **Opera ſequentia. Triumph. Veneris pp. Phorcae in aedibus Th. Anſhelmi 1509. 4.**

c. Opera. Antwerp. 1541. 8.

Von diesen enthält weder die erste mir vorliegende „Ānno M. D. VIII. Menſe | Januario“ (Ulm), noch die zweite von Zapf (S. 224 — 240) nach Titel und Inhalt genau beschriebene (Dresden und Wolfenbüttel) die Facetiae oder die Adagia. Das dritte ist mir unbekannt, beruht aber wohl auf einer Verwechselung der zu Antwerpen in diesem Jahre erschienenen Facetiae; vergl. unten. Von der ebenfalls bei Gödeke a. a. O. in mehreren Ausgaben Bebel zugeschriebenen „Margarita facetiarum“ ist Bebel nicht Verfasser, sondern Johannes Adelphus Mülichius aus Strassburg, gewöhnlich (Joh.) Adelphus genannt. Indessen ist diese Sammlung (Ulm) ganz in Bebels Geist abgefasst und soll zur Ergänzung seiner Facetien dienen „Legens enim (Bl. Qiij[a]) Bebelianas illas admodum gratas: ne quid eis deesset: quaſi appendicis loco curavi . . .“ das Buch enthält viele derbe Stellen. — Eine Ausgabe der Opera, Argentorati 1511. 4., erwähnt von Am Ende aus Abels Beyträgen zu einer Gesch. d. Sprichw. S. 50, ist unsicher und bedarf weiterer Gewähr.

1541.

HENRICI BEBELII Facetiae. Antwerp. A Guinus. 1541. 8. — Bibl. Thottiana. Tom. IV. 566. Nr. 8154.

1542.

Facetiarum HENRICI BEBELII Poetae a D. Maximiliano laureati, libri tres, a mendis repurgati et in lucem rurfus redditi. His acceſſerunt ſelectæ quædam Poggii facetiae, Item Prognoſticon, in omne ævum durans, Jacobi Henrichmanni, facetiis Bebelianis non illepide additum. Tubingæ ex officina Ulrici Morhardi. Anno MDXLII.

8. — 136 Bl. Die Vorrede Bebels ist aus Tübingen 1506 datirt. — Feuerlein Supell. librar. P. II. 962. Bibl. Thomas. P. III. Sect. 1. 90. 1338. Ebert 1816. — In Wolfenbüttel.

1544.

Facetiarum HENRICI BEBELII Poetae a D. Maximiliano laureati, Libri tres ... (vergl. die vor. Ausg.). His additæ ſunt et Alphonſi regis arragonum et Adelphi facetiæ. Idem Prognoſticon, in omne ævum durans, Jacobi Henrichmanni, facetiis ... additum. Tubingæ ex officina Ulrici Morhardi. Anno MDXLIIII.

8. — $17^1/_2$ Bog. Rückseite des Titels und letzte Seite bedruckt. Signatur: A — S und Custoden. Die Blätter sind gezählt, beginnen mit dem Titel, gehen aber nur bis 132, von wo an Henrichmann's Prognostika, in Allem 8 Bl., ohne Bezifferung folgen, in der Signatur aber (S) mit den ersteren fortgehen. Die vorhergehende Signatur R beträgt nur $^1/_2$ Bogen.

Die Rückseite des Titels enthält das Epigramm: „Liber ad Lectorem", das zweite Blatt die Zueignungsschrift: „Viro diſſertiſſimo Juris conſultiſſimo, atque integerrimo, Petro ..." (vergl. über beide: Opuſcula 1508). Hierauf beginnt das Werk selbst, dessen drittes Buch als Einleitung einen Brief mit der Aufschrift hat: „Henrici Bebelii Juſtingen. ad æquum Lectorem" und auf Bl. 118^a mit den Worten der Opuſcula 1512: „Plaudite et valete .." so wie den zwei ebendaselbst befindlichen Gedichten des Paulus Hugo und des Joann. Hyphanicus schliesst, denen noch die Apologia angehängt ist.

Mit Bl. 121^a beginnen die Facetien des Poggius: „Sales ſeu Facetiæ multum jucundæ ſelectæ ex libro Poggii Florentini Oratoris eloquentiſſimi. Sie endigen auf Bl. 1 8^a. Auf der Rückseite nehmen die Sprüche des Alphons ihren Anfang mit der Überschrift: „Sequu

— (sic) nunc Facetiæ Alphonſi arragonum regis et aliorum illuſtrium virorum breviores“ und schliessen auf Bl. 132^{b}.

Mit einem neuen und besonderen Titel erscheinen: „Prognoſtica ab Jacobo Henrichmanno ...“ mit dem beigefügten Tetraſtichon und der Dedication an Schwartzenberg, worauf die Prognoſtica ſelbst beginnen, denen noch anhängt: „Vulgaris Cantio“ und „Paraenefis“ (vergl. über diese beiden Stücke Opuſc. 1512).

Die letzte Seite zeigt einen kleinen Holzschnitt (Druckerzeichen?): oben Wolken, aus welchen links eine Hand hervorragt, an deren Zeigefinger die Welt an einer langen Kette hängt, mit der Überschrift: In manu domini ſunt omnes fines terrae. — Ebert 816. Zapf 209 – 212.

1550.

Facetiarum HENRICI BEBELII Poetae a D. Maximiliano laureati, Libri tres ... (vergl. Ausg. 1544). Tubingæ ex officina Ulrici Morhardt Anno M. D. L.

8. — 136 Bl. Baumgarten Nachr. v. merkw. Büchern. V, 66.

1552.

Facetiarum HENRICI BEBELII Poetae a D. Maximiliano laureati, Libri tres ... Tubing. Ulr. Morh. 1552. 8. Cat. Bibl. Com. de Thott. T. IV. 566. Nr. 8155.

1555.

H. BEBEL Facetiae. Tübing, 1555. — Also erwähnt in der Zeitschr. „Zoolog. Garten“. Frankf. 1365. 8. S. 417.

1555. a.

HENRICI BEBELII libri facetiarum a mendis repurgati et in lucem editi. His acceſſerunt ſelectæ quædam Poggii facetiæ. His additæ ſunt et Alphonſi regis Arragonum et Adelphi facetiæ. Item prognoſticon in omne aevum duràns Jac. Heinrichmanni. Bernæ in Helvetiis, per Sam. Apiarium. 1555. 8.

Bibl. Bunar. Tom. III. Vol. III. 2102. Clement Bibl. cur. hist. et crit. Tom. III. 8. Bibl. Thott. Tom. IV. 566. Nr. 8157.

1557.

Facetiarum HENRICI BEBELII Poetae a D. Maximiliano laureati, Libri tres ... Tubing. Ulr. Morh. 1557. 8. Bibl. Thott. T. IV. 566. Nr. 8156.

1558.

Die Geschweck HENRICI BEBELII, welcher von Kaiser Maxi-

miliano ist zu einem Poeten gekrönt worden. In drey Bücher getheilet/gebessert vnnd gemehrt. Sampt einer Practica vnd vorzeichen zukünfftiger Ding so biß auf den Jungsten tag vnder den menschen gemein sein werden. Durch einen guten Gesellen auß Latein in das Teutsch gebracht. Getruckt im Jahr/pp. M. D. LVIII. 8./Alphabet $13^1/_2$ Bog. Ohne Bezifferung.

Die Dedication führt die Aufschrift: „Dem Wolberedten vnd der rechten fast wol erfarnen Ersamen Mann/Peter Jacob Arelunensi/Probst zu Backnaw/Korherrn zu Stuttgarten/vnd fürstlichen gnaden Rhatsherrn/wünscht Henricus Bebelius vil glücks vnnd heil.. .Zu Tübingen VI Idus Maias. im jar M. D. VI". Die Facetien selbst sind überschrieben: „Der Geschmack/so Henricus Bebelius der Pont/in seiner Jugent geschriben hat. Das erste Buch". Den Schluss des dritten Buches bilden die Gedichte des Paul Hugo, Johann Weber und Bebels Apologie (vergl oben Ausg. 1512. 1508 (1501). — Auf diese folgen, was der Titel nicht angibt: „Liebliche und außklaubte Geschwenk Poggii florentini des trefflichen Redners" und nach diesen: „Hie volgen ander kurtz geschwenk/Alphonsi des Künigs der Arragonier/und ander trefflicher Menner." Den Beschluss machen mit vorgesetztem Briefe Heinrichmanns an Schwartzenberg und Bebel die „Vorzeichen zukünftiger Ding wie sie im teutschen gebraucht und gesagt werden/zusammen getragen durch Jacobum Henrichmannum von Sindelfingen." Als Zugabe dem Ganzen eine Palmeselspredigt von zwei Seiten.

Über diese (wahrscheinlich von M. Lindner) angefertigte erste deutsche Übertragung urtheilt Zapf, dem vorstehende Beschreibung entlehnt ist, a. a. O. 223 — 24: „Diese Übersetzung...ist wörtlich und rauh nach dem damaligen Zeitalter zugeschnitten. Vergleicht man sie mit der latein. Ausgabe, so findet man sie auch unvollständig...So kommen im lateinischen auf die Müller drei Scherzreden vor, im teutschen hingegen nur zwey. Der Priester von Ulm, von dem eine wahre Erzählung angeführt wird, wird im Lateinischen mit Namen „Mutscheller" genannt und am Ende gemeldet, dass sie ihm „Leonhart Klemens" mitgetheilt habe; beides aber ist in der Dolmetschung ausgelassen."

Bibl. Thomas. P. III. Sect. 1. 90. 1346. Koch II, 319. Ebert 1816.. Gervinns II, 301. Bücherschatz 1796.

1561.

Facetiarnm HENRICI BEBELII Poetae a D. Maximiliano laureati Libri tres a mendis repurgati et in lucem rursus redditi. His ac-

cefferunt felectæ quædam Poggii facetiæ. Item Prognoſticon, in omne ævum durans Jacobi Henrichmanni facetiis Bebelianis non illepide additum. His additæ ſunt et Alphonſi regis Arragonum et Adelphi facetiæ. Tubingæ 1561. 8. 153 Bl. — In Wolfenbüttel.

1570.

H. BEBELII facetiarum libri III. Acc. sel. quaed. Poggii facet. Alphonsi Reg. Arag. et Adelphi facetiae. Tub. 1570. 8. — F. O. Weigel Cat. 1840. p. 26. Nr. 730.

1589.

HENRICI BEBELII Facetiae in drey Büchern mit einer ordentlichen Abwechselung vnd Einmischung der Apologen Bernhardini Ochini/sampt einer angehenckten Practicken/was bis auff den jüngsten Tag gemein seyn werde/verteuscht. Franckfurt/bey Nicolao Baßno. 1589. 8.

J. Cleſsius Teudtsche Bücher. M. DCII. 4. S. 227. Freitag Adpar. T. II. Nr. 86. Feuerlein Sup. libr. Vol. I. p. 347. Nr. 2642. Gödeke Gr. I, 114.

1590.

Facetiæ HEINRICI BEBELII, Superiorum Aetatum dicta jocoſa & facta ridicula continentes. in libros tres digeſtæ, vnacum Prognoſtico perpetuo. Accefferunt illuſtrium virorum joci et apophthegmata ex Macrobii, Poggii, Erasmi, Camerarii et aliorum monumentis collecti. Aucta quoque eſt hæc noviſſima editio aliquot lepidis et jocoſis, veris tamen hiſtoriis, quæ lucem hactenus non viderunt. Adjecto Jndice copioſiſſimo. Francofurti Ex officina typographica Nicolai Baſſæi. M. D. XC. 8. — 220 einseitig beziff. Bl., vovon 8 Bl. unbeziff. Vorstücke.

Die Vorstücke enthalten (Bl. 2^a) eine kurze Vorrede des Druckers an den Leser, weshalb er die Abhandlung (Bl. 2^b — 5^b): „De fide meretricum“ dem Buche beigefügt habe. Bl. 6^a – 8^a nehmen die Epigramme: „ad Lectorem H. B.“, das Gedicht des Hyphanticus und das des Paul Hugo ein. Bl. 8^b enthält den Brief an Jacob von Arlun 1506. Vergl über diese Vorstücke die früheren Ausgaben.

Die Facetien füllen die Bl. 9^a — 156^a und sind betitelt: „Adoleſcentiæ Bebelianæ Opuſcula“. Auf der Rückseite folgt mit dem voranstehenden Briefe Bebels v. J. 1512 an Georg Herman, einen Chorherrn zu St. Moriz zu Augsburg (vergl. Ausg. 1512): „Facetiarum Bebelianarum appendix.“ Mit Blatt 198^a beginnt das: „Prognoſticon ex Etruſco ...“, das sich auf Bl. 161^a endigt und worauf unmittelbar auf

derselben Seite noch die Überschrift folgt: „Prognoſtica alioquin Barbare practica nuncupata.“ Vorangeht (vergl. Ausg. 1512) Heinrichmanns Brief an Schwartzenberg. Heinrichmanns Prognoſtica enden Bl. 167[a].

Als Bereicherung dieser Ausgabe erscheinen zum erstenmale Bl. 167[b] — 185[b]: „Diverſorum Authorum Joci et Apophthegmata, aliæque narrationes lepidæ“, dann ebenso (Bl. 136[a] — 201[b]) eine Anzahl anderer scherzhafter Historien mit der Aufschrift sich anschliesst: „Lepidæ quædam et jocoſæ hiſtoriæ, Facetiis Bebelianis noviſſimæ additæ“. Ein „Facetias Bebelianas Index locupletiſſimus“ schliesst das ganze Buch.

J. Cleſsius 310. Bibl. Thomas. P. III. Sect. 1. 92. 1370. Bibl. Thott. Tom. IV. p. 566. Nr. 8158. Nopitsch 209 — 10.

1600.

Nicodemi Frischlini Balingenſis Facetiæ ſelectiores: quibus ab argumenti ſimilitudinem acceſſerunt HENRICI BEBELII P. L. Facetiarum Libri tres. Sales item, ſeu facetiæ ex Poggii Florentini Oratoris libro ſelectæ. Nec non Alphonſi Regis Arragonum et Adelphi Facetiæ. vt et Prognoſtica Jacobi Henrichmanni. Lipſiæ anno M. DC. — 8. 286 S. Rückseite des Titels und letzte Seite bedruckt.

Das Buch beginnt (Titel-Rückseite) mit einem Epigramm:

Ad candidum lectorem.

Friſchlini quicunque ſales leget hic ſine riſu,
Hunc ſtipitem plane reor.
Cumanumve decus, quod nil de temporis hujus
Intelligit facetiis.
(Holzschnitt: Frischlin's Bildniss.)
Seria ſæpe jocis immiſcet: quæque opice autem
Illa haud libidinoſe arat.
V. C. P. L.

S. 3 — 32: Frischlins Facetien. S. 34 — 248: Bebels Facetien. Sie führen die Aufschrift: „Facetiarum Bebelianarum, quas luſit in adoleſcentia ſua, Liber primus . . . tertius“. — S. 249 — 253: Die mehrfach erwähnten Lobgedichte des P. Hugo und J. Hyphantikus und die Apologie Bebels. — S. 254 — 264: „Sales ſeu Facetiæ multum jucundæ ſelectæ, ex libro Poggii Florentini Oratoris eloquentiſſimi“. S. 265 — 272: „Sequuntur nunc facetiæ Alphonſi Arraganum (sic) regis et aliorum illuſtrium virorum breviores“. — S. 273 — 282: „Prognoſtica ab Jacobo Henrichmanno latinitate donata . . . reperiebantur“. Sie erscheinen unter einem besonderen Titel und haben

darunter das früher erwähnte Tetraſtichon. — S. 374: Brief des Henrichmann an Schwartzenberg und H. Bebel. — Anhangsweise S. 283 — 285: „Vulgaris Cantio ... per Henricum Bebelium ... „Paræneſis ejusdem ... credat".

K. H. N. Lang Nicod. Frischlinus. Brunsv. et Lipſ. 1727. 4. Zapf 216 — 218.

1600 a.

Nicodemi Frischlini Balingenſis Facetiæ ſelectiores, quibus ob argumenti ſimilitudinem acceſſerunt HENRICI BEBELII... Jacobi Henrichmanni (vergl. die vor. Ausg.). Argentinæ typis hæredum Bernhardi Jobini. 1600. 8. — 135 Bl. Abdruck der vorig Ausg., doch fehlt Bebels Vorrede. — In Wolfenbüttel.

Clefsius 492. Féuerlein Sup. libr. P. I. p. 406. Nr. 3241.

* Nicodemi Frischlini | balingensis | FACETIAE | SELECTIORES: | QVIBVS OB ARGVMEN- | ti ſimilitudinem acceſſerunt. | *HENRICI BEBELII*, P. L. | *Facetiarum Libri tres* | SALES ITEM SEV FACETIÆ | ex Poggij Florentini Oratoris | libro ſelectæ. | *Nec non Alphonſi Regis Arragonum*, *& Adelphi facetiæ*, | Vt & Prognoſtica Jacobi Henrichmanni.

1603.

SAPIENTIA (Drucker-Zeichen) CONSTANS.

Cum Gratia & Privilegio ſingulari.

ARGENTORATI,

Apud Tobiam Jobinum. Anno 1603.

12. — 192 (gedruckt 129) einseitig bedruckte Bl. Rückseite des Titels und letzte Seite leer. Sign.: A 2 — Q 7. Die volle Seite, Überſchriften und Custoden ungerechnet, zählt 25 Zeilen. Die 3. 4. 7. und 9. Titel-Zeile, das Druckermotto sowie der Druckort roth. — In Erlangen.

Bl. 2^a — 23^a: „NICODEMI FRISCH- | LINI FACETIAE". — Bl. 23^b — 54^a: FACETIARVM, BEBE- | LIANARVM QVASLV- | dit in adoleſcentia ſua, | Liber primus". — Bl. 54^b — 102^a: „... LIBER | SECVNDVS". — Bl. 102^b — 103^a: „HEN. BEBELIVS | IVSTINGENSIS AD | ÆQVVM LECTOREM". (Ohne Datirung). — Bl. 104^a— 169^a: „...LIBER TERTIUS". (Schluss:

vergl. Ausg. 1512). — Bl. 169[b] — 170[a]: „PAVLVS HVGO AD LECTO- | rem, in facetias Henrici Bebelij | Poëtæ urbaniſſimi". — Bl. 170[a]/[b]: „CARMEN IOAN. HYPHANTICI | Weiſſenhorenſis in eaſdem". Bl. 170[b] — 171[a]: „APOLOGIA HEN. BEBELII | contra Zoilum de ſtirpe ſua".

Bl. 171[b] — 179[a]: „SALES SEV FACETIAE | MVLTVM IVCVNDAE, SE-lectæ ex libro Poggij Florentini | Oratoris eloquentiſſimi." — Bl. 179[b] — 184[b]: „SEQVVNTVR NVNC | FACETIAE ALPHONSI AR- | ragonum Regis & aliorum illuſtri- | um virorum breviores". Bl. 185[a] (eigene Titelseite): — 190[b]: PROGNO- | STICA AB IACOBO | HENRICHMANNO LATI-nitate donata, paucis quibuſdam | annexis, quæ in vernacula lingua; | ex qua hæc traduxit, non | reperiebantur. (Vign.) TETRASTICHON eiuſdem Henrichmanni. | Vt ventura ſcias ... (vergl. Ausg. 1512). Auf der Rückseite des Bl. 185 der Brief an Schwartzenberg, datirt von 1508. — Bl. 191[a] — 192[a]: „VVLGARIS CANTIO, | Ich stund an einem Morgen etc. ..." — Bl. 192[a]: PARÆNESIS EIVSDEM AD | iuventutem, ne pravis mulieribus | nimium credat". Die Ausgabe schliesst mit „FINIS".

Die Ausgabe stimmt im Wesentlichen mit den beiden von 1600 überein. Die Zahl der Facetien des 3. Buches beläuft sich auf 209 und deren Sprichwörter auf etwa 37. Frischlin's Facetien sind numerisch klein (62), übertreffen aber an naturwüchsiger schwäbischer Derbheit weit diejenigen Bebels und enthalten 23 Sprichwörter, welche zum Theil, um auch dem Laien verständlich zu seyn, zugleich in's Deutsche übersetzt sind, z. B. (Bl 17[b]) „... vetulus equus tam longum iter potest conficere, quā iuvenis, Es trabt ein Schimmel so weit als ein Hengst..." Die tales Poggii sind specifisch italiänischen Inhalts, dagegen finden sich wieder in denen des Alfonſus einige wenige Sprichwörter, welche jedoch den Facetiis Adelphinis (erste Ausg. Argent. 1508. 4.) entnommen sind. Über Frischlin ist zu vergleichen Conz in Hausleutners schwäb. Archiv II. 1 — 68.

1605.

Nicodemi Frischlini facetiæ, acceſſerunt HENRICI BEBELII, facetiarum libri III. Sales ſeu facetiæ ex Poggii florentini libro ſelectæ ... Argentor. 1605. 12.

Bibl. Rinckiana. S. 996. Nr. 8036.

1606.

Facetiæ HENRICI BEBELII, in 3. underschiedliche Bücher abgetheilet, jetzund aber gebessert vnd vermehret, mit Einmischung der Apologen Bernhardini Ochini von Senis ... Gedruckt zu Frankfurt am Mayn. 1606. 8.

Jahn IV. Nr. 3560. Bibl. Schadelook. T. II. p. 310. Nr. 12697.

1609.

Nicodemi Frischlini facetiæ, acceſſerunt HENRICI BEBELII facetiarum libri III. Sales ... (vergl. Ausg. 1605). Argent. 1609. 12. — Gödecke Gr. I, 114.

1612.

Nicodemi Frischlini facetiæ, acceſſernnt HENRICI BEBELII facetiarum libri III. Sales ... Argent. 1612. — Gödeke Gr. I, 114.

1612. a.

HENRICI BEBELII Facetiæ, in drei vnterschiedliche Bücher abgetheilet vnd gemehrt mit einer ordentlichen Abwechßlung vnd Einmischung der Apologen Bernh. Ochini von Senis, darinn seine Historien, Gleichnüssen und lustige Schwenck sehr kurtzweilig zu lesen. Sampt einer angehengten Practica ... Franckfurt, Joh. Treudel. 1612. 8. — Weller Annal. II, 305.

1615.

Nicodemi Frischlini facetiæ ſelectiores et HENRICI BEBELII facetiarum libri III ... Argent. 1615. 12. — Bibl. Schadelook. Tom. II. p. 314. Nr. 10744.

1625.

Nicodemi Frischlini facetiæ, acceſſerunt HENRICI BEBELII facetiarum libri III. Sales ... (vergl. Ausg. 1605. 1609. 1612). Argent. 1625. 8. — Gödeke Gr. I, 114.

1651.

Nicodemi Frischlini Balingenſis Facetiæ ſelectiores quibus ... Amſtelodami 1651. apud Joh. Janſonium juniorem. gr. 12. 304 S.

Wörtlicher Nachdruck des Titels der Ausg. Lipſ. 1600 und des vollen Inhalts der Strassburger desselben Jahres. Bebels Facetien stehen auf S. 37 — 261. — In Wolfenbüttel.

1660.

Nicodemi Frischlini Balingenſis Facetiæ ſelectiores, quibus ... Amſtelod. 1660. 12. — Neuer Nachdruck.

Was es mit der aus der Heidelberger in die Vaticana gekommenen, jedenfalls vor 1623 gedruckten Ausgabe: „Bernardinus Ochinus de facetiis Bebelii. Francof.“ (vergl. Serapeum 1856, 206) für eine Bewandtniss habe, ist schwer zu sagen und nur im Allgemeinen eine der deutschen Übersetzungen der Facetien Bebels zwischen 1589 und 1612 zu vermuthen. Die von F. Butsch Cat. XXXIV. S. 11 angezeigten „H. Bebelii Opuscula varia. Tubing. Thom. Anshelmus. 1511“ sind die Commentaria epistolarum conficiendarum.

So höchst schätzbar auch die von Bebel gesammelten Sprichwörter mit Einschluss der in den Facetien enthaltenen für den Forscher auf diesem Gebiete sind, so würde doch ihr Werth ein ungleich höherer seyn, wenn der Verfasser sie in heimischem Gewande und zwar genau so, wie er sie aus dem Volksmund empfing, verzeichnet hätte. Denn es ist kaum ein Zweifel, dass alsdann Bebel bei seinem Witze und seiner Geschicklichkeit, alte und dunkle Sprichwörter zu erklären, seinen Nachfolger Agricola noch übertroffen hätte. Immer aber müssen wir ihm auch für die Gabe dankbar seyn. Ihm bleibt das Verdienst, mit unter den ersten gewesen zu seyn, der cum amore deutsche Sprichwörter sammelte und sie zwar in lateinischer Sprache, aber doch auch ohne das abschwächende Beiwerk lateinischer Verse, auch nicht namenlos, dem Druck übergab. Allerdings enthalten auch einige andere gleichzeitige Werke z. B. Reinecke Vos, diejenigen Brant's, Geiler v. Kaisersberg, Murners u. A.*) eine beträchtliche, mitunter noch grössere Zahl von Sprichwörtern, aber es ist unnöthig zu bemerken: alle diese Schriften geben sich nicht als Sammlungen und es sind ihre Schätze erst durch ihre und oft sehr mühevolle Durchforschung zu erheben, und was ältere Denkmäler anbelangt, so ist, um nur die zwei hervorragendsten Erscheinungen zu bezeichnen, Vridanke's Bescheidenheit oder der Renner Hugo's, beide aus dem XIII. Jahrh., wenn auch so überaus reich an Sprichwörtern, Priameln, Redensarten und Vergleichungen, doch weder in Anlage noch Ausführung eine Sprichwort-Sammlung zu benennen, was selbstverständlich auch auf die übrigen Gnomologen des Mittelalters seine Anwendung findet.

Bebels anderweitige literarische Thätigkeit ist von seinem Biogra-

*) Es zählen Reinecke Vos 281, Brant's N. S. 273, Murner's Narrenbeschw. 327, Pauli Schimpff vnd Ernst 174, dagegen die verschiedenen Werke Kaisersberg's gegen 2000 Sprichwörter etc., die Predigten über das N. S. allein 231.

phen Zapf (a. a. O. S. 91 — 273) so eingehend und vollständig als die Bibliographie seiner Zeit es erheischte und ermöglichte, verzeichnet worden. Unter seinen übrigen Werken, welche fast sämmtlich, namentlich die vor 1508 gedruckten, zu den grössten Seltenheiten gehören, verdienen besonders die historischen, die selbst Freher und Goldast ihrer Aufmerksamkeit würdigten und in ihre bekannten Sammlungen aufnahmen — und unter diesen wiederum ausser seiner berühmten Rede an Kaiser Maximilian „de laudibus Germaniæ (1504; vergl oben), der Epitome laudum Suevorum und der Cohortatio Heluetiorum ad obedientiam imperii" (in Opera ſequentia. Phorce M. D. IX. 4.), ganz besondere Erwähnung seine „* Commentaria epiſtolarum conficiendarum ..." (zuerst Argent. 1506, zuletzt 1516. 4.), weil diese Schrift den ehrenvollen Beweis an die Hand gibt, dass, wie der Verfasser für das Sprichwort, so auch für die Geschichte und Geographie seines speciellen Heimathlandes Schwaben nicht unwichtige Beiträge geliefert habe. So hat er hier u. a. einen längeren Abschnitt überschrieben: „Qui ſint pagi ſuevorum et de aſpiratione Nechari flumine." Vergl. auch hierüber Serapeum 1861, 26.

Heinrich Bebel, einer der achtbarsten vorreformatorischen Humanisten, wurde geboren 1475 oder 1476 und hatte zum Geburtsorte das Dorf Justingen in Schwaben, wo auch der Mathematiker Stöfler und die Historiker Johannes und Ludwig Nauclerus (Vergenhanns) geboren waren. In diesem Dorfe war, wie er selbst in seinen Gedichten offen gesteht, sein Vater, gleichen Vornamens, ein Bauer, aber ein ehrlicher und fleissiger Mann, der durch saure Arbeit und Verdienst seinen Söhnen eine gute Erziehung zu geben bestrebt war. Um dieser so geringen Herkunft willen wollten ihn manche seiner Zeitgenossen verspotten, aber Bebel, nicht im Geringsten seinen Ursprung verheimlichend, machte sich hieraus gar wenig und wusste auch erforderlichen Falles solchem Spott und Vorwürfen witzig heimzuleuchten. *) Seine

*) So schreibt er von sich und seinem Geschlechte an einen Verläumder und Tadler (cf. „Apologia contra Zoilum de ſtirpe ſua." Opuſcula 1508):

Quid mihi quod ſim ruſticus atque ignobilis ipſe
Zoile detractas: ſtulte bilinguis iners:
Si non criminibus poterit mea vita notari,
Non curo indocti verba profana viri.
Cum referam proavos, fateor charosque parentes:
Ruſticus, et duci ruris alumnus ero.

erste Schulbildung erhielt er zu Scheklingen*), einem Städtchen bei Ulm, betrieb dann seit 1491 oder 1492 zuerst zu Cracau, dann mehrere Jahre (1493 — 1496) zu Basel, woselbst er auch die ersten schriftstellerischen Versuche machte, das Studium der Rechte, vorzugsweise aber das der schönen Wissenschaften und freien Künste und wurde, bald bekannt, 1497 als Lehrer der Beredtsamkeit und Dichtkunst nach Tübingen berufen. Hier erklärte er unter grossem Beifall**) die lateinischen Dichter, Redner und Geschichtschreiber, und was Reuchlin für die hebräische und griechische Literatur, das war anerkannt Bebel für die lateinische und die schönen Wissenschaften, indem er als der erste auf der Tübinger Hochschule die Reinheit und Zierlichkeit der lateinischen Sprache dadurch wieder herzustellen suchte, dass er die Jugend zu den ersten und vorzüglichsten Quellen des guten Geschmacks führte und, was seinen Worten verstärkende Kraft verlieh, als Schriftsteller mit eigenem Beispiele voranging. Er konnte und durfte sich mit Recht rühmen, ausser andern später in Wissenschaft sich auszeichnenden Männern, auch der Lehrer Melanchthons gewesen zu seyn und an diesem stets einen dankbaren Schüler, der ihn noch nach seinem Tode durch griechische Verse ehrte, gefunden zu haben (Camerarii de vita Phil. Melanchthonis narratio. Halae 1777. 8. p. 15). Auch „den rüstigen Streiter im Kampfe", Johannes Eck, zählte er unter seine Schüler,***) wie unter seine Freunde ausser andern bereits oben genannten Gelehrten oder Freunden und Förderern der damaligen humanistischen Bestrebungen: Konrad Peutinger und Veit Bild (Herausgeber der Prov. lat. des Joh. de Werdea. Aug. Viedel. 1505. 4.) zu Augsburg, Reuchlin zu Ingolstadt, Ulrich Zasius zu Freiburg, die beiden Nauclerus, Hartmann von Eptingen und Hieron. Emser zu Basel, Simon Cellarius, Joh. Arassicanus zu Tübingen u. a. m., mit welch' allen er theils in gelehrtem, theils in freundschaftlichem oder dichterischem Briefwechsel stand.

Im J. 1501, während zu Tübingen die Pest herrschte, befand sich

*) „Municipes Scheklingenfes aqud quos ego educatus fum, et primas literas didici" — in seiner Abhandlung: „De abufione linguae lat.", vergl. Comm. epiftol. confic. Argent. 1503. 4. p. CXXXIII^b.

**) Hic jam annos ferme octo publice ac frequenti auditorio Poetas, Oratores ac hiftoricos legit, et foedam barbaricum pellit." Coccinius „Tubing. 5. Kal. Maii Anno 1505" bei M. Crusius Annal. Suev. P. III. lib. IX. p. 516.

***) Vergl. Zapf Buchdruckergesch. Augsburgs. II. S. 75.

Bebel zu Innsbruck und hielt daselbst zum Lobe Maximilians und Deutschlands eine vortrefflich durchdachte Rede,*) welche ohne Zweifel der erste Grund war, dass ihn der Kaiser noch in demselben Jahre mit dem Lorbeerkranz beschenkte und ihm ein eigenes Wappen verlieh. In die Zeit seines akademischen Lehramtes fallen auch verschiedene Streitigkeiten mit auswärtigen Gelehrten, u. a. mit Konrad Celtes und dem Italiäner Leonhard Justinian, welche er rühmlich zu Ende führte. Aber nicht blos für seine eigenen schriftstellerischen Ansichten trat er muthig in die Schranken, sondern auch für die Ehre seiner Freunde, die er nicht antasten liess. So nahm er an dem Streite, den die kölnischen Theologaster gegen seinen Freund Reuchlin (damals noch zu Ingolstadt, erst seit 1521 zu Tübingen) muthwillig anspannen, für diesen lebhaft Partei, wie die Briefe der Dunkelmänner dies nicht zu seiner Unehre beweisen.**)

Bebel's rühmliche und glänzende literar. Laufbahn war nur von kurzer Dauer, da ihn schon in seinem 40. (oder 41.) Jahre der Tod erreichte. Sein Todesjahr ist bei den vielfach widersprechenden Nachrichten mit Gewissheit nicht zu bestimmen und nur sicher, dass er noch zu Anfang des Jahres 1516 am Leben war, weil ein Brief, vom 1. Januar 1516 datirt, von ihm vorhanden ist; vergl. Burchard Comment. de ling. lat. in Germ. fatis. P. II. p. 329. Anmerk. (ff.); Brucker

*) „Oratio ad regem Maximilianum de laudibus atque amplitudine Germaniae ... Phorce 1504. 4. Bl. r. vj a.

**) Epiftolae obscurorum virorum. Francof. 1757. 8. Tom. I. p. 196 („Carmen Rithmicale Magiftri Philippi Schlauraff, quod compilavit et deportavit, quando curfor in Theologia et ambulavit per totam Alamanicam fuperiorem"):

„Tunc ad Tubingam veni, hic fedent multi focii,
Qui novos libros faciunt, et Theologos vilipendunt,
Quorum eft viliffimus Philippus Melanchthonius
Sicut ego cognovi: et igitur Deo novi,
Si viderem illum mortuum, quod irem ad fanctum Jacobum,
Fuit et *Bebelius*, et Joannes Brafficanus
Et Paulus Vereander, *die schworen alle miteinander*
Quod vellent me percutere, fi non vellem recedere."

Und in dem Briefe des Joannis de Schwinfordia ad Ortuinum Gratium in Colonia lesen wir (pag. 352) folgendes:

„Jam erit confufus Jacobus et omnino trufus
Wimphelingius, *Bebelius* atque ille Gerbelius:
Sturmius et Spiegel, Lufcinius atque Rheanus
Ruferus, Sapidus, Guidaque Bathodius.
Omnes hi victi pacent, non audent dicere Guckuck.

Ehrentempel S. 69. Anmerk. 12.*) Nach diesem Jahre findet sich von ihm keine Spur mehr; als sein muthmassliches Todesjahr ist desshalb 1516 anzunehmen. Ein Bruder unseres Bebel's, Wolfgang, war ebenfalls Schriftsteller (auch in kleineren lat. Gedichten versuchte er sich, welche zerstreut in seines Bruders Werken sich befinden), wurde 1506 Magister, später Doctor der Arzneigelehrsamkeit und 1515 Dekan der philosophischen Facultät zu Tübingen. Vielleicht ist Ludwig Bebel, 1555 Doctor der Medicin zu Ingolstadt, ein Enkel dieses Wolfgang gewesen. Heinrich Bebel selbst starb ehelos,**) den Ruhm eines von Vorurtheilen freien, sehr gefälligen und dienstfertigen, freimüthigen und unerschrockenen Mannes hinterlassend.

a. Liber hymnorum. 1501. 4.

Verficuli quidam Henrici Bebelii Juftingenfis egregias fententias in fe continentes. (Zapf a. a. O. S. 135—137).

(S. 135) Carmen fodaticum.

Lex bona non mala vis: fapiens: non ſtultus abundans

Sie in Sacco conclufi Wimphelingiani erunt,
Non valent in Graecis invenire neque Poetis,
Quod Lango refpondeant viro ſcientifico."

*) Auch aus den Tübinger Universitäts-Akten lässt sich sein Todesjahr mit Bestimmtheit nicht erheben. Dass er aber noch im J. 1515 am Leben war, geht unzweifelhaft aus einer Stelle dieser Aufzeichnungen hervor, wo es heisst, dass er am Tage Johannis et Pauli (v. i. 26 Juni) des genannten Jahres wieder auf weitere 5 Jahre „ad legendum in humanis literis" angestellt worden sey. Auch sein Bildniss, wenn je eins vorhanden, findet sich dort nicht vor. — Ich schulde dankend diese Notizen (durch gef. Vermittelung meines Collegen Herrn Faber hier) der zuvorkommenden Güte des Herrn Oberbibliothekar Rud. Roth zu Tübingen.

**) „Dass unser Bebel verheirathet gewesen," (sagt Zapf a. a. O. S. 25 — 26), „findet man keine Spur; gleichwohl aber war er kein Verächter des schönen Geschlechts und besang dasselbe in seinen Gedichten, z. B. ein Mädchen zu Zwiefalten, Apollonia, und der Agnes Rutaberin, einer schönen Jungfrau in Tübingen zu Ehren, verfertigte er ein Gedicht auf die Pest (vid. Oratio ad Regem Maximilianum... Phorce. M. D. IIII. 4. B. 37 a), worin er deren körperliche Schönheit erhebt und sehr naiv beschreibt. Heher gehört auch das alte vielgesungene Volkslied: „Ich stund an einem Morgen gar heimlich an eim Ort", das Bebel lateinisch übersetzte und das Mädchen und ihren Liebhaber redend einführt. Vielleicht haben ihn die Musen, in deren Umgang er sein thätiges Leben hinbrachte, von dem Ehestand, der nicht jedem Gelehrten behaglich ist, zurückgehalten. In dem Stand, in welchem er blieb und dahin lebte, war er ruhiger und ungestörter, und konnte seine Zeit ganz den Wissenschaften aufopfern, und so angenehm und schön er die Schönheiten besang und zu schätzen wusste: so derb schildert er ein mürrisches Weib. Seine Scherzreden können hiervon mehrere Beispiele ge-

Ante ferendus erat et meritum haud favor eſt
Temporibus priſcis ſed noſtro tempore vertas
Uti fertur folium: et dicere vera potes.

Sic

Eſt favor haud meritum ut erit anteponendus abundans
Stultus non sapiens vis mala non bona lex.

Vor reycher dorheid ſoll weißhait ſton
vor gunſt ſol ouch billichait gon
(S. 136.) vir gewalt darzu das recht
ker das blat rum du wirſt gewert.

Cur ego mortalis poſſum letarier unquam
Tempus enim quo ſum vel moriturus erit
Sed quando immineat nunquam cognoſcere poſſum
Et quo perveniam neſcius atque miſer.

Ich ſtirb vnd waiß nit wan
ich far vnd waiß nit wa hin
mich nempt wunder das ich frelich bin.

Ach quis ſolicito non geſtat mille dolores
Pectore quiſque ſuas ſuſtinet ecce cruces.

welcher mag ſyn vff erd brait vnd weyt
der nit hab kreiß vnd anfechtung zu aller zyt.

Paupertas tumida et mendax cum divite ſacro.
Atque senex veneris maleſani et cultor amoris
Diſplicuiſſe ſolent hi tres hominique deoque.

Als buler vnd hoffertig arm man.
richer lugner iſt ouch daran
denen gemeyn iſt got vnd die welt gran.

Hec quatuor pervertunt omnia judicia.
Pignia (sie) dona: odium: favor et timor exitio ſunt
Judiciis: per que judex corrumpitur omnis.

Gelt gunſt forſcht vnd nyd ſend
die recht werffend an ein gluck end.

ben und dergleichen Geschöpfe können ihn auch vorzüglich von einem Stande zurückgehalten haben, der zwar sein Angenehmes, aber auch seine Bürde hat, besonders wenn ein solcher Mann mit einer Xantippe, oder einer ausschweifenden und liederlichen Coquette, die jedem zu gefallen sucht, zu kämpfen hat. Ein solches Ungeheuer lässt sich nicht mit dem Studirzimmer vereinigen."

Hec tria pervertunt regna et urbes
Urbes pervertunt et florentiſſima regna
Res privata: ſimul non multum experta juvante
Conſilia: atque latens funeſto in corde ſimultas.

Aigner nutz: iunger rat vnd verborgner nyd
verderbt vil ſtett land vnd leyt.

(S. 137) Hic ſunt prudentis faciunt hec jure ſagacem
Copia librorum cui ſit perviſa frequenter
Qui mores hominum multas et videris urbes
Calleat hiſtorias: regumque heroica geſta.

Den ſchrybend die alte wyß vnd clug
der vil biecher geleſen hat vnd lender gnug
erfaren darzu manchen man
der vil alte geſchichten weiſt vnd kan.

Hec ſunt que maxime homines decipere ſolent
Decipiunt multos (ut nos docuere priores)
Et favor haud durans principis atque ducum
Et muliebris amor nec non aprile ſerenum
Labile vel folium quod rosa pulchra geris
Niſus et accipiter multo diſcrimine equusque
Tractatur: ſepe et teſſera vota negat.

Herren gunſt vnd aberellen wetter
frowen liebe vnd roſe bletter.
roß- würffel vnd feder ſpill
betriegen manchen der eß globen wil.

Profuit ingenium quondam coluiſſe perartes
Nunc valet ad mundum nil niſi divitie.

Vor zytten ward hoch geacht kunſtler
vnd hauſt yetz gelt ſo hauſt du er.

Proh dolor o ſuperi veneratur ſolus abundans
Nec probus aut doctus nemo juvatque inopem.
Diligitur nullus niſi cum ſit adulans
Fallere qui neſcis veh tibi nunc miſero.

Allain geert wird yetz der reiche man
fromme vnd kunſt gat gar vnden dran
allein geliebt der ſchmaicher fry
we dier kanſt yetz nit triegery.

b. Facetiae Bebelianae. Argent. 1508. 4.

Prouerbium in loquaces.

In arce Zvuifeldenſi eſt vigil nocturnus: homo ſimplex nomine Stropharuis Joañes: hic cum apud dominam ſuã Sarcinatrix quaedam iugiter loquacitate perſtreperet: accedens illam digit: Sinas te ſemel interrogari: ne ſcilicet ſemper ſola loqueretur: inde in prouerbium ceſſit. Eſt & aliud in eoſdẽ loquaces vt dicunt noſtri: verba mille vel duo aut quattuor millia non ſunt colligata in illum hominẽ deſignantes multiloqũium: nam ſi colligata eſſent cohaererent corpori: nec tam affluenter exciderent ore: In eoſdem dici conſultum eſt. Ille eſt homo facilis: nam non eſt opus vt interrogetur: dũ ſcilicet *p* ſeipſũ pluſq3 deceat loquatur: Et ego cum nuper quidam papiropola plus ęquo loquax eſſet dixi: Os illius hominis & lingua ſummo gaudio affici deberet quando dormitum iret: quaeſiuerunt aſtantes cauſam reſpondi: vt a labore quieſceret: ſubjunxit alter. Si tũi robur in manibus haberet: quãtum in ore & lingua nulla labore frangeretnr. (Bl. Avj^{b}).

Prouerbium in Polonos.

Cum in Sarmatia eſſem audiui eſſe prouerbium inter germanos qui ibidem morabantur. Polonus fur eſt Prutenus *p*ditor domini: Boemus haereticus & Sueuus loquax: quod cũ olim inter noſtros recitaſſem: ſubiunxit alter: tãta religioni teneri polonos vt ſaniori conſcientia furarentur equum dominica die: q̃3 *q* die veneris lac vel butyrum comederent: alter feſtiuus tam religioſus eſt: vt vel priuſq3 abeſſet a tẽplis deorum: intempeſta nocte per fenestras intraret deſignans furtum eorum: nolim tamẽ ferio quicq3 inhoneſtius de illa natione dicere chriſtiana ſana & proba (Bl. Avj^{b}).

Prouerbium.

Prouerbiũ eſt in eos qui ſe oſtentare volũt in aliqua re: cum ſint minus idonęi: Vt dicamus. Ille ſemel lancęa tranſiuit veſtibulũ illius artis vel rei. Et alij dicunt: ille ſemel in dedicatione templi fuit illius vel alterius artis. (Bl. Avjij^{b}).

De alio ruffo.

Solent noſtri dicere poſtq3 vident ruffum hominem. Ille eſſet malus caminarius: soc eſt ille qui caminum mundaret cum queritur ratio dicunt nam ſi caput extra caminum erigeret crederẽt ruſtici eſſe ignem atq3 vndiq3 concurrerent pulſarentq3 campanam quam vocant quę tumultus vel neceſſitatis gratia homines conuocat. (Bl. Aiijij [Biijij]^{a}).

Alia de ruſtico.

Cum cuidam ruſtico in montibus Heluetiorum vxor omneſq̄ liberi in peſte obijſſent: Ruſticus indignabūdus. Ego ſemper audiui (inquit) quicquid homini charum ſit: auferat ei diabolus. (Bl. Bviij[b]).

De mercatore & nobili.

Fueram nuper in ſympoſio vbi vrbaniſſimis facecijs exhilarabamūr: preſertim nobilis quidam mercatori illudebat q̄ ſaepe in longinquas regiones proficiſceretur relicta vxore in ea vrbe vbi pulcherrimorū adoleſcentium maximus eſſet conuentus: proinde ſępe torqueri vxoris cura: ne interim a recto itinere diuiaret: cum nobilibus aūt melius agi putabat q̄ ſe abſentibus vxores cogerētur eſſe in arcibus ſecluſę ab hominibus. Subiūxit facetiſſime mercator parce precor: ſinas & me tecum iocari ſcis prouerbium eſſe apud nos nobiles eſſe deformes & nobilitatis pediſſequam deformitatem & filios ciuium pulchros: cum ille annuiſſet: haec eſt cauſa inquit mercator in abſentia horū qui vrbes habitant pulcherrimi iuuenes adeūt eorum vxores vnde formoſa proles generatur. In nobilium aūt abſentia coqui & ſtabularij prouident vobis vxores a quibus ille deformitas vobis inducitur: rem riſu & hilaritate finiuimus. (Bl. Bviij[b] — Ci[a]).

Sacerdotis faceta Contio.

Dicitur mihi de quodam ſacerdote qui cum ad ruſticos ſuos concionaretur: vęhementerq̄ eorum vitia deteſtaretur eoſq̄ inferorum mancipia affirmaret niſi reſipiſcerent atq̄ a vitijs deſiſterent: Tandem ſubiunxiſſe: Cum ego venero in regnum patris coelorum dicturus eſt Saluator noſter: Beneueneritis domine Joannes: Et ego dicam: Gnad herr: id eſt gratia domino ſit. Sed cum quaeſierit: Vbi ſunt ſubditi veſtri: **ſo ſtand ich hie als ob mir in die hāt geſchiſſen ſey** tunc ſtabo ante illum tanq̄ mihi in manus cacatū ſit: Hoc eſt neſcius: quid agam aut quo me vertam dum nullum ex vobis videro. (Bl. Cij[a-b]).

Faceta reſponſio cuiuſdam puellę.

In monaſterio zviſaldenſi faber ferrarius ętate ſatis cōfectus puellam adhuc vinētem tunc adoleſcentulam atq̄ pulchram: cum cōtrectaret manibus vt mos eſt libidinoſę fenectutis atq̄ podicem cluneſq̄ apprehendiſſet dixit: ibi adhuc o eilſabeth (ſic enim vocabatur virgo) multa latent pretia venerea intelligens: ad quę puella deſine ait: **Schwaig nun du wirſt kein ritter du**: Hoc ē nō eris hic equeſ armauratus: atq̄ nullum ibi pręmiū militię obtinebis: At credo mulierem tuā teſeciſſe in hac re

militem emeritum: Aber ſo ains falcken nit hat muſ es mit ijlen beiſſen. Hoc ē ſi aliquis nō habet falcones aut accipitres cum noctuis aucupabitur. (Bl. Cij[b]).

Dictum Joannis Lyphaimenſis.

Cum nuper diuerſos volucrum cantus laudaremus dixit vnus ex conuiuis: ego nullius eſtiuę volucris libentius audio cantum q̄ Ranę: quae calorem indicat aerifq̄ (sic) temperiem ſine pruina. Interim Rana eſtiua auis dicitur Joannis lyphaimenſis: quapropter ruſticis noſtris alpeſtribus eſt in prouerbio Ranarum cantum eſſe angelicum: Alaudę diabolicum. Haec cantat etiam frigore illa tūi in calore. (Bl. Ciij[a]).

Contra molitores.

Dicitur in prouerbio noſtro nihil eſſe audacius induſio molitoris quā camiſiam vulgo nominitant: quoniā omni tempore matutino furem collo apqrehendat. (Bl. Ciiij[a]).

Prouerbium in parum prudentes.

Daiglinus cantor Conſtantię: dum nuper hominem parum prudentem conſpexiſſet: dixit ad eum. Tu eſſes valde idoneus cōſul (quem nos magiſtrum ciuium vocamus) illo cauſam ſciſcitante ait: Nam collectam ſimul & abſcōditam habes prudentiam in theſauro aliquo: quoniam hactenus nūq̄ es vſus: quod ille indignatiſſime accepit: quoniam ſibi prudentiſſimus ridebatur. (Bl. Ciiij[a-b]).

Aliud in eoſdem prouerbium.

Cum volumus deſignare fatuum nos Sueui dicimus optimum eſſet occultare ſapientiam cum illo: nemo enim apud eum quęreret. (Bl. Ciiij[b]).

De ſenatore Tubingenſi.

Cum ſenator Tubingenſis ante aliquot annos ſententiam ferre vellet & iam ſuffragia darentur: exiuit vnus ſenatorum ex conuuentu dicens Ego fero ſententiam quam laturus eſt prefectus ſiluarum (ita enim uocabatur vnus qui ſumma auctoritate apud eos pollebat) Vado enim mictū: propter quod exactus erat a ſenatu & perpetuo prouerbio commendatus. (Bl. Cv[b]).

De nebulonibus & meretricibus & ſacerdotū filijs.

Eſt veriſſimū prouerbium apud noſtrates: nullum eſſe in terris: qp plus velit & cupiat honorari: ſibiq̄ honores in omni conuētu exhiberi; q̄ homines nihili nebulones et meretrices ... (Bl. Fv[b]).

De quodam carbonario

... vulgare puerbium Sueuorum quo dici ſolet: Boemum prādium pol-

lere & penſandum eſſe patibulo hoc eſt non detrectādum eſſe ſuſpenſionē pauperibus propter prādium ... (Bl. Fvi^{b} — G^{a}).

Fabuloſa de ſacerdote & dęmone eorumqȝ controuerſia.

Quidam ſacerdos rudis & imprimis illiteratus euocaturus ab homīe dęmophoreto: hoc eſt dęmone obſeſſo malignum ſpiritum: ita dixit: Male ſpiritus veni exterius: cui reſpondit dęmon: nollo: ſacerdos: quare nollis? Dęmon: quia rumplas in grammatica: id eſt deſtruis grammaticam: ſacerdos: Bonam eſt latinam dum te refugabo ad latinā: ad hoc diabolus: q̄ȝ rudis & imperitus erit dęmon: cui tu ademeris animam: nam quicunqȝ ſuam tibi animam commiſerit neceſſe eſt vel nō ſemel in hebdomade illi intēdat! inde oritur puerbium vetus quo ignaros ſacerdotes deludimus. (Bl. Giij^{a-b}).

c. Adagia Germanica. (Argent. 1508. 4)

(Bl. Kij^{a}) Pyra dum ſunt matura ſponte cadunt: hoc ſępe dici audiui de virginibus: quę nubiles modo ſunt: ne diutius priuentur coniugio.

Si tres fuerint ſocij vnus cogitur aliorum eſſe ſtultus.

Omnis fructus ſapit naturam ſuę arboris.

Fortuna ante & retro accedit: hoc eſt ſi iam nouercatur nihilominus poteſt nobis iterum fauere.

Dum abbas apponit teſſeras ludūt monachi. hoc eſt quod ſuperiores faciunt: iure conceditur inferioribus: Illi enim nobis exemplo preeſſe debent.

Lupus iam ſenex laceſſitur a cornicibus. hoc eſt animal vel vir quantūcunqȝ formidabilis dum ſeneſcit & vires ꝑ didit contemnitur ab imbecillioribus.

Non omnis qui minatur mordet: tranſſumptum a canibus quorū qui magis latrant minus lędunt & mordent.

Arcus qui nimis intenditur rumpitur: hoc eſt nihil cōpelli debet vltra vires: Dici item ſolet in noſtris prouerbijs.

Equos voluntarios: hoc eſt ſua ſponte currentes non nimium vrgendos eſſe: Hos ſępe dici audiui: in eos qui amicos ſuos nimium fatigant precibus: vel plus q̄ȝ decet ab eis auxilium pecuniam & ſimilia extorquent.

(Bl. Lij^{b} — Liij^{a}) Plures gula q̄ȝ gladio moriuntur: qd ego adoleſcens ita verſificatus ſum: Vidimus o iuuenes multos mucrone necatos. Guttur edax plures deuorat heu miſeros.

Mala herba non facile marceſcit: dicitur item mala herba cito creſcit.

Malum ouum malus pullus: ſicut dicitur apud grȩcos malum ouum malus coruus.

Mala lingua plus gladio ledit.

Cuilibet ſua calamitas p̃eipua videtur. in eandem ſn̄iam dicit Quintilianus in declama. hec oibus natura eſt vt ſua cuiq3 calamitas precipue miſera atq3 intollerāda videatur.

Nemo ſibi ſoelix ad hoc alludit Menander

hoc eſt iuxta propriam

ſn̄iam nullus ſoelix eſt.

Nulla calamitas ſola.

Nemo ſine caſtigatore demone. i. nemo eſt ſine tētatiōne & moleſtia. huic aſtipulatur menander

hoc eſt nō eſt vitam

inuenire ſine triſtitia in aliqūo.

Vetera vaſa ſunt futilia: hoc eſt nō retinent cōmiſſa dici ſolet in ſenes q̄ obliuioſi ſunt & nullius memorię.

Ille tenet anſam gladij. i. habet facultatē & oportunitatē rei bene gerendę: dicitur itē ille dedit alteri ſuī gladiī. i. dedit facultatē alteri ad p̄priū damnū; Eodē mō dicitur: Dedit gladiū ex manu. dimiſit oportunitatē q̄ ſe potuit tueri.

(Bl. Lv[a]) Pro cupro q̄d latini argentariū vocāt: cuprea miſſae (q̃ vocatur ab eccleſiaſticis) habēda eſt q̄d ita trinialis verſificator luſit. Pro cupreo cupreas nūmo lege clerice miſſas. Hoc eſt: p̄ mercedis q̄litate laborandū eſt. Ad hoc quadrati q̄d nup̄ quidā facerdos mihi notiſſimus fecit: cui cū quędam inops (Bl. Lv[b]) Vetula paucos nūmos offerret vt ei miſſam legeret dixit abi matrona: illa eiū pluris mihi in officina conſtat.

Aliud prouerbium ruſticorum.

Hiems nunq̄3 tam frigida eſt: nec ſacerdos tam ſenex vt frigeret dū offerunt ei in altari ruſtici. Ita verſificatus eſt quidam. Clericus annoſus licet imber ſit furioſus. Non poſcit brūma dum dragmam ſuſcipit vnam.

II. Bruno Seidelius und seine Plagiatoren.

1. Loci Communes Proverbiales. Basil. Opor. 1572.

*LOCI COM-
MVNES PROVERBIALES
de Moribus, Carminibus antiquis conscripti:

Cum interpretatione Germanica, nunc primum selecti & editi.

Si Christum discis, satis est, si caetera nescis.
Si Christum nescis, nihil est, si caetera discis.

(Druckerzeichen: Fiedler).
Cum Cæs. Maiest. gratia & priuilegio
ad annos decem.
BASILEAE, EX OFFICINA
Oporiniana. 1572.

Kl. 8. — 4 Bl. Vorstücke, Titelbl. mitgezählt. 214 (gedruckt 216) Seiten Text. Rückseite des Titels leer, letzte Seite bedruckt. Signatur a2 — a4, b — p4. Die volle Seite der Vorstücke wie des Textes, Überschriften und Custoden ungerechnet, zählt allenthalben 28 und nur auf der letzten Seite 27 Zeilen. Ohne Randglossen. — In Prag, Berlin und meiner Sammlung (wo Druckerzeichen colorirt).

Bl. $a2^a$ — $a3^b$: „*AD GERLACVM DE* | *Margaritis & Leoburgo, genere ac* | *uirtutibus praestantem* | *uirum:* || B. S. D. || PRAEFATIO.“ — Bl. $a\ 4^a/_b$: „S. A. I. AD EM- | ptorem“. | S. 1 — 216 Text. — In der undatirten Vorrede bezeichnet der anonyme Verfasser als Inhalt der Sammlung: eine ausgewählte von den Vorfahren überkommene Anzahl lateinischer und deutscher Sprüche, wie sie bei Tische sowohl als auch in ernstem Gespräche gebraucht werden, welche, obgleich sie zur Gelehrsamkeit nichts beitragen, doch angenehm zum Lesen seyen und entgegen so vielen scham- und straflosen Schriften der Zeit, ohne Bedenken auch Knaben vorgelegt werden könnten. Seine Worte sind: ..... Huius generis honestæ ac graues sententiæ in primis apud Græcos, deinde etiam apud Latinos, à sapientissimis autoribus scriptæ permultæ extãt, quæ omnibus literarum studiosis esse debent notissimae. Ex ijs

autem ceu fontibus, lutulēta hæc & fordidiuſcula, ac quodammodo barbara manarunt, quæ in his pagellis leguntur. Quantæ ſuperioris ſeculi tenebræ in omni genere doctrinarū fuerint, nemo eſt qui ignoret. In illa ipſa tamen tanta caligine, & linguarum úeræque philoſophiæ ignoratione, pleræqꝫ ſententiæ à uiris bonis hoc modo propoſitæ, utilia atqꝫ honeſta præcepta continent, ita ad amuſsim interdum antiquorum Graecorū dicta referētes, ut ex eis Latinę factę uideri queant: quæqꝫ uenuſtiſsimas alluſiones & ſimilitudines, nec facile cuiuis obiter intuenti obuias, in ſe habeant. Maiores ergo noſtri naturæ ductu, quanta uis honeſtatis eſſet animaduertentes, quæcunque aut de ſcriptis antiquorum memoria nōdum excidiſſent, aut ipſi longa experientia diuturnoqꝫ rerū uſu didiciſſent, ea rhythmis quibuſdā Germanica lingua, aut uerſibus leoninis (ut úocant: qualibus prior ætas magnopere delectata fuit, adeò ut integra uolumina etiam de Grammaticis, Hiſtoricis, Aſtrologicis, Medicis & Theologicis rebus, eo modo conſcripta extent) breuiſsime annotata ad omnem poſteritatē tranſmittere uoluerunt. Neqꝫ arbitror ullā gentem eſſe, niſi penitus barbaram, & ab omni humanitate alienam, quæ nō aliquot eiuſmodi *γνῶμας*, aut *παροιμίας* inſignes, & quaſi publicas præceptiones in communi quotidianoqꝫ uſu ſermonis habeat. Quamuis autem nihil ad eruditionem augendā inèpta hæc carmina faciunt, & longè utiliora atqꝫ ſplēdidiora præ manibus ſunt: iucundum tamen eſt uidere antiquorum diligentiam in horum uerſuum compoſitione: in quibus tanto ſtudio laborare uoluerunt, ut in medio atqꝫ fine *ὁμοιοτέλευτοι* eſſent, ut interdum admodū ridiculi ob id meritò ſint habendi. Porrò qui conſiderabit horū temporum licentiam, qua quiduis etiam leuiſſimum turpiſſimumque in lucem apertam abſque pudore & poena prodit: non admodum mirabitur, quòd has etiam ſententias edidimus. Nullas enim, ex maximo numero obiter & uelut ludibundi horis úacuis collegimus, niſi quę honeſtè uel pueris proponi poſſunt, quales etiam à doctiſsimis uiris ſępe cum delectatione ac hilaritate cùm in conúiúijs, tum ſerijs colloquijs recitari ſolent. Illæ ergo nunc propterea in tuo nomine prodeunt, quòd magnam earum partem patris tui, clariſsimi olim & ſummi úiri, Bibliotheca, quæ apud te eſt, ſuppeditauerit ..."

Die zweite Vorrede in Form eines leoninischen Gedichtes ist für die deutsche Literaturgeschichte des XVI. Jahrh. und insbesondere der Volks- und Facetienbücher der damaligen Zeit von grossem Interesse und ein theilweiser Abdruck gerechtfertigt. Sie lautet mit ihrer Ueberschrift:

S. A. I. AD EM-
ptorem.

NOn dubito multos Lectores hic fore ſtultos,
Qui ſint dicturi, Liber hic quòd debeat uri:
Quando in eo verſus non ullus ſit bene terſus,
Ac opus inceptum totum ſit prorſus ineptum.
Sunt tamen illi ipſi, qui amant dicteria *Grylli*,
Et qui *Smosmannum* cupiunt audire per annum
Turpia dicentem, uel *Suarmum* ſpurca loquentem,
Quiqȝ legunt *Pfaffi Calebergi* facta, uel *affi*.
His placet inſanus *Neidhart*, *Larin* quoqȝ nanus,
Corneus Seufridus bonus est nonas per & idus.
Marcolf laudatur, *Eulenſpiegelus* amatur:
Et quis non legit, quæ frater *Rauſchius* egit?
Tale quid inſulſum, fatus de pectore mulſum,
Semper ſic laudant, ut ad omnia peßima plaudant:
Cum tamen autores ſoleant corrumpere mores,
Tales, ac dignè poßint comburier igne,
Ob res obſcoenas, ut dent propter mala poenas.

Der sprichwörtliche Text beginnt mit S. 1 unter der Ueberschrift: „LOCI COMMV- | NES PROVERBIA- | les de Moribus“. Er ist unter 248 alphabetisch geordnete Titel gebracht, welche, von ungleicher Grösse, 1—30 und mehr Sprüche enthalten. Der einen neuen Buchstaben anfangende Locus comm. ist stets durch grösseren Druck ausgezeichnet und die ihm folgenden cursiv gedruckt. Hierauf folgen als letzter Titel (S. 209—215): „CONCLVSIO“ biblische Stellen in deutscher Übersetzung über „füllerey“ und (S. 215—216) ein deutsches Lied mit der Überschrift: IN MENDACES OB- | trectatores...“ Im thont | Mon amy eſt en grace ſi perfaict“, welche beiden Stücke keine Sprüche enthalten. Der erste Titel der Sammlung mit seinem Spruche lautet:

Abſentia.

QVi procul ex oculis, procul eſt a lumine cordis.
Kom ich dir auss den augen schir,
Bald weiss dein hertz nichts mehr von mir.

Der Initial des Leoninus steht in einem blumenverzierten Quadrate und kommt an Höhe 5 (2 latein. und 3 deutschen) Zeilen gleich, wesshalb diese eingerückt sind. Der letzte Titel (S. 208), welcher

ſich bei den Plagiatoren nicht findet und nur einen (vier Zeilen messenden) Spruch zum Inhalte hat, führt die Überschrift:

ZIZANIA.

NOn citò decreſcit multa planta, ſed uſq3 uireſcit.
Vnkraut siehstu selten verderben,
Da sonst viel guter kreuter ersterben.

Das ganze Buch schliesst mit den Worten, den letzten des erwähnten Liedes (S. 216 rectius 214):

Hie lasst vns halten,
Vnd allein Gott walten.
Laus tibi ſit Chriſte, quoniam Liber explicit iſte.
Dextræ ſcriptoris benedic precor omnibus horis.

Der Columnen-Titel ist (Bl. $a2^b$ — $a3^b$): „PRAEFATIO“; (Bl. $a\,4^b$): „AD EMPTOREM“; (S. 2—216): „LOCI COMMVNES . . . PROVERBIALES“. — Die Signatur ist durchaus römische Antiqua mit beigesetzter arabischer Ziffer. Der Initial des ersten Wortes der Praefatio (F) bildet ein offenes sehr zierlich mit Arabesken geschmücktes Quadrat.

Die Anzahl sämmtlicher deutscher Sprüche, welche ohne Ausnahme gereimt und in der Regel aus zwei- (selten vier- oder mehr-) zeiligen Reimversen bestehen, beläuft sich auf 1459, Wiederholungen z. B. S. 33 und 42, 117 und 143 und öfters mitgerechnet. Einem jeden geht ein lateinischer meist einzeiliger Versus leoninus voraus; ihre Gesammtzahl beträgt 1480. Die Sammlung gehört, obgleich gereimten Inhalts, zu den werthvolleren des XVI. Jahrh. und bringt manchen deutschen Spruch (darunter auch einige Priameln), der sonst selten begegnet und in früheren Sammlungen vergebens gesucht wird.

Der Verfasser der Sammlung, von welcher in vorliegender Gestalt nur diese eine Auflage bekannt ist, war bis vor Kurzem unbekannt; es ist ohne jeden Zweifel Bruno Seidelius*), der Verfasser der späteren Paroemiae Ethicae (vergl. unten b). Wenn es mir aber, nicht ohne mannigfache Mühe und Zeitverlust endlich gelungen ist,

*) Ich habe hierüber die erste Nachricht gegeben im Anzeiger des German. Museums 1867, No. 1, Sp. 10—13 und finde mich veranlasst, das Prioritätsrecht zu wahren. — Sein Name ist übrigens auch schon auf dem zweiten Blatte ($a2^a$) der Loci Communes, oben, in den Initialen zu lesen: B. S. D. = Bruno Seidelius Doctor. Doch will ich offen gestehen, dass mir diese letzteren Buchstaben erst dann verständlich waren, nachdem ich seinen Namen so wie seinen Stand (Doctor medicinae) gefunden hatte.

den wahren Verfasser nach seinem Selbstgeständnisse bekannt zu geben, so scheint doch die Dechiffrirung dreier andern Buchstaben „S. A. I.“, deren sich Seidelius in dieser wie auch in der zweiten Ausgabe, den Paroem. Ethic., bei dem in leoninischem Versmasse abgefassten Gedichte „AD EMptorem“ bedient und die unbesonnener Weise auch sein Plagiator Germberg, vielleicht auch die Verfasser zweier andern Drücke (vergl. unten 2, 3 und 5) beibehalten haben, aller Exegese zu spotten, und ich überlasse die befriedigende Erklärung einem Klügeren.*) Dagegen hat die Conjectur i. Petters (Anzeiger f. d. K. d. d. Vorz. 1854, 270—71), dass die Sprache des Buches „den Schweizer verrathe“ und welche mir lange nur eine an den Druckort sich anlehnende Vermuthung scheinen wollte, ihre volle Bestätigung gefunden durch die Erklärung des Verfassers selbst (Paroem. Ethic. 1589. Bl. Ab^{b}): es seyen in dieser zweiten Ausgabe „idomata quoque germanicæ linguæ ab Helvetica dialecto purgata.“ Es finden sich z. B. (S. 171) „gsin“, (S. 54, 56) „lär“ und sonst zerstreut auch andere auffällige Sprachformen, wie

Offa, facerdotē mulier, communia torum.
Suppen vnd Pfaffenkellerein,
Sein beyde yederman gemein. (S. 124).
Burfa uetus more ueteri patet achiat ore.
Das folten alte weiber wissen,
Das alte brütel nicht wol schlissen. (S. 180).

Solche Auffälligkeiten fanden jedoch, ohne des Seidelius eigene Erklärung, auch wohl als durch den Reim bedingt, ihre Erklärung. Es wird übrigens hierdurch nur des Verfassers Vorwurf, dass die Oporinische Officin vielfache Eigenmächtigkeiten an seinem Manuscripte verschuldet habe, bestätigt.

Der Einfluss, welchen die Loci Communes nach Titel und Inhalt auf eine Anzahl anderer gleichzeitiger Sammlungen, von denen uns nicht einmal alle bekannt seyn mögen, geäussert haben, war sehr bedeutend. Wir lernen diesen Einfluss wie das Entstehen dieser Spruchsammlung, ihren ersten Druck und ihre ferneren Schicksale im Zusammenhange sehr genau durch Seidelius selbst in der Dedication seiner Paroem. Ethic. kennen, wo er (Bl. A2^{a} — A4^{b}) Folgendes mittheilt:

*) Selbst auf die Gefahr hin, schlechten Dank zu ärndten, will ich eine Conjectur vorbringen: S. A. I. = Seidelius Arnstadtii Incola. Wer eine bessere Erklärung weiss, möge sie mittheilen.

„Miſeram *ante annos ſane multos* Joanni Oporino Baſilienſi huiumodi ſentētiarum ſerraginem quandam ex antiquis libris collectam, & Gerlaco de Margaritis & Leoburgo ... inſcriptam, quo tempore nemini tale aliquid vt facerem adhuc in mentem venerat. Vt autem alijs alia occaſio fuit annotandi aliquid vel ſerium vel iocoſum, & Deſ. Eraſmo familiares ſermones post prandij tēpora obiter incidentes occaſionem præbuerunt, conſcribendi colloquiorum operis, ita mihi quoque adoleſcenti quondam amici auctores fuerunt, vt quæ de moribus commonefactionem aliquam, aut encomia virtutum, vitiorumqȝ vituperia cōtinerent, & in vſu ſermonis quotidiano verſarentur, colligerem Sententias iocoſo carminis genere ex rhythmo quodam comprehēſas, ad quam rem & ipſi ſuas cōtulerunt operas, cum deſcribendis illis, tum lingua vernacula interpretandis. Ita ergo factum eſt, vt dum alius aleam ludit, alius vino ſe replet, alio ocio marceſcit, alius maledicta ſcripta fabricat, ego iſta qualiſcunqȝ tandem exiſtimetur, non illiberali prorsus ratione animi recreationem aliquam, vacuis horis, non inuitus interdum quærerem, nulla tēporis iactura nulloqȝ labore, id quod à bonis & prudentibus in vitio poſitum non iri perſuaſum habeo. Sunt igitur hæc olim à me conquiſita veluti conchæ, quales magni viri Lælius & Scipio legere ſolebant in littore maris deambulantes, incredibiliter vterque repuerascens, & ad omnem animi remiſſionem ludumqȝ deſcedens, quod de ipſis Cicero memoriæ prodidit. Scio etiam alios multos autoritate & doctrina præſtantes viros ſimili ſtudio admodum delectatos fuiſſe, ſiluasqȝ talium carminum in delicijs habuiſſe ...“

Als Quellen dienten dem Verfasser ausser dem Volksmunde, ungenannte aber wohl schon ein grosser Theil jener Bücher, die er für seine Paroem. Ethic. aufführt und, wie er selbst in der Vorrede zu den Loci Comm. sagt, in der Bibliothek seines Gönners Gerlacus de Margaritis vorfand. Was den lateinischen Theil betrifft, so ist es, wie zuerst Ign. Petters a. a. O., dann Suringar: Over de Prov. Comm. S. 105 nachgewiesen hat, vorzüglich diese letztere umfast hundert Jahre früher gedruckte niederländische Sammlung*), aus welcher Seidelius

*) Einzelne Sprüche der Loci Communes reichen aber viel weiter zurück. So unter einer grösseren Zahl in das XIV. Jahrhundert:

a. A fumo ſtillante domo, & nequā muliere
Te remoue: quia ſunt ualde nocere. (L. C. S. 130. — Moun Anzeiger 1835, 364.)
Eyn rinnende dach vnd eyn czornig wypp,
Die kurczen dem guden man sin lypp. (Salomon und Morolf (Ende d. XIII. oder Anfang d. XIV. Jahrh.) Vergl.

nicht weniger als 530 lat. Verse meist in derselben Fassung entlehnt, den dazu gehörigen deutschen Spruch aber theils des Reimes wegen verändert, theils selbstständig mit einem andern gangbaren und oft sehr gut gewählten vertauscht hat. Die von Petters ausgezogenen Sprüche sind folgende vierzehn, denen ich die Seitenzahl der Loci Communes und zur Vergleichung die deutschen der Prov. Comm. (Ausg. o. O. u. J. c. 1490, wahrscheinl. Colon. H. Quentell. 8., vergl. oben I. Bebeliana. 1508) beifüge. Cursiv-Lesart der Prov. Comm.

1. Dicitur abſente me, quod nō me reſidente.
   Hinderruck mich mancher verſpricht,
   Wer ich zugegen er thet es nicht. (S. 20).

Achter ruggh leert men beeſt kennen. (Prov. Comm. Bl. aij[a]).

2. Vngere uult hominē, quē percuſcit Deus, omnem.
   Gott ſchlug nie keinen man,
   Er streich jhm wider gsundsalben an. (S. 33 u. 42).

God die en ſloich nye ſlach he en ſalffde wider. (Bl. biij[a]).

3. Læditur Vrbanus, non claudicat inde Romanus.
   Hat Paul ein schaden an ein fuss,
   Peter darumb nicht hincken muss. (S. 38).

Een hinckede nynman van eins anderen mans ſweer. (Bl. cij[b]).

4. Simplex apparet, ſimplicitate caret.
   Mancher scheint ein alter ſimplicist,
   Vernimm, wie sein mantel doppel ist. (S. 89).

He ſchijnt ſeer ſimpel als is ſyn mantel dobbel. (Bl. biiij[a]).

5. Lāces diſsimiles, faciūt oculos mihi triſtes.

Hagen u. Büsching deutsche Ged. d. Mittelalt. I. v. 377—378

b. Audi, cerne, tace, ſi cum uis uiuere pace. (L. C. S. 161 — Moun a. a. O. 294).

c. Balnea cornici non proſunt, nec meretrici:
Nec meretrix mūda, nec cornix alba fit unda. (L. C. 104. Moun a. a. O. 363.)

d. Ruſticus eſt uerè, qui turpia de muliere
Dicit: nam verè, ſumus omnes de muliere. (L. C. 133.) — Hiefür hat Moun a. a. O. 1833, 228 mit der Zeitangabe 1380—1388 die deutsche Paraphrase:
Mannicher von frawen vbell redt,
Er weiss nichts, was sein mutter theth.
Man soll frawen loben,
Es sey war oder gelogen,
Und wer das nichten thut,
Der hatt nichts mannes muth.

Das machet scheel augen fürwar,
Dass man falsch gewicht brauchen thar. (S. 95).

Ongeliche ſchottelen machen ſcheel oughen
Lüſeos diſſimiles oculos faciunt mihi lances. (Bl. bviij^{b}).

6. Non ſunt pellifices cretata veſte (qui creta veſte) carentes.
Was soll ein kürssner ohn arbeit,
Dem kein kalck ist an seinem kleid. (S. 103).

wat ſuld eyn pelſer hynn weer knitich). (Bl. cv^{b}).

7. Qui p̄cul excurrit, ſed (et) nil mercatur ibidē: Si via longa fuit (fit longa), rediens triſtatur hic idem.
Wer ferne laufft,
Vnd nichts kaufft:
Dem ist der weg lang,
Vnd reuwet jhn der widergang. (S. 105).

Der vern lueff vede weynich gylt dem is den wech lanch zo rout im dan der weder ganck. (Bl. av ij^{a}).

8. Scurrę, vel ſcorta, ueniūt bene nō uocitata.
Hurn vnd Bufen,
Kommen auch vngeruffen. (S. 117 u. 143).

Huren vnd boiffen komen wail ſonder roiffen. Scurrę vn ſcoꝛtum ueniunt bene non uocitati. (Bl. b v^{a}).

9. Vir quē tormētat ſcabies, perſępe (cito valde) cruentat.
Ein man der schebig ist,
Mag werden bald blutrust. (S. 125).
Blutrust vergl. Grimm W. B. II, 188.

Der plackerighe is hanſt gheloiſtroiſt. (Bl. avij^{a}).

10. Duc propè uel lōgè taurū, taurus redit ipſe.
Man treibt ein farren gehn Mompelier,
Kompt doch herwider nur ein stier. (S. 141).

Mē dzijſt einē var go mōpelier kōpt he wed' he blift ein ſtier. (Bl. v j^{b}).

11. Piſciculos capere plus approbo, q̈ reſidere.
Lieber soltu fischen dan ligen faul:
Vnd fächst du gleich nichts dan krötenkaul. (S. 149).

Beſſer ſpirinch gheuangen dan ſtil gheſeſſen. (Bl. av^{a}).

12. Pauper & abſq; pilis, eſt ſponſa nimis mihi uilis.
Das mag wol sein ein ellende braut,
Die arm ist, vnd schäbig an der haut. (S. 158).

Alſo vele zo quader dats die buijt placketich is vnde wenich hayt Pauper 2 abſqz pilistanto ſponſalia vilis. (Bl. a iiij[a]).

13. Impoſitis galeis, tractantur foedera pacis.

Auch wann man harnisch sicht hertragen,
Soll man am frid noch nicht verzagen. (S. 161).

Onder dem helm dair vuyrt men datz ozloch.

In potis (sic) **galeis tractantur federa pacis.** (Bl. ci[a]).

14. Præcedens pactum, bellandi diſijcit (sic) (perimit) actum.

Vortrege brechen alle streit,
Zu fride soll man sein bereit. (S. 162).

Vonrwerd die brechen alle ſtrijt. (Bl. cvj[a]).

Dass übrigens diese Ausgabe nicht die erste seyn könne, die Editio princeps vielmehr schon in die Mitte der sechziger Jahre falle, geht mit ziemlicher Gewissheit aus einer unbefangenen Erwägung dessen hervor, was der Verfasser in den vorhin ausgehobenen Stellen seiner Vorrede zur Ausgabe von 1589 über die Spoliationen der früheren Drucke ausführlich erzählt. Vergl. auch unten 4. (Gartnerus). Der Angabe Nopitsch' S. 205 „ex officina Probenii" liegt jedenfalls eine Irrung zu Grunde. Für die Paginirung ist zu bemerken, dass nach S. 33 sogleich folgt 36 . . . wornach die letzte Seite irrthümlich mit 216 statt mit 214 bezeichnet ist.

Monachi & Clerici.

(S. 120) Clericus annoſus, licet annus ſit furioſus,
Non curat brumam, dum drachmam ſuſcipit unam.

Item:

(S. 121) Quãuis algeſcit, & presbyter ipſe feneſcit,
Frigora non curat, donec oblatio durat.

Kein pfaff zu alt,
Kein winter zu kalt,
Wo der pfennig klingt,
Mit freuden er ſingt.

Clericus applaudit, cũ cauſam funeris audit.

Dem pfaffen es ein freude bringt,
So man zu eim begrebnuß klingt.

Clericus edoctus, ſemper nõ eſt ſale coctus.

An pfaffen ſolt nicht kehren dich,
Die beſten ſeind die klügſten nicht.

Clericus in meſſe, ſemp nult ruſticus eſſe.

Wan herbey kompt der erndte Zeit,
Hat baur vnd Pfaff kein vnterſcheidt.

Clericus in ſella, gaudet ueniente puella.

Du meinſt pfaffen ſein heilige man,
Sie lachen junge megdlein gern an.

Clericus uxorem qui ducit, perdit honorē,

Amittit florem propter mulieris amorem.

Der Bapſt halt für kein ſchand noch ſünd,
Daß dPrieſter zeugen hurenkind:
Nām aber einer ein ehweib,
Den dōrfft er ſtraffen an ſein leib.

Cum peſtis rerum priuaret ſemine clerum,

Ad Sathanę uotū ſucceſsit turba nepotum.

Der ſchandlich Bapſt da er verbot,
(S. 122.) Die ehe den prieſtern wider Gott,
Das war dem teuffel ein gwünſchtes ſpil,
Vnd kamen daher hurnkinder vil.

Cū ſatur eſt uenter monachorū ſufficiēter.

Tunc ſurgunt lentè, Miſerere canunt ſine mente.

Münch, pfaffen, vnd auch ander leut,
Wan ſie wol haben gefüllt die heut,
Ganz vngeſchickt ſein ſie zum betten,
Obs gleich offt in die kirche tretten.

Curſus aſellorū celer, atqȝ fides monachorum,

Lex baptiſmalis meretricis, amor monialis,

Deſiſtunt eſſe tunc, quando fit eſſe neceſſe.

Eins Eſels lauff, münchen geiſtlichkeit,
Nonnen liebe, huren fromkeit,
Sein vnbeſtendig vnd nichts wert,
So man ſie am höchſten begert.

Curia Romana, nō quærit ouem ſine lana.

Dantes exaudit, non dātibus oſtia claudit.

Item:

Curia uult marcas, burſas exhaurit & arcas:
Si burſæ parcas, fuge Papas & Patriarchas:
Si dederis marcas, & eis impleueris arcas,
Culpa ſolueris, quacumque ligatus eris.

Bapſt's Hoff, als man teglich ſteht,
Schaaf ohne wollen kennet nicht.
Dan wer da etwas erwerben will,
Der muß außgeben pfennig vil.

(S. 123.) Dum cātat flamē, reſpōdet clericus, Amen.

Der pfaff ſinge gleich was er wöll,
So ſpricht Amen darzu ſein gſell.

Dū mare ſiccatur, & dęmō ad aſtra leuatur,

Tunc primò laicus clero fit bonus amicus.

Zwiſchen den Leyen vnd den Pfaffen,
Wird wahre freundtſchafft niemand ſchaffen.

Hūc monachi morē ſeruāt uiolādo decorē:

Quàm Chriſtum paſſum, piſcem quærunt magis aſſum.

Wolluſt dem mũnch viel lieber iſt,
Dan das er volg dem Herzen Chriſt.

Imber deſcēdit, monachus dū pgere tēdit,

Auff mũnche, wann ſie wöllen wandern,
Regnet es lieber dann auff ander.

Non canit in templo, niſi quod ſcit presbyter, amplo.

Der pfaff, die kirch ſey wie ſie mag,
Singt nichts dann was er kan ſein tag.

Non decet ut monachus uadat ſine compare ſolus.

Ein mũnch ſtunds etwan vbel an,
Allein auff der gaſſen zu gan.

O monachi, ueſtri ſtomachi ſuat amphora Bacchi:

Vos eſtis, Deus eſt teſtis, turpiſſima peſtis.

Ihr mũnch ſeind all auff einen hauffen,
Faul ſchůlck, geſchaffen zu freſſen vnd ſauffen.

(S. 224.) Offa, ſacerdotū mulier, communia torum.

Suppen vnd Pfaffenkellerein,
Sein beyde yederman gemein.

Qn̄ lāguebat, monachus bond eſſe uolebat:

Sed cum conualuit, manſit ut antè fuit.

Mancher der ſpricht, o lieber Gott,
Ich will fromb werden, hilff auß not.
Als bald er aber thut geneſen,
Kehrt er zum vorigen ſündlichen weſen.

Quicquid agit mundus, monachus uult eſſe ſecundus.

Geſchehe in der welt noch ſo vil,
Ein mũnch will doch auch ſein im ſpil.*)

Quiſquis coronatus non presbyter eſt nocitatus.

Es ſeind nicht alle prieſter gut,
Die platten tragen vnderm hut.

Roma manus rodit, quod tollere non ualet, odit.

Was Rom nicht rauben vnd ſchinden kan,
Das ſpeiet es mit gifft vnd neid an.

Vita peiores ſunt, qui Papæ propiores.

Diß haben gſagt auch die Papiſten,
Je neher dem Bapſt, je erger Chriſten.

*) Es ist kein spil gantz (nach dem sprichwort) es sey dañ ein Mũnch oder Pfaff darbey. Seb. Franck Weltbuch 1533. Bl. CXXVIII b.

2. Sententiae proverbiales. Basil. 1568. 8.

Sententiae proverbiales de moribus, carminibus antiquis conscriptae ... Basileae 1568.

8. — Collection No. 5559. Weller Annal. II, 16, 4.

Diese so wie die nachfolgende Sammlung, beide mir aus eigener Anschauung fremd, sind einer weiteren Prüfung zu unterziehen, nicht nur, weil sie nach Titel und Druckzeit so wie im Hinblick auf die Vorwürfe des Seidelius Beziehungen auf ihn oder die Proverbia Communia zu verrathen scheinen, sondern auch um durch sie noch eine andere Frage zu entscheiden, ob nämlich uns noch verborgene Ausgaben der Loci Communes schon vor 1572 oder solche des Gartnerus vor 1570 gedruckt wurden, oder ob der letztere für seine dicteria schon einer dieser Sammlungen sich bedient habe. Vergl. unten Gartnerus. — In ersterer Beziehung kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, dass auf diese und vielleicht noch andere uns bislang unbekannte Sammlungen die Worte des Seidelius zielen (Paroem. Ethic. 1589. Praef. Bl. A3ª; vergl. auch Thomasius de Plagio Literario p. 190): „... de quibus (succefforibus Oporini) iuſtè conqueri mihi licet, quòd ...tēperare ſibi non potuerint, *quin iterum atqȝ iterum eum librum* (Locos Communes) ... *augerent*, *multis locis infarciendo*: auſi etiam toties mentionē priuilegij Imperialis præfigere, quoties alieno iſti operi, invito interim & dehortante autore manum admouerent ..."

3. Sententiae proverbiales. s. a. Baf. Opor.

Sententiae proverbiales de Moribus, Carminibus antiquis conscriptae: Cum interpretatione Germanica, nunc *denuo* Selectae et auctiores editae ... Basileae, ex officina Oporiniana.

8. — o. J. 191 gez. S. mit Titelholzschnitt. „Lateinische Hexameter mit deutschen Versen". — In Zürich. Weller a. a. O.

4. Andr. Gartnerus dicteria. 1570—1619.

1570.

ANDR. GARTNERI Dicteria Prouerbialia moralem doctrinam complectentia, verſibus veteribus rhytmicis, vna cum germanica interpretatione adſcripta, et in locos communes ab eodem redacta. Francofurti ap. Haeredes Chriſtiani Egenolphi, 1570.

8. — Clessuis 414. Bücherschatz 1695. Gödeke Gr. I, 112. — Im Besitze Fr. Latendorfs zu Schwerin.

Die Ausgabe, bis jetzt editio princeps, kann gleichwohl nicht die

älteste seyn. In der Empfehlung nämlich, welche Henricus Knaſtinvs dieser Ausgabe (auch wiederholt in derj. von 1619, vergl. unten) vorausschickt, sagt derselbe sogleich im Anfange (in der letzteren Ausg. S. 3): „Collegit [Gartnerus] annis ſuperioribus, & edidit, ni fallor minoris numeri ſexageſimo quinto & ſexto, & nunc locupletavit ... Prouerbia quædam Germanica ...“

1572.

ANDR. GARTNERI Proverbialia Dicteria ethicam et moralem doctrinam complectentia, verſibus veteribus rhythmicis ab antiquitate mutuatis unacum germanica interpretatione conſcripta et ſtudioſe collecta. Cum præfatione D. Henr. Cnauſtini ICti cum priv. imp. Francof. ap. hered. Chriſt. Egen. 1572. 8. Nopitsch S. 205. Gödeke I, 112. — In Strassburg (Stadtbibl.)

1573.

ANDR. GARTNERI Proverbialia dicteria ... Francof. 1573. 8. Weller Ann. II, 304.

1574.

Dicteria prouerbialia Ethicam et doctrinam moralem complectentia, et verſibus rhytmicis conſcripta. s. l. 1574.

8. — Clefsius 434. J. Fr. Maius de proverb. collector. Lipſ. 1756. 4. p. 5. Binder thesaur. adag. lat. Stuttg. 1861, X.

1575.

Dicteria prouerbialia ... o. O. 1575. 8. Weller Annal. II, 304. — In Halle (Univers.-Bibl.)

1578.

GARTNERI, Andr., proverbialia dicteria una cum germanica interpretatione. Acced. fortilegium rhytmicatum et Marcolphus. Francof. Egenolph. 1578.

8. — Flögel kom. Lit. III, 200. K. f. Köhler Antiq. Anzeige-Hefte. Leipz. 1863. Febr. p. 11. No. 288. Weller Ann. II, 304. Scheible Kloster IV, 611. Stimmt mit der Ausgabe 1619 überein.

1582.

Proverbialia dicteria, ethicam et moralem doctrinam complectentia verſibus veteribus rhythmis, ab antiquitate mutuatis; una cum Germanica interpretatione, conſcripta et ſtudioſe collecta: nunc denuo recognita, a mendis repurgata et aucta, et ad iuvandam memoriam, expeditioremque lectoris uſum, in locos communes redacta, ut non modo docere, ſed et

delectare ſimul queant. Nunc quinto reviſa, correcta et aucta per ANDREAM GARTNERUM Mariamontanum. Cum praefatione Clariſſimi et Nobilis viri Henrici Cnauſtini, jureconſulti. Franco. Apud haered. Chriſt. Egen. 1582.

8. — 127 Bl. Vorrede und Register ungerechnet. Seidelius Paroem. Ethic. Francof. 1589. 8. Bl. A3^{b}. Nopitsch 272. Weller Ann. II, 304. — In Landshut. Unter „*quinto* reviſa... sind nicht sämmtl. Ausgaben, sondern nur die revidirten und vermehrten zu verstehen.

1585.

ANDREAE GARTNERI Mariaemontani Dicteria proverbialia... His acceſſit Marcolphus . . . Francof. 1585.

8. — J. Fr. Maius l. c. 5. Eschenburg Denkmäler. Bremen 1799. 8. S. 179. Nopitsch 209.

1591.

Dicteria Proverbialia rhythmica, ab antiquitate mutuata et doctrinam ethicam complectentia, cum versione germanica ANDREAE GARTNERI Mariaemontani. Hic accesserunt Marcolphus; Regulae Nuptiales; Sortilegium rhythmaticum; Prognostica seu Practica perpetua; Praecepta Valetudinis et Morum; Monopolium Philosophorum. Ita ut una et eadem opera prodesse simul et delectare voluerimus. Francofurti, apud haered. Christ. Egenolphii. 1591.

kl. 8. — 127 bez. Bl., 8 S. Index und 57 unbez. Bl. Clefsius 434. Duplefsis (wornach vorsteh. Titel) 141. Zacher 14. — Hat gleichen Inhalt mit d. Ausg. 1598.

1598.

*Dicteria | PROVERBIA- | LIA, RHYTMICA, | AB ANTIQVITATE MVTVA- | TA, ET... (vergl. die folg. Ausgabe).

15 (Druckerzeichen) 98.

FRANC. Apud haered. Chriſt. Egen.

kl. 8. — 127 einseitig bez. Bl. (8—127), wovon die Vorstücke 7 Bl., 8 unbez. S. Index und 57 unbez. Bl. Rückseite des Titels leer, letzte Seite bedruckt. Signatur A2 — Z5, a — a3. — In Augsburg (Stadtbibl.)

Titel mit Zeilen-Vertheilung, Vorstücken und Inhalt (mit grösseren Typen) sind durchaus eins mit der folg. Ausgabe. Nur das Druckerzeichen des Titels weicht hierin ab, indem dasselbe hier eine runde und wieder auf einer kreisrunden Unterlage ruhende mit einem

Kranz umwundene — dasj. der folg. Ausg. abereinfach eine quadratische Form hat. Bl. 10 ist mit 19 und Bl. 51 gar nicht beziffert. Der Kolophon lautet:

FRANCOFVRTI.
M. D. XCVIII.

Eine Ausgabe, welche sich in der Bibl. Thomas. III, 1. 43. 641 unter dem Titel verzeichnet findet: Dicteria proverbialia Rhythmica c. vers. Germ. Andr. Gartneri. Acced. Marcolphus, regulae nuptiales . . . Francof. 1698. 8. ist wohl identisch mit der vorstehenden und „1698“ ein Druck- oder vielmehr Satzfehler.

1619.

* Dicteria

PROVERBIALIA, RHYTHMICA,

ABANTIQVITATE MVTVATA, ET DOCTRINAM ETHICAM, COMplectentia, cum verſione Germanica Andreæ Gnerirat Mariæmontani.

HIS ACCESSERVNT

MARCOLPHVS.

Regulæ nuptiales.
Sortilegium Rhythmaticum.
Prognoſtica ſeu practica perpetua.
Præcepta valetudinis & morum.
Monopolium Philoſophorum.

ITAVT VNA EADEMQVE opera prodeſſe ſimul & delectare voluerimus.

CVM GRATIA ET PRIVIL. IMP.

(Druckerzeichen.)

FRANCOF. Typis Joannis Nicolai Stoltzenbergeri Impenſis VINCENTII STEINMEYERI.

Anno 1619.

kl. 8. — 228 bez. Seiten (Titelbl. mitgezählt), dazu 53 unbez. und 3 weisse Bl. Rückseite des Titels leer, letzte Seite bedruckt.

Signatur: A 2 — X 5. Die volle Seite, der Vorstücke wie des Textes, Ueberschriften und Custoden ungerechnet, zählt 27 bis höchstens 30 Zeilen. Ohne Randglossen. — In meiner Sammlung.

S. 3—13: Vorstücke und zwar 1. (S. 3—5) Praefatio des „HENRICVS KNAV- | STINVS, V. I. DOCTOR, SA- | CRIPALATII, AVLAEQVE LATERA- | nenſis Comes, & Miles, Poeta cæſareus, omni | bus bonis viris, candidis, & benignis | lectoribus *εὐπραττειν*, | & S. P.“ 2. (S. 6—12) Praefatio (Dedicatio): „ILLVSTRISSIMI PRIN- | CIPIS AVGVSTI . . . Ducis Saxoniæ, | Landgrauij thuringiæ, . . . filio, | Illuſtri Principi . . . Chriſtia- | no . . .“ Unterzeichnet: „Erphordiæ, Calendis Maij, | Anno 1572. || I. C. T. || deditiſſimus cliens || Andreas Gartnerus, Ma- | riæmontanus“. 3. (S. 13) IOANNIS BRAVERI | ANNÆMONTANI, IN LO- | COS COMMVNES . . . | Epigramma“. — S. 14—218: Proverbialia dicteria. S. 219—228: EXTRAORDINARIA QVÆDAM. | EXCEPTIO- | NES SANCTORVM | PATRVM AD ÆDIFICATIO- | nem morum, ex venuſto codice de ſumptæ, | incerto collectore“. — Bl. P 3ª — P 6ª: „HYPOTHESES DI- | CTERIORVM GARTNERI“.

Mit Bl. P 7ª beginnen die Nachstücke, jedoch in anderer als der auf dem Titel angegebenen Reihe. Es folgt zuerst mit eigenem Titelblatte (Bl. P 7ª — R 5ª): „SORTILEGI- | VM RHYTHMATICVM | CONTINENS RESPONSA | BREVIBVS RHYTHMIS REDDI- | ta, in omnes fere quæſtiones & caſus Vi- | tæ mira arte nunc primum confectum | & ante hæc tempora nec viſum, nec editum. || *ANDREA GARTNERO MARIAEMON-* | *tano, Autore.* | (Druckerzeichen)| *Artes tu quaeris, & in artibus erudieris.* Auf der Rückseite steht: „HENRICI VVESCHE- | RI DERNBVRGENSIS, IN | SORTILEGIVM ANDREÆ GART- | neri Mariæmontani, Epi- | gramma“.| mit (28) „QVAESTIONES HVIVS | Sortilegij“. — Bl. R 6ᵇ — S 6ª folgen: „PRÆCEPTA | SELECTA DE | CONSERVANDA HVMA- | NI CORPORIS SANITATE PRÆ- | CEPTA, RHYTHMIS LATINIS ET | Germanicis, ad vſum adoleſcentiæ | conſcripta...“ Eingeleitet wird dieser Abschnitt durch folgende Notiz des Druckers (Bl. R 5ᵇ): „LECTORI TYPOGRA- | PHVS S. | LIcuit hæc de conſeruanda humani corporis sanitate præcepta, quæ ſequuntur, ex Schola Salernitana, ad vſum adoleſcentiæ ſelecta, huc potius ad Latinogermanicorum dicteriorum calcem apponere, quam eorum vſufructu ſtudioſos adoleſcentes priure. Itaque hanc operam noſtram boni conſule,

ac vale . . .". — An diesen Abschnitt schliesst sich (Bl. S 6^b — S 8^a): „LOCI ALIQVOT PHILIPPI | MELANCHTH. IN LIBRO DE MO- | deratione cibi & potus, item somni & vigiliarum". — Es folgen sodann (Bl. S 8^b — T 5^b): „PROGNOSTI- | CA, ALIOQVIN BARBARE | PRACTICA PERPETVA NVN- | cupata, ab Andrea Gartnero Mariæ mon- | tano, Latinitate donata, paucis qui buſ- | dam annexis, quę in priori lingua | non reperieban- | tur" mit einem Tetraſtichon „eiusdem Andreae Gartneri" und einem sogleich sich anreihenden Diſtichon seines Bruders Georgius. Das des Andr. Gartn. lautet:

Vt ventura ſcias, hæc tu prognoſtica vera,
Perlegito ſapiens ſcriptaqȝ falſa fuge.
Vnius nec erunt, anni Prognoſtica tantum:
Sed rara ſunt eadem tempus in omne ſequens.

Unmittelbar vorangeht diesem Stücke ein lat. Brief des Verfassers an seinen Bruder Johannes Gartnerus Mariæmontanus, civis Annæbergenſis, unterzeichnet: „Erfordiæ, anno 1591". — Hieran reiht sich (Bl. T 6^a — V^a): „*COLLEG. SECVRORVM.* | MONOPOLIVM PHILO- | *SOPHORVM*, *VVLGO*, Die Schelmzunfft. | Alias collegium, ſeu ſecta fraternitatis & | congregationis ſecurorum, & bono- | rum ſociorum". und den Beschluss des Buches bildet (Bl. V^b — X 7^b): „MARCOLPHVS. | DISPVTATIO- | NES, QVAS DICVNTVR | HABVISSE INTER SE MVTVO | REX SALOMON, ET | Marcolphus facie deformis & turpiſſi- | mus: tamen, vt fertur, eloquentiſſimus, | latinitate donatæ, & nunc primum | animi & falsi leporis gra- | tia editæ". (Vign.) Der Kolophon lautet (Bl. X7^b):

FRANCOFVRTI.
M. DC. XIX.

In der Vorrede empfiehlt Henricus Knauſtinus*) dem Leser diese „Prouerbia quædam Germanica, à veteribus Latinis Rhythmis, non sine peculiari gratia, quam quidam verſus habent, expreſſa", welche Gartnerus, den er „Notarius meus & Amanuensis" nennt, collegit Annis ſuperioribus, & edidit ni fallor, minoris numeri ſexagesimo quinto

*) Heinrich Knaust (Chaustinus) vergl. Gödecke im Grundriss I, 198. Seidelius nennt ihn in seiner Vorrede zu den Paroem. Ethic. 1589 (vergl. unten 6.) verächtlich („apostata ſacrificulus quidam", weil er mit seinem Stande auch die Confession gewechselt hatte. Er war „Sacri Palatii Aulaeque Luteranenſis Comes et Miles."

& sexto, & nunc locupletavit ac in locos communes redegit...“ Solche Verse, hält er dafür, „non poſsunt abſque gratia citari nonnunquam, in conuiuiis, aut aliis familiaribus, & priuatis congestibus vel ad mouendum viſum, vel ut moneatur iuuentus lucis, quæ bonis literis acceſsit his temporibus, & quantæ fuerit caligo proximi ſeculi“. Gartnerus selbst beruft sich in seiner Dedication zur Entschuldigung und Rechtfertigung seiner Arbeit auf das Beispiel Luthers und Melanchthons, welche sich nicht gescheut hätten, in ihren Schriften von solchen alterthümlichen Reimen Gebrauch zu machen. Er habe jedoch die Sammlung dieser kurzweiligen Sprüche nicht unternommen, weil sie nothwendig sey, denn es ermangele nicht der Sprichwörtersammlungen, sondern weil diese alten latein. Verse vortreffliche Sentenzen in sich schlössen, die um ihrer Rhythmik willen desto leichter im Gedächtnisse könnten behalten werden. Seine eigenen Worte sind: „ . . . Sic præſentium temporum doctiſſimi viri non verentur antiquiſſimos Rhythmos potius, quam verſus in Scholas reuocare. In hoc genere mire ludit, & quaſi delectari videtur, proximorū temporum lumen, Doctor Theologiæ, *Martinus Lutherus*. Nec enim tantum Doctorem puduit, contra maximum illū Eraſmū Roterodamū, ſummū eloquentiæ & exactiſſimæ doctrinæ per Germaniam decus, in frontiſpicio inuectivæ, Rhythmaticis his, & fere ridiculis verſibus vti:

Hoc ſcio pro certo, quod ſi cum ſtercore certo,
Vinco vel vincor, ſemper ego maculor.

Et alibi: *Mitte vadere ſicut vadit, quia vult vadere ſicut vadit.*

Philippus Melanchthon, vir, extra omnem dubii aleam, noſtri ſeculi doctiſſimus ſæpiſſime in prælectionibus & ſcriptis nonnullis allegauit verſus, quod ad ſyllabarum quantitatem attinet, prorſus ineptos: at ſi ſententiam ſpectes, valde elegantes, inter quos iſte eſt vulgatus: *Vlula cum lupis, cum quibus eſſe cupis*: in quo tria ſunt vitia, ſi cum ad Proſodiæ principia, & normas examines. Citat & ille alicubi alios duos verſus, quos Auguſtino Vetuſtas tribuit, in hunc modum:

Quiſquis amat dictis abſentem rodere vitam,
Hanc menſam vetitam mouerit eſſe ſibi.

De his verſibus non contemnendis, hoc Philippi iudicium eſt: Recitantur, inquit ille, Auguſtini verſus, agreſtes quidem, ſed tamen ſententia eſt bona. Et ſimilia invenias multa in ſcriptis doctorum noſtri æui. Idcirco ego nouus in exercitio ſcribendorum verſuum Tyro, vetuſtatis admiratione & amore adductus hunc libellum prouerbialium

Dicteriorum, Latine & Germanice collegi, & in locos communes redegi atqȝ multos verſus, quantum quidem abſque ſententiæ immutatione ac corruptela fieri potuit, correxi, & à mendis purgaui. Nec tamen ideo feci, quod iudicarem neceſſarium laborem eſſe, hæc ludicra colligere; Extant enim Eraſmi Chiliades, vt ſi quis velit Graecè, aut Latine Adagiis ludere, id non minus erudite, quam ſalſe poſſit. Circumferuntur & paſſim Prouerbia Germanica Doctoris Joannis Islebii, cum Sebaſtiani Franconis, & aliorum eiuſdem argumenti libellis, vt & lepor deeſſe non poſſit, ſi cui vernacula noſtra lingua, aut forte iocuri, aut monere, aut perſtringere, & pungere libeat . . . Spero tamen fore, ſi opuſculum hoc, tuis auſpiciis in lucem eruperit, vt apud viros bonos & doctos, non moroſos, laudem inueniat, ac apud poſteros viuat. Nec enim cito interire ſolent, quæ ſimul & docent & delectant. *Ridentem dicere verum quid vetat, inquit Poeta.* Ego ſane ſic iudico, verſum quendum ex his noſtris, ſuo loco & tempore aliquando, in conuiuiis bonorum virorum, & amicorum, maiori cum gratia & lepore, in mediū proferri poſſe, quam ſi adagium aliquod ex Chiliadibus Eraſmi, aut aliunde citetur. Nam & idē præſtant verſus noſtri, quod doctiſſima quæque Adagia, niſi quod viſum pariter excitant, & *iocū ſeriis miſcent* . . .“

Die lateinisch-deutschen Dicteria beginnen auf S. 14 unter der Ueberschrift: „PROVERBIALIA DI- | CTERIA MORALEM DO- |CTRINAM COMPLECTENTIA, VER- | ſibus Rhythmicis, ab antiquitate mu- | tuatis, vna cum Germanica interpretatione conx-| ſcripta, & ſtudioſe collecta, ac à mendis repurgā | ta, correctaque, & priſtino nitori reſtituta, atque | nunc primum, ad iuuandam memoriam, expe | ditioremqȝ lectoris vſum in Locos communes | redacta, vt non modo docere, ſed & delectare ſimul queant, per Andream | Gartnerum Mariæmon- | tanum.“ Ihr Anfang lautet:

A.

Auſpicium ſeu Initium.

A Joue fac orſum, ne ſerpens det tibi morſum.
Aller Anfang ſoll in Gottes Namen geſchehen, auf dass es wol gerathe.
Quod ſequitur magnum, vix est nunc principiatum.
Es iſt noch alles vmb den ersten Stein gedoppelt.

Adoleſcentia.

Ne mergas puerum nunc prauum, poſt valiturum.
Niemandt ſoll ſeine böese Kindt ertrencken.
Aus den kletterigen Fohlen werden die schönsten Hengst.

Sie schliessen in der 28. Zeile der 218. Seite mit dem nur einen Spruch enthaltenden Loc. comm. „Vxor“:

Vxor.

Qui capit vxorem, capit abſq3 quiete laborem,
Longum languorem, lacrymas, cum lite dolorum.
Ein böeſs weib nehmen zu der Ehe,
Macht vnruh, Zweytyracht, ach vnd weh.

An diese schliessen sich unmittelbar „Extraordinaria quædam,“ welche zwar Gartnerus nach ihrer Column.-Unterschrift noch zu den Dicteria zählt, die aber mit Ausnahme eines deutschen Räthselspruches ausschliesslich nur latein. Sprüche kirchlicher Schriftsteller, Aenigmata und Regulae nuptiales enthalten. Die letzteren schliessen (S. 228) mit folgenden dem Humor eines alten Klosterbruders, der den Freuden dieser Welt Valet gegeben, entstammenden Versen:

Haec miſer ſcripſit Poeta,
Cui ſemper deeſt moneta.
Est valde bonus ſocius,
Edit & bibit ocyus,
Non curat farris valorem,
Emit panem apud piſtorem,
Quem non iuuant, carminibus
Quae docet de virginibus.
Non eſt enim affabilis,
Nec forma delectabilis,
Non habet ergo gratiam.
Sed ſemper ſtat poſt ianuam,
Semperq3 locum vltimum,
Tenet in domo virginum.
Sed hoc nō nocet admodum,
Nō affert enim commodum,
Non est bonum aucupium.
Purgat enim Marſupium,
Et ſtudijs est noxium,
Perditioq3 iuuenum omniū.
Ergo veneretur Venerem,
Qui gradum habet ad inferna celerem.
Nobilis res procedit male,
Ergo posthac Amor vale.

Laus tibi sit Chriſte, quoniam liber explicit iſte,
Dextræ ſcriptoris benedic precor omnibus horis.

Was die Beigaben betrifft, so enthalten das Sortilegium ausschliesslich leoninische Verse z. B. (Bl. R 2^b): „Eſt indiſcreta ſpes eſt errare repleta. Lucra Deo grata tua ſunt & non reprobata. Solche Verse waren, wie auch Duplefsis S. 92 bemerkt, dazu bestimmt, „pour former des réponses à toutes les questions qu'une crédulité ignorante et curieuse peut être tentée de faire au hasard.“ Er fügt hinzu: „Il reste encore de nos jours quelques traces de cette coutume superstitieuse dans les *Demandes* et *Réponses* qui servent d'enveloppe aux bonbons de nos confiseurs.“ Dieser Gebrauch hat sich bekanntlich auch in Deutschland, aber auch auf den Jahrmärkten und Kirchweihen unter der Benennung „Planeten ziehen“ erhalten.

Die Praecepta ſelecta de conſervanda ... ſanitate führen

eine Auswahl salernitanischer Gesundheitsregeln in beiden Sprachen und in freier Uebersetzung vor, z. B. (Bl. S^{b} — S 2^{a}):

DE CARNIBVS.

Capvt 2.

Est Caro porcina, ſine vino peior ouina,
Si tribuit vina, tunc eſt cibus, & medicina.
Ilia porcorum bona ſunt, mala ſunt reliquorum.
Sunt nutritinae multum carnes vitulinae.
Ein guter Schweinbrat mit Wein,
Wird dir ein köſtlich Artzney seyn.
Damit das Schwein den Schäps vberwindt.
Schweinen gekröss die besten sind.
Kalbfleisch thut füttern wol den Leib.
Darzu auch gute Vögel schreib.

In dem den Prognostica der latein. Spottpracktik J. Henrichmann's (vergl. oben I. Bebeliana 1512, Anmerk. 9) vorgesetzten Briefe an seinen Bruder Johannes sagt Gartnerus, dass alljährlich aus den Bewegungen der himmlischen Gestirne die zukünftigen Dinge auf der Erde geweissagt und diess in Büchern gedruckt werde, aber solche Prophezeiungen seyen sehr oft falsch. Nun habe aber vordem (ſuperioribus annis) einer ein kleines Büchelchen verfertigt, welches „recte & latine prognoſtica, à Barbaris vero inepto vocabulo, Practica“ genannt werde, das durchaus nur Wahres und ächte Wahrsagungen enthalte. „Ob id ego opuſculum, theutonica lingua ſcriptum, latinitate donavi volui, vt id ipſum, non Germani tantum, ſed & ceteræ nationes legerent. Pauca etiam ego adieci, quæ prius opuſculum non continebat.*) Hæc autem prognoſtica, non tantum præſentis anni ſunt, ſed pluribus imo omnibus ſequentibus, vata, & vera futura ſunt.“ Die Praktik beginnt (Bl. T^{b}):

CAPVT I. DE ANNI

qualitate.

Aureus numerus hoc anno paruus erit, & modicusapud pauperes.

*) Diese Practik ist, wie bereits erwähnt, ein reiner Abdruck („plane ijſdem verbis deſcripta“ Seidel.) derjenigen Herrichmann's vom Jahre 1508 und was Gartnerus von seiner Uebersetzung aus der „theutonica lingua“ sagt — eine Fiction. Vergl. unten Note 4 Duplefsis a. a. O. „la plus curieuse (de ces facéties satyriques du même genre) et la plus connue est certainement la *Prognostication pantagruele de Rabelais*, dans laquelle on retrouve quelques traits empruntés à celle-ci.“ Auf Henrichmann beruht Rabelais und auf diesem Fischart's Aller Practik Grossmutter 1574, mit starker Benutzung der Practica Practicarum des J. Stas, Ingolst. 1572.

Multæ futuræ ſunt illo anno tenebræ mediæ noctis, præſertim tempeſtate.

Scarificare, & ſanguinem minuere, bonum eſt & vtile, quoties hominem neceſſitas ad hoc impulerit. Vitanda tamen maxime ſanguinis minutio, quæ fit à rvſticis circa feſta bacchanalia, dum fuillis farciminibus repleti ſunt...

Sie schliesst (Bl. T5[b]) mit folgenden zwei untrüglichen Prophezeiungen und dem Schlusse:

Nigræ vaccæ album lac præbebunt. Non minus diuites, hoc anno, quam pauperes, morientur. Plura adhuc vobis, quæ futura ſunt, enaraſſem, ſi Pythagoras ſilentium non iuſſiſſet. Valete.

Spes mea Chriſtus.

Das Monopolium Philoſophorum ist eine der ältesten uns erhaltenen jener interessanten Scherz-Reden, welche vom XV. bis zum Schlusse des XVI. Jahrh. auf deutschen Universitäten öffentlich und solenniter gehalten zu werden pflegten. Auf diesen nämlich herrschte damals der Gebrauch, dass alle Jahre, hie und da nur alle 4 Jahre, ein grossartiges Disputationsturnier, ein scholastisches Schauturnen vorgenommen wurde, die „Disputatio de quolibet," die mehrere Tage dauerte. Um aber durch die lange Dauer nicht zu ermüden, ward es gestattet, wenigstens in Wien, Köln, Heidelberg und Erfurt, während der Pausen und am Ende scherzhafte Themata humoristisch zu behandeln; man nannte sie Quaeſtiones minus principales, auch acceſsoriae, fabulosae, facetosae. Vergl. Fr. Zarnke die deutschen Universitäten im Mittelalter. Leipz. 1857. S. 242 ff. und in Haupt's Zeitschr. IX, 119 ff. Der Orator der gegenwärtigen Quaeſtio, welche c. 1488 zu Heidelberg gehalten wurde, ist unbekannt. Das latein. Original erschien zuerst in: Directoriū Statutt. Seu | verius. Tribulatio sicuti o. O. u. J. (Strassburg 1489 bei Attendorn: Hain Repert. bibl. No. 6274). 4. und wurde später auch ins Deutsche übersetzt unter dem Titel: „Der Brůder orden in | der schelmen zunfft. | Hie vahnt an die ordenung vnd regel der guten | deygē fülen tregē brüder vindestu in disem Büchlein..." Am Ende: Hie endet sich der Brüder orden | in der schelmen zunfft, vnd ist ge | truckt zu Strasburg. XVc. VI. 4 Bl. Sign. A ii und Aiii.

Der Anfang des Marcolphus lautet (Bl. V 2[a]) lautet: Cvm ſederet Salomon ſuper foliū Dauid patris ſui plenus ſapientia, & diuitiis, vidit quendam hominem Marcolphum nomine..." und endigt (Bl. X

7[2]): „Et ſic euaſit manus Salomonis. Poſt hoc | domum remeans, quieuit | in pace,“ *) womit das ganze Buch mit folgendem *FINIS* | (Vign.) und dem oben erwähnten Kolophon sich abschliesst.

Die Column.-Titel, welche mit S. 4 beginnen, sind (S. 4—5 und 7—12): Praefatio“; (S. 14—227): Proverbialia . . . Dicteria Gartneri“; (S. 228): „Proverbialia Dic. Gar.“; (Bl. P 3[a]—P 6[a]); „Index“ (Rückseite leer); (Bl. P 8[b]—R. 5[a]): „Sortilegivm . . . Rhythmaticvm“ (Vign.); (Bl. R6[b]—S 6[a]): „Praecepta . . . Sanit. Tvend“; (Bl. S 7[a]): „De Somno“; (Bl. S 7[b]): De ordine cibi & somni.“ (Bl. T[a]—5[b]): „PROGNOSTICA“ (beiderseits); (Bl. T 6[a]): *COLLEG. SECVRORVM*“; (Bl. T6[b] — V[a]): „*COLLEGIVM. . . SECVRORVM*“; (Bl. V[b] — X 7[b]): „*MARCOLPHVS*“ (beiderseits).

Der Inhalt der Dicteria ordnet sich unter 355 durch das Alphabet bestimmten Loci communes in der Art, dass jedem deutschen Spruche, deren Gesammtzahl 1731 beträgt, sein sinnentsprechender lateinischer (öfters auch deren zwei) voraus geht, welche mit Ausschluss aller in den „Extraordinaria“ enthaltenen auf 1702 sich belaufen.

Zu der Zahl der älteren Sammler, welche erwiesenermassen die Proverbia Communia (vergl. oben I. Bebeliana 1508) mehr oder minder, sey es direkt oder indirekt als Gemeingut angesehen und benutzt haben, gehört auch Gartnerus. Nach Suringar's Untersuchung (Over de Prov. Comm. Leyd. 1864. 105) sind von den 803 latein. Versen der Prov. Commun. 570 und selbst nicht wenige ihrer deutschen Sprichwörter in die Dicteria übergegangen „ja zelfs vindt men hier, onder de Duitsche rijmverzen, zeer veele, die volkomen eensluidende zijn met die welke daar woorden aangetroffen.“ Ob aber Gartnerus unmittelbar oder erst durch das medium der Loci Communes des Seidelius aus der niederländischen Sammlung geschöpft habe, ist mit

*) „Pièce très connue,“ sagt Duplefsis (a. a. O. S. 92—93) „frequemment réimprimée, traduite ou imitée dans toutes les langues et dont le succès véritablement populaire ne peut s'expliquer, à mon avis, que par la grossière et inculte naïveté de l'époque à laquelle elle s'est produite. Je ne connais pas en effet de facétie moins facétieuse et plus ordurière, que celle-ci. Il en existe plusieurs imitations en vers français, écrites de XIIIe au XIVe siècle, un peu plus agréables, mais aussi un peu plus obscènes que l'original. Une imitation italienne, un peu plus récente, puisqu'elle date de la fin du XVIe siècle, a obtenu également un grand succès sous le titre de Bertoldo e Bertoldino, opuscules de G. C. Croce, suivis d'une continuation de Camillo Scaligeri della Fratta intitulée: *Cacasenno*. Ces trois livrets, exclusivement réservés au peuple, sont encore réimprimés de nos jours en Italie et colportés dans les campagnes. Une traduction espagnole à la même vogue en Espagne et dans l'Amérique méridionale.“

Sicherheit nicht zu bestimmen, denn viele seiner lateinischen sowohl als deutschen Sprüche lassen sich eben so gut auf Seidelius, für den, was die ersteren betrifft, die Proverbia Communia gleichfalls die Hauptquelle war, als auf diese selbst zurückführen. Nach Seidelius selbst freilich in der Praefatio seiner Paroem. Ethic. 1589 so wie nach Thomasius, dessen Kritik aber offenbar nur ein Wiederhall derj. des ersteren ist, hat sich allerdings Gartnerus der unbefugten Ausbeutung der Loci comm. schwer schuldig gemacht. Thomasius nämlich in seiner Schrift de Plagio Litterario §. 437, p. 190 beschuldigt ihn des Plagiats an Bruno Seidelius mit folgenden Worten (bei Suringar l. c. 105): „Cum variorum aevi barbari latinis conscriptae rhythmis, adjecta Germanica versione Sententiae proverbiales et morales a Brunone Seidelio primum alphabetica serie vulgatae, post eo invito in alium locorum communium ordinem abire iussae, iterum atque iterum ex officina Basileensi prodiissent, *Andreas Gartnerus* Mariaemontanus manum illis ipse quoque injecit, leviterque mutatas et Marcolphi similibusque nugis auctae Dicteriorum Proverbialium titulo praescripto sibi sumpsit.“ Seidelius aber ergeht sich ausführlich in den heftigsten Anklagen des Gartnerus, eine Animosität, die wohl begreiflich aber um so weniger gerechtfertigt erscheint, als er, selbst wenn der Bezüchtigte des Plagiums schuldig war, doch nur das nämliche Vergehen und in fast demselben Masse an den Prov. Comm. begangen hatte. Dabei ist nicht zu vergessen, dass die im XVI. Jahrh. allgemein herrschenden Ansichten über die freie Aneignung fremden literar. Eigenthums ganz andere waren als die im XVIII. oder heute. Das Entlehnen ohne Quellenangabe, bemerkt Gödeke (Pamph. Gengenbach. S. 415 ff.) ganz richtig, hatte damals durchaus nichts Unehrenhaftes, es gehörte zum Charakter der reformatorischen Literatur, wie jede volksmässige Literatur auf die Verfasser wenig Gewicht legt und das einmal Vorhandene als Gemeingut von einem zum andern wandern lässt. So schrieb Waldis den Foltz ohne Bedenken ab, aus Agricola entnahm Egering...“*) In seiner Vorrede, nachdem er (vergl. oben 1. Loci communes) sich bitter über die Zusätze und Veränderungen in

*) Betreffs einiger Nebenstücke seiner Sammlung ist es aber nicht mehr ein Entlehnen, sondern im wahren Sinn ein Plagium, wenn sich Gartnerus erlaubt — abgesehen, dass er in der Einleitung zu den Prognostica sagt, er habe diese aus dem Deutschen übersetzt, — während sie doch ein wörtlicher Abdruck des Henrichmann sind — in dem vollen Henrichmann'schen Originaltitel dessen Namen zu streichen und dafür den seinigen zu setzen,

seinen Loc. comm. von Seiten der Oporinischen Nachfolger beschwert hatte, fährt nämlich Seidelius (Bl. A $3^{a}/_{b}$) also fort: Poſtea etiam alius quidam homo nec numero neq3 nomine dignus, *apoſtatae ſacrificuli cuiuſdam amanuenſis*, huc plane illotis pedibus & impudentia incredibili ſe ingeſſit, qui nouas etiam peruerſiones excogitavit, & ter vel quater eundem librum ex Frācofurdiæ quadam libraria officina emiſit, forma quidem eius nonnihil mutata, & præfatione noſtra remota, quam tamen *priores loco ſuo reliquerant*, ſed retentis ex noſtra & Baſilienſium editione cum verſib. tum germanicis rhythmis, tum locis: additisque ſcurrilibus aliquot paginis indignis honeſtæ typographiæ, molem etiam augmentavit, *Marcolphi* impuras nænias adiunxit, additurus quoque tandem alias ſimilis nugas, niſi magiſtratus in petulantiam eiuſmodi ſeuerius animaduertat. Præterea *in libri fronte carmina iſta à ſe conſcripta*, collecta, recognita, à mendis repurgata, vanitate maxima iactitauit, eadem priuatis aliquot hominibus, Canonicis, Principibus dicauit, de vna fidelia plures parietes dealbans ſcilicet: quod illeberale facinus adeo aliquot annis tum inualuerat, ut ſtellionum talium numerus vix iniri poſſet. Idem ille vt à viuis iniuriam non abſtinuit, ita nec mortuis pepercit, nam ſimul *Jacobi Henrichmanni prognoſticum latinum vnacum praefatione plane ijſdem verbis deſcriptum* pro ſuo edere non erubuit."

Wie dem aber auch sey, habe sich Gartnerus für den Haupttheil seiner Dicteria direkt oder indirekt der altniederländischen Sammlung bedient: die weitaus grössere Zahl der deutschen Sprüche (worunter äusserst seltene) bleibt sein unbestreitbares Eigenthum und er darf, was er in der Vorrede 1619, p. 9 in anderer Hinsicht sagt, nicht mit Unrecht auch auf seine Dicteria beziehen „Ego vero hoc ſcriptum meum merito meum dicere poſſum." Auch haben seine Sprichwörter und Sprüche einen um so grösseren Werth, als sie (etwa zur Hälfte) nicht wie in so vielen gleichzeitigen Sammlungen in harte Verse gezwängt

---

und ein sehr grobes Plagium, wenn er (wie auch Seidelius rügt) das von Henrichmann selbst seinem Schriftchen vorgesetzte Tetrastichon (vergl. oben I. Bebeliana 1512) als sein eigenes, des Gartnerus „Andreae Gartneri" carmen ausgibt und betitelt — ein sehr freies Verfahren, welches er obendrein auch für dessen ganze Vorrede an Schwartzenberg und Bebel, welche dort mit 1508, hier mit „Erfordiae 1591" unterzeichnet ist, angewendet, klüglicher Weise aber doch nicht vergessen hat, am Schlusse der Prognoſt. die im Original stehenden Initialen „I. H." zu streichen. Solche poetische Licenzen aber sind allerdings geeignet, a priori keine günstige Meinung auch von der Originalität anderer Theile des Buches zu erregen.

sind, sondern in guter kräftiger Prosa, wie sie dem XVI. Jahrh. in seinen besten Schriften eigen ist, sich darstellen. Dazu kommt, dass auch ihre Auswahl und Anordnung eine sehr geschickte Hand zeigt, indem sie zu nicht geringem Theile durch Humor und Schalkhaftigkeit ergötzen und so, wie der Verfasser in der Vorrede versprach, „iocū feriis miſcent." Auch die verschiedenen Beigaben liefern einige deutsche Sprüche in latein. Gewande; dass endlich selbst der lateinische Marcolphus eine erkleckliche Anzahl weit zurückreichender ächt germanischer Sprüchw. biete, ist dem Kenner unserer älterer Literatur und dem Forscher und Sammler deutscher Sprichwörter insbesondere zur Genüge bekannt. Vergl. Salomon und Morolf in: Hagen und Büsching deutsche Gedichte d. Mittelalt. Berl. 1808. I. Einleit. S. I—XXIV.

Es reihe sich hieran noch eine Schlussbemerkung. Wenn Gartnerus sogleich die erste Ausgabe der Loci communes benutzt hat, was aus Seidelius eigenen Worten nicht erhellt, so folgt entweder, dass die letzteren schon vor 1572 (c. 1560—1565) erschienen seyn müssen oder aber, dass Gartnerus erst den Inhalt der uns bis jetzt allein bekannten Ausg. der Loci comm. von 1572 „annectirt" und seine früheren Dicteria selbstständig und unabhängig von Seidelius verfasst habe. Beides bedarf einer weiteren den Bibliothekaren und Besitzern von Privatbibliotheken empfohlenen Untersuchung.*)

Ueber Gartnerus' Lebensverhältnisse geben mir meine biographischen Hilfsmittel keinerlei Auskunft. Dass er in Diensten des Rechtsgelehrten H. Knaust stand, ersahen wir aus dessen eigenen Worten und er nennt ihn bei diesem Anlasse „Notarius meus et Amanuenſis" also: Schreiber, Gehülfe, Clerc. Gartnerus hatte jedenfalls eine gelehrte Bildung genossen und scheint in seinen freien Stunden mit schriftsteller. Arbeiten sich beschäftigt und sein Brodherr ihn hierin gefördert zu haben.

*) Noch ist eines in der Münchener k. Hof- und Staatsbibliothek befindlichen und von Monn im Anzeiger f. K. d. d. V. (z. B. 1838. Sp. 501) vielfach benützten Codex „A. Gartneri et Husemanni proverb. dicter. Cod. Mon. O. 27" Erwähnung zu thun. Ob der erste der beiden Verfasser — was wohl zu vermuthen — identisch mit unserem Gartnerus und welches in diesem Falle das Verhältniss dieser schriftlichen Sammlung (aus d. J. 1575) zu den gedruckten Ausgaben sey, hoffe ich, im Vertrauen auf die bekannte und nicht genug zu rühmende Liberalität der Münchener Bibliotheks-Verwaltung, in Kürze nachträglich berichten zu können.

Dicteria Proverbialia. Francof. 1619.

Mulier.

(Seite 133.) *Sub longis tunicis breuis est animus mulieris.*
Weiber haben lange Kleider vnd kurtze Sinne.
Veſtes foemineae bene nocte tegunt, quia longae.
Weiber Kleider decken dess Nachts wol.
Foemina fertur ita, cuſtos bona, non redimita.
Vngehaubte Weiber ſind gute Haufshirten.
Est dictum verum, pauper dictum mulierum.
Weiber Rede | ein arme Rede.
Feruens nequitia mulier nulli ſimilis ſit.
Bösen Weibern ist nichts zu vergleichen.
In ſpecie mulier plus gaudet quam in probitate.
Weiber wöllen gern ſchön ſein | vnd were doch beſſer daſs ſie fromb weren. Vide, Forma.
Scitur per naſum mulier quae vendit omaſum.
Ein böſs Weib kennet man an der Naſen.
Non est in ſpeculo res, quae ſpeculatur in illo,
Eminet, & non est in muliere fides.
In Weibern ist ſelten Treuw zu finden.
Adam, Samſonem, Loth, Dauidem, Salomonem,
Foemina decepit, quis modo tutus erit?
Mannes List ist behende | Frauwen List hat kein ende. Sälig ist der Mann | der ſich für Frawen List hüten kan.
Dulcibus & medicis ornatur foemina uerbis.
Freudliche vñ wenig wort | ſind der Weiber Zierde.
Eſca ſit inſipida, quam coxit foemina pulchra.
Es ist erſtanden eine Frag |
Warumb kein ſchön Weib kochen mag.
Est quaſi grande forum, vox alta trium mulierum.
Drey Weiber mit jhrem Geſchrey |
(S. 134) Machen ein Jar Marckt frey.
Ex hoc laudatur mulier. ſi pauca loquatur.
Ein Weib das nicht klaffig ist |
Wird gelobt zu aller frist.

Foemina pro dote nummorum dicit, amo te.
Wer Silber gibt vnd rotes Goldt |
Den haben ſchöne Frawen holdt.
Foemina quae clauſit, portam vitae reſeruauit.
Ein Weib das Leben vns hat verlorn |
Ein Weib das Leben hat geborn.
Foemineus vere dolor est poſt facta dolere.
Nachreuw ist Weiber Reuw.
Ille lauat laterem, qui cuſtodit mulierem.
Es ist vergebens Arbeyt | Weiber zu hüten.
In medio vxores & piſces ſunt meliores.
Fisch vnd Weiber ſind im mittel auffs best.
Mentiri, nere, lacrymari, nilque tacere,
Decipere, hae verae ſunt dotes in muliere.
Spinnen, weynen, waschen, liegen |
Vnd jhren besten Freundt betriegen |
Diſs findt man an der Weiber viel |
Von allen doch nicht sagen wil.
Panem Juſtina non conficit absqȝ farina.
Ein Weib kan nicht Brodt backen ohn Mahl.
Portantes dominae claues ſunt vndiqȝ multae.
Der Weiber ſind viel | die Schlüſſel tragen.
Post casum rerum ceſſabit amor mulierum.
Wann vmb verloren Gut führst klag |
Kein Weib dich dann mehr lieben mag.
Ruſticus est vere, qui turpia de muliere
(S. 135) *Dicit: nam vere ſumus omnes de muliere.*
Ein Bauwer vnd keiner Ehren werth
Ist | welcher Weibs Geschlecht vnehrt.
Sub longis tunicis breuis est animus mulieris.
Ein kurtzen ſinn die Weiber haben |
Ob ſie ſchon lange Kleider tragen.
Vae tibi foemineo quiſquis es aptus iugo.
Wer Weiber Joch auff ſich muſs tragen |
Der hat von groſſer Noth zu klagen.
Vincit ſaepe virum foemellae aſtutia durum.
Manchen grausamen starcken Mann
Weiber List betriegen kan . . .

Similitudo, Similia, Diſſimilia.

(S. 184) *Saepius est hoſpes talis, qualis ſuus hoſpes.*
Weiſet mir den Wirth | ich weiſe euch den Gast.
Si bonus est hoſpes, malus aut ſimilis venit hoſpes.
Darnach der Wirt ist | darnach beſchert Gott gäst.
Schlim Schlem quando terit, ſimilis ſimilem ſibi quaerit.
Gleich ſucht ſich | gleich findt ſich.
Est mirum bellum, quando aſellus culpat aſellum.
Es ist ein wunderlicher streit | wenn ein Eſel den andern reit. Vide ſupra, Culpa.
Ex prauuo pullus bonus ouo non venit vllus.
Böſe Ey | böſe Gücklein.
Si bufo piſcis, quam deteſtabilis, id ſcis.
Böſe Fiſch ſind Padden.
Tale forum quaerens dabit arcta Pedagia moerens.
Vel.
Quale forum fuerit, vectigal tale requirit.
Auff ſolchem Marckt ſolcher Zoll.
In tali tales capiuntur flumine piſces.
In ſolchem Waſſer fangt man ſolche Fiſch.
Filius vt patri ſimilis, ſic filia matri.
Wie der Sohn nach dem Vatter | alſo gereht die Tochter nach der Mutter.
Lances diſsimiles faciunt oculos mihi triſtes.
Vngleiche Schüſſeln machen ſcheele Augen.
Pro cupreis cupreas nummis lege Clerice Miſſas.
(S. 185) Thut man Küpffern Gelt dir bringen |
So ſolt ein Küpffern Seelmeſs ſingen.
Qualis forum fuerit, vectigal tale requirit.
Eins dem andern ſich gleichen ſoll |
Auff kleine Märckt gehört kleiner Zoll.
Quod lupus est lupulum, nunquam prius est mihi viſum.
Es ist nie kommen in mein wiſſen
Daſs ein Wolff den andern hett gebiſſen.

5. Herm. Germberg Carminum Proverbialium ... Loci Communes. 1576—1582.

1576.

(Hermanni Germberg) Carminum proverbialium totius humanae vitae ſtatum breuiter deliniantium (sic), nec non vtilem de moribus doctrinam iucundē proponentium, loci communes: in gratiam iuuentutis ſelecti, addita plerumque interpretatione Germanica.

Si Chriſtum diſcis, ſatis eſt si caetera neſcis,
Si Chriſtum neſcis, nihil eſt si caetera diſcis.

Baſileae, ex officina Oporiniana. 1576.

Kl. 8. — 8 Bl. Vorst., von denen das letzte leer, 364 S., 1 Bl. Duplefsis No. 136. Zacher No. 48ª. — In Halle (Univ.-Biblioth.)

1582.

* CARMINVM | PROVERBIALIVM TOTIVS | humanae uitae ſtatum breuiter delinean- | tium, necnon utilem de moribus do- | ctrinam iucundē propo - nentium. || *LOCI COMMVNES.* || *Nunc denuò in gratiam Juuentutis | aucti & recogniti.* || ACCESSERE | Circei Dialogi Decem, hominis prae cae- | teris animalibus praeſtantiam tam | doctē quàm iucundē de- | ſcribentes. ||

Si Chriſtum diſcis, ſatis est, ſi caetera neſcis.
Si Chriſtum neſcis, nihil est, ſi caetera diſcis.

Cum Caeſ. Maieſt. gratia & priuilegio ad annos decem.

BASILEAE, EX OFFICINA *Oporiniana.* 1582.

Kl. 8. — 8 Bl. Vorst., 623 S., $4^1/_2$ Bl., 2 weisse Bl., Rückseite des Titels und letzte Seite leer. Signatur: $\alpha 2 - \alpha\varrho$, a—zϱ, A—R3. Die volle Seite, Col.-Überschriften und Custoden ungerechnet, zählt 26—28 Zeilen. Ohne Randglossen. — In München, Freiburg i. Br., Landshut und Augsburg.

Bl. $\alpha 2^a - \alpha 4^a$: Vorrede „*HERMANNVS GERM-* | BERGIVS LECTORI | *benevolo S.*“ — Bl. $\alpha 4^b - \alpha\varrho^a$: „S. A. I. AD EM | ptorem“. — Bl. $\alpha\varrho^b - \alpha 8^a$: „MORVM COMMVNIVM | Locorum INDEX“. — S. 1—357 Sprichwörtl. Text. S. 361—623: (eigener blattgrosser Titel) CIRCE- | Dialogi Philo- | ſophici decem, qui- | bus Vlyſſes Graecis ſuis, à Cir- || ce maga in beſtias transforma | tis, pri-

ſtinae deſiderium na- | turae inculcare co- | natur: || Nunc primùm ob eruditam iu- | cunditatem ex Italico ſer- | mone in Latinum | translati. | Omne tulit punctum, qui miſcuit | vtile dulci.“ — S. 624 (unbeziffert): QVAEDAM POST IMPRES- | ſionem obſeruata, & ſic emendanda. — Bl. R^{a}—R4: IN HOS DECEM DIALO- | gos breuis INDEX, mit dem Schlusswort: FINIS.

Als Columnen-Titel stehen: Bl. $\alpha 2^{b}$—$\alpha 4^{a}$ beiderseits: „PRAEFATIO“; Bl. $\alpha\varrho^{a}$: „AD EMPTOREM“; Bl. $\alpha 6^{a}$—$\alpha 8^{a}$ (beiderseits): „INDEX“; S. 2—357: „CARMINVM PROVERBIAL. . . . LOCI COMMVNES“; S. 362: ARGVMENTVM“; S. 364—623: „DIALOGVS . . . PRIMVS“ (SECVNDVS-DECIMVS). Bl. R^{a}—R4^{a} (beiderseits): „INDEX“. Der Kolophon lautet:

BASILEAE, EX OFFICI-
na Oporiniana, Anno Salutis
humanæ M. D. LXXXII.
Menſe Martio.

Die Vorrede ist mit Streichung der Überschrift, der Namens-Chiffre so wie der 18 letzten Zeilen durchaus gleichlautend mit derjenigen des Seidelius in den Loci Communes (vergl. oben II, 1) bis zu den Worten: „quòd has etiam ſententias edidimus“, wofür Germberg setzt: „quod hæ quoque ſententiæ denuò ſint in lucem à typographo emiſſæ“ — und dann folgendermassen fortfährt: „Nullus enim in his ex maximo numero diligenti cura collectis inuenies, niſi quæ honeſtē pueris proponi poſsint . . . ſoleant (vergl. Seidelius a. a. O.). Sed cùm non debitem, hāc ſecundam illarum gnomarum editionem tibi gratam futurā eſſe, quòd priores tanta benignitate exceperis, ut omnibus illius editionis exēplaribus diſtractis, hanc nouam adornare coactus ſit typographus, in illis tibi commendandis tempus non teram. His autem cùm dialogi decē, ex Italico in Latinā linguam à me nuper conuerſa, ſint adjecti . . . Bene vale, lector humaniſsime, & me amore non minori, quàm ego te complector, complecti ne recuſa“. — Eben so hat Germberg die zweite Vorrede des Seidelius: „S. A. I. AD EM-|ptorem“ völlig unverändert abdrucken lassen.

Der Text, welcher (S. 1) unter der Überschrift: „CARMINVM PRO- | VERBIALIVM LOCI | communes | seinen Anfang nimmt, zerfällt in 224 alphabetisch geordnete Titel, welche ein jeder wiederum in eine bestimmte Anzahl Abtheilungen sich gliedern, deren Reihenfolge nach dem Anfangsbuchstaben des ihnen übergesetzten lateinischen meist Prosa-Sprichwortes oder sprichwörtlichen Redensart sich richtet.

Die Zahl der lateinischen Sprüche, welchen die deutschen an Zahl weit nachstehen, beträgt, die Überschriften ungerechnet: 2641, die der deutschen nur 708, deren einer oft durch 8—10 lateinische illustrirt werden. Alle lateinischen Sprüche sind theils Hexameter, theils versus leonini. Der erste Locus mit seinem einzigen Spruche heisst (S. 1) gleichlautend bei Seidelius Loci Comm. (S. 150 unter „Quem lupo committere“: „ABSVRDA, INDECORA | Præpoſtera. | Agninis lactibus alligare canem. | Si canis ex hila religatur, mor- | det in illa. | Ein Hund nicht lang behalten wirst, | So du jhn bindeſt an ein wurſt“. Der letzte (S. 356)

VVLGVS.

Vulgo inſtabili ſatisfacere nemo
potest.
Prauo ſeruit hero, qui uulgo ſeruit iniquo.
Wer dienen muſs dem Pöfel ſchlecht |
Der wird nimmer dienen recht.

Seidelius S. 183 unter „Seruitus“ hat: „Der hat ein böſen Herrn erkoren/ | Wer dient dem pöfel vnerforn“. — Die Sammlung schliesst (S. 356—357) wie die des Seidelius (S. 209—216) mit „CONCLVSIO“, den daselbst befindlichen vier latein. Versen zu Anfang und den folgenden sechs deutschen, sämmtlich unverändert; der Rest ist theils gestrichen, theils geändert. Dagegen lautet wieder identisch mit dem frohen und frommen Mönchsspruche das Ende der Sprichwörter:

Laus tibi ſit Chriſte, quoniam liber explicit iſte:
Dextrae ſcriptoris benedic precor omnibus horis.

Die fast die Hälfte des Buches füllende lateinische Abhandlung „Circe“ enthält nichts Sprichwörtliches.

Was das Verhältniss dieser Sammlung zu den Loci Communes des Seidelius betrifft, so hat allerdings die Entrüstung des letztern über das unziemliche Benehmen und die Eingriffe des Germberg grössere Berechtigung als bezüglich des Gartnerus. Seidelius lässt sich (Paroem. Ethic. 1589. Praef. Bl. A3^{b}) hierüber folgendermassen aus (vergl. auch Jöcher II, 958): „... Tandem verò ex nundinis Francofordenſibus autumnalibus anno 82. adfertur idem liber Baſileæ excuſus, non ſolum dialogis quibuſdam auctus, fed etiã noua iniuria inſignitus. Literis enim, *quae meũ nomen ſignificarant*, quaſq3 pudor quidã antea loco non mouerat, vnà cum nomine Gerlaco de Margaritis (cui à me opuſculum initio dedicatum fuerat) iam ſublatis, *Hermãnus Hermberguis* (sic) quidã (verus

an fictus, nihil intereſt) impudentem hanc audaciã audere incepit, vt præfationẽ meam, ad lectorẽ translata nuncupatione, & in fine adiecta de dialogis affutis mentione, tãquam ſuam ſibi vendicaret atq; adſcriberet. Equidem, ad me quantum attinet, in paruo diſcrimine pono quis talia edat, nec vnquã magniſeci iſta ludicra, ſed tamẽ odio digna eſt improbitas eiuſmodi, quæ in crimine legib. prohibito exultare etiam, omnesq; æqui ãc honeſti rationes nihilifacere ſolet. Atqui typographos quoq; magis circumſpectos eſſe neq; tam facilè huius generis factorũ participes ſe facere, ſed iudicia honeſtorum virorum vereri oportebat. Certẽ hoc pacto exiſtimationi ſuæ haud bene conſulunt . . .“

Als ein plagium muss es jedenfalls bezeichnet werden, wenn Jemand eines fremden Buches Vorrede mit Unterdrückung des den Namen des Verfassers enthaltenden Anfangs und zwar wörtlich und dem grössten Theile nach als seine eigene producirt, was, wie wir vorhin sahen, Germberg in der That sich erlaubt hat. Aber auch der Inhalt seines Buches ist um ein starkes Drittheil nicht sein, sondern das Eigenthum der Loci Communes des Seidelius, und die entlehnten lateinischen wie deutschen Sprüche finden sich fast sämmtlich in beiden meist bis auf die Rechtschreibung sich erstreckenden Form wiedergegeben, wie sie sich in seiner Vorlage fanden. Man vergl. u. a.

VALETVDO.

Si nõ ægrotat, bene mingit, qui bene potat.
Viel harn entſpringet auſs viel tranck |
Es ſeyn denn die natur kranck. (L.C. S.197.)

VALETVDO.

Si nõ ægrotat, bene mingit, qui bene potat.
Viel harn entſpringet auſs viel Tranck |
Es ſeyn denn die Natur kranck. (Germb. S. 345.)

Vergl. ferner Seidelius L. C. S. 7, 16, 18, 18, 20, 27, 28, 36, 45, 51, 56, 65, 65, 67, 78, 86, 94, 95, 99, 102, 108, 112, 114, 116 u.s.w. und hiemit correspondirend Germberg S. 9, 33, 38, 40, 43, 58, 59, 75, 111, 116, 127, 140, 141, 145, 160, 172, 184, 186, 198, 202, 208, 213, 216, 217.

Insoweit sind Seidelius' Vorwürfe allerdings gegründet. Aber es sei hiemit doch nicht gesagt, dass die Sammlung seines Plagiators nicht auch ihren eigenen grossen und keineswegs zu unterschätzenden Werth habe. Sie zeichnet sich sogar in manchen Beziehungen vor derjenigen des Seidelius aus, so namentlich in der besseren An- und Unterordnung

der einzelnen Theile (Loci comm.), durch die grössere Reichhaltigkeit ihrer lateinischen Sprüche, welche an Zahl die des Seidelius beträchtlich übersteigen und durchaus sehr guten weit zurückreichenden sprichwörtlichen Inhalts sind, und endlich, dass die ihm eigenen, immerhin eine nicht unansehnliche Zahl, einen Charakter der Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit tragen, der nicht selten Seidelius abgeht; man wähle z. B. unter den zwei folgenden:

MAXIMA Laeticia, LONGA & vina, & BREVIS ira,
Crede mihi iſta tria bene ſunt cantoribus apta.

Lang frȫhlich | Wein gnug | kurtzen Zorn
Haben artige Sȃnger auſserkorn. (Seid. Par. Eth. Bl. O3[b])

Maxima luxuries, longa ętas, & breuis ira,
Hęc tria ſunt madidis ſemp cantorib. apta.

Viel ſauffen | lang leben | kurtzer Zorn |
Iſt den Muſicis angeboꝛn. (Germb. S. 250.)

Woher er aber solche, namentlich die ihm eigenthümlichen deutschen Sprüche bezogen, hat er nicht angegeben, dass sie aber, wie der eben angezogene, durchaus volksmässig seien, wird Niemand läugnen, ebenso dass er, namentlich für seine Kalendersprüche („temporum notationes") ältere Quellen benutzt habe. Seinen Spruch z. B.

Dat Clemens hyemem, dat Petrus ner cathedratus,
Aeſtuat Vrbanus, autūnat Bartholomæus. (S. 341)

verzeichnet Mone (Anzeiger 1834, 294) aus einer anderen Quelle zum Jahre 1520 mit der zutreffenden Bemerkung, dass, weil Petri Kettenfeier auf den 1. August falle, für das Wort „catenatus" seiner Vorlage cathedratus zu lesen sei.

Dupleſsis (S. 89) nennt das Buch nicht mit Unrecht „très curieux et intéressant sous plus d'un rapport". Den Inhalt, sagt er, bilde eine grosse Zahl Maximen, Sentenzen und Sprichwörter und der grösste Theil der lateinischen Verse sei zugleich in deutsche übersetzt. „Mais il renferme aussi" fährt er fort, „et ce n'est pas là la partie la moins curieuse du livre, une certaine quantité de petites pièces de poésie religieuse, inspirées par l'esprit de la réforme, et, de plus, comme complément de ces vers dogmatiques, de très vives épigrammes contre les prêtres, contre les moines, contre tout ce qui tient à l'église romaine.

Ce petit volume, fort rare, est donc un véritable répertoire des opinions classiques, réligieuses et littéraires des réformés à la fin du XVIe siècle.“ Diesem Urtheile ist nur berichtigend und ergänzend beizufügen, dass nicht der grösste, sondern nur, wie bereits erwähnt, ein sehr kleiner Theil der lateinischen Verse in deutsche übersetzt sind und dass Germberg, wie gegen Priester und Mönche, so ganz besonders auch auf die Weiber sehr übel zu sprechen und in dieser letzteren Beziehung sein Buch eine Fundgrube ist von lateinischen Lascivitäten und Anzüglichkeiten gegen das schöne Geschlecht. Wer ein Liebhaber von dergleichen ist (von ersteren meine ich), der findet eine hübsche Anzahl beisammen auf S. 234 — 242.

Für die Paginirung der zweiten Ausgabe ist noch zu bemerken, dass für 84, 186, 221, 361, 364, 365, 368, 396 und 443 gesetzt wurden: 82, 86, 212, 61, 64, 65, 68, 96 und 44; Seite 227 ist ganz unbeziffert.

Ein anderes proverbiales Buch Germberg's, das jedoch keine deutschen Sprichwörter enthält, ist:

Proverbiorum Centuriae XIV, quibus adjecta eſt Centuria una, Somniorum ſuam interpretationem implicitam habentium. Item epiſtolarum Sacrarum Decades V. Omnia graece, latineque in usum Scholarum congeſta, Hermanni Germbergii, Scholae Corbachianae Prorectoris ſtudio et labore. Baſileae per Sebaſtianum Henricpetri. *In fine:* 1583. menſe Martio. 388 S. 8. Morhofii Polyh. lit. Lubec. 1708. I. 21. pag. 259. Nopitsch S. 131. Binder thes. adag. lat. Stuttg. 1861. 8. X. — In Landshut.

Über Hermann Germberg's Leben ist nur das Wenige bekannt, dass er in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts lebte und zwischen 1580—1590 Prorector der Schule zu Corbach (Waldeck) gewesen war.

Carm. Proverbial. Loci Comm. 1582.

(S. 253) NECESSITAS ET
Coactus.

Sunt quaſi nō facta Domino iurāda coacta.
Gezwungen eid |
Ist Gott leid.

Valde coactus homo, qui bombū ſeruat in agro.
Das ist ein arm gezwungen Man |
Der kein Furtz auffm Feld darff lan.

Faxis vt libeat quod est neceſſe.

Eſt indulgendū, quod non aliter faciendū.
(S. 254) Was je nicht anderst mag geſein |
Soll man ſich willig geben drein.

Dicta citò recidunt in naturam ſuam.

Decreſcit fact' color, ac amor ipſe coactus.
Non durāt actus, homo quos facit ipſe coactus.
Angenomen vnd gezwungen weiss |
Zergeht baldt | vnd zerschmiltzt wie Eiſs.

Neceſsitas ingenioſum facit.

Quęritat in cinere ſcintillas, qui caret igne.
Man ſpricht | die not
Sucht das Brot.

Neceſsitas moras recuſat.

Fundo ſtans unda, iacitur de naue *p* funda.
Wenn eim das Waſſer ins Maul ſchlecht |
So lernt er dann erst ſchwimmen recht.

Non liberat à Podagra calceus.

Nulla ualet diplois contra ſuſpendia furis.
Kein Wammes ist für den Galgen gut |
Den Dieb zuletzt nichts helffen thut.

Si bouem non habes, aſinum agas.

Aſſabis nidum, ſi non inueneris ouum.
So du keine Eyer hast |
So brate das Nest | oder fast.

(S. 324) SIMILITVDO.

Aequē pars ligni curui ac recti ualet igni.
Gibt ein gerades Holtz gut Kol |
So thuts ein krummes gleich so wol.

Aequalitas non parit bellum.

Aequalis nullū diſrumpit ſarcina collum.

Item:

Diſparib. bobus rarò trahitur bene currus.

Item:

Diuidit iniquē, nolens partem dare cuiqȝ.
Bey gleicher Burde | wie man ſpricht |
Niemandt bald ſeinen Hals zerbricht.

Malo nodo malus cuneus.

Aſperior ſanat grauiores potio morbos.
Man muſs das bö̊ſe allezeit |
Mitt dem bö̊ſen vertreiben weit.

Nauta nautae.

Dulcia pro dulci, pro turpi turpia reddi
Verba ſolent: odium lingua fidēqȝ parit.

(S. 325) Item:

Durior immanē ſuccendit ſermo furorem.

Item:

Eſt mirū bellū, quod aſellus culpat aſellū:
Pōdera ſacrorū nam portat quilibet horū.
Gleich wie man ſchreyet in den Wald |
Alſo er widerthö̊net bald.

Par praemium labori.

Pro cupreis cupreas nūmis lege clerice miſſas.

Item:

Si modicum ualet æs, miſſæ ſunt pauca ualentes.
So das Gelt kü̊pffern iſt geweſen |
Wird ein kü̊pffern Seelmeſs gleſen.

Saeuis inter ſe conuenit vrſis.

Quando lupum lupula uorat, eſurit undique ſylua.

Item:

Quòd lupus eſt lupulum, nunquam prius eſt mihi uiſum.

Item:

Sunt bene concordes iterum, Pilatus Herodes.
Es ist nie kommen in mein wüffen |
Das ein Teufel den andern biffen.

Simile ſimili gaudet.

Coetus iniquorū gaudet ſuper acta malorū.

(S. 326) Item:

Conſonans efto lupis, cum quib. effe cupis.

Item:

Dum ſimilis ſimili ſociatur, pax datur illi.

(S. 340) *Temporum notatio.*

Clara dies Pauli, bona tēpora denotat anni:
Si fuerint nebulæ, pereūt animalia quæqȝ:
Si fuerint uenti, naſcuntur prætia genti:
Si nix aut pluuia, deſignat tempora cara.

(S. 341) An Sanct Pauli bekehrung tag |
Deſs wetters ſolche rechnung trag:
So die Sonn thut ſcheinen klar |
Das bedeutet ein gutes jar:
Ein Nebel auch groſs oder klein |
Der bringt ein Sterbend allgemein:
Nimpt aber der Wind vberhand |
Darauff erfolget Krieg im Land:
Durch Regen aber oder Schnee |
Solltu ein theure zeit verſteh.

Dat Clemens hyemem, dat Petrus uer cathedratus,
Aeſtuat Vrbanus, autūnat Bartholomæus.

Item:

Ver Petro detur: æſtas exinde ſequetur,
Hanc dabit Vrbanus: autumnum Symphorianus:
Feſtū Clemētis, caput hyemis eſt ueniētis.

Man ſagt Clemens den Winter bring |
Vnd Peter ſtulfeuht den Früling |
Den Sommer aber ſanct Vrban |
Den Herpst Barthlome vnd Symphorian.

Lōgè clareſcit, quòd hyems algore rigeſcit.

Daſs der Winter ſey grim̄ vnd kalt |
Vernimpt man auch von ferne baldt.

Luna creſcente, tu carpere poma memēto:
Nā dū deſcreſcit ſi carpſeris, inde putreſcit.

So man zeitig Apffel abbricht
(S. 342) Im wachſenden Mon | faulen ſie nicht.

Pocula Janus amat, ſed Februs Algeo clamat,
Martius arua fodit, ſed Aprilis florida prodit |
Flos & fons nemorum ſunt Maio fomes amorum,
Dat Junius foena, Julio reſecatur auena,
Auguſtus ſpicas, September colligit uuas,
Seminat Octobr, ſpoliat uirgulta Nouember,
Quævit habere cibū, porcum mactādo December.

Im Jenner ſitzt man gern zutiſch |
So ist der Hornung kalt vnd friſch |
Der Mertz hebt zbauwen an die Erden |
Im Aprellen thuts als grün werden |
Zwaſſer vnd Land ſucht Lust der May |
Der Brachmon führet ein das Heuw |
Der Heuwmonat ſamlet den Haber |
Das Korn der Augst einſchneidet aber |
Der Herpstmon vns den Wein laſst werden |
Der Weinmon wirfft Samen in die Erden |
Im Wintermon Laub vnd Gras verdirbt |
Manch feiſstes Schwein im Wolffmō ſtirbt.

Si pluit in festo processus Martiniani,
Quinquaginta ſolet continuare dies.

So es regnet an ſanct Martein |
Soll es fünfftzig tag regen ſeyn.

6. Bruno Seidelius Paroemiae Ethicae. 1589.

* PAROEMIAE ETHICAE
ſive
S E N T E N-
TIÆ PROVER-
BIALES MORA-
LES, VERSIBVS ANTIQVIS
conſcriptæ, & rhythmis Germanicis
donatæ: lectu iucundæ
& vtiles.

BRVNONIS SEIDELII PRI-
mi harum collectoris poſtrema ricognitione diligenter caſtigatae, locupletatae, & in ordinem priſtinum reſtitutae.
Adiecto indice locorum communium
copioſiſsimo.
Alte Lateiniſche Sprichwörter von guten Sitten | mit fleiſs zusammen gebracht | vnd in teutſche Reimen gefaſst | luſtig vnd nützlich zu leſen | jetzt neuwlich vermehret
vnd gebeſſert.
Cum Gratia & Priuilegio S. Caeſ. Maieſt.
ad annos ſex.
FRANCOFVRTI AD MOENVM
apud Nicolaum Buſſæum.

M. D.L XXXIX.

Kl. 8. — 341 unbez. Bl., wovon $12^1/_2$ Vorst., $225^1/_2$ Text, 37 Appendix, 66 B. Index und 2 weisse Bl. Rückseite des Titels leer, letzte Seite bedruckt. Signatur: A2—Z5, Aa—Vu5. Die volle Seite, Ueberschriften und Custoden ungerechnet, zählt in der ersten und zweiten Praefatio 25 (letzte Seite 16), in der dritten 29 (Rückseite 7), im Catalogus (zweite Seite) 29, im sprichwörtl. Texte allenthalben 33, im Appendix 25—30 (letzte Seite 9) und im Index 27—28 (letzte Seite

21) Zeilen. Ohne Randglossen. — In München, Freiburg i. Br. und Augsburg.

B. A2[a]—A8[b] Dedication (Praefatio): „ILLVSTRISSIMIS NO- | BILISSIMISQVE PRINCIPIBVS | ac Dominis, D. Julio Patri, & D. Henrico | Julio Filio, Adminiſtratori Epiſcopatus | Halberſtadenſis, Ducibus Brunſuicenſi- | bus & Lunebnrgenſibus, &c. Do- | minis ſuis clementiſs. | Bruno Seidelius M. D. | A DEO Sal.“ — Diese Dedication ist von mehrfach grossem Interesse, nicht nur weil uns hier, wie wir bereits im Gange dieser Mittheilungen kennen gelernt, der Verfasser willkommene und vollkommene Aufschlüsse ertheilt über die Genesis der ersten Edition seiner Spruchsammlung „Loci Communes“ so wie über das plagium, das in erster Reihe die Oporinische Verlagshandlung selbst in eigenmächtiger Weise an seinem Manuscripte, dann, nach seiner Ansicht, ausser andern besonders Gartnerus und Germberg im Lauf der Jahre an dem gedruckten Buche verübt haben, sondern auch betreffs dieser zweiten Ausgabe über deren Verbesserungen und die Beihülfe, welche ihm ein anderer Sammler: Michael Neander bereitwilligst leistete, eingehend und anziehend sich ausspricht. Er beginnt (Bl. A2[a]) die Dedication mit folgenden Worten: „*Q Vod librum hunc denuo edendum curauerim, nomenq3 meum his triuialibus ineptijs, vt videntur, addi paſſus fuerim, viri graues ac docti partim conſilium meum mirabuntur fortaſſis, partim etiam reprehensione dignum iudicabunt: quibus ſatis faciendum eſſe existimo, vt nec lenitate aliqua huc adductum eſſe, neq3 inopia meliorum rerum quas agerem, tẽpus in isto opuſculo concinnando malè ac fruſtra perdidiſſe me intelligeret. Miſeram ante annos ſane multos . . . alliciendo . . . consulunt*“ (vergl. oben II, 1—5) — und fährt dann, anknüpfend an das über Germberg Gesagte und vorerst die Gründe entwickelnd, welche ihn, die Bücher seiner Plagiatoren beurtheilend, zur Herausgabe dieser verbesserten Sammlung bewogen, so wie die Einrichtung und den Nutzen derselben zeigend, also fort: „*Hactenus igitur eo quo dixi modo, aliena nonnulla huic libro & obſcoena inſerta fuere: multa etiam quae nihil morale continerent: quae rhythmo prorſus carerent: quae nimis barbara nec verbis nec ſyllabis ferenda: inſcienter & insultè ad locos communes accommodati quam plurimi verſus, ad quos tam concinnè aptati erant quàm ſcitè aſinus ad lyram: eiuſdem quoq3 verſus crebra diuerſis locis repetitione, vnà cum chartarum numero faſtidium legendi fruſtra est adauctum. Animaduerto praeterea, ludos eiuſmodi niſi modus ipſis ſtatuatur, in iuuentutis quoque detrimentum vergere poſſe, cuius alioquin*

animi nunc negligentes torpentesqȝ ſunt ad recta & legitima ſapientiae ſtudia, deferbuit enim propemodum ardor ille eruditae doctrinae qui fuit ſuperioribus annis, quando linguarum & literarum natiuum decus reſtitui incipiebat, ita vt ad barbariem vix repulſam res denuo inclinare videatur. Adoleſcẽtes ergo nunc iterum adhortor, ne haec βαρβαρικώτερα ad ſeria ſtudia admiſceant, Graecos potius & Latinos autores legant, & pietatis fundamenta ac philoſophiam de moribus ex veris puriβimisqȝ fontibus diſcant, his verò praeſentibus tanquam aſtragalis & iocis conceβis interdum ludant, nequaquam enim ad imitandum ſcribendo vel dicendo proponuntur. Nec laudandi barbari ſunt (quod quidam faciunt) ob ridiculam iſtam diligentiam componendorum ὁμοιοπτώτων, ſed ſola conſeruata bonorum praeceptorum memoria, in iſta tanta caligine temporum, aliquid laudis mereri potest. Non ſunt inquam in manus pueritiae rudes atque indocti barbarorum ſcriptorum libri reuocandi, ſed modus ſit atqȝ finis aliquis iocornm ac facetiarum talium, nec annis ſingulis locupletatio excogitetur qualiſcunque, vt hactenus non ſine dolore video factum eſſe. Vehementer autem ambigo quo fato accidiſſe dicam, vt hic libellus toties coctus atque recoctus fuerit, totqȝ magiſtros inuenerit, quorum alius ordinem mutaret, alius adderet medicinalia, alius fatidica, alius aſtrologica, alius ſcurrilia, & in genera ac ſtudia hominum quaedam contumeliosa. Talem profecto euentum ſi conſecuturum praeſagire initio potuiſſem, nunquam prima illa farrago lucem hanc adſpicere debuiſſet, neqȝ tot & tam infelices nepotes paritura fuiſſet, ſuppreſſa videlicet, & in priuato tantum amicorum vſu retenta. Nunc igitur, cum aliud remedium adhiberi non potuerit, quid facerem? Postquam enim cognouiſſem, auidiβimè ac ſaepius à typographis nonnullis eſſe librum hunc excuſum, & breui tempore exemplaria uendita in plurimorum manus perueniſſe, finemqȝ nullum futurum additionum talium, nihil reliquum erat, quàm vt ego & amici quidam has ſententias recognoſceremus, & perperã ab alijs inſertas, vel nimis barbaras, vel à propoſito genere morali penitus alienas, partim abijceremus, partim emendaremus. Has edi nunc meo nomine addito *ſum paſſus, plures ob cauſas: Primum ac praecipue, vt publicè teſtimoniũ extaret meum, multa in priorib. editionib. mea voluntate aut opera nec ſcripta nec typis mãdata fuiſſe, & ſi forte poſthac tale quid inſertũ fuerit, me nec ſciente nec conſentiente id factum iri. Deinde vt quantum poſſem dehortarer, adololeſcẽtes quidem ne talia nimis ament, typographos verò ne ſine modo ſpargãt, ne dum nimium iocis ſtudemus ſerium nihil agamus, & meliorib. neglectis deteriorũ ſordib. prorſus inuoluamur atqȝ demergamur. Tãdem etiam, vt vana ingenia de modeſtia admonerem, quò ab alienis cupiditatẽ illaudatam &*

inuſtas manus abſtineant, ſnasq3 res agant, quanto enim haec viliora exiſtimãtur eſſe, tanto minus ad ſtellionatus plagijsq3 crimẽ inuitare debent. Hũc igitur librum poſtremae recenſionis, ne quis alius pro ſuo arbitrio mutet augeatve hortamur rogamusq3 omnes bonos. Medicae quidem ſententiae, & aſtrologicae, & ad religionem pertinentes, ſi adiungendae omnes forent, operis moles in immenſum excreſceret (cum nos enchiridion duntaxat eſſe velimus) & poterit illas quicunq3 volet ſeparatim colligere, quae tamẽ, medicae praeſertim, ſi vtiles eſſe lectorib. debebunt, neceſſe eſt non ſolum, vt vera praecepta cõtineant (quia tenaciβimè haerent in memoria, & falsa docentes nocere plurimũ hominibus poſſunt) veram vt etiã rectè ac ſcienter explicẽtur, ita vt interpretatio germanica lucem obſcuris adferat, duras leniat, ambiguas ad commodiorem ſenſum flectat, & ad verum vſum praeceptorum vim accomodet, quod à quibuſdã adeo non est factum, vt latina mala germanicis rhythmis deteriora etiã reddiderint. Caeterum de acceβione, quae & quanta amicorum ſtudio ad editionem praesertim ſit facta, res ipſa loquetur. Multa ex priorib. aliorũ rhapſodijs ſublata ſunt, ac plura expuncta forent niſi iã toties recuſa in manibus hominum verſata eſſent: nonnulla etiam reſeruata, eodem, & quidẽ meliore, iure quo illi noſtra tam latina quàm germanica vſurparunt nam ſementem faciens in alienum agrum ſeminis ſui ius ac fructum amittit, quamquam plus hic zizaniorum quàm boni ſeminis repertũ eſt: multa noua interpoſita, multa ex malo ac turpi ſenſu in alium tolerabiliorẽ deflexa, multa putida verbis & verſu meliora facta & quaſi alia veſte induta, multa rhythmo concinniora reddita, idiomata quoque germanicae linguae ab Helvetica dialecto purgata. Inter haec tamen latenter irrepſerunt quaedam non admodum latina aut ethica, cum non ab vno ſolo notata & emendata ſint, verum à pluribus quibus placebat operam ſuam huc conferre, vbi vt ſit diβimiliũ diβimilia opera exiſtere neceſſe fuit. Non multa proſodiae errata inerant, caeſura pentimimeris hiatum excuſat, & breuem syllabam producere ſuo quodam iure potest, quare nonnunquam ita relinquenda fuit, nam tota ideam operis & ſcopum turbari conſtat, ſi conſonantia medij finisq3 tollatur: tali ſi quidem harmonia compoſitos verſus hic volumus & non alios, vel duos ſaltem correſpondentes eodem ſono vocalium a syllabarum vltimarum. Alicubi tamen propter elegantiam rhythmi, contra vſum poëtarum quantitates non exactè fortaβis obſeruatae reperientur, ſed nec multa erunt talia, & in hoc genere paucitas eorum ferenda, cum ad imitandum non proponantur, ſicuti dixi antea. Ordinem literarum alphabeti retineri ac ſequi maluimus, quàm digeſtionem in locos communes, quia idipſum & interpretatio ſaepius non iteranda poſtulabat, & hoc modo

facilius verſiculi inueniuntur quos quaerimus, ac ſi quis nouum adſcribere voluerit, tum quoque ſciet quò referre debeat. Hic ipse praeterea ordo velut index est, & varietas iſta quaſi mixturae alicuius taedium ſubleuat legendi. Sub locis verò (quibus antea digeſti prodierunt) maior difficultas inuentionis obijcitur, ijdem namq3 verſus pluribus titulis repeti ſolent, cum pleriq3 plures vno ſenſus contineant, quanquam in verſione neceſſe fuit vnicum duntaxat exprimere. Satisfacere tamen curioſis hac etiam parte ſtuduimus, commodiore aliquantum compendio, & principia carminum ſecundum locos diſponi curauimus (quibus locis quiſq3 adſcribat quae volet, eoſdemq3 locupletet pro ſuo iudicio priuatim) ſub quibus ſi aliqua nō ſtatim reperientur, id inde accidit, quod plura interdum ſunt cōiuncta, ex quibus primum ſolum ſubijcitur loci titulo: vnde fit etiam, vt ſi quando primum carmen ſuo loco non conſentiat, ſecundum tamen vel poſteriorum aliquod reſpondeat. Exemplum hoc iſto: Nocte dieq3 caue tempus cōſumere praue: hoc ſub locis non reperitur, quoniam adiectum est alij nempe huic: Ad ſtudium quare, & quod sub loco Doctrinae, & temporis bene collocandi, *inuenietur. Verùm* [was auch uns hier gelten mag!] *ſatis iam de his, vel nimium etiam, verborum.*

An diese Darlegung der Grundsätze für den Aufbau dieser neuen Ausgabe knüpft sich dann die interessante Nachricht über den mittelbaren Antheil, welchen Mich. Neander durch seine Beiträge an den Paroem. Ethic. genommen hat, ein weiterer Beweis der liebevollen Pflege des deutschen Sprichworts von Seiten dieses fleissigen und liebenswürdigen Schulmannes und Humanisten und der grossen Thätigkeit desselben auch auf dem Felde der deutschen Philologie. Die Stelle lautet (Bl. $A_7{}^b$):

„*Inter eos autem, qui ad aedificationem huius operis materiam ſubminiſtrarunt, inprimis nominandus mihi eſt vir doctiſs.* M. Michael Neander *Ilfeldenſis coenobij eiuſdemque ſcholae Abbas & Rector, qui & ipſe aliquando cum minore aetate eſſet collectanea eiuſmodi rerum è monachorum atque aliorum commētarijs tanquam ruta caeſa comparauerat copioſa**), *de*

*) M. Neanders Ethice erschien, so weit meine Kenntniss reicht, zum erstenmal 1581 und mit den deutschen Sprichwörtern zuerst 1585. Die letzteren, in der Sprache des Originals und mit den Zeilen- und Seitenausgängen der Ausgabe von 1590 sind neu herausgegeben unter dem Titel: Michael Neanders deutsche Sprichwörter. Herausgegeben und mit einem kritischen Nachwort begleitet von Friedrich Latendorf. Schwerin 1864. 58 S. 12. Möchte dem Herausgeber, den ich freundlich grüsse, die oben ausgehobene Stelle als nachträglicher Beitrag zu seiner auch in andern Beziehungen werthvollen Schrift nicht unwillkommen sein!

quibus vnum volumen quod reliquum adhuc habebat liberaliter nobiſcum communicauit, è quo non exiguus numerus ſententiarum excerptus & hic inſertus eſt. Ex eiuſdem quaqꝫ notationib. pleraqꝫ nomina ſcriptorum barbarorum, praefationi huic ſubiecta ſunt ſumpta, quae ideo addenda cenſui, vt ſi cui libeat etiam iſtos cognoſcere, vel ſuaviter ridere, vel alia plura ῥυθμικῶν confecta exillis colligere, habeat quo ſe oblectet."

Die Vorrede ist datirt (Bl. A8^{b}): „Erphordiæ Anno M. D. LXXXIX. idibus Octobris, quo die ante annos 13. Academia Julia fundata à Celſ. Patris Helmſtadij introducta, & à Celſ. Filij primo Rectoratu illuſtrata est."

Die zunächst folgende zweite Praefatio „AD GERLACVM . . . (Bl. B^{a}–B2^{b}), so wie das leoninische Gedicht: „Ad Emptorem" (Bl. B3^{a}/$_{b}$) sind unveränderte Abdrücke aus den Loci Communes 1572 (vergl. oben II, 1), mit der einzigen Ausnahme, dass hier mit Absicht der Anfang der ersteren lautet: „PRAEFATIO VETVS PRI- | mæ editionis" und die Chiffre „S. A. I." erst am Ende gesetzt ist.

Ein nicht minder grosses Interesse als die bisherigen Vorstücke gewährt uns das letzte derselben: ein ausführliches Autoren-Register. Es zählt (Bl. B4^{a} — Bϱ^{a}) als Quellen der Paroemiae und die er ohne Zweifel schon für die erste Anlage und Ausgabe der Loci Communes theils unmittelbar benutzt, theils auch den „annotationibus" Neanders entnommen hat — nicht weniger als 88 Autoren oder Collectiv-Titel auf; ein, fehlt auch der besondere Nachweis, im Vergleich zu so vielen quellenlosen Sammlungen der früheren Zeit werthvoller Theil des Buches, bemerkenswerth nicht nur wegen seiner Reichhaltigkeit an sich, sondern auch, weil dieses Verzeichniss uns an manche längst schon für das Sprichwort als fruchtbar bekannte, aber noch nicht oder nur wenig benutzte Schrift erinnert und wiederum die Aufmerksamkeit andern zulenkt, welche bislang als Quellen unbekannt geblieben sind. Unter diesen Hülfsmitteln begegnen uns denn auch namentlich die „Proverbia ferioſa", wodurch der Nachweis ihrer Benutzung für die Loci Communes seine endgültige Bestätigung durch den Verfasser selbst gefunden hat. Seiner Wichtigkeit wegen für die Quellenkunde des deutschen Sprichworts verdient übrigens dieses Register vollständig gekannt zu sein. Es hat zur Ueberschrift: CATALOGVS AV- | TORVM, E QVIBVS PLE- | rique Leonini verſus colle- | lecti (sic) ſunt, &c."

Hi ſunt Doctores, quorum de Carmine mores
Diſcant maiores, nec non ætate minores.
Hinc lecti flores, non omnes ſed meliores
Tollunt errores, præbent virtutis odores,
Delent languores animi, dant ſemper honores.

AEſopi fabulæ carmine monaſtico redditæ.
Aeſopus moralizatus.
Alanus.
Alda.
Alexander.
Arator.
Auianus.
Aurora.
Antigammaretus.
Aſtronomica multa & rara.
Bernhardus Palpaniſta.
Bernhardus Silueſter.
Biblia, & alia ſacra, verſibus talibus contexta.
Boetius.
Breuiloquus.
Catholicon.
Catonis Diſticha, magno cōmentario monachi cuiuſdam explicata.
Chronica, & hiſtoriæ Imperiorum, gētiumq; variarum, huius generis carminibus deſcriptæ.
Claudius.
Clericus.
Comment. in grammat. Alexandri.
Comment. in regimen Salernitanum.
Comment. in libr. Boetij de conſolatione Philoſophica.
Comment. in lib. Boetij. de diſciplina ſcholarum.
Comment. in ſynonyma Magiſtri Joann. de Garlandria.
Cornutus.
Dantes.
Euerhardus.
Facetus.
Faſciculus morum.
Flores poetarum de virtutibus & ritijs.
Floretus Bernhardi, continens theologiæ & Canonum flores.
Florilegus.
Ganfredus, vel Ganfridus.
Gemma gemmarum.
Geta.
Gilda.
Godelbertus.
Gubertinus.
Guidus.
Hidalbertus.
Hortulus animæ.
Hroſuithæ monialis Comoediae & hiſtoriæ Sanctorum.
Hugbaldus de laude caluorū.
Iſengrinus (vgl. J. Grimm Reinh. Fuchs. S. 1—24).
Juris vtriuſque interpretes barbari.
Lauacrum conſcientiæ ſacerdotum.
Lexica barbarica.
Libellus, qui problematum Ariſtotelis nomine falſo circumfertur.
Liber de contemptu mundi.
Logica, varia.
Mahumeth.
Mammotrectus.

Margarita poëtica.
Martianus.
Matthæus.
Maximianus.
Maximus.
Medicina theorica & practica, manuſcriptus liber.
Medica, multa & varia.
Monachorum cõfeβionalia.
Monachorū ſummæ & ſummiſtæ.
Moralia, multiplicia.
Oracula, quæ Apollinis dicuntur, vnde nonnulli prædictiones texunt.
Otto.
Pamphilus.
Paulanus.
Pauper Henricus.
Philologica, multa.
Phyſiologus.
Poëta ſalutaris.
Prouerbia ſerioſa.
Querulus.
Quodlibeta varia.
Rabari opus.
Rapiamus totum.
Rapularius, vel Rapularij plures.
Salernitanum regimen ſanitatis.
Siluæ nuptiales.
Sortilegia.
Speculum mundi.
Theanus.
Theodolphus.
Theodulus.
Tobias metricus.
Vade mecum.
Varij item aliorū ſermones, confabulationes, notationes, obſeruationesqȝ multiplices, &c.

Was die Vertheilung des Stoffs der Spruchsammlung selbst betrifft, so ist deren Text aus den in der Vorrede entwickelten Gründen nicht mehr wie der der ersten Ausgabe unter loci gebracht, sondern nur nach den Anfangsbuchstaben seiner lateinischen Sprüche geordnet. U ist mit V vereinigt und mit diesem Buchstaben enden auch die Proverbiales Sententiæ, an welche sich in einem Appendix Sprüche anderer Art anreihen. Die Zahl der lateinischen Sprüche sowohl als der deutschen beläuft sich, mit Ausschluss aller im Anhang enthaltenen, genau gezählt, gerade je auf 3500. Wiederholungen habe ich nicht gefunden. Sämmtliche Sprüche sind ohne jede Ausnahme gereimt und bestehen vermischt aus zwei und mehr Reimversen, von denen aber nur die ersteren, seltener mehrzeilige, sprichwörtlichen Inhalts sind. Jedem deutschen Spruche geht ein lateinischer, gewöhnlich einzeiliger Versus leoninus voraus.

Die Sprüche nehmen ihren Anfang auf der Rückseite des Bl. B5 unter der Ueberschrift: SENTENTIAE PRO- | VERBIALES DE | Moribus. Der erste lautet:

A.

ABlue pecte canem, ſemper canis est idem.
Man bad ein Hundt vnd ſtreich jn zart |
So helt er doch ſein Hundes art.

Der letzte (Bl. Gg7[b]):

Vxoris pellem ſi noueris eſſe rebellem,
Verberibus verē pacem poteris retinere.
An einem haderhafftigen Weib
Ist nicht zu zähmen der wilde Leib |
Dann ſo man auch mit vnter ſchlecht
Biß daß er wider komm zu recht.

Die Schlussworte lauten (vergl. Facetus ... Liptzigk per baccalaureum Mart. Herbipol. 1513. Serapeum 1856, 79—80:

Dum nardus redolet, donec floreſcit acanthus,
Dum lux aſtra colet, langueſcit & haud amaranthus,
Floreat huius honor carminis atq3 decor.

An die eigentliche Sammlung reiht sich (Bl. Gg8[a]—Mm4[b]) eine andere an unter dem Titel: „APPENDIX | CARMINVM RHYTHMICORVM, CONTINENS | capita quædam rerum cognitu | non iniucundarum“. In ihrem grösstentheils lateinischen Texte begegnen uns zwar nur wenige deutsche Sprichwörter (Bauernregeln), doch ist der Inhalt in anderer Beziehung nicht uninteressant. Es finden sich nämlich hier u. a. eine Anzahl älterer Räthsel, ein Gedicht „de nummo“, diätetische Vorschriften und besonders eine grosse Menge ernst- und scherzhafter Epitaphien, letztere vermuthlich Federproben müssiger Mönche*), z. B.:

Quatuor Impp. Spiræ.

Filius hic, pater hic, auus hic, proauus iacet iſthic. (Bl. Ii2[b])
Hic iacet Elisabeth, ſi bene ſecit habet. (Bl. Ii6[b])
Hic Priscilla iacet, & Domicilla tacet,
Frater & Aeneas qui comitatur eas. (Bl. Ii7[a])

*) Aus einer solchen rührt wohl auch die latein. Stilprobe über die Anfertigung einer guten Dinte her (Bl. Ee4[a]):

Tres ſint vitrioli, vix vna ſit vncia gummi,
Gallarum quinq3: ſed aceto merſa relinque,
Quattuor aut calidas addat cereuiſia libras.
Vino emendabis ardente ſitumque fugabis.

Vergl. hierüber mehreres bei Moun Lateinische und Griechische Messen aus dem zweiten bis sechsten Jahrhundert. Frankf. a. M. 1850. 4. S. 164—165.

Gaudent anguillae, quia nunc est mortuus ille
Vir bonus Andreas, qui capiebat eas. ibid.

Concubinæ Jo. Eccij.

Omnes baclarios, omnes perpeſſa magiſtris,
Et calefactores pertulit ante fores. ibid.

Hic est in tumba Roſa mundi, non est roſa mundi,
Non redolet, ſed olet quae redolere ſolet.
Roſamund allhie begraben leit /
Von ſchöne berühmpt weit vnd breit /
Jetzt ist es nur ein Madenſack
Den niemand ſehen oder riechen mag.

Vergl. Loci Comm. 1572. S. 127 und die Erklärung im Anzeig. f. K. d. d. Vorz. . . .*)

Der Appendix und mit ihm der sprichwörtliche Text schliesst mit zwei deutschen Liedern: dem aus den Loci Comm. herübergenommenen „IN MENDACES OBTRE- | ctatores . . . | Im Thon | Mon amy est en grace ſi perfaict“ (Bl. Mm2$^{a}/_{b}$) und einem andern: „CANTIO ALIA CONTRA | Mammonam . . . | Im Thon | Wo Gott der Herr nicht bey vns helt“ (Bl. Mm2^{b}—Mm4^{a}) und mit folgenden Distichen:

DVm medicum pomum redolet, dum floret amomum,
Floreat huius honos carminis atqꝫ bonos
Delectet, morum pueris det ſenſa bonorum,
Adferat inqꝫ ioco ſeria multa ioco:
Mortalem lædit nullum. procul ergo recedat
Hinc auctor vanus, atqꝫ aliena manus.
Illi qui tandem chordam malē pulſat eandem,
Excoriato rudem victor Apollo cutem.

FINIS.

Das ganze Buch endlich wird durch einen copiosen 65$^{1}/_{2}$ Bl. zählenden und in 787 loci getheilten Index, welcher sämmtliche Anfänge der lateinischen Sprüche nach ihren Anfangsbuchstaben enthält, zu Ende geführt „Satisfacere curioſis“ (Vorrede Bl. A7^{a}) „hac etiam parte ſtuduimus, commodiore aliquantum compendio, & principia carminum ſe-

*) In einer späteren Facetien-Sammlung: „TALMVTH: Oder ... Fauſen-Liberey ... Das ist: Der Lachende Democritus ... Augſpurg 1699. 8. (Ulm) findet sich (S. 31) der Spruch als „Epitaphium Roſamundi“ mit folgender Erklärung: „Adoleſcens nobili ſtirpe oriundus, Amaſiæ minus caſtæ venuſtiſſima forma captus, demortuæ ſubſequens diſtichon Epitaphii loco poſuit“.

cundum locos diſponi curauimus“. Darunter stehen die zuerst in den Loci Comm. 1572, dann auch von Gartnerus und Germberg am Schlusse ihrer Sammlungen adoptirten, hier aber um zwei Zeilen vermehrten Verse:

Laus tibi ſit Christe, quia finitur liber iſte.
Dextræ ſcriptoris benedic precor omnibus horis,
Cui delictorum veniam concede ſuorum.
Dextræ ſcribentis benedicat lingua legentis. *)

FINIS.

Der Kolophon lautet:

FRANCOFVRTI AD
MOENVM APVD NICO-
laum Baſſæum.
(Druckerzeichen.)
M. D. LXXXIX.

---

*) An ähnlichen Versen, womit sich und Andern zur Erheiterung die mönchischen Abschreiber ihre saure Arbeit zu beschliessen pflegten, ist kein Mangel; sie erhielten sich auch in den Drucken des XVI. Jahrhunderts. So lautet in der Barfüſſer Mönche Eulenſpiegel vnd Alcoran. Wittenb. M. D. XLII. 4. auf Bl. Viiij[a] der Kolophon:

Finito libro, ſit laus & gloria Chriſto,
Qui me ſcribebat, Rancifcus (sic) nomen habebat.
Qui me finiuit, partecas rodere ſciuit.
Alba manus ſcribe ceſſa. non omni ſcribe,
Alba manus ceſſa, quia digiti ſunt mihi feſſa.

Andere zu einer Art theologischer Berühmtheit gelangten Verse dieser Gattung finden sich in einer durch Mönche vollzogenen Abschrift einer deutschen aus dem XV. Jahrhundert stammenden Uebersetzung der Bibel, welche Wilken in seiner Geschichte der alten Heidelbergischen Büchersammlung (Heidelberg 1817) S. 314—318 unter den aus Rom gekommenen Handschriften No. XIX—XXIII sehr genau beschreibt. Zu dem zweiten Bande, welcher die vier Bücher der Könige enthält, bemerkt er: Am Ende dieses Bandes hat der Abschreiber, nachdem er auf das Amen, womit der Uebersetzer das zweite Buch der Chronik schliesst, hat folgen lassen: „Nu muoſs es got walten“ folgende muthwillige Verse, welche eine spätere frömmere Hand auszulöschen gesucht, geschrieben:

O got durch deine güte
beschere vns kugeln vnd hüte
manteln vnd röcke
geiſse vnd böcke
ſchoſſe vnd rinder
vil frowen vnd wenig kinder
Explicit durch die bangk
ſmale dienste machent eime das Jor langk.“

Es sind diess bekanntlich die Reime, deren Autorschaft man von gewisser Seite früher (vielleicht noch jetzt, wo es praktikabel) Luthern in die Schuhe schieben und die Gläubigen bereden wollte, es habe sie dieser noch in seinen alten Tagen eigenhändig in eine seiner Bibeln geschrieben.

Als Column.-Titel finden sich für die erste Vorrede (Bl. A2^{b}—A8^{b}) und die zweite (Bl. Bb—B2^{b}): „PRAEFATIO.“; für das Gedicht „Ad Emptorem“ (Bl. B3^{a}/$_{b}$): „Ad Emptorem“; für den Text (Bl. B5^{b} — Gg7^{a}): „PROVERBIALES . . . SENTENTIAE“. (Bl. Gg7^{b}: „PROVERB. SENTENT.“); für den Appendix (Bl. Gg8^{b}—Mm4^{a}): „CARMINVM RHYTHMICORVM . . . APPENDIX“. Rückseite: „APPENDIX.“); für das Register (Bl. Mm5^{b}—Vu6^{a}): „LOCORVM COMMVNIVM...INDEX“. — Zweispaltig sind gedruckt Bl. B4^{a}—B5^{a} und der Index. Als Signatur sind für den laufenden Buchstaben bald römische, bald arabische Ziffern verwendet. Auf Bl. A8^{b}, B3^{b}, B5^{a}, Mm4^{b} Vignetten, die beiden letzteren von gleichem Schnitte. Die Initialen Bl. A2^{a}, B^{a}, B3^{a} sind in verzierte offene Quadrate eingeschlossen und haben die Höhe von bezüglich 4, 3 und 4 Zeilen, wesshalb diese eingerückt sind. Alle deutschen Sprüche sind mit stehender, alle lateinischen mit liegender Schrift gedruckt.

Die Paroemiae Ethicae stellen sich nach Allem dem als eine völlig umgearbeitete und sehr beträchtlich vermehrte Ausgabe der Loci Communes Proverbiales dar, wobei Seidelius die erste dem Verleger Oporinus übermachte und dann von diesem oder dessen Nachfolgern (ſucceſſores) in vielfach verändertem Zustande gedruckte Originalarbeit zu Grunde legte. Sie sind eine mit dem ausdauerndsten Fleisse — bis nonum prematur in annum — zusammengetragene und auch im Einzelnen sorgfältig geordnete Sammlung und behaupten trotz ihrer oft rauhen und ungelenken deutschen und ihrer vielen leoninischen Sprüche — vielleicht gerade wegen dieser letzteren — durch ihren Reichthum an alten volksmässigen Sprichwörtern aus älteren*) zum Theil uns unzugänglich gewordenen Quellen, durch ihre Denk- und Sittensprüche, ihre Priameln, ihre Bauern- und Wetterregeln und was sonst in den proverbialen Bereich fällt, einen hervorragenden Platz in der Quellenkunde des deutschen Sprichworts. Die Kenntniss dieser Sammlung ist wie für den Forscher in allgemein literarischer Hinsicht lohnend, so

*) Cattus cum mure, ſimili galli duo jure.
Atqȝ murus binæ, raro veniunt ſine lite. (Bl. D5^{b})
Cattus cum mure, duo galli simul in aede et glotes binæ raro . . . Mone Anzeiger 1834, 32. Aus der Salmansweil. Handschr. No. 500 zu Heidelb. XV. Jahrh.
Plus valet hoc tribuo, quàm tribuenda duo (Bl. B^{b}). Mone Anz. 1835, 363. XIV. Jahrh.

dem Sammler, welcher in die tieferen Schachten des XV. und XVI. Jahrhunderts zu steigen liebt, unentbehrlich.

Ueber das Leben des Bruno Seidelius ist nichts weiter bekannt, als was Jöcher (IV, 482) über ihn beibringt. „Er war ein Medicus und Poet, von Querfurt gebürtig, studirte zu Wittenberg und Erfurt, that eine Reise durch Deutschland, praktizirte nachmals zu Arnstadt und sodann zu Erfurt, erhielt auch daselbst eine philosophische Profession, florirte in der letzten Hälfte des 16. Seculi, war ein Feind des Paracelsus und hinterliess“ . . . eine grosse Anzahl Schriften, darunter auch poematum libros VII. Seine Paroemia sind jedoch Jöcher oder dem Verfasser des biographischen Artikels unbekannt.

Clericus annoſus, licet annus ſit furioſus,
Non curat brumam dum drachmam ſuſcipit vnam.
Kein Pfaff zu alt |
Kein Winter zu kalt |
Weil der Pfenning klingt |
Mit frewden er ſingt. (Bl. E[a])

Clericus in ſella [Beichtstuhl] *gaudet veniente puella.*
Du meinst Pfaffen ſeindt heilige Mann |
Sie lachen jung Mägdlein gern an. (Bl. E[b])

Dat Deus & recipit ſaepe quod ipſe dedit.
Gott gab | Gott nam |
Sagt Job der gute Mann. (Bl. Fvj[b])

Linque malam Gretam, vitam capiesq3 quietam.
Wer von eim böſen Weib ſich macht |
Der hat ein gute Tagreiſs verbracht. (Bl. Nvij[a])

Nans auis est lentè, verrens torrenda repente.
Ein ſcharrenden Vogel brat mit eyl |
Eim ſchwimmenden aber lafs die weil. (Bl. P2[a])

Nullus inungatur nebulo plebs vndiq3 fatur.
Das Sprichwort ist bekandt gar wol |
Dafs man kein Buben ölen ſol. (Bl. R6[b])

O monachi, veſtri ſtomachi ſunt amphora Bacchi,
Vos eſtis Deus ſit teſtis, turpißima peſtis.

Die Munch ſeind all auff einen hauffen
Faul Schalck | geſchickt zu freſſen vnd ſauffen. (Bl. S6ª)

Plus gaudent aſſo monachi, quàm vulnera paſſo.

Gebratens dem Münch viel lieber ist
Dann vnſer Heyland Jeſus Christ. (Bl. T8ᵇ)

Proximus eccleſiae ſemper vult vltimus eſſe.

Welche der Kirchen am nechſten ſein
Kommen gwöhnlich zu letzt hinein. (Bl. V8ª)

Pupas fer tecum, ſi vis ludere mecum.

Wer mit Kindern ein Spiel anricht
Muſs ſich der Tocken ſchämen nicht. (Bl. X ª)

Quam breuis eſt hora quae labat absq; mora.

Die Zeit verſchwindt
Eh mans beſinnt. (Bl. X3ª)

Quam vetus est luna ſcit cuncta creans Deus vna.

Wer den Mon hat geſchaffen frey
Der weiſs auch wol wie alt er ſey. (Bl. X3ª)

Quando faber cudit monachus cum coniuge ludit.

Weil der Meiſter thut die arbeit ſeyn |
Läſst die Frauw Münch vnd Pfaffen ein. (Bl. X4ᵇ)

Quando libens graditur crine vir attrahitur.

An einem Ort da ich gerne bin
Zöge man mich mit eim Härlein hin. (Bl. X4ᵇ)

Quicquid agit mundus monachus vult eſſe fecundus.

Geſcheh in der Welt noch ſo viel
Ein Mönch wil doch auch ſein im ſpiel. (Bl. X8ᵇ)

Quicquid nix celat ſolis calor omne reuelat.

Die Sonn wirdts bringen an den tag
Was vnterm Schnee verborgen lag. (Bl. Y ª)

Quid pectunt illi quibus abſunt fronte capilli?
Warumb kämmen ſich doch die Leuth
Die kein Haar haben auff dem Häupt? (Bl. 𝔇2ᵇ)

Quiſquis habet cathum lacerumq3 foramine ſaccum,
Et coruum, mures, certos habet hic ſibi fures.
Ein Katz | ein Rabe | vnd Mäuſs im Hauſs |
Ein Loch im Sack | das ſein zwey tauſs |
Die machen groſſer Diebe vier |
Wen ſie betreffen ſeh ſich für. (Bl. 3ᵃ)

Quò nequam peior, tanto fors est ſibi maior.
Je krümmer Holtz | je beſſer Krück |
Je ärger Schalck | je beſſer Glück. (Bl. 36ᵇ)

Raro cadit ventus niſi cum pluuia violentus.
Ein groſſer Wind ist ſelten gelegen
Er bracht zuletzt ein groſſen Regen. (Bl. 37ᵇ)

Scurrae vel ſcortae veniunt bene non vocitata.
Huren vnd böſe Bufen
Kommen wol vngeruffen. (Bl. 𝔄a8ᵇ).

Si bene barbatum faceret ſua barba beatum,
Nullus in hoc circo queat eſſe beatior hirco.
Wan alle die ſeind Ehren werdt
Welche haben groſs vnd lange Bärdt |
So hetten ſonderlich gut Glück
Alle Ziegen vnd auch die Böck. (Bl. 𝔅b3ᵃ/ᵇ)

Si breue conſilium dicitur eſſe bonum.
Kurtzer rath
Guter rath. (Bl. 𝔅b3ᵇ)

Si breuis est caliga, longius hanc religa.
Wem die Hoſen beym kürtzten ſeyn
Der ſteck deſto lenger Neſtel drein. (Bl. 𝔅b3ᵇ)

Si ferrum tenue fuerit, cos non perit inde.
Ein kurtzes Liedt ist bald gepfiffen |
Ein dünnes Eiſen bald geſchliffen. (Bl. 𝔅b7ᵃ)

Sunt homines trini, Domini, veteres, peregrini,
Qui commendantur quamuis mendacia fantur.

Groſſen Herren | frembden vnd den alten
Pflegt man ein Lügen für gut zu halten. (Bl. Db7[a])

Sunt indiuiſa ſimul & Papa & ſua Roma.

Der Bapst hat Rom bey ſich allzeit |
Wo die Herren ſeyn | da ist der Hoff nicht weit. (Bl. Db7[a])

Sunt noua grata tria, medicus, meretrix, melodia.

Männiglich liebet dieſe drey |
Neuw lieb | neuw artzt neuw Melodey. (Bl. Db7[a])

Sunt pluuiae mirae monachis pergentibus ire,
Iſtas horribiles nam polus odit aues.

Wan Mönche ziehen auf der Straſſen
Pflegt es gerne vom Himmel zu naſſen |
Für ſolchen Vögeln vngeheuwr
Entſetzt ſich Himmel Lufft vnd Fewr. (Bl. Db7[a])

Annweiler. J. Franck.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft

für das

Studium der neueren Sprachen.

130. Sitzung vom 13. Novbr. 1866. Hr. Goldbeck machte, nach einer Uebersicht über den socialen, politischen und literarischen Zustand des heutigen Amerika's und besonders Südamerika's, nähere Mittheilung über den südamerikanischen Roman Amalia von Joseph Marmol in spanischer Sprache, erschienen in der Bibliothek spanischer, portugiesischer und italienischer Klassiker von F. A. Brockhaus, deren Bedeutung hervorgehoben wurde. Hr. Brockhaus erwirbt sich das Verdienst, Paris einen Theil seiner überseeischen Beziehungen zu rauben und dieselben Deutschland zuzuwenden. — Hrn. Brunnemann's Hinweisung auf die Literatur der Conquistadores in Peru und Chili wies Hr. G. zurück, da jene verhältnissmässig unbedeutend sei und mit der, der dieses Buch angehöre, und die erst zwischen 1810 und 1830 entstanden, in keinem Zusammenhange stehe. — Hr. Märker besprach: Diderot's Leben und Werke v. Rosenkranz. Leipzig, Brockhaus 1866. Das Werk ist die Frucht eines äusserst langen und mühseligen Studiums, und löst in der Darstellung eines universellen Geistes eine ganz besonders schwierige Aufgabe. — Hr. Scholle machte behufs Berichtigung der von Hrn. Märker in der 105. Sitzung (am 10. Jan. 1865) an einzelnen Stellen Nisard's geknüpften Behauptungen Mittheilung von einem Aufsatze Janet's in der Revue des deux Mondes (L'esprit de discipline en littérature à propos de l'histoire), worin derselbe dem Nisard'schen Prinzip der Verkehrung der Vernunft in die Disciplin, der Unterwerfung des sens propre unter den sens commun entschieden entgegentritt, nachweist, dass die Heroen der Literatur, wie Descartes, Bossuet, Racine, Corneille, in keiner Weise der uniformen Disciplin sich gefügt, auch dass Nisard selbst bei seinem Urtheile über dieselben in Widersprüche geräth, so wie dass er bei seinen Urtheilen über andere, wie Montesquieu und J. J. Rousseau sehr ungerecht sei. Der Vortr. legte gegen das Aussprechen allgemeiner Urtheile über Völker-Charaktere nach Aeusserungen

einzelner Individuen Verwahrung ein; wogegen Hr. Märker glaubte auf seinen früher ausgesprochenen Behauptungen beharren zu müssen.

131. Sitzung vom 27. November 1866. Herr Brunnemann besprach Ploetz, Formenlehre und Syntax der neufranz. Spr. mit steter Berücksichtigung des Lateinischen für die obern Klassen etc. Berlin 1866. Er wies an einzelnen Beispielen nach, dass der Verf. seinem eigenen Princip, wonach eine Schulgramm. nur Wesentliches enthalten und möglichst prägis sein müsse, nicht immer getreu geblieben sei und sich weder vor Weitschweifigkeit (z. B. in den Abschn. über de und à) noch auch vor Unbestimmtheit in Fassung der Regeln genugsam gehütet habe. — Hr. Rudolph ging bei seinem Vortrage über die Aussprache des G im Deutschen davon aus, dass bei dem Mangel einer massgebenden Autorität in diesem Punkte, wie es die Kanzel oder die Bühne sein könnte, als Richtschnur der Gebrauch der Dichter im Reime dienen müsse. Nachdem er im Anschlusse an R. Benedix, „der mündliche Vortrag" drei Laute des G unterschieden, das weichhauchende, dem Jod verwandte in Sieg, Weg, das harthauchende in Augen, Bogen und das anschlagende, dem K sich nähernde, in gut, Gott, glatt, zeigte er an Reimbeispielen aus Schiller, Göthe u. A. (z. B. durch — Burg, Zweig — gleich, nach — Tag, steigt — erreicht), dass der weichhauchende Ton des G im Auslaut der richtigere sei. In der sich anknüpfenden Discussion erinnerte Hr. D. Müller, dass die Aussprache der Oberdeutschen (Tak, Siek) in Uebereinstimmung stehe mit dem Gesetze unserer Sprache, wonach die media im Auslaut als tenuis gesprochen wird (Kint, Hant). Hr. Brunnemann erklärte die aufgestellten Unterschiede des G-Lautes für subjectiv. Hr. Scholle macht darauf aufmerksam, dass die niederdeutsche Aussprache des G sich auch in Mitteldeutschland immer mehr Bahn breche. Hr. Goldbeck hebt die pädagogische Wichtigkeit der Sache hervor, es komme etwas darauf an, welcher Gewohnheit die Schule folge, denn aus der Gewohnheit werde — Gesetz. Hr. Michaelis findet, dass zuviel Gewicht auf den Reim gelegt werde; der physiologische Vorgang bei Bildung der media und der tenuis sei ein verschiedener; die media im Auslaute werde nicht vollkommen als tenuis gesprochen. Hr. Gallenkamp vermisst unter den Beispielen des Vortragenden solche, die das ng im Auslaute betreffen. — Hr. Giovanoly las über das Leben und die Werke Scarron's. Obwohl durch einen unglücklichen Zufall gänzlich gelähmt, wusste er doch im Bunde mit seiner geistreichen Gattin sein Haus zum Sammelplatz aller hervorragenden Persönlichkeiten des damaligen Frankreichs zu machen. Er ist ein literarischer Ausläufer der Fronde, in der Poesie nur ein Dichter zweiten Ranges, aber in Prosa durch kräftigen Styl, der selbst an J. J. Rousseau erinnert, ausgezeichnet. Der Vortragende begründete sein Urtheil durch eine nähere Besprechung der sämmtlichen poet. wie pros. Schöpfungen Scarron's. — Hr. Goldbeck begründete einen An-

trag auf Bildung eines Comités zur Formulirung von Vorschlägen behufs „Unterstützung der Morris'schen Ausgaben englischer Texte," über welchen in der nächsten Sitzung Beschluss gefasst werden soll.

132. Sitzung vom 18. Decbr. 1866. Hr. Goldbeck sprach über die aristotelische κάθαρσις. Nachdem die Frage in ihrer einfachsten Gestalt nach dem aristotel. Texte aufgestellt, gab er eine historisch-kritische Uebersicht über die gesammte Behandlung derselben seit Lessing, bei dessen Ansicht er namentlich hervorhob, wie er in seinem complicirten Schema die Frage ungelöst lasse, was denn aus der gegenseitigen Reinigung, z. B. unsrer Furcht durch die tragische Furcht, entstehe. Eingehend beleuchtete der Vortr. die Ansicht von Bernays, welcher durch Vergleich mit einer Stelle der Politik, wo eine erziehende, eine reinigende und eine erholende Wirkung der Musik unterschieden wird, dahin kommt, κάθαρσις als ein Erleichtertwerden mit Lust, eine hedanische Entladung der betr. Empfindungen zu erklären, womit die Vorstellung von der Reinigung als einem sittlichen Prozess hinfällig wird. So weit erklärt der Vortr. Bernays beistimmen zu müssen: sein Fehler liege nur in seinem acharnirten Zufeldeziehen gegen die Anhänger der Sittlichkeitstheorie: doch sei ein Hinausschiessen über das Ziel bei Aufstellung neuer Wahrheiten fast unvermeidlich. Als Erklärer der aristotel. Ansicht sei Bernays unanfechtbar. — Der Vortr. ging nun auf die bisher ungelöste Frage ein: was sind dem Ar. Mitleid und Furcht, oder mit andern Worten: woher hat Ar. seine Definition genommen? Er muss sie entweder 1) aus einer vergleichenden Betrachtung der ihm vorliegenden Dramen haben, oder 2) aus allgemeinen psychologischen Ideen. (Ob Ar., und warum er nicht aus diesen Quellen geschöpft, untersucht der Vortr. für jetzt nicht, denn) 3) hat in beiden Fällen Ar. seine Definition auf seine Erkenntniss des griechischen Volkscharakters gebaut. Der Vortr. versucht zu zeigen, wie das moderne Mitleid dem tragischen Helden gegenüber gar keinen Platz finden könne: dasselbe würde den Dichter bewegen, seinem Drama lieber einen komödienhaften Ausgang zu geben, Furcht und Mitleid im modernen Sinne hätten keinen Platz in der Tragödie. Namentlich die Anwendung führe zu Absurditäten, wie bei Kotzebue. Die modernen Gefühle von Mitleid und Furcht gehören für uns nicht zu unsren Empfindungen bei der Tragödie. Wir verlangen auch keine Reinigung von Affekten, sondern sittliche Erhebung und Verklärung. Dennoch hat Ar. Recht, aber nur für seine Zeit. Für uns hat sein Satz keine Geltung mehr, weil er nur aus dem griechischen Volksgeiste und für ihn schrieb. — Die Eigenschaften im griech. Charakter, welche den Ar. darauf führten, sind aber 1) Grausamkeit und 2) Leidenschaft. Für die erstere verwies der Vortr. auf den Verkauf von 5000 Athenern in die Sklaverei durch Perikles, weil sie sich als Nicht-Vollbürger erwiesen und Aehnl. Die letztere begründete er durch Verweis auf die bei den Griechen häufig erschei-

nenden ekstatisch-pathologischen Zustände, z. B. in Athen, bevor Epimenides aus Kreta zur Reinigung der Stadt geholt wurde. Das Gefühl nun, dass jeder unter jenem Hang zur Grausamkeit zu leiden habe oder leiden könne, äussere sich im Wehruf leidenschaftlicher Klage, und das sei der ἔλεος, er sei ein solcher ekstatisch-pathologischer Zustand, der das Herz zusammenpresse, und sich zu entladen dränge: dazu gebe die Tragödie Gelegenheit, und zwar die äschyleische und euripideische mehr als die sophocleische, in der die Leidenschaften zum schönen Masse herabgedämpft seien. — Die Furcht aber stamme aus der stets gegenwärtigen Idee des Schicksals. Wie der Grieche grausam sei, so sei er tyrannisch; der Tyrann erscheine ihm selig. Des Tyrannen Eigenschaft ist die ὕβρις, und diese räche das Schicksal nur die Furcht vor diesem dränge die Neigung zur ὕβρις im Griechen zurück. Diese Last durch Entladung zu erleichtern, sei das Amt der Tragödie. — Wir kommendagegen, wie gesagt, schon durch ästhetische Motive gedrängt, in's Theater: wir wollen durch das Schauspiel erhoben und verklärt werden. — Hr. Bollmann erinnerte, dass ja allerdings andre Motive als M. und F. in der Tragödie sich geltend machten, z. B. Bewundrung, Heroismus, Grausamkeit, wenn man sie den Griechen vorwerfen wolle, keinen anderen, ja noch mehr den modernen Völkern nachgewiesen werden. Uebrigens liege der Unterscheidung von Grausamkeit und Leidenschaft ein falsches principium divisionis zum Grunde. — Auf den ersten Punkt (Heroismus) erklärt Hr. G. in einem zweiten Vortrage kommen zu wollen; in Bezug auf den letzten giebt er zu, dass Grausamkeit in Leidenschaft schon begriffen sei. — Hr. Beneke berichtet behufs Betheiligung der Gesellschaft an dem Unternehmen der Early English Text Society über die verdienstvolle Thätigkeit der letzteren, und es wird ein aus den Hrn. Goldbeck, Beneke, Muret, Mahn, v. Muyden bestehendes Comité zur Berathung von Vorschlägen erwählt.

133. Sitzung vom 8. Jan. 1867. Der Schriftführer machte Mittheilung über das Einlaufen zweier Concurrenzarbeiten um das am 3. Nov. vor. J. ausgesetzte Reisestipendium, und stellte einen Antrag auf Veröffentlichung der Aufforderung durch die Zeitungen behufs grösserer Verbreitung, sowie Hinausschiebung des Termins bis zum 15. März. Der Vorschlag wurde zum Beschluss erhoben. — Hr. Bollmann sprach über die neue Hypothese des Hrn. Goldbeck über Furcht und Mitleid bei Aristoteles. Er zeigte zunächst an einem Gleichniss, dass die von Hrn. G. als unverständlich bezeichnete Erklärung Lessing's hinsichtlich der Kreuzreinigung wohl eine verständliche Deutung zulasse, gab dann eine kurze Kritik der Bernays'schen Ansicht, und nachdem er der Ansicht des Hrn. G. entgegengetreten war, dass Mitleid für die moderne Tragödie gar keine Bedeutung habe, wandte er sich zu dem eigentlichen Thema, der Hypothese, dass Furcht und Mitleid bei Ar. aus dem griechischen Volkscharakter abgeleitet seien, dessen Grund-

elemente und specifische Züge Grausamkeit und Leidenschaft gewesen; unter diesen solle der Grieche stets zu leiden gehabt haben, und sich davon durch den Schmerzensschrei des ἔλεος entladen haben; die Furcht aber stamme aus dem immer drohenden Schicksal, das den grausamen und leidenschaftlichen Menschen niederdrücke. Hr. B. warf hiergegen zunächst die Frage auf: ob denn nun diese beiden Züge den griech. Volkscharakter gebildet, oder ob sie ihn so hervorstechend gebildet, dass nur sie auf die Tragödie influirten; ob es nicht andere specifische Züge in ihm gebe, und warum diese nicht auf die Tragödie influirt hätten, die ja „die Aufgabe habe, den ganzen Körper der Zeit zu schildern, dem Jahrhundert sein Abbild zu zeigen." Der Redner stellte dann folgenden Plan für seine Untersuchung auf: Wenn sich zeigen lasse: 1) dass Grausamkeit und Mitleid nicht specifische Züge des griech. Volkscharakters gewesen, sei es nun a) dass sie bei andern Völkern in demselben Masse vorhanden, oder b) dass andre ebenso hervorstechende Züge im griech. Charakter sich aufweisen lassen, die also auch auf die Tragödie eingewirkt haben mussten, 2) dass Furcht und Mitleid auch bei den Völkern der Hebel der Tragödie seien, bei denen erweislich Grausamkeit und Leidenschaft keine specifischen Charakterzüge seien, 3) wenn aus Aristoteles selbst erwiesen werden könne, dass er Furcht und Mitleid aus etwas anderm als dem griech. Volkscharakter abgeleitet habe, so müsse das G.'sche Gebäude als erschüttert angesehen werden. — Hr. B. ging nun sämmtliche von Hrn. G. angeführten Beispiele durch, worauf derselbe seine neue Hypothese gegründet hatte, und suchte dieselben durch Gegenüberstellen einer reichen Fülle von Beispielen aus der Geschichte der Römer und der Modernen zu widerlegen; namentlich wurde gezeigt, dass ἔλεος bei Plato, Aristoteles, Thucydides, niemals „Wehruf," „Schmerzensschrei" bedeute, sondern λύπη ἐπ' ἀλλοτρίοις κακοῖς, wie bei uns, und dass die Thatsachen aus dem Leben des Perikles, woraus Hr. G. die Grausamkeit der Gr. nachgewiesen, von Curtius (griech. Gesch.) widerlegt seien. — Neid und Bestechlichkeit ferner sind mindestens ebenso hervorstechende Züge im griech. Nationalcharakter gewesen; müssten also auch auf die Tragödie gewirkt haben; was zwar nicht behauptet, aber auch nicht nachzuweisen sei. — 2) Furcht und Mitleid sind aber auch Hebel der Tragödie bei den Völkern, die nicht hervorstechend grausam und leidenschaftlich waren; sie sind es bei allen Völkern, weil überhaupt keine wahre Tragödie zu denken ist, die nicht F. und M. erregt. Nach ihrem verschiedenen Inhalt können freilich die einzelnen Tragödien sehr verschiedne Stimmungen und παθήματα hervorrufen, denn andre Stimmungen erweckt Romeo und Julie, andre Richard III.; aber Furcht und Mitleid erweckt jede, weil F. und M. nothwendig im Wesen des Tragischen liegen. Es folgte eine eingehende Betrachtung über das Wesen des Tragischen, aus dem Furcht und Mitleid mit Nothwendigkeit hervorgehen. Aristoteles ist entschieden derselben

Meinung gewesen. Den Beweis führte Hr. B. 1) aus des A. Definition der Tragödie (Poet. VI), 2) aus zwei Stellen ib. c. XIII u. XI, wo A. ausdrücklich als das eigenthümliche (*τὸ ἴδιον*) Wesen und die Aufgabe (*τὸ ἔργον*) der Tragödie bezeichne, Furcht und Mitleid zu erregen. A. leite also aus dem Wesen des Tragischen, nirgends aus dem griech. Volkscharakter seine Theorie her. — Damit hatte der Redner seine Aufgabe erfüllt, indem er behauptete nachgewiesen zu haben, 1) dass Grausamkeit und Leidenschaft keine specifischen Züge griech. Nationalcharakters gewesen, 2) dass Furcht und Mitleid die trag. Hebel bei allen Völkern seien, weil sie aus dem Wesen des Tragischen hervorgehen, 3) dass Aristoteles derselben Ansicht gewesen. — Den Schluss bildete eine kurze Darstellung der *κάθαρσις*, die der Redner nicht im medicinisch-homöopathischen, sondern im ethischen Sinne fassen zu müssen erklärt.

Hr. Goldbeck erwiederte auf diese Kritik, dass, wenn man nach der Weise des Hrn. B. vorgehen wollte, alle Nationalunterschiede schwinden würden. — Auf seiner Seite ständen in Bezug auf d. *ἔλεος* Susemihl, Döring, Vischer, Hegel u. A. In der vorgetragnen Ansicht herrsche immer noch die Verwechslung des antiken *ἔλεος* mit dem modernen Mitleid. — Er setze jetzt statt der früher aufgestellten Principien einfach die Sinnlichkeit, der die Griechen in eminentem Grade unterworfen gewesen, und aus der jene, wie auch Bestechlichkeit und Neid abzuleiten seien. Man müsse nicht betrachten, wie die geläuterten Geister gedacht und gefühlt, sondern wie der Rohstoff der Nation beschaffen gewesen. — Der Beschluss, den Vorschlag des in voriger Sitzung gewählten Comités mit 100 Thalern, auf ein Mal zu zahlen, auf ein Exemplar der Publikationen der „Eearly English Text Society zu subscribiren," wurde dem Antrag des Vorsitzenden gemäss noch ausgesetzt.

134. Sitzung vom 22. Januar 1867. Hr. Muret behandelte in seinen „Orthoepistischen Betrachtungen in Bezug auf Littré's Wörterbuch" besonders 2 Punkte, 1) die Aussprache nasaler Endungen in der Bindung, 2) die des mouillirten l. Die natürlichste Art zu binden bestehe darin, dass beide zu bindende Wörter zu einem Wort vereinigt, der Nasallaut aufgehoben und als Anlaut zur folgenden Silbe gezogen werde. Ein anderes Verfahren, die Nasallaute zu binden sei, dass man ihnen den Nasallaut lasse und ein zweites für die Aussprache eingeschobenes n zum Anlaut des folgenden Wortes mache. Nachdem der Vortragende die Ansichten der zahlreichen Vertreter der einen und der andern Art meist wörtlich angeführt, zeigte er, dass Littré kein constant gleiches Verfahren beobachte, sondern in einzelnen Fallen für die eine, in andern für die andere Art der Aussprache eintrete. Der Vortragende knüpfte hieran die Bemerkung, dass die zweite Art der Bindung, d. h. die Einschiebung eines n für die Declamation gelte (nach Morin Traité de prononc.), während die erste Art zu

binden in der Umgangssprache am gebräuchlichsten sei. — Auch die Aussprache des mouillirten l ist weder in Theorie noch Praxis endgültig festgestellt. In Paris und andern grossen Städten des nördlichen Frankreich ist die Aussprache dieses Lautes unserem j gleich, während er im Süden lj lautet. Der Vortragende gab wiederum eine reiche Blumenlese aus den Ansichten der namhaftesten franz. Theoretiker über diesen Punkt. Für die zweite Art der Aussprache, die wohl im Allgemeinen in der höheren Declamation üblich ist, tritt mit seiner ganzen Autorität Littré ein, indem er bei jedem bezüglichen Worte warnt, nicht nach der ersten Art zu sprechen. Zum Schluss erwähnte der Redner die eigenthümliche Lehre Littré's, wonach oy mit folgender Silbe so zu sprechen ist, dass y consonantisch die folgende Silbe anlautet, also cro-yons, cito-yen etc. Der Vortrag musste hier wegen vorgerückter Zeit abgebrochen werden. Es knüpfte sich daran eine Discussion, an welcher die Hrn. Giovanoly, Langenscheidt, Benecke, Michaelis, Brunnemann, Mahn und der Vorsitzende theilnahmen. Darauf las Hr. Imelmann über Crouslé, Lessing et le goût français en Allemagne. Lessing sei in Frankreich wenig bekannt und verstanden, um so mehr verdiene ein Werk, wie das vorliegende, Anerkennung. Der franz. Verfasser giebt zuerst eine Skizze von Lessings Leben und bespricht sodann sein théâtre, L.'s negative, dogmatische und eigene poetische Leistungen auf dramatischem Felde. Er erörtert L.'s Verhältniss zu Aristoteles, Shakespeare, Diderot, kritisirt seine Dramen, wobei ihm das deutsche Urtheil wohl nicht überall beipflichten kann, sucht in seinem Styl einen gewissen französischen Einfluss nachzuweisen, vergleicht seine kritische Methode mit der Bayle's, wobei er unserem Kritiker richtig die Stellung zwischen Intoleranz und Impietät anweist und wendet sich dann hauptsächlich zu einer Abwehr der Angriffe L.'s gegen das französische Theater. Die Bemerkungen des franz. Verf. sind hier in den Hauptpunkten stichhaltig und verdienen als Beitrag zur gerechteren Würdigung des franz. klassischen Theaters Beachtung von deutscher Seite. — Hr. Brunnemann las über: „Camille Desmoulins als Journalist." Derselbe war, wie Robespierre, im collège Louis-le-Grand erzogen worden, gab nach einander vier Journale heraus und bekannte sich früh als Republikaner. Sein Ideal war das Perikleische Athen. Wie die médisance für die Franzosen überhaupt, so ist die persönliche Invective charakteristisch für ihre Journalisten; auch bei C. D. finden wir weniger theoretische Discussion, als persönliche Polemik, die zuletzt immer hämischer wird. Dennoch ist seine Schreibweise im Ganzen zu gebildet (gern z. B. gewürzt mit Citaten aus Tacitus und Cicero), als dass seine Journale weite Verbreitung finden konnten. Reichliche Proben aus C. D.'s Journalartikeln dienten als Beleg für die Behauptungen des Vortragenden.

135. Sitzung vom 12. Febr. 1867. Hr. Michaelis sprach über die Aussprache des Alt-Französischen. Indem er auf die Wichtigkeit

hinwies, die der Gegenstand erhalten, seit das Altfranzösische in den Unterrichtsplan der franz. Schulen aufgenommen worden, erinnerte er an die frühere Ansicht (Voltaire), die das Altfr. für wild und barbarisch erklärte, und an die wohlbegründete Wackernagel's und Anderer, welche bei der Schreibung das phonetische Princip als massgebend annahmen. Ganz entgegengesetzt hat dann vor 20 Jahren Génin (Variations du langage Fr.) behauptet, das Altfranzösische sei schon ganz nach Art des Neufranzösischen gesprochen worden, so dass die stummen Buchstaben, z. B. p in coup und b in debt stets stumm gewesen. Danach läge das Barbarische nur in der Schreibweise; entfernte man diese, so würde man das Altfr. dem modernen sehr nähern. Dieser Ansicht trat Francis Wey entgegen, Littré modificirte sie in etwas. Er erkennt an, dass die alte Orthographie nützliche Winke für die Etymologie gebe; er erklärt die Schreibweise doner und enfans u. A. für gut: eine Umformung der modernen Schreibweise müsste nur mit System und wissenschaftlichem Takt gemacht werden. Den letzteren Principien ist beizustimmen, aber die Ansichten über das Altfranz. erregen grosse Bedenken, obgleich sich ihr Pélissier 1866 angeschlossen: er nimmt für die Schreibung des Altfr. überall die Verständlichkeit für die Gegenwart als Norm, obgleich er zugiebt, dass einzelne Schriftsteller sich nach der Aussprache ihrer Heimat möchten gerichtet haben. P. tritt also auch der gemässigten phonetischen Reform Littré's entgegen; er bezeichnet das phonet. Princip gradezu als unvernünftig, und läugnet es auch für das Mittelalter. Diese Ansicht richtet sich von selbst: jede etymologische Schreibweise setzt doch eine phonetische als Grund voraus. Man wird also auf diese Weise der Eigenthümlichkeit des Altfranzösischen jedenfalls zu nahe treten; denn im 12. u. 13. s. hat die Schrift jedenfalls dem Laut entsprochen; dies ist überall festzuhalten, wo nicht positive Beweise des Gegentheils vorliegen. Ausserdem sind wenigstens 7 literarisch begründete Dialekte zu unterscheiden, von denen doch jeder seine Eigenthümlichkeit darzustellen suchte. Die nicht abzuläugnenden fremden Einmischungen sind grade ein Beweis für das phonet. Princip. Die etymol. Schreibung ist erst ein Kunstprodukt der Gelehrtenschulen und Kanzleien, nach d. 12. u. 13. s. — In der folgenden Discussion schloss sich Hr. Strack den Pélissier'schen Grundsätzen an; die Hrn. Scholle und Bieling der des Vortr., indem namentlich auf die im Englischen vorhandne Aussprache von Lauten hingewiesen wurde, die erst nach der Eroberung im Franz. könnten geschwunden sei. Eine Frage des Hrn. Rischel über den Nasallaut im Altfr. beantwortete Hr. Mahn dahin, dass derselbe schon vorhanden gewesen, wie schon im Celtischen. Hr. Marelle meinte, es seien sowol phonetisches als etymologisches Princip anzunehmen, namentlich da die clercs, die Inhaber der Schrift, stets lateinische Gelehrte gewesen.

Hr. Mahn leitete crétin, unter Abweisung des Etymon castrare,

von creta ab, indem er albino damit verglich; marchèr von marc, mardre (Gränzstein, Zeichen, Fussspur) — erklärte Alhambra die rothe Wohnung, mit Ergänzung von dar, welches das erforderliche Femininum biete, während beith Haus masc. und serai (persisch) geschlechtslos sei). Gegen die erste Etymol. wandte Hr. Strack ein, dass Cretins nicht weiss wären; Hr. Marelle wollte es mit „la crête de la montagne" zusammenbringen.

136. Sitzung vom 26. Febr. 1867. Hr. Muret fuhr in seinen orthoepistischen Betrachtungen fort (vergl. Sitzung vom 22. Jan.) Er behandelte zunächst die Frage über das offne und geschlossne e, und stellte darüber Littré's Ansichten mit denen andrer Orthoepisten zusammen. Das Beibehalten des é vor den stummen Sylben, wie namentlich in den Verben auf ger, woran die Akademie festhält, ist, so sehr auch angezweifelt und getadelt, von keinem umgestossen worden. Hierbei wurde auch die von Planer aufgestellten Beobachtungen (über die Verbindung né und des é, wenn ri mit Consonant oder stummem e folgt: inhérent, chérie, mérite u. dgl.) erörtert. Es folgte dann eine Fülle von Beispielen, in denen die Orthoepisten verschiedne Meinung über die Aussprache haben, schliesslich wurde das aspirirte h behandelt. — Einzelne Bemerkungen knüpften die Hrn. Marelle und Giovanoly an; der letztere machte namentlich in Bezug auf Phonetik auf das Buch von Julien Harnier (1836) aufmerksam.

Hr. Märker besprach eine neue Uebersetzung des Homer in ungereimten fünffüssigen Jamben durch den amerikan. Dichter Bryant. Er stellte namentlich die alte Uebersetzung Chapman's (von der eine schöne neue Ausgabe von 1857 vorgelegt wurde), die in ihrer Gewalt und sprachbildenden Kühnheit ein epochemachendes Werk für England war, und die entnervende Pope'sche der gegenwärtig erschienenen gegenüber. Nach einem Vergleich der Eingangsverse in den drei Uebersetzungen wurde Br. als ein genauer Kenner des Dichters und geschmackvoller Uebersetzer hingestellt, der indess doch die Kraft des alten englischen Vorgängers nicht erreiche. — Hr. Brunnemann hält das gesprochene Urtheil für zu wenig begründet und hätte einen Vergleich Br.'s mit seinen amerikanischen Vorgängern (namentlich Mumford) gewünscht.

137. Sitzung vom 12. März 1867. Herr Beneke gab einen eingehenden Bericht über die Thätigkeit und die Erfolge der seit 1864 bestehenden Early English Text Society. Die Mitglieder haben es zum Zweck ihres höchst uneigennützigen Strebens gemacht, unter Verzicht auf jeden Lohn für persönliche Mühe dem Publikum die noch vorhandenen Denkmäler der ältern und ältesten Literaturperioden in England zugänglich zu machen; während, was von ähnlichen Sachen bis jetzt erschienen war, nur um theuren, oft unerschwinglichen Preis erworben werden konnte. Die Subscriptionskosten (7 Thaler jährlich,

wofür der Subscribent alles in dem Jahre Erschienene erhält) werden nur für Herstellungskosten, Papier, Druck, Copiegebühren u. dgl. verwandt; je mehr Subscribenten sich finden, desto reichlicher werden also die Leistungen. So sind 1864 vier, 1865 acht, und im Ganzen incl. 1866 einundzwanzig bedeutendere Werke publicirt. — Bei der Veröffentlichung leitet der Zweck, alles noch nicht Publicirte, oder selten Gewordne herauszugeben, so alle alten Romanzen, alles die Arthursage Betreffende; ferner sind die verschiednen Dialekte mit in den Plan gezogen; dann Bibelübersetzungen und andere religiöse Schriften: eine vierte Abtheilung umfasst Vermischtes. Es liegt ausserdem im Plan, sämmtliche Erzeugnisse des Semi-Saxon, das Angelsächsische (mit Uebersetzung), die alten Wörterbücher zu ediren. — Was die Theilnahme der Gesellschaft betrifft, so sprach der Vorsitzende die Ansicht aus, dass wirksamer als durch den immerhin kleinen Beitrag von 100 Thlr. (der vorgeschlagen worden), dadurch geholfen werde, wenn die einzelnen Mitglieder der Gesellschaft sich als Agenten des Unternehmens betrachteten, und auf Verbreitung der Kenntniss davon, Erweckung der Theilnahme dafür, Dringen auf Anschaffung in Bibliotheken u. dgl. das Unternehmen förderten. — Angeregt durch eine Frage des Hrn. Märker, wie es komme, dass das deutsche Epos im Drama gar nicht verwerthet worden und warum, wo es geschehen wie in Hebbel's Nibelungen, der Erfolg ein so zweifelhafter gewesen, entspann sich eine Discussion. Hr. Märker erinnerte an die Oper, in der wir uns so viel mehr glaublich machen lassen, als im Drama, und an die napoleonische Idee, dass die Intrigue an Stelle des Schicksals zu treten habe. — Die Art, den Conflikt nur auf verletzte Sinnlichkeit zu stellen, wie es Hebbel thue, sei nicht tragisch: Hebbel's Richtung sei überhaupt verderblich, das katharlische Element fehle bei seiner Sinnlichkeit. — In dem letzteren Punkte stimmte Hr. Strack bei, der das Hebbel'sche Drama überhaupt als unsittlich bezeichnete. — Auch ständen wir von der Zeit unsrer Epen um ein Jahrtausend entfernt, viel weiter als die Griechen von dem ihren. — Hr. Bollmann: der Hauptfehler H.'s liege in der Wahl des Stoffes — er errege nur noch die Sympathie des Kenners. — Das deutsche Drama entwickelte sich in der Zeit der theologischen Streitigkeiten, dies that seiner Ausbildung Eintrag. Der erste Dramatiker H. Sachs war bloss Volksdichter. Dann kam der dreissigjährige Krieg, der Alles niederschlug. — Die napoleonische Ansicht sei einseitig. Im Drama müsse das rein menschliche Gegenstand sein, dazu könne die Politik höchstens mitwirken. — Die Hebbel'sche Tragik stehe darum niedrig, weil sie sich im Sinnlichen halte: schon in Maria Magdalena empöre sich das Gefühl, die späteren Dramen seien noch krasser. — Dabei wurde H.'s Verzüge als eminenter Charakteristiker anerkannt. — Auf einen Vergleich des Hrn. Märker mit den franz. Demimondestücken erwiederte derselbe, dass H. von diesen in Feinheit der Charakterzeichnung nicht übertroffen

werde: H. behandelt seine Probleme tief und ernst — die französischen Stücke seien glänzender, aber frivoler. Auch die Sprache, obwol stark realistisch gefärbt, ist gut.

138. Sitzung vom 26. März 1867. Hr. Brunnemann machte Mittheilung von gewissen sonderbaren Zahlen-Combinationen und Berechnungen über das Abscheiden der Napoleoniden und den Sturz des Kaiserreiches, welche in Frankreich jetzt von Hand zu Hand gehen, und durch welche das Jahr 1869 dafür angesetzt wird. — Hr. Püschel besprach: Chrestomathie de l'ancien français, mit Text, Grammatik und Glossar von Karl Bartsch (Leipz. bei Vogel). Die Noten und die Grammatik sind von Gaston Paris französisch bearbeitet. Das Glossar hat neben dem Deutschen das Französische. Der Vortr. gab eine Uebersicht über den Inhalt: er vermisste ungern Notizen über die verschiednen Autoren; Grammatik und Glossar sind weniger wissenschaftlich gehalten, als sie dem rein praktischen Bedürfniss abhelfen. — Hr. Werner Hahn behandelte die Frage in wie weit eine Einführung der germanischen Mythologie neben der Literaturgeschichte in den Lehrplan unserer Schulen geboten erschiene: die Nothwendigkeit wies er an dem alten Muspili, dem Nibelungenliede und aus Beispielen unsrer Gemeinsprache nach; für alles fehle ohne die mythologische Grundlage das rechte Verständniss. Besonders müsse sich der Unterricht auf die Bedeutung der Eigennamen erstrecken, wodurch der ganze Mythus erst Schönheit und plastische Lebendigkeit erhält. Jeder Name war unsern durch ihre Natur auf Kürze hingedrängten Altvordern ein fruchtbringender Same. Odin hat gegen 200 Namen und die jüngere Edda sagt, dass zur Zeit ihrer Abfassung schon der grössere Theil derselben unverständlich geworden. Der Vortr. hofft vom Betreiben dieses Studiums zugleich eine reinigende und erhebende Wirkung auf die Gemüther und eine Reaktion gegen die Frivolität und Verflachung der Gegenwart, und legt zum Schluss der Gesellschaft seine Uebersetzung von „Helgi und Sigrun, Zwölf Lieder germanischer Heldensage" vor. Begleitet ist dieselbe von einer Abhandlung über die Helgilieder der Edda. (Berlin, Schroeder). — Hr. Bollmann erwiederte, dass bei aller Anerkennung der guten Absicht der Plan des Hrn. H. aus praktischen Rücksichten würde ein pium desiderium bleiben müssen. — Hr. Mahn bekämpfte die gegen ihn von Pott aufgestellte Ansicht, dass Halle als Eigennamen nichts anderes als das deutsche nomen appell. Halle sei: nach dem Versammlungs- und Geschäftslokal sei die Stadt und die Halloren benannt worden. Hr. M. hielt den celtischen Ursprung des Namens mit der Bedeutung „Salzstadt" fest. Der Name des Flusses ist jedenfalls der ursprünglichste, wie Flussnamen überhaupt am conservativsten sind: dass von einer ganz problematischen Halle, die beispielsweise in Halle a/S. bis heute noch nicht existirt, Stadt und Leute genannt werden, sei undenkbar: namentlich aber auch, dass die Endung ara für das eine Wort Hallora

mit breitem o gesprochen werden und den Accent tragen solle, fast chimärisch. — Der Schriftführer machte Mittheilung von den Concurrenzarbeiten für das von der Gesellschaft ausgeschriebene Stipendium: es sind von 8 Verfassern 10 verschiedene zum Theil umfangreiche Arbeiten eingegangen; eine Bewerbung verweist auf bereits der Oeffentlichkeit übergebene Schriften. Dieselben sind an den Vorsitzenden, und demnächst an einzelne Mitglieder der Gesellschaft zur vorläufigen Begutachtung übergeben.

139. Sitzung vom 9. April. Hr. Giovanoly machte Mittheilung über Gringoire, Comédie en 1 acte par Théodore de Banville, und las die Hauptscene desselben; das Stück giebt, gegenüber der herrschenden Frivolität, Zeugniss von einem geläuterten Geschmack, und hat auf dem Théâtre français ungeheuren Erfolg gehabt. — Hr. Mahn sprach über italienische Dialekte, namentlich den neapolitanischen. Man kann nord-, mittel- und süditalienische Dialekte unterscheiden; die ersteren (9 verschiedene Mundarten) entfernen sich am weitesten vom Lateinischen; nähern sich dem Französischen in der Ausspr. des u, eu und nasalen n. — Von der zweiten Art (6 Mundarten) liebt der Florentiner Aspiraten und rauhe Kehllaute; am weichsten ist der römische. Die südlichen (4 Mundarten inclusive die sardinische) bilden den stärksten Gegensatz zu den nördlichen, zeichnen sich namentlich durch Vocaldehnungen aus. Der neapolitanische Dialekt ist offen, stark, klangreich, fast singend; spricht die Anfangsconsonanten sehr stark, bringt viele Verdoppelungen im Inlaut vor. Er hält das lat. e und o (statt ie und ue) fest, hat dagegen die letzteren Laute als Dehnungen in grossem Umfange; o und u gehen im Anlaut in a über; zwischen zwei Vocale tritt oft ein j — l löst sich in u auf und geht verloren, b und d wechseln mit v und r zu Anfang; mb und nd mit mm und nn; fi wird zu ci, bi zu ghi u. s. w. Sämmtliche Wandlungen wurden mit zahlreichen Beispielen belegt, und als Probe eine Uebersetzung der ersten Stanze des befreiten Jerusalem gelesen. — Das lateinische Element herrscht in Bezug auf Stoff und Form vor; ob oscische Elemente vorhanden, ist nicht sicher; griechische sind gering vertreten; was arabisch da ist, ist auch allgemein italienisch geworden. Die Normannen kamen erst, nachdem der Dialekt ganz fest geworden; die Spanier liessen einiges zurück. Der Wortschatz verdient noch genauere Durchforschung; wird diese angestellt, so werden sich auch iberische Elemente finden. Nachrichten über den neapol. Dialekt gehen bis in's 12. Jahrh. Seine Höhe ist zur Zeit Manfred's und Enzio's. Das erste literar. Denkmal ist die Chronik des Mattes Spinelli 1250 (prosaisch). Die Abweichung vom heutigen Dialekt ist gering. Wäre nicht durch Dante's Einfluss der toskanische Dialekt zur herrschenden Schriftsprache geworden, so hätte sich ohne Frage der neapolitanische dazu erhoben. Unter der spanischen Herrschaft wurde seine Entwicklung sehr beeinträchtigt; seitdem findet sich nur Volksliteratur, doch

eine sehr reiche: Chroniken, Volksmärchen, epische Gedichte; Uebersetzungen der Iliade, das befreite Jerusalem. Gesammelte Gedichte sind in 28 Bänden erschienen (Grammatik und Wörterbuch von Abbate Galliani) — ausserdem zahlreiche andere ähnliche Werke. Vollständiger als das gallianische Werk ist das des Archivars Pietro Martorano: Notizie biografie: es enthält vollständige Nachricht über Leben und Schriften der Schriftsteller. Eine Probe des Werks wurde vorgelegt. — Mittheilung wurde gemacht von einer Einladung der Shakespeare-Gesellschaft zu ihrer am 23. April hierselbst stattfindenden jährlichen Generalversammlung.

140. Sitzung vom 14. Mai 1867. Herr Marthe berichtet über das neue russische Unterrichtsgesetz, indem er auf das Universitätswesen näher eingeht. Danach umfassen die russischen Universitäten vier Facultäten, eine historisch-philologische, eine physicalisch-mathematische, eine juristische und eine medicinische, wozu für Dorpat noch eine für die evangelische Theologie hinzukömmt, während die orthodoxe Kirche ihre Geistlichen auf besonderen Seminarien, die von den Universitäten getrennt sind, ausbilden lässt. Die historisch-philologische Facultät zählt acht Lehrstühle für griechische Sprachkunde, römische Sprachkunde, vergleichende Grammatik, russische Literatur, allgemeine Literatur, slavische Philologie, allgemeine Weltgeschichte, russische Geschichte, Kirchengeschichte und Theorie und Geschichte der Künste, wozu noch die Vorlesungen der Lectoren der modernen Sprachen kommen. Vorlesungen über Geographie werden nicht gehalten, dagegen sind gewisse Vorträge über Theologie für alle Studirenden, die der orthodoxen Kirche angehören, obligatorisch. Der äussere Organismus der russischen Universitäten ist den deutschen nachgebildet, enthält aber immerhin wesentliche Abweichungen. Der Rector wird aus der Reihe der Professoren genommen und bleibt so lange im Amte, als es der Minister für gut findet; ihm zur Seite steht der Universitätsrath, in dem auch die ausserordentlichen Professoren Sitz und Stimme haben. Eine Art Zwischenbehörde bildet das Directorium, zu dem ausser dem Rector die vier Facultätsdecane gehören, mit Competenzen, die etwa denen des Senats auf den deutschen Universitäten entsprechen. Die eigentliche Polizeiobrigkeit ist der Prorector, der von dem Ministerium ernannt wird in der Person eines Professors oder sonst eines Individuums, das Universitätsstudien gemacht hat. Kollegiengelder werden nicht gezahlt, dagegen ein Unterrichtshonorar von halbjährlich 50 Rubeln in Petersburg und Moskau und 40 an den übrigen Universitäten. Das Institut der Privatdocenten erfreut sich einer besonderen Begünstigung von Seiten der Regierung.

Herr Wüllenweber zeigt an, Englisches Lehrbuch von Immanuel Schmidt und empfiehlt dasselbe als ein brauchbares Schulbuch. — Herr Märker macht auf einige Schwierigkeiten in der Erklärung der Worte der Helena am Ende der ersten Scene des ersten Actes von

All's well that ends well, namentlich des Ausdrucks fated sky aufmerksam. Weiter verbreitet derselbe sich über das Zurücktreten der Erzählung bei Shakespeare im Verhältniss zu dem antiken Drama, und will darin einen charakteristischen Zug der germanischen Race erkennen, welche die Vorliebe der Alten und Romanen für die Erzählung nicht theile.

Herr Goldbeck macht Mittheilungen über Pasquini dell' Unificatione della lingua Italiana, der dem Ringen der Italiener nach einer einheitlichen Schriftsprache Ausdruck gegeben hat. Nach Pasquini ist der toscanische Dialect dazu prädestinirt.

Herr Lichtenstein, als Gast eingeführt, entwickelt ein von ihm aufgestelltes Sprachsystem unter dem Titel Pasilogie, das schon 1853 von ihm veröffentlicht wurde; er konnte aber die Versammlung weder von der Nothwendigkeit noch von der practischen Durchführbarkeit desselben recht überzeugen.

Auf den einstimmigen Antrag des Vorstandes und des Stipendien-Comités wird das diessjährige Reisestipendium dem Verfasser der Abhandlung Histoire de l'étude de la langue d'ouil, cand. phil. F. W. S. Brakelmann aus Soest zugesprochen mit dem Auftrage, für die Gesellschaft eine Abschrift der Handschrift Fonds Mouchet (Manuscrit de Berne) auf der kaiserlichen Bibliothek in Paris zu nehmen.

Geschäftliche Mittheilungen des Vorsitzenden schlossen die Sitzung.

Es wurden endlich nachstehende Mittheilungen des Herrn Rushton in Liverpool der Gesellschaft vorgelegt.

Shakespeare Illustrated by Old Authors.

(Continued.)

Bernardo.

Go with me to my chamber, and advise me.
I'll send her straight away: to-morrow
I'll to the wars, she to her single sorrow.

Parolles.

Why, these balls bound; there's noise in it. 'Tis hard:
A young man married is a man that's marr'd:
Therefore away, and leave her bravely; go:
The king has done you wrong: but, hush, 'tis so.

(Exeunt).

All's Well That End's Well. Act 2, Scene 3.

I wish to call the attention of the Society again (see Archiv f. n. Sprachen, XXXIV, 380), and more particularly to the figure, to which Shakespeare in this passage, alludes, called Atanaclasis or the Rebound, and thus described by Puttenham:

„Ye have another figure which by his nature we may call the Rebound, alluding to the tennis ball which being smitten with the racket, reboundes backe again, and where the last figure before played with two wordes somewhat like, this playeth with one word written all alike but carrying divers sences as thus.

The maide that soone married is, soone marred is:
Or thus better because married and marred be different in one letter.

To pray for you ever I cannot refuse,
To pray upon you I should you much abuse.

Or as we once sported upon a countrey fellow who came to runne for the best game, and was by his occupation a dyer and had very big swelling legges.

He is but course to runne a course,
Whose shankes are bigger then his thye;
Yet is his lucke a little worse,
That often dyes before he dye,

Where you see this word course and dye, used in divers sences, one giving the Rebounde upon th'other.

The Arte of English Poesie, Lib. III, Cap. XIV.

The words of Parolles, „Why these balls bound, there's noise in it," refer to the words morrow and sorrow, used by Bertram which like the words married and marred, „be different in one letter." Parolles seems to repeat this figure in using the words go and so which „be different in one letter."

The reader will perceive that the line used by Parolles,

A young man married is a man that's marr'd,

resembles the line,

The maid that soone married is soone marred is,

used by Puttenham, in his explanation of this figure, the Rebound.

Paris.
Younger than she are happy mothers made.

Capulet.
And too soon marr'd are those so early made.

Romeo and Juliet, Act 1, Scene 2.

Capulet also probably alludes to the Rebound, and to the line used by Puttenham.

Balthasar (sings)
Sigh no more, ladies, sigh no more,
Men were deceivers ever;
One foot in sea, and one on shore;
To one thing constant never.

Much Ado About Nothing, Act 2, Scene 3.

ΧΟΡΟΣ.

δολερὸν μὲν ἀεὶ κατὰ πάντα δὴ τρόπον
πέφυκεν ἄνθρωπος. 452.

ΠΕΙΣΘΕΤΑΙΡΟΣ.

ὅ τι πίθησθε; πρῶτα μὲν
μὴ περιπέτεσθε πανταχῇ κεχηνότες·
ὡς τοῦτ' ἄτιμον τοὔργον ἐστίν. αὐτίκα
ἐκεῖ παρ' ἡμῖν τοὺς πετομένους ἦν ἔρῃ,
τίς ὄρνις οὗτος; ὁ Τελέας ἐρεῖ ταδί·
ἄνθρωπος ἀστάθμητος, ὄρνις πετόμενος, 170
ἀτέκμαρτος, οὐδὲν οὐδέποτ' ἐν ταὐτῷ μένων.

Aristophanes, *ΟΡΝΙΘΕΣ.*

„There is another work of grace and mercy, that is, when any man or woman being attainted of High Treason, Petit Treason, or Felony (whereby the blood is corrupted &c.) or his or her heir is restored."

Plantagenet.
Here dies the dusky torch of Mortimer,
Choked with ambition of the meaner sort: —
And for those wrongs, those bitter injuries,
Which Somerset hath offer'd to my house,
I doubt not but with honour to redress:
And therefore haste I to the parliament;
Either to be restored to my blood,
Or make my ill the advantage of my good.
1. Henry VI., Act 2, Scene 5.

„Of restitutions by Parliament some be in blood only (that is to make his resort as heir in blood to the party attainted, and other his ancestors, and not to any dignity, inheritance of lands &c.) and this is a restitution secundum quid, or in part.

Buckingham.
Henry the Seventh succeeding, truly pitying
My father's loss, like a most royal prince,
Restored me to my honours, and, out of ruins,
Made my name once more noble. Now his son,
Henry the Eight, life, honour, name, and all,
That made me happy, at one stroke has taken
For ever from the world. Henry VIII., Act 2, Scene 1.

Bolingbroke.
Noble lords,
Go to the rude ribs of that ancient castle;
Through brazen trumpet send the breath of parley
Into his ruin'd ears, and thus deliver:
Henry Bolingbroke
On both his knees doth kiss King Richard's hand
And sends allegiance and true faith of heart
To his most royal person, hither come
Even at his feet to lay my arms and power,
Provided that my banishment repeal'd
And lands restored again be freely granted.
Richard II., Act 3, Scene 3.

Warwick.
Accept this scroll, most gracious sovereign;
Which in the right of Richard Plantagenet,
We do exhibit to your majesty.

Gloster.
Well urged, my lord of Warwick; — for, sweet prince,
An if your grace mark every circumstance,
You have great reason to do Richard right:
Especially, for those occasions
At Eltham-place I told your majesty.

King Henry.
And those occasions, uncle, were of force:
Therefore, my loving lords, our pleasure is,
That Richard be restored to his blood.

Warwick.
Let Richard be restored to his blood;
So shall his father's wrongs be recompensed.

Winchester.
As will the rest, so willeth Winchester.

King Henry.
If Richard will be true, not that alone,
But all the whole inheritance I give,
That doth belong unto the house of York,
From whence you spring by lineal descent.

1 Henry VI., Act 3, Scene 1.

And some be general restitutions, to blood, honours, dignities, inheritance, and all that was lost by the attainder: and that is restitutio in integrum, with an addition sometimes, that it shall be lawful for the party restored and his heirs to enter &c. Coke 3, Institute 240.

Archbishop.
My brother general, the common wealth,
To brother born an household cruelty,
I make my quarrel in particular.

Westmoreland.
There is no need of any such redress;
Or, if there were, it not belongs to you.

Mowbray.
Why not to him, in part; and to us all,
That feel the bruises of the days before;
And suffer the condition of these times
To lay a heavy and unequal hand
Upon our honours?

Westmoreland.
O my good lord Mowbray,
Construe the times to their necessities,
And you shall say indeed,— it is the time,
And not the king, that doth you injuries.
Yet, for your part, it not appears to me,
Either from the king, or in the present time,
That you should have an inch of any ground
To build a grief on: Were you not restored
To all the duke of Norfolk's signiories,
Your noble and right-well remember'd father's?

Mowbray.
What thing, in honour, had my father lost,
That need to be revived and breathed in me?

2 Henry IV., Act 4, Scene 1.

Honour, is, besides the general signification, used more especially for the nobler sort of seigniories, whereupon other inferior Lordships and mannors do depend, by performance of Customs and Services to those that are Lords over them: and it seems that none were honours originally, but such as belonged to the king, though afterwards given in fee to noblemen (Cowel). As the word honour is particularly used to denote a more noble seigniory, Mowbray probably plays upon the word honour using it in connection with the word seigniory.

Bolingbroke.
These differences shall all rest under gage,
Till Norfolk be repeal'd: repeal'd he shall be,
And, though mine enemy, restored again

To all his land and signories: when he's return'd,
Against Aumerle we will enforce his trial.

Carlisle.
That honourable day shall ne'er be seen.
Richard II., Act 4, Scene 1.

and the Bishop of Carlisle probably plays upon the word honourable, because if Norfolk were restored to his lands and seigniories he would be restored to his honour.

Shakespeare sometimes makes one word both begin and end his verse, as in this passage,

Be as thou wast wont to be;
See as thou wast wont to see.
Midsummer Night's Dream, Act 4, Scene 1.

King Richard.
What comfort, man? How is't with aged Gaunt?

Gaunt.
O, how that name befits my composition!
Old Gaunt, indeed; and gaunt in being old.
Richard II., Act 2, Scene 1.

Viola.
I am no fee'd post, lady; keep your purse;
My master, not myself, lacks recompense.
Love make his heart of flint, that you shall love;
And let your fervour, like my master's, be
Placed in contempt! Farewell, fair cruelty.
Twelfth Night, Act 1, Scene 5.

A sort of repetition which Puttenham calls Epanalepsis or the Echo sound and thus describes,—

„Ye have another sort of repetition, when ye make one worde both beginne and end your verse, which therefore I call the slow retourne, otherwise the Echo sound, as thus:

Much must he be beloved, that loveth much,
Feare many must he needs, whom many feare.

Unless I call him the echo sound, I could not tell what name to give him, unlesse it were the slow returne."
The Arte of English Poesie, Lib. III, Chap. XIX.

Winchester.
How now, ambitious Humphry! what means this?

Gloucester.
Peel'd priest, dost thou command me to be shut out?

Winchester.
I do, thou most usurping proditor,
And not protector, of the king or realm.

Gloucester.
Stand back, thou manifest conspirator,
Thou that contrivedst to murder our dead lord;
Thou that givest whores indulgences to sin:
I'll canvass thee in thy broad cardinal's hat,
If thou proceed in this thy insolence.
1 Henry VI., Act 1, Scene 3.

In this passage Shakespeare probably refers to one of the infamous houses mentioned by Coke 3, Institute 205 (see Archiv f. n. Sprachen, XXXIX.) called the Cardinal's Hat, for Gloucester says to the Bishop of Winchester afterwards cardinal — „thou givest whores indulgences to sin" and „I'll canvass thee in thy broad cardinal's hat" and the Cardinal's hat was like the Boar's head one of the infamous houses which were permitted.

Warwick.
And am I guerdon'd at the last with shame?
Shame on himself! for my desert is honour.
3 Henry VI., Act 3, Scene 3.

Oxford.
No, Warwick, no; while life upholds this arm,
This arm upholds the house of Lancaster.
3 Henry VI., Act 3, Scene 3.

York cannot speak, unless he wear a crown.—
A crown for York; — and, lords, bow low to him. —
Hold you his hands, whilst I do set it on.—
3 Henry VI., Act 1, Scene 4.

King Henry.
Yea, there thou makest me sad, and makest me sin
In envy, that my lord Northumberland
Should be the father of so blest a son:
A son who is the theme of honour's tongue.
1 Henry IV., Act 1, Scene 1.

Prince.
That Julius Cæsar was a famous man;
With what his valour did enrich his wit,
His wit set down to make his valour live:
Death makes no conquest of this conqueror;
For now he lives in fame, though not in life.
Richard III., Act 3, Scene 1.

The pleasure, that some fathers feed upon,
Is my strict fast, I mean — my children's looks;
And, therein fasting, hast thou made me gaunt:
Gaunt am I for the grave, gaunt as a grave,
Whose hollow womb inherits nought but bones.
Richard II., Act 2, Scene 1.

II.

Scarce had the sun dried up the dewy morn,
And scarce the herd gone to the hedge for shade,
When Cytherea all in love forlorn,
A longing tarriance for Adonis made,
Under an osier growing by a brook,
A brook, were Adon used to cool his spleen.
The Passionate Pilgrim.

In these passages Shakespeare may use the figure called the Redouble, a sort of repetition, says Puttenham, „when with the word by which you finish your verse, ye begin the next." (See Archiv f. n. Sprachen, XXXVIII, 416.)

Lewis.
The shadow of your son
Becomes a sun and makes your son a shadow.

King John.
How oft the sight of means to do ill deeds,
Makes deeds ill done! King John, Act 4, Scene 2.

Be now as prodigal of all dear grace
As nature was in making graces dear.
Love's Labour's Lost, Act 2, Scene 1.

Maria.
That last is Biron, the merry mad-cap lord:
Not a word but a jest.

Boyet.
And every jest but a word.
Love's Labour's Lost, Act 2, Scene 1.

Biron.
Let us once lose our oaths to find ourselves,
Or else we lose ourselves to keep our oaths.
Love's Labour's Lost, Act 4, Scene 3.

Lucio.
Sir, I know him, and I love him.

Duke.
Love talks with better knowledge, and knowledge with dearer love.

Lucio.
Come, sir, I know what I know.
Measure for Measure, Act 3, Scene 2.

Escalus.
One, that, above all other strifes, contended especially to know himself.

Duke.
What pleasure was he given to?

Escalus.
Rather rejoicing to see another merry, than merry at any thing which profess'd to make him rejoice: a gentleman of all temperance.
Measure For Measure, Act 3, Scene 2.

In Normandy saw I this Longaville:
A man of sovereign parts he is esteem'd;
Well fitted in the arts, glorious in arms;
Nothing becomes him ill, that he would well.
The only soil of his fair virtue's gloss,
(If virtue's gloss will stain with any soil,)
Is a sharp wit match'd with too blunt a will;
Whose edge hath power to cut, whose will still wills
It should none spare that come within his power.

Princesse.
Some merry mocking lord, belike; is't so?

Maria
They say so most, that most his humours know.

Princesse.
Such sort lived wits do wither as they grow.
Who are the rest?

Katherina.
The young Dumain, a well-accomplish'd youth
Of all, that virtue love, for virtue loved:

Most power to do most harm, least knowing ill;
For he hath wit to make an ill shape good,
And shape to win grace though he had no wit.
Love's Labour's Lost, Act 2, Scene 1.

Polonious.
My liege, and madam, to expostulate
What majesty should be, what duty is,
Why day is day, night night, and time is time,
Were nothing but to waste night, day and time.
Therefore, since brevity is the soul of wit,
And tediousness the limbs and outward flourishes,
I will be brief: your noble son is mad:
Mad call it; for, to define true madness,
What is't but to be nothing else but mad?
But let that go.

Queen.
More matter, with less art.

Polonious.
Madam, I swear I use no art at all.
That he is mad, 'tis true: 'tis true 'tis pity;
And pity 'tis 'tis true: a foolish figure;
But farewell it, for I will use no art.
Mad let us grant him, then: and now remains
That we find out the cause of this effect,
Or rather say, the cause of this defect.
For this effect defective comes by cause:
Thus it remains, and the remainder thus.
Hamlet, Act 2, Scene 2.

„Ye have a figure which takes a couple of words to play with in a verse, and by making them to change and shift one into others place they do very pretily exchange and shift the sence, as thus:

We dwell not here to build us boures,
And halles for pleasure and good cheare:
But halles we build for us and ours,
To dwell in them whilest we are here.

Meaning that we dwell not here to build, but we build to dwel, as we live not to eate, but eate to live, or thus:

We wish not peace to maintaine cruell warre,
But we make warre to maintaine us in peace.

Or thus:

If Poesie be, as some have said,
A speaking picture to the eye:
Then is a picture nôt denaid
To be a muet Poesie.

Or as the Philosopher Musonius wrote:

With pleasure if we worke unhonestly and ill
The pleasure passeth, the bad is bideth still:
Well if we worke with travaile and with paines,
The paine passeth and still the good remaines.

A wittie fellow in Rome wrote under the Image of Cæsar the Dictator these two verses in Latine, which because they are spoke by this figure of

Counterchange I have turned into a couple of English verses well keeping the grace of the figure.

Brutus for casting out of kings, was first of Consuls past,
Cæsar for casting Consuls out, is of our kings the last.

Cato of any Senatour not onely the gravest but also the promptest and wittiest in any civills-coffe, misliking greatly the engrossing of offices in Rome that one man should have many at once, and a great number goe without that were as able men, said thus by Counterchange.

It seems your offices are very little worth,
Or very few of you worthy of offices.

Againe:

In trifles earnest as any man can be
In earnest matters no such trifler as hee."
The Arte of English Poesie, Lib. III, Chap. XIX.

Shakespeare sometimes uses this figure Antimetavole or the Counterchange, and in some, at least, of the few passages my memory has enabled me to quote, he takes a couple of words to play with a verse and making them to change and shift one into anothers place exchange and shift the sense, for example: dear grace, graces dear; do ill deeds, deeds ill done; not a word but a jest, and every jest a word; lose our oaths to find ourselves, lose ourselves to keep our oaths: and Polonious says 'tis true 'tis pity; and pity 'tis 'tis true, — „and he afterwards calls it a foolish figure." Polonious says moreover farewell „it", and I have therefore thought it probable that he may refer to an alteration which is sometimes made by rabbating of a sillable or letter from the beginning of a word, as to say twixt, for betwixt; gainsay for againesay; ill for evill; for Polonious says 'tis for it is, using 't for it. Shakespeare often alters words in this way, most frequently, I think, in Love's Labour's Lost, for example:

Armado.
Some obscure precedence that hath to-fore been sain.
Love's Labour's Lost, Act 3, Scene 1.

Armado.
Chirrah!
Holofernes.
Quare chirrah, not sirrah?
Love's Labour's Lost, Act 5, Scene 1.

Armado.
Arts-man, preambulate, we will be singuled from the barbarous.
Love's Labour's Lost, Act 5, Scene 1.

Biron.
What, are there but three?
Costard.
No, sir, but it is vara fine,
For every one pursents three.
Love's Labour's Lost, Act 5, Scene 2.

There's thy guerdon; go. (Giving him a shilling.)
Costard.
Gardon, O sweet gardon! better than remuneration, a 'leven pence farthing better; most sweet gardon! I will do it, sir, in print. Gardon! Remuneration! Love's Labour's Lost, Act 3, Scene 1.

Holofernes.
He draweth out the thread of his verbosity finer than the staple of his

argument. I abhor such fanatical phantasimes, such insociable and point-devise companions; such rackers of orthography, as to speak dout, fine, when he should say doubt: det, when he should pronounce debt, — d, e, b, t, not d, e, t: he clepeth a calf, cauf; half, hauf; neighbour vocatur nebour; neigh abbreviated ne. This is abhominable, — which he would call abbominable; it insinuateth me of insanie: anne intelligis, domine? to make frantic, lunatic. Love's Labour's Lost, Act 5, Scene 1.

Biron.

How much is it?

Costard.

O Lord, sir, the parties themselves, the actors, sir, will shew whereuntil it doth amount; for my own part, I am, as they say, but to parfect one man, — e'en one poor man; Pompion the great, sir.

Biron.

Art thou one of the worthies?

Costard.

It pleased them to think me worthy of Pompion the great; for mine own part, I know not the degree of the worthy; but I am to stand for him. Love's Labour's Lost, Act 5, Scene 2.

The many ways a maker may alter his words are thus described by Puttenham.

„A word as he lieth in course of language is many wayes figured and thereby not a little altered in sound, which consequently alters the time and harmonie of a meeter as to the eare. And this alteration is sometimes by adding sometimes by rabbating of a sillable or letter to or from a word either in the beginning, middle or ending joying or injoying of sillables and letters suppressing or confounding their several soundes, or by misplacing of a letter, or by cleare exchange of one letter for another, or by wrong ranging of the accent. And your figures of addition or surplus be three, videl. In the beginning, as to say: I—doen, for doon, endanger, for danger, embolden, for bolden.

In the middle, as to say renvers, for revers, meeterly, for meetly, goldylockes, for goldlockes.

In th'end, as to say remembren for remembre, spoken for spoke. And your figures of rabbate be as many, videl.

From the beginning, as to say twixt for betwixt, gainsay for againe. say: ill for evill:

From the middle, as to say paraunter for parauenter, povrety for povertie, sovraigne for soveraigne, tane for taken. From the end, as to samorne for morning, bet for better and such like.

Your swallowing or eating up one letter by another is when two vowels meete, whereof th'ones sound goeth into other, as to say for to attaine t'attaine, for sorrow and smart sor' and smart.

Your displacing of a sillable as to say desier for desire, fier for fire.

By cleare exchange of one letter or sillable for another, as to say evermare for evermore, wrang for wrong: gould for gold: fright for fraight and a hundred moe. which he commonly misused and strained to make rime.

By wrong ranging the accent of a sillable by which meane a short sillable is made long and a long short as to say soveraíne for sovéraine: gratíous for grátious; éndure for endúre: Salómon for Sálomon.

These many wayes may our maker alter his wordes, and sometimes it is done for pleasure to give a better sound, sometimes upon necessitie, and to make up the rime. But our maker must take heed that he be not to bold specially in exchange of one letter for another, for unlesse usuall speach

and custome allow it, it is a fault and no figure, and because these be figures of the smallest importance, I forbeare to give them any vulgar name."
The Arte of English Poesie, Lib. III. Chap. XI.

York.
To tell thee whence thou camest, of whom derived,
Were shame enough to shame thee wert thou not shameless.
3 Henry VI., Act 1, Scene 4.

First Soldier.
Half won is match well made; match and well make it.
All's Well, Act 4, Scene 3.

Northumberland.
Believe me, noble lord,
I am a stranger here in Glostershire.
These high wild hills, and rough uneven ways,
Draw out our miles, and make them wearisome;
And yet your fair discourse hath been as sugar,
Making the hard way sweet and delectable.
But I bethink me, what a weary way,
From Ravenspurg to Cotswold, will be found
In Ross and Willoughby, wanting your company;
Which, I protest, hath very much beguiled
The tediousness and process of my travel:
But theirs is sweeten'd with the hope to have
The present benefit, which I possess:
And hope to joy, is little less in joy,
Than hope enjoy'd: by this the weary lords
Shall make their way seem short; as mine hath done
By sight of what I have, your noble company.

In these passages Shakespeare uses a figure which Puttenham says the Latines call Traductio, and I the tranlacer, which is when ye turne and tranlace a word into many sundry shapes as a Tailor doth his garment. See Archiv f. n. Sprachen. XXXVIII. 419.

Shakespeare often uses this figure „turning" and „tranlacing" a word into many sundry shapes as a norm, an adjective, verb &c.

Holofernes.
I will something affect the letter, for it argues facility.
The preyful princess pierced and prick'd a pretty pleasing pricket.
Love's Labour's Lost, Act 4, Scene 2.

Shakespeare in this passage, „fills his verse with words beginning all with a letter," and he probably refers to „Tautologia" or the Figure of selfe saying; (see Archiv f. n. Sprachen. XXXVIII. 77.) for Holofernes says, „I will something affect the letter, for it argues facility," — and he then fills his verse with words all beginning with the letter P; (which happens to be the initial letter of the name Puttenham) and Puttenham in describing this figure says „it is where our maker takes too much delight to fill his verse with wordes beginning all with a letter," — and afterwards that, —such composition makes the meetre runne away smoother, and passeth from the lippes with more facilitie.

Armado.
By my sweet soul, I mean setting thee at liberty, enfreedoming thy person: thou wert immured, restrained, captivated, bound.
Love's Labour's Lost, Act 3, Scene 1.

Nathaniel.

I did converse this quondam day with a companion of the king's, who is intituled, nominated or called Don Adriano de Armado.

Love's Labour's Lost, Act 5, Scene 1.

King.

Then for the place where; where, I mean, I did encounter that obscene and most preposterous event, that draweth from my snow-white pen the ebon-coloured ink, which thou here viewest, surveyest or seest.

Love's Labour's Lost, Act 1, Scene 1.

Touchstone.

Give me your hand: Art thou learned?

William.

No, sir.

Touchstone.

Then learn this of me: To have, is to have: For it is a figure in rhetoric, that drink, being poured out of a cup into a glass, by filling the one doth empty the other: For all your writers do consent, that ipse is he; now, you are not ipse, for I am he.

William.

Which he, sir?

Touchstone.

He, sir, that must marry this woman: Therefore you clown, abandon, — which is in the vulgar, leave, — the society, — which in the boorish is, company, — of this female, — which in the common is, woman, — which together is, abandon the society of this female; or, clown, thou perishest; or, to thy better understanding; diest; to wit, I kill thee, make thee away, translate thy life into death, thy liberty into bondage: I will deal in poison with thee, or in bastinado, or in steel; I will bandy with thee in faction; I will o'errun thee with policy; I will kill thee a hundred and fifty ways; therefore tremble, and depart. As You Like It, Act 5, Scene 1.

In these passages Shakespeare probably uses the figure of store. (See Archiv f. n. Sprachen. XXXIX. 295.) Touchstone multiplies his speech by many words of one sense, thus, — abandon, leave; society, company; female, woman; perishest, diest; kill thee, make thee away: — and Shakespeare in Love's Labour's Lost, speaks of „that obscene and most preposterous event," — and multiplies speech by using many words of one sense, — thus, „viewest, beholdest, surveyest, or seest," — and the Society will see that Puttenham speaking of the figure of Store (Archiv f. n. Sprachen. XXXIX. 295) says „the Latines having no fitte terms to give him, called it by a name of event."

Enter Proteus.

Valentine.

Welcome, dear Proteus! Mistress, I beseech you,
Confirm his welcome with some special favour.

Silvia.

His worth is warrant for his welcome hither,
If this be he you oft have wish'd to hear from.

Valentine.

Mistress, it is: sweet lady, entertain him
To be my fellow-servant to your ladyship.

Silvia.

Too low a mistress for so high a servant.

Proteus.
Not so, sweet lady: but too mean a servant
To have a look of such a worthy mistress.

Valentine.
Leave off discourse of disability:
Sweet lady, entertain him for your servant.

Proteus.
My duty will I boast of; nothing else.

Silvia.
And duty never yet did want his meed:
Servant, you are welcome to a worthless mistress.

Proteus.
I'll die on him that says so but yourself.

Silvia.
That you are welcome?

Proteus.
That you are worthless.
Two Gentlemen of Verona, Act 2. Scene 4.

Autolycus.
I humbly beseech you, sir, to pardon me all the faults I have committed to your worship, and to give me your good report to the prince my master.

Shepherd.
Pr'ythee, son, do; for we must be gentle, now we are gentlemen.

Clown.
Thou wilt amend thy life?

Autolycus.
Ay, an it like your good worship.

Clown.
Give me thy hand: I will swear to the prince thou art as honest a true fellow as any is in Bohemia.

Shepherd.
You may say it, but not swear it.

Clown.
Not swear it, now I am a gentleman? Let boors and franklins say it, I'll swear it.

Shepherd.
How if it be false, son?

Clown.
If it be ne'er so false, a true gentleman may swear it in the behalf of his friend: — And I'll swear to the prince, thou art a tall fellow of thy hands, and that thou wilt not be drunk; but I know, thou art no tall fellow of thy hands, and that thou wilt be drunk; but I'll swear it: and I would, thou wouldst be a tall fellow of thy hands.

Autolycus.
I will prove so, sir, to my power.

Clown.
Ay, by any means prove a tall fellow: If I do not wonder, how thou darest venture to be drunk, not being a tall fellow, trust me not. —
Winter's Tale, Act 5, Scene 2.

Shakespeare, sometimes, as in these passages, uses or refers to the figure called Meiosis or the Disabler, and thus described by Puttenham.

„If you diminish and abbase a thing by way of spight or malice, as it were to deprove it, such speach is by the figure Meiosis or the disabler spoken of hereafter in the place of sententious figures.

A great mountaine as bigge as a molehill,
A heavy burthen perdy, as a pound of fethers.
The Arte of English Poesie, Lib. III, Chap. XVII.

„After the avancer followeth the abbaser working by wordes and by sentences of extenuation or diminution. Whereupon we call him the Disabler or figure of Extenuation: and this extenuation is used to divers purposes, sometimes for modesties sake, and to avoide the opinion of arrogance speaking of ourselves or of ours, as he that disabled himselfe to his mistresse, thus:

Not all the skill I have to speak or do,
Which little is Godwot (set love apart:)
Liveload nor life, and put them both thereto,
Can counterfeite the due of your desart.

It may be also done for despite to bring our adversaries in comtempt, as he that sayd by one (commended for a very brave soldier) disabling him scornfully, thus:

A jollie man (forsooth) and fit for the warre,
Good at hand grippes, better to fight a farre:
Whom bright weapon in shew as it is said,
Yea his our shade, hath often maid afraide.

The subtilitie of the scoffe lieth in these Latins wordes eminus et cominus pugnare. Also we use this kind of Extenuation when we take in hand to comfort or cheare any perillons enterprise, making a great matter seeme small, and of litl'e difficultie, and is much used by captaines in the warre, when they (to give courage to their souldiers) will seeme to disable the persons of their enemies, and abase their forces, and make light of every think that might be a discouragement to the attempt, as Hannibal did in his oration to his souldiers, when they should come to passe the Alpes to enter Italie, and for sharpnesse of the weather and steepnesse of the mountaines their hearts began to faile them.

We use it againe to excuse a fault, and to make an offence seeme lesse than it is, by giving a term more favourable and of lesse vehemencie than the truth requires, as to say of a great robbery, that it was but a pilfry matter: of an arrant ruffian that he is a tall fellow of his hands: of a prodigall foole, that he is a kind-hearted man: of a notorious unthrift, a lustie youth, and such like phrases or extenuation, which fall more aptly to the office of the figure Curry favell before remembred.

And we use the like termes by way of pleasant familiaritie, and as it were for a courtly manner of speech with our egalls or inferiours, as to call a young gentlewoman Mall for Mary, Nell for Elner: Jack for John, Robin for Robert: or any other like affected termes spoken of pleasure, as in our triumphals calling familarly upon our Muse, I called her Moppe,

But will you weet
My little muse, my prettie moppe:
If we shall algates change our stoppe,
Chose me a sweet.

Understanding by this word Moppe a litle prety Lady, or tender young thing. For as we call litle fishes, that be not come to their full growth moppes as whiting moppes, gurnard moppes.

Also such termes are used to be given in derision and for a kind of contempt, as when we say Lording for Lord, and as the Spaniard that calleth an Earle of small revenue Contadilio. The Italian calleth the poore man, by contempt poverachio, or poverino, the little beast animaliulo or animaluchio, and such like diminutives apperteining to this figure, the Disabler more ordinary in other languages than in our vulgar."

The Arte of English Poesie. Lib. III, Chap. XIX.

„If moderation of words tend to flattery, or soothing, or excusing, it is by the figure Paradiastole, which therefore nothing improperly we call the Curry-favell, as when we make the best of a bad thing, or turne a signification to the more plausible sence; as, to call an unthrift, a liberall gentleman, the foolish-hardy, valiant or couragious: the niggard, thriftie: a great riot, or outrage, an youthful pranke, and such like termes: moderating and abating the force of the matter by craft, and for a pleasing purpose."

The Arte of English Poesie, Lib. III, Chap. XVII.

I have already referred to Shakespeare's use of this figure the Disabler. See Archiv f. n. Sprachen. XXXIX. 289.

Maria.

That quaffing and drinking will undo you; I heard my lady talk of it yesterday; and of a foolish knight, that you brought in one night her to be her wooer.

Sir Tobie.

Who? Sir Andrew Ague-cheek?

Maria.

Ay, he.

Sir Tobie.

He's as tall a man as any's in Illyria.

Maria.

What's that to the purpose?

Sir Tobie.

Why, he has three thousand ducats a year.

Maria.

Ay: but he'll have but a year in all these ducats; he's a very fool, and a prodigal. Twelfth Night, Act 1, Scene 3.

Gloucester.

Rancour will act: proud prelate, in thy face
I see thy fury; if I longer stay;
We shall begin our ancient bickerings,
Lordings farewell; and say, when I am gone
I prophesied France will be lost ere long.

2 Henry VI., Act 1, Scene 1.

Silvia says she is too low a mistress for so high a servant and Proteus says he is too mean a servant for to have a look of such a worthy mistress and Valentine requests them to leave off discourse of disability, and Puttenham in describing this figure the Disabler says it is used „to divers purposes sometimes for modestie's sake, and to avoid the opinion of arrogance, speaking of ourselves, as he that disabled himselfe to his mistress" &c.

Autolycus says, „I humbly beseech you, sir, to pardon me all the faults I have committed to your worship, and to give me your good report to the prince my master, and the Clown says, — I will swear to the prince, thou art a tall fellow of thy hands and that thou wilt not be drunk; but I know thou art no tall fellow of thy hands, and that thou wilt be drunk,"

and Puttenham says, we use it (the Disabler) to excuse a fault, and to make an offence seeme lesse than it is, by giving a terme more favourable and of lesse vehemencie than the troth requires as to say of a great robbery that it was but a pilfry matter of an arrant ruffian that he is a tall fellow of his hands. Puttenham uses the expression „a good man of your hands“ in his description of Ironia.

„Ye doe likewise dissemble, when ye speake in derision or mockerie, and that may be many waies: as sometime in sport, sometime in earnest, and privily, and apertly, and pleasantly, and bitterly, but first by the figure Ironia, which we call the drye mock: as he that said to a bragging Ruffian, that threatened he would kill and slay, no doubt you are a good man of your hands: or, as it was said by a French king, to one that praide his reward, shewing how he had bene cut in the face in a certain battill fought in his service: Ye may see quoth the king, what it is to runne backwards. The Arte of English Poesie, Lib. III, Chap. XVIII, and see Archiv f. n. Sprachen, XXXVII, for a similar expression, — „proper fellow of my hands.“

Gloucester evidently uses the word lordings for lords „in derision and for a kind of contempt,“—as it is used by Puttenham in his description ot the Disabler.

Beatrice.

Foul words is but foul wind, and foul wind is but foul breath, and foul breath is noisome; therefore I will depart unkissed.

Much Ado About Nothing, Act 5, Scene 2.

Paris.

He eats nothing but doves, love; and that breeds hot blood, and hot blood begets hot thoughts, and hot thoughts beget hot deeds, and hot deeds is love. Troilus and Cressida, Act 3, Scene 1.

Citizen.

Heralds, from off our towers we might behold,
From first to last, the onset and retire
Of both your armies; whose equality
By our best eyes cannot be censured:
Blood hath bought blood, and blows have answer'd blows;
Strength match'd with strength, and power confronted power:
Both are alike; and both alike we like.
One must prove greatest: while they weigh so even,
We hold our town for neither; yet for both.

King John, Act 1, Scene 1.

Clown.

I am out of friends, madam; and I hope to have friends for my wife's sake.

Countesse.

Such friends are thine enemies, knave.

Clown.

You are shallow, madam; e'en great friends; for the knaves come to do that for me, which I am a-weary of. He, that ears my land, spares my team, and gives me leave to inn the crop; if I be his cuckold, he's my drudge: He, that comforts my wife, is the cherisher of my flesh and blood; he, that cherishes my flesh and blood, loves my flesh and blood; he, that loves my flesh and blood, is my friend: ergo, he that kisses my wife, is my friend. If men could be contented to be what they are, there were no fear in marriage; for young Charbon the puritan, and old Poysam the papist, howsoe'er their hearts are severed in religion, their heads are both one, they joll horns together, like any deer i' the herd.

All's Well That Ends Well, Act 1, Scene 3.

Ulysses.
Then every thing includes itself in power,
Power into will, will into appetite;
And appetite, an universal wolf,
So doubly seconded with will and power,
Must make perforce an universal prey.
And, last, eat up himself. Great Agamemnon,
This chaos, when decree is suffocate,
Follows the choking.
And this neglection of degree it is,
That by a pace goes backward, with a purpose
It hath to climb. The general's disdain'd
By him one step below; he, by the next;
That next, by him beneath; so every step
Exampled by the first pace, that is sick
Of his superior, grows to an envious fever
Of pale and bloodless emulation:
And 'tis this fever that keeps Troy on foot,
Not her own sinews. To end a tale of length,
Troy in our weakness stands, not in her strength.
Troilus and Cressida, Act 1.

I think Shakespeare in these passages refers to the clyming figure (see Archiv f. n. Sprachen, XXXVIII, 421) where one word proceeds double to the first that was spoken: and the Society will observe that Ulysses after making one word proceed double to the first that was spoken, uses the adverb doubly and the verb climb, and says „every step exampled by the first pace" and Puttenham says Clymax is called the marching figure because „after the first step all the rest proceed by double space" &c.

Prince John.
Fare you well, Falstaff: I, in my condition
Shall better speak of you than you deserve.
(Exit.)

Falstaff.
I would you have but the wit: 'twere better than your dukedom. — Good faith, this same young sober-blooded boy doth not love me; nor a man cannot make him laugh; — but that's no marvel, he drinks no wine.
2 Henry IV., Act 4, Scene 3.

Κέκλυθι νῦν, Εὔμαιε καὶ ἄλλοι πάντες ἑταῖροι,
εὐξάμενός τι ἔπος ἐρέω· οἶνος γὰρ ἀνώγει
ἠλεός, ὅστ' ἐφέηκε πολύφρονά περ μολπεῖσαι
καί θ' ἁπαλὸν γελάσαι καί τ' ὀρχήσασθαι ἀνῆκεν
καί τι ἔπος προέηκεν, ὅπερ τ' ἄρρητον ἄμεινον. 467.
Homer, Od. XIV.

Princesse.
Nor God nor I delights in perjured men.
Love's Labour's Lost, Act 5, Scene 2.

In this passage Shakespeare uses the figure Sillepsis or Double Supply „conceiving, and as it were, comprehending under one a supplie of two natures, and may be likened to the man that serves many masters at once, being of strange Countries or kindreds, as in these verses,

Judge ye lovers, if it be strange or no:
My ladie laughs for joy and *I* for wo,

where ye see a third person supplie himselfe and a first person."
The Arte of English Poesie, Lib. III, Chap. XII.

Bolingbroke.
Part of your cares you give me with your crown.

King Richard.
Your cares set up do not pluck my cares down.
My care is loss of care, by old care done;
Your care is gain of care, by new care won:
The cares I give I have, though given away;
They tend the crown, yet still with me they stay.

Boling.
Are you contented to resign the crown?

King Richard.
Ay, no; no, ay; for I must nothing be;
Therefore no no, for I resign to thee.
Richard II., Act 4, Scene 1.

„Je have another sort of repetition, which we call the doubler, and is as the next before (Cuckoospel or Underlay see Archiv f. n. Sprachen XXXIX, 282), a speedie iteration of one word, but with some little intermission by inserting one or two words betweene, as in a most excellent dittie written by Sir Walter Raleigh these two closing verses:

Jet when I came my selfe to you was true,
I loved my selfe, bycause my selfe love you.

And this spoken in common Proverbe.

An ape wil be an ape, by kinde as they say,
Though that ye clad him all in purple array.

Or as we once sported upon a fellowes name who was called Hoodcock and for an ill part he had plaid entreated favour by his friend.

I praie your intreate no more for the man,
Hoodeocke will a woodcocke do what ye can.

Now also be there many other sortes of repetition if a man would use them, but are nothing commendable, and therefore are not observed in good poesie, as a vulgar rimer who doubled one word in the end of every verse thus:

adieu, adieu,
my face, my face.

And an other that did the like in the beginning of his verse, thus:

To love him and love him, as sinners should doo.

These repetitions be not figurative but phantastical, for a figure is ever used to a purpose, either of beautie or of efficacie: and these last recited be to no purpose, for neither can ye say that it urges affection, nor that it beautifieth or enforceth the sence, nor hath any other subtilitie in it, and therefore is a very foolish impertinency of speech, and not a figure.“ The Arte of English Poesie. Lib. III, Chap. XIX.

Cardinal.
My lord, wise men ne'er sit and wail their woes,
But presently prevent the ways to wail.
To fear the foe, since fear oppresseth strength,
Gives in your weakness strength unto your foe,
And so your follies fight against yourself.
Fear, and be slain; no worse can come to fight:
And fight and die is death destroying death;
Where fearing dying pays death servile breath.
Richard II., Act 3, Scene 2.

Cressida.

In that I'll war with you.

Troilus.

O virtuous fight,
When right with right wars who shall be most right:
True swains in love shall in the world to come
Approve their truths by Troilus: when their rhymes,
Full of protest, of oath and big compare,
Want similes, truth tired with iteration,
As true as steel, as plantage to the moon,
As sun to day, as turtle to her mate,
As iron to adamant, as earth to the centre,
Yet, after all comparisons of truth,
As truth's authentic author to be cited,
„As true as Troilus" shall crown up the verse,
And sanctify the numbers.

Troilus and Cressida, Act 3, Scene 2.

I think that Shakespeare in these passages uses Ploche or the Doubler and also Tautologia (see Archiv f. n. Sprachen XXXVIII, 81), because the Cardinal and Troilus not only make „a speedy iteration of one word, with some little intermission by inserting one or two words between, but they also „take too much delight to fill the verse with words beginning with a letter", — and Troilus mentions the word iteration which Puttenham uses in his description of these figures, Ploche or the Doubler and Tautologia.

If you be well pleased with this
And hold your fortune for your bliss,
Turn you where your lady is
And claim her with a loving kiss.

Merchant of Venice, Act 3, Scene 2.

Aragon.

What is here?
(Reads) The fire seven times tried this:
Seven times tried that judgement is,
That did never choose amiss.
Some there be that shadows kiss;
Such have but a shadow's bliss:
There be fools alive, I wis,
Silver'd o'er; and so was this.
Take what wife you will to bed,
I will ever be your head:
So be gone: you are sped.

Merchant of Venice, Act 2, Scene 9.

Morocco.

O hell! what have we here?
A carrion Death, within whose empty eye
There is a written scroll! I'll read the writing.
(Reads) All that glisters is not gold;
Often have you heard that told:
Many a man his life hath sold
But my outside to behold:
Gilded tombs do worms infold.
Had you been as wise as bold,
Young in limbs, in judgement old,

Your answer had not been inscroll'd:
Fare you well; your suit is cold.
Merchant of Venice, Act 2, Scene 7.

Coren.

Here comes young Master Ganymede, my new mistress's brother.

Enter Rosalind, with a paper, reading.

Rosalind.

From the east to western Ind,
No jewel is like Rosalind.
Her worth, being mounted on the wind,
Through all the world bears Rosalind.
All the pictures fairest lined
Are but black to Rosalind.
Let no fair be kept in mind
But the fair of Rosalind.

Touching.

I'll rhyme you so eight years together, dinners and suppers and sleeping-hours excepted: it is the right butter-women's rank to market.

Rosalind.

Out, fool!

Touching.

For a taste:
If a hart do lack a hind,
Let him seek out Rosalind.
If the cat will after kind,
So be sure will Rosalind.
Winter garments must be lined,
So must slender Rosalind.
They that reap must sheaf and bind;
Then to cart with Rosalind.
Sweetest nut hath sourest rind,
Such a nut is Rosalind.
He that sweetest rose will find
Must find love's prick and Rosalind.

This is the very false gallop of verses: why do you infect yourself with them?
As You Like It, Act 3, Scene 2.

In these passages Shakespeare probably refers to Omoioteleton or the Like loose, thus described by Puttenham; –

„The Greekes used a manner of speech or writing in their proses, that went by clauses, finishing in words of like time, and might be by using like cases, tenses, and other points of consonance, which they called Omoioteleton, and is that wherein they neerest approched to are vulgar ryme, and may he thus expressed.

Weeping creeping beseeching I wan,
The love at length of Lady Lucian.

Or thus if we speake in prose and not in meetre:

Mischannces ought not to be lamented,
But rather by wisedome in time prevented:
For such mishappes as be remedilesse,
To sorrow them it is but foolishnesse:
Yet are we all so frayle of nature,
As to be greeved with every displeasure.

The craking Scotts as the Chronicle reportes at a certaine time made this bald rime upon the English-men.

Long beards hartlesse,
Painted hoodes artlesse:
Gay contes gracelesse
Make all England thriftlesse.

Which is no perfit rime in deede, but clauses finishing in the self same time: for a rime of good simphonie should not conclude his concords with one and the same terminant sillable, as less, less, less, but with divers and like terminants, as les, pres, mes, as was before declared in the chapter of your cadences, and your clauses in prose should neither finish with the same nor with the like terminants, but with the contrary as hath bene shewed before in the booke of proportions; yet many use it otherwise, neglecting the Poeticall harmonie and skill. And th' Earle of Surrey with Syr Thomas Wyat the most excellent makers of their time, more peradventure respecting the fitnesse and ponderositie of their wordes than the true cadence or simphonie, were very licencious in this point. He call this figure following the originall, the like loose alluding th' Archers terme who is not said to finish the feate of his shot before he give the loose, and deliver his arrow from his bow, in which respect we use to say marke the loose of a thing for marke the end of it." The Arte of English Poesie, Lib. III, Chap. XVI.

For the reader will see that „it is no perfect ryhme indeed, but clauses finishing with the self same time."

Gaunt.

O, but they say the tongues of dying men
Enforce attention like deep harmony:
Where words are scarce, they are seldom spent in vain,
For they breathe truth that breathe their words in pain.

Richard II., Act 3, Scene 1.

Salisbury.

May this be possible? may this be true?

Melville.

Have I not hideous death within my view,
Retaining but a quantity of life,
Which bleeds away, even as a form of wax
Resolveth from his figure 'gainst the fire?
What in the world should make me now deceive,
Since I must lose the use of all deceit?
Why should I then be false, since it is true
That I must die here and live hence by truth?

King John, Act 5, Scene 4.

Nemo praesumitur esse immemor suae aeternae salutis, et maxime in articulo mortis. Coke's Reports. 76.

Fluellen.

I think, it is in Macedon, where Alexander is porn. I tell you, captain, — If you look in the maps of the 'orld, I warrant you shall find, in the comparisons between Macedon and Monmouth, that the situations, look you, is both alike. There is a river in Macedon; and there is also moreover a river at Monmouth: it is called Wye, at Monmouth: but it is out of my prains, what is the name of the other river; but 'tis all one, 'tis so like as my fingers is to my fingers, and there is salmons in both. If you mark Alexander's life well, Harry of Monmouth's life is come after it indifferent well; for there is figures in all things. Alexander (God knows, and you

know) in his rages, and his furies, and his wraths, and his cholers, and his moods, and his displeasures, and his indignations, and also being a little intoxicates in his prains, did, in his ales and his angers, look you, kill his pest friend, Clytus.

Gowen.

Our king is not like him in that; he never killed any of his friends.

Fluellen.

It is not well done, mark you now, to take tales out of my mouth, ere it is make an end and finished. I speak but in the figures and comparisons of it: As Alexander is kill his friend Clytus, being in his ales and his cups; so also Harry Monmouth, being in right wits and his goot judgments, is turn away the fat knight with the great pelly-doublet: he was full of jests, and gipes, and knaveries, and mocks; I am forget his name.

Gowen.

Sir John Falstaff.

Fluellen.

That is he: I can tell you, there is goot men born at Monmouth.

Henry V., Act 4, Scene 7.

I think that Shakespeare refers, in this passage to the figure of Comparison, which is thus described by Puttenham, —

„Though we might call this figure very well and properly the Paragon yet dare I not so to doe for feare of the Courtiers envy, whio will have no man use that terme but after a courtly manner, that is, in praysing of horses, haukes, hounds, pearles, diamonds, rubies, emerodes, and other precious stones: specially of faire women whose excellencie is discovered by paragonizing or setting one to another, which moved the zealus Poet, speaking of the mayden Queene, to call her the paragon of Queenes. This considered, I will let our figure enjoy his best beknowen name, and call him stil in all ordinarie cases the figure of comparison: as when a man wil seeme to make things appeare good or bad, or better or worse, or more or less excellent, either upon spite or for pleasure, or any other good affection, then he sets the lesse by the greater, or the greater to the lesse, the equall to his equall, and by such confronting of them together, drives out the true ods that is betwixt them, and makes it better appeare, as when we sang of our Soveraigne Lady thus, in the twentieth Partheniade.

As falcon fares to bussards flight,
As eagles eyes to owlates sight,
As fierce saker to outward kite,
As brightest noone to darkest night:
As summer sunne exceedeth farre,
The moone and every other starre;
So farre my Princesse praise doeth passe.
The famoust Queene that ever was.'

And in the eighteene Partheniade thus.

Set rich rubie to red esmayle
The ravens plume to peacocks tayle,
Lay me the larkes to lizards eyes,
The duskie cloude to azure skie,
Set shallow brookes to surging seas,
An orient pearle to a white pease;

&c. Concluding.

There shall no lesse an ods be seene
In mine from every other Queene."

The Arte of English Poesie, Lib. III, Chap. XIX.

Fluellen makes a comparison between Macedon and Monmouth, between the river in Macedon and the river in Monmouth and he sets Alexander's life by Harry of Monmouth's life and says „I speak but in the figures and comparisons of it", thus, — „As Alexander killed his friend Clytus, being in his ales and his cups; so also Harry Monmouth, being in his right wits and his good judgements, turned away the fat knight with the great belly-doublet"; — and Puttenham uses the same adverbs as and so in the lines he quotes in illustration of this figure. I think that Shakespeare, in this passage, refers also to Sinonimia or the figure of Store (see Archiv f. n. Sprachen, XXXIX, 295), for Fluellen uses „many words of one nature and sense", thus, — „Alexander in his rages, and his furies, and his wraths, and his cholers, and his moods, and his displeasures, and his indignations, and also being a little entoxicates in his prains, did, in his ales and his angers, look you kill his best friend Clytus." Fluellen also says, — „I speak but in the figures and comparisons of it."

Volumnia.

Daughter, speak you:
He cares not for your weeping. — Speak thou, boy;
Perhaps, thy childishness will move him more
Than can our reasons. — There is no man in the world
More bound to his mother; yet here he lets me prate
Like one i' the stocks. Thou hast nevr in thay life
Show'd thy dear mother any courtesy;
When she (poor hen!) fond of no second brood,
Has cluck'd thee to the wars, and safely home,
Loaden with honour. Say, my request's unjust,
Thou art not honest; and the gods will plague thee,
That thou restrain'st from me the duty, which
To a mother's part belongs.

Coriolanus, Act 5, Scene 3.

ἐγὼ μὲγ γὰρ ἄπιστον καὶ Θεοῖς ἐχθρὸν, οὐ μόνον ἀνθρώποις, ὑπολαμβάνω τὸν τῶν γονέων ἀμελοῦντα.

Demosthenes *Κατα ΑΡΙΣΤΟΓΕΙΤΟΝΟΣ*. A. 790.

Troilus.

O Cressid! O false Cressid! false, false, false!

Troilus and Cressida, Act 5, Scene 2.

Nurse.

O wo! O woful, woful, woful day!
Most lamentable day! most woful day,
That ever, ever I did yet behold!
O day! O day! O day! O hateful day!
Never was seen so black a day as this:
O woful day, O woful day!

Romeo and Juliet, Act 4, Scene 4.

Instance, O instance! strong as Pluto's gates;
Cressid is mine, tied with the bonds of heaven:
Instance, O instance! strong as heaven itself.

Troilus and Cressida, Act 5, Scene 2.

„Oh, that infected moisture of his eye,
Oh, that false fire which in his cheek so glow'd,
Oh, that forced thunder from his heart did fly,
Oh, that sad breath his spongy lungs bestow'd,
Oh, all that borrow'd motion, seeming owed.

Would yet again betray the fore-betray'd.
And new pervert a reconciled maid!"

A Lover's Complaint.

Pyrhen.

„O grim-look'd night! O night with hue so black!
„O night, which ever art, when day is not!
„O night, O night, alack, alack, alack,
„I fear my Thisby's promise is forgot! —
„And thou, O wall, O sweet, O lovely wall,
„That stand'st between her father's ground and mine;
„Thou wall, O wall, O sweet and lovely wall,
„Shew me thy chink, to blink through with mine eyne.
(Wall holds up his fingers.)
„Thanks, courteous wall: Jove shield thee well for this!
„But what see I? No Thisby do I see.
„O wicked wall, through whom I see no bliss;
„Curst be thy stones for thus deceiving me!"

Midsummer Nights Dream, Act 5, Scene 1.

„The figure of exclamation, I call him (the outcrie) because it utters our minde by all such words as do shew any extreme passion, whether it be by way of exclamation or crying out, admiration or wondering, imprecation or cursing, obtestation or taking god and the world to witnes, or any such like as declare an impotent affection, as Chaucer of the Lady Cresseida by exclamation.

O soppe of sorrow soonken into care,
O caytife Cresseid, for now and evermore.

Or as Gascoine wrote very passionatly and well to purpose.

Ay me the dayes that I in dole consume,
Alas the nights which witnesse well mine woe:
O wrongfull world which makest my fancie fume,
Fie fickle fortune, fie, fie them art my foe:
Out and alas so froward is my chance,
No nights nor daies, nor worldes can me avance."

The Arte of English Poesie, Lib. III, Chap. XIX.

Othello.

Behold! I have a weapon:
A better never did itself sustain
Upon a soldiers thigh. Act 5, Scene 2.

VIII.

Whom her host saw readie to depart,
He would not suffer her alone to fare,
But gan himselfe addresse to take her part.
Those warlike armes, which Calepine whyleare
Had left behind, he gan eftsoones prepare,
And put them all about himself unfit,
His shield, his helmet, and his curats bare,
But without sword upon his thigh to sit;
Sir Calepine himselfe away had hidden it.

Faerie Queene Book VI, Canto V.

σπασσάμενος τανύηκες ἄορ παχέος παρὰ μηροῦ.

Homer Od. X, 438 and XI, 231.

αὐτὸς δὲ ξίφος ὀξὺ ἐρυσσάμενος παρὰ μηροῦ ἧσθαι.

Homer Od. X, 535.

ἐγὼ δ' ἄορ ὀξὺ ἐρυσσάμενος παρὰ μηροῦ.

Homer Od. XI, 24.

Le Beau.

There comes an old man and his three sons, —

Cellow.

I could match this beginning with an old tale.

Le Beau.

Three proper young men, of excellent growth and presence; —

Rosalind.

With bills on their necks. — Be it known unto all men by these presents. —

XXI.

At last, through wrath and vengeaunce, making way
He on the bancke arryvd with mickle payne;
Where the third brother him did sore assay,
And drove at him with all his might and mayne
A forest-bill, which both his hands did strayne;
But warily he did avoide the blow,
And with his speare requited him agayne,
That both his sides were thrilled with the throw,
And a large streame of bloud out of the wound did flow.

Faerie Queene Book III, Canto.

„No more sweet Musidorus (said Zelmane) of these philosophers, for here comes the verie person of Dametas. And so he did indeed, with a sword by his side, a forrest bill on his neck, and a chopping knife under his girdle: in which well provided sort he had ever gone since Zelmane had put him in." Sidney's Arcadia, Lib. I, page 67.

Rosalind refers probably to foreset bills and certainly in using the words „Be it known unto all men by these presents" to bills which are deeds poll, and commonly commence with these words „Know all men by these presents, or „To all-to whom these presents shall come", — and are made by one party only, and not indented, but polled or shaved quite even, and therefore called, deeds poll, or single deeds. Mirror. c. 2, s. 27, Litl s. 371, 372. This word Bill. Billa, has several significations in Law, according to West. Symb. page I, lib. 2, sec. 146, it is all one with an obligation, saving that it is commonly called a Bill, when in English and an obligation, obligatio, when in Latin. But now by a Bill we understand a single Bond without a condition, by an obligation a Bond with a penalty and condition, although a Bill may he obligatory. See Co. Litl. 172 and West. Symbol. part I, lib. 2, sec. 146.

Falstaff.

I shall be with her between ten and eleven: for at that time the jealous rascally knave, her husband, will be forth.

Merry Wives of Windsor, Act 2, Scene 2.

One to ten!
Lean raw-boned rascals! who would e'er suppose
They had such courage and audacity?

1 Henry VI., Act 1, Scene 1.

Enter Falstaff.

Falstaff.

Poins! Poins, and be hanged! Poins!

Prince Henry.
Peace, ye fat-kidneyed rascal;
What a brawling dost thou keep?
1 Henry VI, Act 2, Scene 2.

Petruchio.
You peasant swain! you whoreson malthorse drudge!
Did I not bid thee meet me in the park,
And bring along these rascal knaves with thee?
Taming of the Shrew, Act 4, Scene 1.

Enter Beadles, dragging in Hostess Quickly and Doll Tear-Sheet.

Hostess.
No, thou arrant knave; I would I might die, that I might have thee hanged: thou hast drawn my shoulder out of joint.

First Beadle.
The constables have delivered her over to me; and she shall have whipping-cheer enough, I warrant her: There hath been a man or two lately killed about her.

Doll.
Nut-hook, nut-hook, you lie. Come on; I'll tell thee what, thou damned tripe-visaged rascal; an the child I now go with, do miscarry, thou hadst better thou hadst struck thy mother, thou paper-faced villain.

Hostess.
O the Lord, that Sir John were come! he would make this a bloody day to somebody. But I pray God the fruit of her womb miscarry!

First Beadle.
If it do, you shall have a dozen of cushions again; you have but eleven now. Come, I charge you both go with me; for the man is dead, that you and Pistol beat among you.

Doll.
I'll tell thee what, thou thin man in a censer! I will have you as soundly swinged for this, you blue-bottle rogue! you filthy famished correctioner! if you be not swinged, I'll forswear half-kirtles.

First Beadle.
Come, come, you she knight-errant, come.

Hostess.
O, that right should thus overcome might! Well; of sufferance comes ease.

Doll.
Come, you rogue, come; bring me to a justice.

Hostess.
Ay; come, you starved blood-hound.

Doll.
Goodman death! goodman bones!

Hostess,
Thou atomy thou!

Doll.
Come, you thin thing; come, you rascal!

First Beadle.
Very well. 2 Henry IV., Act 5, Scene 4.

Shakespeare in this Scene probably refers to Catachresis or the figure of abuse thus described by Puttenham.

„If for lacke of naturall and proper terme or worde we take another. neither naturall or proper and do untruly applie it to the thing which we would seeme to expresse, and without any just inconvenience, it is not then spoken by this figure Metaphore or of inversion as before (see Archiv f. n. Sprachen, XXXVIII, 433), but by plaine abuse, as he that bad his man go into his library and fet him his bowe and arrowes, for in deede there was never a booke there to be found, or as one should in reproch say to a poore man, thou r a s k a l l k n a v e, where raskall is properly the hunters terme given to young deere, l e a n e and out of season, and not to people: or as one said very pretily in this verse.

I lent my love to loose, and gaged my life in vaine. Where this worde lent is properly of mony or some such other thing, as men do commonly borrow, for use to be repayed againe, and being applied to love is utterly abused, and yet very commendably spoken by vertue of this figure. For h e t h a t l o v e t h a n d i s n o t b e l o v e d a g a i n e, hath no lesse wrong, than he that lendeth and is never repayde." The Arte of English Poesie, Lib. III, Chap. XVI

Puttenham in using the words „he that loveth and is not beloved againe", probably refers to an ode of Anacreon which I have already quoted to illustrate some passages in Shakespeare (see Archiv f. n. Sprachen, XXXV, 316).

Auf.

All places yield to him ere he sits down;
And the nobility of Rome are his:
The senators and patricians love him too:
The tribunes are no soldiers; and their people
Will be as rash in the repeal, as hasty
To expel him thence. I think he 'll be to Rome
As is the osprey to the fish, who takes it
By sovereignty of nature. First he was
A noble servant to them; but he could not
Carry his honours even: w h e t h e r 'twas pride,
Which out of daily fortune ever taints
The happy man; w h e t h e r defect of judgement,
To fail in the disposing of those chances
Which he was lord of; or w h e t h e r nature,
Not to be other than one thing, not moving
From the casque to the cushion, but commanding peace
Even with the same austerity and garb
As he controll'd the war; but one of these —
As he hath spices of them all, not all,
For I dare so far free him — made him fear'd,
So hated, and so banish'd: but he has a merit,
To choke it in the utterance.

Coriolanus, Act 4, Scene 7.

Phebe.

Think not I love him, though I ask for him;
'Tis but a peevish boy; y e t he talks well;
But what care I for words? y e t words do well
When he that speaks them pleases those that hear.
It is a pretty youth: not very pretty:
But, sure, he 's proud, and y e t his pride becomes him:
He 'll make a proper man: the best thing in him
Is his complexion; and faster than his tongue
Did make offence his eye did heal it up.
He is not very tall; y e t for his years he 's tall:
His leg is but so so; and y e t 'tis well:

There was a pretty redness in his lip,
A little riper and more lusty red
Than that mix'd in his cheek; 'twas just the difference
Betwixt the constant red and mingled damask.
There be some women, Silvius, had they mark'd him
In parcels as I did, would have gone near
To fall in love with him; but, for my part,
I love him not nor hate him not; and yet
I have more cause to hate him than to love him.
As You Like It, Act 3, Scene 5.

It may be worthy of consideration whether Shakespeare in these passages uses the figure called the doubtful (see Archiv f. n. Sprachen, XXXIX, 265).

Hostess.

What sayest thou, my bully-rook?

Shallow.

(To Page.) Will you go with us to behold it? My merry host hath had the measuring of their weapons; and, I think, hath appointed them contrary places; for, believe me, I hear the parson is no jester. Hark, I will tell you what our sport shall be. (They converse apart.)

Hostess.

Hast thou no suit against my knight, my guest-cavaleire?

Ford.

None, I protest: but I'll give you a pottle of burnt sack to give me recourse to him and tell him my name is Brook; only for a jest.

Hostess.

My hand, bully; thou shalt have egress and regress; — said I well? — and thy name shall be Brook. It is a merry knight. Will you go, An-heires?
Merry Wives of Windsor, Act 2, Scene 1.

An-heires is a word of doubtful meaning. I have thought that it may be a misprint of one ears (see Archiv f. n. Sprachen, XXXIX, 296).

Cutting off one ear was a punishment inflected, be the Law of England, for many offences.

The word Justicer is used by Shakespeare in Lear and Cymbeline; and Lambard in the First Chapter of the First Book of his „Eirenarch", gives an account of the introduction of this word into our Law.

„Justices of the Peace, bee Judges of Record appointed by the Queene to bee Justices within certain limites for the conservation of the Peace, and for the execution of sundrie things comprehended in their commission and in divers laws committed unto them. These and many other Judiciall officers in our Law, be called Justices (per metonymiam subjecti) because they doe (or shoulde doe) Lawe and Justice. For in many olde Histories, the Chief Justice of England is termed Capitalis Justitia, and Prima (post Regem) in Anglia. Justitia: and the Originall Writtes that are in M. Glavils Booke (whiche was written under the raigne of king Henry the second) have this forme, quod fit coram me, vel Justiciis meis: And this (no doubt) was done of special purpose and to the ende, that the mention of their name, should put them in mind of their office, and should continually (as it were) sollicit them to administer Justice, for whose sake they were appointed. But in the daies of king Henrie the third, M. Bract. (who reduced the body of our lawe into latine, and therein imitated the Methode of the Civile Lawiers) channged the worde Justiciis into Justiciars (how Latine like, let them judge that can skil), and setteth down the writtes accordingly, coram Justiciariis nostris. Since which time, not only all our writtes that commannd appearance before the Justices at Westminster, do use the word Justiciariis, but all

Commissions of Sewers of the Peace of Oyer and Terminer, and such like, do observe the same forme also.

And of this it commeth, that M. Fityh (in his treatise of the Justices of Peace) calleth them Justicers (contractly for Justiciars) and not Justices, as we commonly (and „not altogether unproperly) do name them". Eirenarcha: or of the Office of the Justices of Peace, in two Bookes: Gathered 1579 and now revised and first published, in the 24 yeere of the peaceable raigne of our gratious Queene Elizabeth. By William Lambard of Lincolnes. June, Gent. Hae tibi artes erunt, pacique imponere morem. At London: Imprinted by Ralf Newbery, and H. Binneman, by the assig. of Richard Tottell, and Chr. Barker, 1582. (See Archiv f. n. Sprachen, XXXII, 63.)

Mrs. Ford.

Mistress Page is come with me, sweetheart.

Falstaff.

Divide me like a bribe buck, each a haunch: I will keep my sides to myself, my shoulders for the fellow of this walk, and my horns I bequeath your husbands. Am I a woodman, ha? Speak I like Herne the hunter? Why, now is Cupid a child of conscience; he makes restitution. As I am a true spirit, welcome!

Merry Wives of Windsor, Act 5, Scene 5.

„Madfolkes and Lunalicke persons, during the time of their furor or insanitie of minde, cannot make a testament, nor dispose anie thing by will, no not ad pias causas: for the reason is most forcible, because they knowe not what they do: for in making of testaments, the integrity or perfitnes of minde and not health of the body is requisite; and thereupon arose that common clause, used in every testament almost, sick in body, but of perfit minde and memory." A Briefe Treatise of Testaments and Last Willes, By the Industrie of Henrie Swinburn, Bachelor of the Civile Lawe. Lond. Printed by John Windet. 1590.

Shakespeare may, in this passage play upon the word woodman, using it in the sense of a forester or huntsman in connection with therme the hunter, and in the sense of a mad or wood man, in connection with the words divide and bequeath (see Archiv f. n. Sprachen, XXXI, 190), because as Swinburn says madfolkes and Lunaticke persons cannot make a testament, — and Falstaff having used the words divide and bequeath, may imply, in asking whether he is a woodman, that he has that „integritie or perfitnesse of mind which is requisite in making testaments".

Biondello.

I take the priest, clerk, and some sufficient honest witnesses.

Taming of the Shrew, Act 4, Scene 4.

„If any party at any time here after, for any matter or cause before rehearsed, limited or appointed by this Act, to be sued or determined in the king's ecclesiastical court, or before the ecclesiastical judge, do sue for any prohibition in any of the king's courts where prohibitions before this time have been used to be granted, that then in every such case the same party, before any prohibition shall be granted to him or them, shall bring and deliver to the hands of some of the justices or judges of the same court where such party demandeth the prohibition, the very true copy of the libel depending in the ecclesiastical court, concerning the matter wherefore the party demandeth the prohibition, subscribed or marked with the hand of the same party; and under the copy of the said libel shall be written the suggestion wherefore the party so demandeth the said prohibition: and in case the said suggestion, by two honest and sufficient witnesses at the least, be not proved true in the court where the said prohibition shall be so granted,

within six months next following after the said prohibition shall be so granted and awarded, that then the party that is letted or hindred of his or their suit in the ecclesiastical court by such prohibition, shall upon his or their request or suit, without delay, have a consultation granted in the same case in the court where the said prohibition was granted."

2 and 3. Edward VI, Chapter 13, Sec. XIV.

Isabelle.

I went
To this pernicious caitiff deputy, —

Duke.

That's somewhat madly spoken.

Isabelle.

Pardon it;
The phrase is to the matter.

Duke.

Mended again. The matter; proceed.

Isabelle.

In brief, to set the needless process by,
How I persuaded, how I pray'd, and kneel'd,
How he refell'd me, and how I replied, —
For this was of much length, — the vile conclusion
I now begin with grief and shame to utter:
He would not, but by gift of my chaste body
To his concupiscible intemperate lust,
Release my brother; and, after much debatement,
My sisterly remorse confutes mine honour,
And I did yield to him: but the next morn betimes,
His purpose surfeiting, he sends a warrant
For my poor brother's head.

Measure For Measure, Act 5, Scene 1.

„Albeit the childe be borne blind, or lame, yet is the husbande presumed to have begotten the same, and not the adulterer. In which case, nevertheless some have beene of this opinion, that this childe was begotten in adulterie, being so borne (as they imagined) by God providence and justice, because of the sinne of the parentes: whose rash opinion is by others refelled as erroneous and blinde." A Briefe Treatise of Testaments and Last Willes. By Henrie Swinburn. London 1590. The Fourth Part, page 162.

Laertes.

Think it no more:
For nature, crescent, does not grow alone
In thews and bulk, but, as this temple waxes,
The inward service of the mind and soul
Grows wide withal. Perhaps he loves you now,
And now no soil nor cautel doth besmirch
The virtue of his will: but you must fear,
His greatness weigh'd, his will is not his own:
For he himself is subject to his birth.

Hamlet, Act 1, Scene 3.

„It is an old question, whether he that hath taken an oth not to make a testament, may notwithstanding make a testament: and although there were many which did hold that in this case he could not make a testament yet the greater number are of the contrarie opinion; esteeming the othe not be lawfull, and consequently not of force to deprive a man of the libertie of making a testament. And therefore if a man first make a testament, and

then sweareth never to revoke the same, yet notwithstanding he may make an other testament and thereby revoke the former: for there is no cautele under heaven, whereby the libertie of making or revoking his testament can be utterly taken away. Howbeit if the testator will make his testament contrarie to his othe, then it is necessarie that he revoke his othe also, for the former testament is not revoked, unlesse the othe be also specially or expresslie revoked." A Briefe Treatise of Testaments and Last Willes. By the Industrie of Henrie Swinburn, Bachelor of the Civill Lawe. London. Printed by John Windet. 1590. The Second Part, page 60.

Leartes says „no soil nor cautel doth besmirch the virtue of his will", and Swinburn says „there is no cautele under heaven, wherby the libertie of making or revoking his testament can be utterly taken away".

Valentine.
How use doth breed a habit in a man!
This shadowy desert, unfrequented woods,
I better brook than flourishing peopled towns:
Here can I sit alone, unseen of any,
And, to the nightingale's complaining notes,
Tune my distresses, and record my woes.
O thou that dost inhabit in my breast,
Leave not the mansion so long tenantless;
Lest, growing ruinous, the building fall,
And leave no memory of what it was!
Repair me with thy presence, Silvia.
Two Gentlemen of Verona, Act 5, Scene 4.

Definitions are saide to be dangerous in lawe, the cause may be attributed to the multitude of different cases, the penurie of apt wordes, the weakenes of our understanding, and the contrarietie of opinions. For happely amongest such abundant varietie of thinges, either we cannot discerne the true essence thereof, or we doo not aptly deliver what we conceave, or else these perils being past, at least in our owne opinions, yet are we still subject to the rigorous examination of all sorts of men, and must abide the doubtfull verdict of the sharpest wittes, and endure the dreadful sentence of the deepest judgements. And it is rare if at last; after long and superstitious revolution, one man at least among so many subtile heads, and captious conceits, doe not espie some defect or excesse in the definition, wherby the same may be subverted. Which thing if it come to pas, then like as when the captain is slaine, the souldiers are in danger to be disconfited; or as the foundation being ruinous, the building is in perill of falling: So the definition being overthrowen, all the arguments drawen from theme, and whatsoever els dependeth thereupon, is in perill to be overturned. No marvell then if definitions be reported to be dangerous." A Briefe Treatise of Testaments and Last Willes. By John Swinburn. London 1590.

„There be two kinds of waste, viz. voluntary or actual and permissive. Wast may be done in houses, by pulling or prostrating them down, or by suffering the same to be uncovered, whereby the spars or rafters, plaunchers, or other timber of the house are rotten. But if the house be uncovered when the tenant commeth in, it is no wast in the tenant to suffer the same to fall down. But though the house be ruinous at the tenant's coming in, yet if he pull it down, it is wast unless he reedifie it again." Coke, 1. Ins. 53 a.

„If a man hath a house near to my house, and he suffereth his house to be so ruinous as it is like to fall upon my house, I may have a writ de domo reparandâ, and compel him to repair his house. Coke, 1. Inst. 56 b.

„If the house fall down by tempest, or be burnt by lightning, or prostrated by enemies, or the like without a default of the tenant, or was ruinous at his corming in, and fall down, the tenant may build the same again

with such materials as remaines and with other timber which he may take growing on the ground for his habitation, but he must not make the house larger than it was. If the house be discoverd by tempest, the tenant must in convenient time repair it. Coke. 1 Inst. 53 a.

Macbeth.

I conjure you, by that which you profess,
(Howe'er you come to know it,) answer me:
Though you untie the winds, and let them fight
Against the churches; though the yesty waves
Confound and swallow navigation up;
Though bladed corn be lodged, and trees blown down;
Though castles topple on their warders' heads;
Though palaces and pyramids do slope
Their heads to their foundations; though the treasure
Of nature's germins tumble all together,
Even till destruction sicken, answer me
To what I ask you.

Act 4, Scene 1.

„And it is to be observed, that there is wast, destruction and exile. Wast properly is in houses, gardens, in timber trees, either by cutting them down, or topping them, or doing any act whereby timber may decay. If the tenant cut down timber trees, this is wast; and if he suffer the young germins to be destroyed, this is destruction. Coke. I. 53 a.

Vastum et Destructio fere aequipollent, et convertibiliter se habent in domibus boscis et gardinis, sed exilium dici poterit, cum servi manumittantur, aut a tenementis suis injuriose ejiciantur. Fleta, lib. I, cap. II.

Liverpool. W. L. Rushton.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Sprichwörterlese aus Burkhard Waldis mit einem Anhange, zur Kritik des Kurzischen B. Waldis und einem Verzeichniss von Melanchthon gebrauchter Sprichwörter von Franz Sandvoss. Friedland 1866.

Das in der Ueberschrift genannte Büchlein schliesst sich an die beiden ersten den Esopus von Burkhard Waldis enthaltenden Bände der „Deutschen Bibliothek. Sammlung seltener Schriften der älteren deutschen National-Literatur. Herausgegeben v. Heinrich Kurz. Leipzig J. J. Weber. 1862 ff" Die Würdigung dieses bedeutsamen, bereits bis zum 10. Bd. vorgeschrittnen Unternehmens behalten wir einer spätern Besprechung vor, zu der wir bald Musse zu finden hoffen und als deren Vorläufer die nachfolgende Beurtheilung des Sandvoss'schen Büchleins gelten möge.

Dies Büchlein kann in seinem Haupttheil als die Ausführung eines von H. Kurz in seiner Einleitung zum Esopus (I, XXXVII) gegebnen Winks bezeichnet werden. Kurz sagt nämlich dort von B. Waldis: „Seine volksthümliche Natur zeigt sich auch darin, dass er die Moral häufig in Form von Sprichwörtern darstellt und manchmal eine grosse Menge von Sprichwörtern an einander reiht (II. 36). Ueberhaupt ist sein Esopus so reich an guten, zum Theil weniger bekannten Sprichwörtern, dass er mit Rücksicht auf dieselben genauere Beachtung verdiente, wobei man auch sein ebenfalls an Sprichwörtern reiche Parabel „Vom verlornen Sohne" vergleichen müsste" etc. Den letzten Theil des Winkes sich zu Nutze zu machen, hat freilich Herr Sandvoss versäumt; aber auch den Esopus nicht einmal hat er für seinen Zweck vollständig ausgebeutet, so dass noch eine reiche Nachlese zu halten ist. Eine solche hier zu geben, liegt mir natürlich fern; ich beschränke mich vielmehr mit Absicht auf einige Beispiele, die ich, wie Herr Sandvoss alphabetisch ordne, aber, von ihm abweichend, zum Theil nur kurz Sndeute, da der genaue Hinweis auf die jetzt so leicht zugängliche Sammlung das volle Ausschreiben der einzelnen Stellen überflüssig macht. Ich bemerke hier gleich noch, dass Herr Sandvoss in den Kreis seiner Sprichwörterlese — und zwar meiner Ansicht nach mit Recht nicht bloss die eigentlichen Sprichwörter, sondern auch sprichwörtliche Redensarten gezogen hat, wie er denn mit einer solchen gleich beginnt: *Abgehen wie warmes Pech*, ironisch für: kleben bleiben, nicht vorwärts kommen.

Es fehlen nun aber bei ihm z. B.:

Abspinnen, *was man an seinen Rocken* (s. d. S. 84) *gebunden*. 2,23[30] d. h. *Waldis*, Esopus Buch 2, Fabel 23, Vers 30.

Wo *der* Abt *lässt Würfel walten.* | *mögen die Brüder wohl Schanzen halten.* 4,83[2]. (s. *Sanders*, Deutsches Wörterb. u. v *Abt* 1.)

Affen *sein und Affen bleiben* 2,22[31] (vgl. 4,75[165]). *Affen machen Affenspiel.* [36] —

Solch Arbeit *fordert solchen Lohn.* 4,13[60].

Wo dir nit der Arm *ist krumm* [zum Geben], | *bist du nit willkumm.* 4,30[13].

An Armuth (*Armetei* 4,82[32]) *käuen.* 3,92[191], vgl.: *Am Hunger gnagen.* 4,42[74] (gewöhnlich: *Am Hungertuch nagen*, s. Sanders Wörterb. 2,380 c; 385 a; 1398 c.)

Gut' Aerzt *und gut' Juristen* | *seind gemeinlich böse Christen* (s. d.). 2,21[67].

Ausessen. 2,23[28], s. *einkrumen.*

Bett, s. *Stroh.*

Wer sich die Bienen *lässt abschrecken,* | *der wird auch nit den Honig schmecken.* 4,42[79]; 73[73].

Trocken Brot *mit Freuden.* 1,9[97].

Die Butter *verrühren* 4,81[150], vgl.: *Das Mus verschütten*[151], welche Stelle pag. 74 neben 1,55[19]; 3,37[16] fehlt.

Charybdis *und Scylla.* 2,51[25].

Das End *betracht!* 1,18[52].

Ein Jeden dunkt, sein's Nachbauren Flachse | *viel besser denn der sein' aufwachse* | *und dass sein's Nachbaur'n Kuh allzeit* | *viel mehr Milch denn die seine geit.* 2,49[19] ff. — Herr Sandvoss führt die erste Hälfte pag. 75 s. v. *Nachbar* an, die zweite aber p. 63 s. v. *Kuh**). Er aber, so wenig wie H. Kurz, beachtet die vorhergehende Zeile: *Wie der Poet davon auch sagt,* was Beide füglich darauf hätte hinführen müssen, dass Waldis hier nur Uebersetzer der allbekannten Stelle aus Ovid's Ars 1,349 ist:

Fertilior seges est alienis semper in agris,
vicinumque pecus grandius uber habet.

Den armen Franzen 4,82[185], vgl.: *Die tollen* Fritzen 90[63], s. u.: *Hans.*

Frauen — *sind gut zu bösen Sachen* (2,45[73]); *können ihres Gefallens weinen, lachen.* [74], s 4,81[12].

Galenus *uns reichlich nährt, Justinianus hoch herfährt.* 2,21[49].

Wo du kommst, kein Gaben hast, | *so bist ein ungenehmen* Gast. 4,30[12].

Vor Gedanken *giebt man kein Zoll.* 4,80[101].

Gemiethetes *Ross.* (s. d.)

Verachte den Geringen *nicht zu sehr.* 2,26[58].

Gewohnheit *ist der Natur* (s. d.) *weit überlegen.* 2,22[42]

Der Glaub (s. u.: *Treu*) *ist klein* etc. 1,10[24]; 94[37]; *Seit Untreu ist geboren,* | *hat der Glaub das Feld verloren* [50].

Das Glückrad. 1,33[37]; 3,92[163], s. auch: *Das* Glück. 2.24[30] ff.; *Glück ist gut, wer damit begift* [begabt ist], | *leiblich Schönheit es übertrifft*; | *doch ist des Herzen Schön' und Zier,* | *besser den ander Gaben vier.* 2,20[21].

Besser ein Gulden, *den man werbt,* | *denn zehen, die ihm angeerbt.* 4,15[51]

Jeder ihm selbst am meisten günnt. 2,6[18], vgl. 24[23].

Bei grossem Gut *ist hoher Muth* [*Hochmuth*]. 1.30[53].

Der Haar *sein.* 4,77[105] = von solcher Art, Beschaffenheit etc. (vgl.: *Bist du der Haar, Lieber, so greif dir selber an deine Ohren.* Luther 1, XX; Simplicissimus 1,51[32]; *Von waserlei Haaren sie gewesen.* 3,140[21]; *Weil sie eben desselben Haars, Mehls und Willens sind.* S. Franck Arche 100b etc., auch: *Wenn du böser bist oder doch gleich des* Leders. Keisersberg Sünd. d. M. 38a etc.

Ein grosser Hans. 4,24[77]; 1,5[15]; 59[37] etc., s. o. *Franz*; ferner die zahlreichen Verbindungen mit *Hans* in Sanders Wörterb. 1,691 c ff., so auch:

---

*) Nur im Vorübergehn wollen wir hier die von Sandvoss dazu gemachte wunderliche Bemerkung anführen: „geit" ist schwerlich in hochdeutschen denkmälern nachzuweisen; es bestätigt wieder den niederd. ursprung; denn dort ist „alltidigit" richtig gebunden. Wolle Herr Sandvoss einstweilen nur Wackernagel's Glossar zum Altd. Leseb. CCXVIII; Schmeller's bair. Wörterbuch 2,10; Brant Narrensch. 62[10] ansehn, vgl. auch Waldis 2,22[55].

Hans Kraft (1,55[51]), *Hans Marter* (3,89[33]) *und Bruder Veit* als volksthümliche Bezeichnung für Landsknecht, wie Kurz richtig wenigstens in der letzten, auch gar keine andre Deutung zulassenden Stelle erklärt, während er — und nach ihm Herr Sandvoss — in der ersten irrig deuten: Bauern und Soldaten, — s. Sanders l. l. *Marterhansen* bei Fischart, vgl. Wickram Rollw. 68[20]; ferner in Uhland's Volksl. 474 ff. das Lied: *Bruder Veit wider Heini* [d. h. die Landsknechte gegen die Schweizer] und folgende besonders beachtenswerthe Stellen:

> *Sonderlich sollen die Heerprediger das Kriegsvolk, auch den wilden, wüsten rohen* Bruder Veit, *der viel* Marterns, *Wunderns, Franzosens, Pestilenzen(, Sankt Veltens, Sankt Antonius, Sankt Quirinus* [viel fluchen] *kann, hart vermahnen etc.* Luther Sämmtl. Werke (Erlangen) 32,85; *Es wird die Zeit kommen, dass sie ihres Geldes die Geizhälse, nicht werden froh, sondern* Bruder Veit *wird's wegnehmen.* 45,161.

Herren *bleiben Herren ...,* | *schliefen sie auch bis um* 12 *Uhr.* 4,52[53]; *Dem Herrn ist nit gut vorzulügen.* 1,42[21].

Herz s. o.: *Glück.* 2,20[23].

Pracht | *und* Hoffahrt *ist bei Gott veracht.* 2,26[88].

Juristen (s. o.: *Aerzte*) *reiten auf hohen Pferden,* | *Theologi bleiben bei der Erden.* 2,21[53].

Justinianus, s. o.: *Galenus.*

Kalt, *warm blasen aus* einem *Mund.* 2,11[62].

Für die Katz (s. Sanders, Wörterb. 1,878 b und z. B.: *Vier Nächte hinter einander sassen wir aber für die Katz.* Gerstäcker Tageb. 177 etc.) s. 4,62[38]; *Schlug Katzen todt, wollt selber mausen.* 4,12[14].

Auf solcher Kirchweih *theilt man solchen Ablass aus.* 4,13[61].

Zuletzt der Knappsack *ihn ernährt.* 4,51[4] (vgl. *Bettel-Sack, -Stab*).

Zwiebeln hintragen und Knobloch *wider bringen.* 4,24[4]. (vgl. ähnlich *Birnen* und *Aepfel* Kirchhof Wendumm. 71 b etc.)

Guter Wein darf keinen Kranz etc. 4,28[50] ff.

Wer sich das Kraut *vom Tisch lässt schrecken,* | *Der wird auch nicht den Braten schmecken.* 1,34[13].

Was soll der Kuh *die Muskatnüss?* 4,23[85]; 1,1[39].

Ein Lachen *bringt das ander Lachen.* 1,27[33] (s. u.: *Scherz*).

Einem ein süsses Liedlein *singen* (2,46[13]), *pfeifen* (12[31]).

Was du mit Macht *nicht kannst gewinnen,* | *Dasselb musst du mit* List *beginnen.* 2,7[11].

Mit der Mass, *wie du gemessen etc.* 1,27[15]; 4,9[33].

Neue Messer *haben scharfe Schneiden.* 4,52[18].

Einen Mohren *waschen.* 4,95[177].

Mit Müssen *kommt man fern.* 3,86[28].

Unzählig ist der Narren *Zahl.* 28[54].

Natur *hoch über Gewohnheit* (s. d.) *fährt.* 2,22[52]. — *Was die Natur einem Jeden geit,* | *dazu ihn sein Gemüthe treit.* [55]. — *Was die Natur Einem pflanzet ein,* | *wäscht ihm ab weder Elb noch Rhein.* [59].

Nickel (s. o.: *Franz*). 1,24[6].

Aus der Noth *eine Tugend machen.* 4,28[38]; *Die Noth thut Freunde kennen lehren.* 1,94[51] s. 12[67].

Nach Jemandes Pfeife *tanzen.* 4,81[186].

So lang der Pfennig *klingt.* 2,46[11].

Ein grosses Pferd *schweigt, wenn ein kleiner Hund es anbillt.* 1,8[25].

Pracht, s. o.: *Hoffahrt.*

Zu Rom *holt man ein bösen Magen, ein leeren Säckel, bös Gewissen.* 4,24[8].

Ein gemiethetes Ross *man weidlich reitet.* 4,35[25]; *Rossdreck* 2,47[15], s. 4,48[21].

Die starke Ruth *im Biegen bricht.* 1,100[39].

Ein Jeder rafft allzeit in seinen Sack. 1,5[38].

Schalk *über Schalk sich stetes findt.* 1,27[38]; *Wer einen Schalk mit Schalk will letzen,* | *Der muss ein' [Schalk] auf die Schildwacht setzen.* 4,2,195 etc.; s. auch 1,8[33].

Mit Scherz *thut man mehr Scherzes machen.* 1,27[34] (s. o.: *Lachen*).

Schmeicheln *mit Schmeicheln wird bezahlt.* 1,32[36].

Die Schreibfeder *muss Kaiserin bleiben.* 3,92[186], s. Luther 4,400 a, vgl. 5,182 b.

Schweig *und leid und wart des Dein.* 4,52[56].

Sich zur Seiten *lenken.* 4,75[149].

Seltsame [seltne] *Vögel.* 1,94[35]; *Ein seltsam Kraut.* [39].

Auf dem Zaun ein Sperling *weisen.* 4,8[12].

Spiegelfechten. 1,90[41]; 4,18[77].

Im kurzen Kasten lange Spiess *suchen.* 4,12[16], — freilich auch bei Herrn Sandvoss p. 96 ff., aber mit folgender Bemerkung:

Kurz: „sprichw. redensart.sollte „spiess" schon bei Waldis in der bedeutung von geld vorkommen?" wie wenn spiess vielmehr niederdeutsch wäre und speise bedeutete?

Kurzens und Sandvossens Irrthum ist zu berichtigen aus Wickram's Rollwagenb. Gesch. XXXIII (Deutsche Bibl. 7,54): Von eim Kaufmann, der sein Lebtag nie hatt länger Elen gesehen. Es wird darin erzählt, wie Gesellen, die sich des Stegreifs ernährten, Kaufleute überfallen und die erbeuteten Tücher u. s. w. „mit ihren Reisspiessen ausmassen und unter ein ander theilten," was einen der Kaufherren zu heftigem Lachen bewegt; denn, sagte er — „all mein Tag hab ich länger Elen nit gesehen, dann ihr da brauchen. Ich glaub, wann ihr auf einen Markt kämen und solch gut Mass geben, ihr wurden euer Waar bald vertrieben haben." etc.

Wider den Stachel *streben.* 2,99[22].

Wer hoch steigt etc. 1.29[23], vgl. 36[51].

Vom Stroh *aufs Bett kommen.* 4,15[44].

Einen lieb haben auf der *Seiten, da die* Tasche *hängt.* 2,46[37] (dazu Kurz), *Von Künsten eine leere Tasche haben.* 1,90[61], s. 2,21[32].

Die Treu (s. o.: *Glauben*) *ist klein.* 1,5[33]; *Die Welt giebt gute Wort ohne alle Treu.* 94[41] etc.

Der's Unglück *nicht hilft ausessen,* | *Desselben wird im Glück vergessen* 1,34[41]; *Im Unglück baden.* 3,98[130], vgl. 1,18[51].

Unvorsichtigkeit | *bringt oft in Noth und Herzeleid.* 2,25[17].

Das Verneuen *kann wohl geschehen;* | *ich hab aber nit oft gesehen,* | *dass man ein Bessers hätt bekommen.* 4,52[37].

Viel verthun (verzehren) *und wenig werben* (*Nichts erwerben*) *etc.* 3,94[41]; 4,15[31]; 51[21] etc.

Seltsame (s. d.) Vögel.

Wein, s. o. *Kranz.*

Zum Wuchern *fehlt dir die Hauptsumme* [das Kapital]. 2,100[13], s. Agricola 225.

Ein zobeln *Schaub und gülden Kleid* | *wird oft gefüttert mit Herzeleid.* 1,9[103].

Zwiebel, s. o.: *Knoblauch.*

Das Vorstehende wird genügen zu zeigen, dass Herr Sandvoss in seiner „Sprichwörterlese aus Burkhard Waldis" (oder vielmehr genauer: aus dessen Esopus) gar manches Sprichwörtliche übersehen hat; andrerseits aber hat er darunter auch manches Ungehörige aufgeführt. Z. B. erzählt Waldis 2,43[1] einem kleinen Baum, den die andern Bäume einen Strauch nannten — *„darum, dass er war kurz und klein".* Wer sucht aber danach wohl *kurz und klein* in der Sprichwörterlese, wo es Herr Sandvoss S. 68 aufführt? Man sehe ferner die 19. Fabel des 2. Buchs von einer Schleihe, die von den Flussfischen verächtlich *Schuhmacher* und *Schuster* genannt wird und, um dem zu entgehen, ins Meer schwimmt und sich dort für eines Fürsten Sohn und

eine Zier fürstlicher Tische ausgiebt, hier aber vom Meerkalb zurechtgewiesen wird:

Wenn du und ich gefangen werden
Und zu verkaufen bracht zur Stadt,
Bald kommt ein grosser Herr im Rath
Und giebt für mich ein Rosenobel;
Dich aber kauft der arme Pobel,
Frisst dich der Schuster *und seine Knechte etc.*

Wer sieht danach nicht, dass die Schleihe ein „*Schusterfisch*“ ist? (vgl. Sander's Wörterb. 1,451 a; 2,990 a die Bezeichnungen *Schneider*, *Schneiderfisch* für einige geringe Weissfische.) Gewiss aber nur mit grosser Verwunderung wird man danach in der Sandvoss'schen Sprichwörterlese pag. 93 „*Schuhmacher*, als Schimpfwort“ aufgeführt sehen.

Bei dieser Gelegenheit will ich gleich darauf hinweisen, dass bei Kurz jede Bemerkung über *Meerkalb* fehlt. Dass hier nicht die gewöhnlich mit diesem Namen bezeichnete *Robbe* gemeint sein kann, ist klar, da diese jedenfalls kein kostbares Gericht für eine Herrentafel abgiebt. Dürfte man etwa an den Thunfisch denken?

Wir hätten nun noch von den Bemerkungen zu sprechen, mit denen Herr Sandvoss die von ihm zusammengelesenen Sprichwörter begleitet. Die Weise derselben wird man aber füglich ermessen können aus seinem „Anhang zur Kritik des Kurzischen B. Waldis,“ zu dessen Besprechung wir uns jetzt wenden und worüber sich Herr Sandvoss in seinem Vorwort also auslässt:

„Was die Lection betrifft, die Herr Heinrich Kurz in Aarau bekommt, so wird jeder Leser einräumen, dass sie ihm nicht schadet. Es heisst nicht die Verdienste eines viel und auch wohl schnell arbeitenden Mannes beeinträchtigen, wenn ihm Schnitzer aufgewiesen werden, deren der jüngste Neuling auf dem Gebiete der heimischen Sprachforschung sich schämen würde.“

Dass die Behandlung des Sprachlichen in H. Kurzens „Deutscher Bibliothek“ die schwächste Partie ist, darauf werde ich ausführlicher in der Besprechung des trotz alledem sehr empfehlenswerthen Unternehmens zurückkommen müssen. Aber obgleich der geneigte Leser hieraus schon ersieht, dass ich gegen einen berechtigten Tadel der Kurz'schen Arbeit Nichts haben kann, so muss ich doch gestehen, dass von vornherein der hier von Herrn Sandvoss gegen H. Kurz angeschlagne Ton mir nicht hat behagen wollen. Doch sei es um den Ton, wie es wolle! Wenn Derjenige, der die „Lektion“ ertheilt, sich nur als einen tüchtigen, „sattelfesten“ Lehrmeister erweist, so kann auch selbst „vom hohen Pferd herab“ die Lektion Dem, der sie bekommt, „nicht schaden“, sondern sie wird ihm im Gegentheil — wie es eben jede wirkliche Lektion soll — nützen und ihn fördern.

In manchen Fallen nun hat Herr Sandvoss in seinem Tadel sowohl wie in seiner Berichtigung gegen H. Kurz vollkommen Recht. So ist es z. B. ein arges Versehen von H. Kurz im Esop 2,5[8] das Hauptwort *die Bitter* (vgl. Sanders Wörterb. 1,147 a aus Rückert's Mak. 2,131: *Willfahre schnell den stummen* Bittern etc.) mit dem Adv. *bitter* zu verwechseln:

Ein Geizig- und ein Neidiger
Baten zugleich den Jupiter etc. ...
Dess waren die beiden Bitter *froh*,

wo Kurz — die Orthographie des Originals beibehaltend — schreibt:

Des waren die beiden bitter fro

und erklärt: *bitter* = sehr und im Wörterverzeichnis wiederholt: „*bitter froh* II, 5,8, sehr froh, wie jetzt noch bitter böse.“ Herr Sandvoss bemerkt dazu:

„ja wohl, noch jetzt bitterböse und voraussichtlich bis ans ende der tage bitterböse, aber weder vor 300 jahren noch jemals sonst war eine seele bitterfroh. Kurz ist auf dem holzwege: die beiden bitter, die petenten sind froh und bitterböse sind bloss die leser, die sich solche leichtfertigkite

der erklärung müssen gefallen lassen. das ist die bitterernste seite dieser bittern armuth an überlegung."

Wir sind so ausführlich gewesen, einmal, um an einem Beispiel zu zeigen, dass wir in solchen Fällen einen herben Tadel als vollberechtigt anerkennen, wenngleich uns der Ton desselben eben nicht behagen will. Dann aber scheint uns — wenn man uns vergönnt, dies schon für unsre künftige Besprechung vorwegzunehmen — das vorliegende Beispiel sehr geeignet, über die für die „Deutsche Bibliothek" wünschenswertheste Orthographie unsre Ansicht zu entwickeln.

H. Kurz äussert sich darüber (Einleit. XLVI): „Was die Orthographie betrifft, die in allen Ausgaben übrigens sehr willkürlich ist, sind wir im Allgemeinen der Ausg. v. 1557 gefolgt und haben nur in solchen Fällen die der frühern Editionen aufgenommen, wenn sie gegen jene mit einander übereinstimmten etc.... Dagegen haben wir auf die Interpunktion des Originals keine Rücksicht nehmen können" etc. Herr Sandvoss dagegen sagt gelegentlicher (S. 115): „schönes papier, schöner roth eingefasster druck, leider nicht, wie sich nachgerade schickt, mit lateinischen lettern." Warum sich solche Abweichung von der ursprünglichen sowohl wie von der heutigen Weise „nachgerade schickt," darüber bleibt Herr Sandvoss uns die Auskunft schuldig; dies Verfahren von Kurz hat jedenfalls eine gewisse Berechtigung; nur hätte — wenn es einmal genaue Wiedergabe des Alten galt — vollständig die Orthographie einer Ausgabe und dann auch die Interpunktion derselben beibehalten werden müssen. Uns aber will bedünken, in einer für das allgemeine Publikum berechneten Ausgabe würde füglich die „willkürliche" d. h. weder auf festen Grundsätzen beruhende noch folgerecht durchgeführte Schreibweise mit der heute allgemein üblichen vertauscht, wobei natürlich die alten Sprachformen unverändert bleiben können und müssen. So haben wir es denn auch unbedenklich in den obigen Anführungen gehalten und würden z. B. die Zeile 1,18[4]

Vnd lieuert jn gar offt ein Schlacht

jedenfalls lieber gleich nach heutiger Weise schreiben:

Und liefert' ihn' gar oft ein' Schlacht,

als eine Erklärung beifügen: *lieuert* = *liefert* [l. *lieferte*] u. s. w.

Wir kommen nun aber auf die Sandvoss'sche Kritik und hier begegnen wir neben manchen Stellen, wo Tadel und Berichtigung in der Ordnung sind, andern, wo Herr Sandvoss mit seinen vermeinten Verbesserungen nur gar zu lebhaft an den bekannten Johann Ballhorn erinnert. In einigen Fällen hat Kurz entschieden das Richtige und der Tadler will Falsches dafür an die Stelle gesetzt, z. B. S 144, wo Herr Sandvoss zu H. Kurzens Erklärung des Verses 2,27[15] (von dem nur zu bemerken gewesen wäre, dass er 4,94[19] wiederkehrt) sagt.

er nimmt also an, man könne sagen: das recht sitzen unmöglich! sass ist vielmehr nichts anders als satzt etc.

Hätte Herr Sandvoss nun z. B. Sanders Wörterb. 2,1110 b *sitzen* (1 k) und 743 *Gericht* (4 c) nachgeschlagen, so würde er gesehen haben, dass das von ihm für „unmöglich" Erachtete, doch möglich und wirklich ist, dass man in einer Art Ellipse sagt: *Recht, Gericht, Beichte sitzen etc.*, z. B. Hutten: *Einem Jeden wird Gericht gesessen und Urtheil erkannt* (siehe Wackernagel Leseb. 3,221[16]).

Ein ähnliches Beispiel Sandvoss'scher Verballhornung bietet S. 142 zu Esopus 2,89[12]. Die Stelle lautet in heutiger Schreibweise:

Ich acht's fürs Best, so ihr folgt mir,
Dass wir ihm setzen ein Klystier,
Auf dass er werden mög gesund.
Eh'r lässt's nicht nach (um hundert Pfund!)

Bei Kurz sieht die letzte Zeile nach der alten Orthographie folgendermassen aus:

Er lessts nicht nach vmb hundert pfundt

und dazu fügt er folgende ganz richtige Erklärungen: *Er = eher — vmb hundert Pf. = es gilt h. Pf.*, wozu er etwa noch den Hinweis auf 1,59[25] hätte fügen können, wo es heisst:

Ja, um ein Pfund dörft' ich wohl wetten,
Eur Leben werdet ihr nicht retten.

Wer begreift nun aber, dass Herr Sandvoss schreiben kann:

„er lessts nicht nach vmb hundert pfund. das heisst doch wol, er steht davon nicht ab, und wenn ihm einer hundert pfund böte. Kurz sieht natürlich tiefer; nachlassen muss bei ihm heissen ablassen, verkaufen, denn er erklärt: „vmb h. pf. = es gilt hundert pfund" ein theures clystier, herr Kurz! nein, der arzt war nicht so leichtsinnig wie gewisse editoren — und ward doch von dem kranken zum hause hinausgejagt."

Wenn man hier den spöttischen Ton auf Herrn Sandvoss zurückschallen liesse, wahrlich dieser könnte sich nicht beklagen!

Es wird genügen, nun noch einige Beispiele Sandvoss'scher Verschlimmbesserung anzuführen. S. 128:

„hund, 2,88,4, mit bezug auf eine untreue frau:
drum liess er's (er sie) selten auf die gassen,
denn sie den hund pflag hincken lassen.

Kurz erklärt: „falsch, untreu sein" man müsste einen naturkundigen fragen, ob nicht das dreibeinig laufen des hundes in zusammenhang mit seiner brunst stehe, so dass die übertragung auf ein weib: sie lässt den hund hinken, so viel wäre wie: sie ist geil. auch im sprichwort wird das frauenkranken (siehe darüber Mephistopheles im Faust) mit dem hundehinken zusammengestellt. „hunnenhinken und fruenskranken durt nich lang."

Die sprichwörtl. Redensart gilt aber nicht bloss in der Beschränkung auf Frauen, sondern allgemein in dem Sinne, wie: durch die Finger sehen; es an der gehörigen Strenge fehlen lassen etc., man sehe z. B. Dr. K. v. Weber, Anna Kurfürstin zu Sachsen (Lpzg. 1865) S. 422, wo es heisst:

„*Dass sie nun* den Hund nicht hinken lassen, *sondern zur Freiung D. L. Gewissens Das rathen, was sie in der heiligen Schrift befinden werden* (vgl. S. 203) etc.

Ferner zum Schluss der 27. Fabel des 2. Buchs. Dieser lautet:

Der Rath, welch nach der That geschicht,
Der ist so nütz, wie ich bericht,
Als der Regen, der Stüpfel rührt,
Wenn man das Korn hat eingeführt.

Herr Sandvoss sagt: „Da Kurz zu v. 137 nichts anmerkt, so ist anzunehmen, dass er rechen als pluvia versteht, es ist aber der rechen, pecten, wie Kurz auch das umgekehrte, die verhärtung des g zu ch verkennt, sehe man im anhang zu [be]weichen.

Dass der Regen hier nicht — Regen, sondern Rechen ist, dafür bleibt uns Herr Sandvoss den so höchst nothwendigen Beweis schuldig. Für die umgekehrte Behauptung ist freilich kein Beweis nöthig; doch zur Beruhigung für Herrn Sandvoss wollen wir auf den Simplic. verweisen (Deutsche Bibl. 4,328[21]), wo es heisst:

Du wirst so wenig richten [= ausrichten] *als der* Hagel *in den Stupflen.*

Sehen wir uns nun auch die Stelle an, in der Kurz die merkwürdige „Verhärtung (?) des g zu ch" verkannt haben soll:

„beweichen 1,11,61. ein böses wort für herrn Kurz. es wird der rath ertheilt, auf schmeichelcien nichts zu geben, fest zu bleiben.

wo man das schmeychlen jn nicht gan,
jrs liebkosens sich nicht nimpt an,
steht fest vnd lesst sich nicht beweichen
jr federlesen vnd pflaumen streichen,

da streicht der schmeichler weg verholen,
als ob er hett ein kamp (sic) gestolen.

Kurz ist schnell bei der hand mit der note „beweichen = erweichen", danach möchte am ende betrinken = ertrinken sein. ich verweise auf 4,45,24

man sieht jetzt leider
in grossen sachen durch die finger
laufft vbers gross, stosst sich ans geringer
gross kamelthier sie ganz verschlucken
vnd weichen doch die kleinen mucken.

doch nun hab ich den leser aus der Scylla in die Charybdis gebracht, vom pferd auf den esel, denn er sieht sich die note an, die wörtlich so lautet: „weichen = machen weich, erweichen (sollte nicht „seihen" stehen?)"

warum sollte denn „seihen" stehen? weil herr Kurz das wort weichen nicht versteht? ja, das konnte doch B. Waldis nicht wissen! was sich Kurz bei den weich gemachten mücken gedacht haben möge, ich kann es nicht errathen. nun ich will herrn Kurz zu hilfe kommen. beweichen ist bewegen, movere, commovere und weichen ist wägen, pendere. die leute verschlucken kamele von schwierigkeiten als wärens pfeffernüsse und legen eine mücke, ein nichts auf ihre goldwagen, um immers gelehrte dinge herauszubringen. das ist ungefähr der sinn der stelle."

Wer kann so wunderliches Zeug, ohne die leiseste Spur einer Begründung, als bedürfe es einer solchen nicht, apodiktisch hingestellt ohne Kopfschütteln lesen? Von Jemand, der eine „Sprichwörterlese" schreibt, kann man doch schwerlich glauben, dass er wirklich nicht wissen sollte, wesshalb Kurz vermuthet, dass 4,45[24] für weichen — seihen zu lesen sei, dass er in der That die sprichwörtlich gewordne Bibelstelle Matth. 23,24, nicht kennen sollte. Und auch Das will Einem schwer in den Kopf, dass Jemand, der eine sprachliche „Lektion" ertheilt, Mücken seigend und Kamele verschluckend, beweichen nicht für erweichen gelten lassen will, aber wohl für — bewegen.

In der nun folgenden Stelle (4,32[21]) trifft allerdings Kurz das Richtige nicht ganz, aber er streift doch wenigstens daran. Sie lautet:

Als sie nun lang davon geredt,
Legt sich der jung Gesell zu Bett
Und schlief mit solchen Gedanken ein,
Hätt wohl gezecht vom Rangenwein.
Des Morgens tagt's uns *eben fruh,*
Macht sich auf, lief nach Friburg zu etc.

Kurz sieht ganz richtig, dass der Sinn der beiden letzten Zeilen ist: Des andern Morgens wurde es ziemlich früh für ihn Tag, er machte sich auf, lief nach Freiburg etc. Er fragt desshalb, ob nicht st uns (vns) etwa ihm (jm) zu lesen sein möchte. Herr Sandvoss aber sagt: „es ist alles richtig: vns ist = vnd (es) ist (nd. un is).

Dass es auf diese Weise nicht richtig ist, hätte Herr Sandvoss leicht sehen können, wenn er nur einige Seiten hätte zurückblättern wollen, s. 4,28[5], wo es heisst:

Am Sonntag Morgen tagt's uns fruh,
[Wir] *liessen das Frühstück richten zu etc.*

Die richtige Frklärung aber ergiebt sich aus Sanders, Wörterb. 1,325 c, wo es heisst:

„Die Volkssprache schiebt oft Wendungen mit du zur Verlebendigung und Hervorhebung von etwas Bewundernswerthem etc. ein, zuweilen selbst neben Fürwörtern der ersten oder dritten Person: *Ich, nicht faul, sprang auf den Wanst* | *und nun bohrt* er *mit dem Finger* | *und dem Messer, was* du *kannst* [= aus allen Kräften] | *ihn so lang in Brust und Kehle.* Müllner 2,35 [der Bohrende spricht gleichsam zu sich selbst: Bohre, was du kannst!];

Dass er *ihn in die Kutsche packt und fort mit ihm, jagst* du *nicht, so gilt's nicht nach Strassburg.* Schiller 658 b etc.,

so auch (in d. Deutsch. Biblioth.) Simplic. 3,412[1]: *Da hätte* er *nun seine Kleider geschwind zusammengerafft und damit zum Haus hinaus, was giebst* du? *was hast* du?, *hätte auch nicht aufgehört etc.* Aehnlich heisst es nun z. B. bei Waldis 4,18[73] von den Geistlichen:

All's, was ihn'n dient, [sie] *vor sich ausklauben,*
Damit sie der Welt Güter rauben.
Welch's Stück mir *aber nicht ist mit,*
Da thun's [= sie] *gerad, als sehen's nit,*

wo es minder lebendig ist, mir — ihnen hiesse, gleichsam: Kommt aber ein Stück, wovon sie sagen: „Das ist mir nicht mit," da thun sie grade, als sähen sie es nicht etc. So auch in der in Rede stehenden Stelle, wo der sich früh auf den Weg begebende Gesell die bei solcher Gelegenheit gewöhnlichen Worte sagt (s. 4,28[5]): *Heute Morgen wird's früh Tag für uns"* etc.

Wir gehen nun zu Fällen über, wo die Erklärung von Kurz allerdings entschieden falsch ist, aber nicht minder Das, was Herr Sandvoss, der ihm eine gesunde „Lektion" ertheilen will, dafür an die Stelle setzt. Wir beschränken uns hier (da wir die „Deutsche Bibliothek" in sprachlicher Hinsicht noch eigens zu besprechen gedenken) mit Rücksicht auf den Raum auf einige besonders auffällige Beispiele einer seltnen Zuversicht bei durchaus haltlosen Behauptungen. Wir lesen S. 145:

„stuhlrauber 4,49. 140. die folgende geschichte ist wieder sehr heiter und bestätigt das alte si tacuisses philosophus mansisses. unser guter Waldis erlaubt sich nämlich von geizigen wucherischen kaufleuten zu reden, er sagt von ihnen:

mit geitz den gemeinen mann bestelen;
doch wissen sies so fein zu helen,
des geitz fein vnterm hütlich spielen,
wie das gemein ist jetzt bei vielen
vnd machens auch so gar vnsauber,
das man sie schilt vor stulrauber.

in seiner ersten verlegenheit setzte Kurz unter den text: „stulrauber = heimliche räuber, diebe?" glaubte er, abgesehen von rauber, dass stuhl = heimlich sein könne? giebt es auch öffentliche diebe? ist dieses verzweifelte rathen nicht wie das eines armen schulbuben, der sich nicht recht präpariert hat? wie gut stünde herrn Kurz in solchem fall das bescheidene: ich Heinrich Kurz weiss das nicht! Kurz musste den haarsträubenden unsinn fühlen: es sieht bei ihnen so unsauber aus wie bei den heimlichen räubern. was thut er? er liest in einem vortrefflichen buche, in W. Wackernagel's umdeutschung fremder wörter „und findet, dass stuhlbruder ein umgedeutschtes wort sei, indem das volk das lateinische stolae in das ihm bekannte stuhl umsetzte und dass dieser stuhlbruder oder stolae minister so viel sei wie ein kirchendiener. man hat also an den kirchenstuhl gedacht. nun geht Kurzen ein licht auf: es ist aber ein irrlicht. er fallt aus der Scylla in die Charybde. er schliesst nämlich so: da stuhlbruder = kirchendiener ergo: stulrauber = kirchenräuber. wie kurze überlegung! einer der den kirchenstuhl bedient, ist zu denken, aber einer der ihn raubt? und das wäre ein kirchenräuber? ich dächte, solche kerle machten sich lieber an die taufbecken und altargefässe, denn an die langen schweren kirchenstühle und wie sieht es denn bei dieser bande von kirchenräubern aus? das weiss wol jeder sofort: unsauber? o ja, möglich, dass sie nicht sehr auf reinlichkeit halten, was gehts uns an?

packen Sie also ein mit Ihrem kirchenräuber herr Kurz! glauben Sie aber auch nicht, dass das prächtige büchlein Wackernagels antheil habe an solchem unsinn.

hören Sie! ein stuhlrauber ist ein schuster! ja, ja! herr Kurz, ein leibhaftiger schuster! nämlich er ist eigentlich ein stuhlreuber und noch eigent-

licher ein stuhlreiber, sehen Sie! ein mann, der den stuhl — Sie werden mich nicht fragen womit? — reibt, ein homo sellularius. Sie hätten das wort bei Eyring finden können, auch bei Agricola*) und läsen sie etwa Lessings zum theil noch ganz brauchbare collectanea zur deutschen lexicographie, so fänden Sie das nöthige XI. 2,273.

wie man gelegentlich noch jetzt sagt reuter statt reiter, verheurathen u. a., so also stulreuber und das konnte selbst stulrauber geschrieben werden. dennoch hat Waldis an keinen räuber dabei gedacht" etc.

Es ist mir sauer geworden, den langen Passus vollständig abzuschreiben; aber ich konnte mich Dem zur Kennzeichnung der Sandvoss'schen Art von Kritik nicht entziehen. Zur Angabe des Richtigen genügt der Hinweis auf Sanders, Wörterb. 2,655 b; doch will ich für Diejenigen, die dasselbe nicht zur Hand haben, das dort Bemerkte hersetzen:

Stuhlräuber, — veraltet im Sinne von Stuhl**) (s. d.) = Kapital — = Wucherer. Agricola 79; Weidner 267; *Die grossen Stuhlräuber*, Landschinder. Matthasius Lthe. 133 a etc.

Die Stelle aus Agricola ist bereits in der Anmerk. mitgetheilt; die aus Weidner aber lautet: *Von den judischen Krämer sagte Einer: Die Stuhlräuber (so nennt er die Krämer) vertheuern die Waaren, übersetzen dieselbe gegen Freunde und Verwandte, machen sich feist etc.* — s. auch:

Darum heissen sie auch Stuhlräuber, Land- und Strassendiebe, nicht Kastenräuber, noch Meucheldiebe etc. Luther 4,402 *b; Es sind Das freilich nicht Strassenräuber noch Stuhlräuber, sondern Hausräuber und Hoferäuber.* 1,198 *a; Das sind heimliche Stuhlräuber, der da heimlich stiehlt, was sonst Einer öffentlich thut etc. Sämmtl. Werke (Erlangen)* 45,8; *Wer nu itzt zu Leipzig* 100 *Fl. hat, Der nimmt jährlich* 40, *d. h. einen Bauer oder Bürger in einem Jahr gefressen.... Also möcht ein Stuhlräuber sitzen zu Hause und eine ganze Welt in* 10 *Jahren fressen.* 23,303 u. ä. m.

Wir gehen zu einer andern Stelle über, zu Esopus 4,34[43]. Hier heisst es:

Bei dem Kürsner auf der Stangen ....
Da kommen Zobeln, Mardern, Lüchs,
Wolf, Otter, Biber, Iltis, Füchs,
Werck, *Hermlen*, Lasten, *Vielfrass, Bär'n.*

Ueber die durch gesperrten Druck hervorgehobnen Wörter ist Kurz im Unklaren. Er setzt zu Werck = Würger? Wolf? und begleitet Lasten mit einem Fragezeichen.

Herr Sandvoss hält ihm nun darüber folgende Lektion:

„Kurz hätte nur wieder daran denken sollen, woran er freilich gar nicht gedacht hat, dass Waldis vielerlei niederdeutsches enthält; dann hätte er finden können, dass werck nichts anderes ist als das reh. werck ist die sehr gewöhnliche umstellung von wreck und w vor r ist sehr häufiger vorschlag. vgl. gewrocht = gewirkt, kerch = kriegte, kerstesmissen = christmessen, vruchtede = fürchtete; wrangen (sich) neben rangen, luctari, wrangeln neben rangeln (Ditm), wriben neben riben (hd. reiben), wreken hd. rächen, gewraken hd. rache u. d. m.

---

*) Herr Sandvoss führt die Stelle nur, soweit wir sie mit „—" bezeichnen, an, doch gehört zum vollen Verständniss derselben auch nothwendig das Andre: Und wiewohl ich der Deutschen Fressen und Saufen zur Uebermass nicht loben kann, so gefällt mir doch wohl, dass sie weniger Schaden thun denn eben Die, so stets nüchtern sind. Ein Deutscher schadet Niemand denn ihm selbs wenn er zuweilen ein Säu-Mahl machet. Andere Nation schaden ihnen selbs und andern Leuten. „denn wer erfindet mehr finantzen, mehr newer funde, land vnd leutte zubetriegen, denn eben die stulreuber, die am wenigsten essen, vnd ein trunklin wein thun."

**) Oder: auf dem Stuhl sitzend und raubend, im Gegensatz der wegelagernden Strassenräuber?

alle diese niederdeutschen formen, die leicht zu vervollständigen sind, machen evident, dass werck statt wreck, dieses statt des hochd. reeh oder reh steht.

lasten sind nichts anderes als lasken, wieselfelle und das gebräme davon auf frauenkleidungen, das wort ist wieder niederdeutsch. s. Dähnert p. 269. das wort wird gewiss auch hd. in der schreibung des B. Waldis vorhanden gewesen sein, denn wenn man sagt lasterbalg, so scheint das ein wortspiel zu sein. dem werthvollen lastenbalg liegt der lasterbalg nahe genug. doch das ist eben nur ein einfall."

In dieser ganzen „Lektion" ist Nichts richtig als die aus Dähnert entnommene ungefähre Bedeutung von Lasten. Genügenderen Aufschluss darüber aber empfängt man z. B. aus J. J. Prechtl Technologische Encyklopädie Bd. 11, S. 16, wo es heisst:

„*Im Rauchwaarenhandel erscheint häufig ein dem Hermelin sehr ähnliches, aber viel wohlfeileres Pelzwerk unter dem Namen* Laskifelle, Laschitzen *junge Hermeline. Diese Felle sind nicht so gross und mildhaarig, aber ebenso weiss wie Hermelinfelle und unterscheiden sich von diesen hauptsächlich durch den Mangel der schwarzen Schwanzspitze. Sie kommen von dem in Sibirien lebenden gemeinen Wiesel, welches daselbst im Winter ganz weiss wird und in diesem Zustand* Schneewiesel *(Mustela nivalis L.) heisst.*"

Der Name ist aber natürlich nicht niederdeutsch, sondern slawisch lásiza, poln. lasica, verkl. lasiczka. russ. lasiza, laska, lasotschka, lastotschka. an welche letzte Form (lastotschka) sich die von Waldis gebrauchte anschliesst.

Ueber *Werck* aber s. Sanders Wörterb. 1,431 c. Es bezeichnet „*(veraltet) das Eichhorn, wovon das Grauwerk* [s. d. 2,1579 b; *Buntwerk* 1577 c und *Feh* 1,423 b] *kommt. Solche Thierlein als* Verch, *Hermlein, Murmelthier. Ryff Thierb.* 56, *wie denn auch in der Wappenkunde die Flecke von zweierlei Fellwerk ‚Ferch- oder Ferchfell' heissen.* Jablonsky 409."

Wir schreiten zu einer neuen Stelle, Esopus 4,80[69]. Es sind Worte eines vagierenden Bettlers, der von einem grossen künftigen Glück träumt, von einem reichen Gelderlös, den er zunächst in Nürnberger Tand u. s. w. anlegen will. Seine Worte lauten:

Dafür will kleine Pfenn werth kaufen,
Die will ich draussen bei den Hützen
An Eier, Käs' und Geld verstützen.
Oft wiederum dasselb anlegen etc.

Die von Kurz (nach Eschenburg) gegebne Erklärung: *Hützen = Thierhetzen* ist offenbar falsch; aus der Sprache der vagierenden Bettler war leicht das Richtige zu gewinnen. Ich verweise auf Agricola 447, wo er von den Zigeunern sagt:

Ich halte sie für Bettler, welche den Hautzen *und die* Hautzin *besefeln etc.* [den Bauer und die Bäurin betrügen, s. Sanders Wörterbuch 2,827 b] und bei Fischart Grossm. 50: *Die* Hutzen *besefeln und karnesieren,* vgl. Weimar. Jahrb. 4,82 etc.

Hören wir nun aber die ergötzliche „Lektion", die Herr Sandvoss über das in Rede stehende Wort ertheilt (S. 140):

„herr Kurz, passen Sie auf, jetzt können Sie etwas lernen! haben Sie einmal das wort kossäth gehört? wissen Sie, was das ist? es kommt von kote oder kate und sete von sitzen, bedeutet daher einen mann, der in der kote sitzt, d. i. wohnt, die kote heisst auch wol der katen. also sehen Sie:

kot-sete = kossät.

denken Sie sich nun einmal statt der kote ein haus (domus), aber auf niederdeutsch. da heisst das hûs. Sie erhalten also einen

hus-seten.

verstunden Sie nun ein bischen plattdeutsch, was für einen editor des B. Waldis recht nützlich wäre, so wüssten Sie wol, dass sich

kossete in kotze, selbst kootz zusammenzieht,
ein wort, das auch als eigenname vorkommt. gut! nun stellen Sie sich dieselbe zusammenziehung von hus-sete vor und Sie erhalten
hutze, der hutze plur. die hützen.
dieser hutze (also nicht die thierhetze!) ist, wie Sie sehen, nichts mehr und nichts weniger als ein tagelöhner, ein einlieger, ein hausmann, der zur miethe wohnt."

Und diese „Lektion" schliesst Herr Sandvoss mit Worten, wie sie sich nicht passender für einen Schultyrannen erdenken liessen, dem die Schüler gegen den ihnen unglaublich bedünkenden Vortrag einen Zweifel zu äussern wagen:

„fragen Sie nicht, wo das steht? ich weiss es nicht, vielleicht nirgend, aber richtig ist die geschichte, das glauben Sie mir."

Wir aber wenden uns begreiflicherweise von dem auf solche Weise „Lektionen" ertheilenden Herrn Sandvoss ab.

Dan. Sanders.

Karl Bartsch, Chrestomathie de l'ancien français. Leipzig bei F. C. W. Vogel. 1866.

Die reiche Literatur der altfranzösischen Sprache ist Gegenstand eines eifrigen Studiums in Frankreich wie in Deutschland geworden. Wenn unsere Nachbaren jenseits des Rheins die zahlreichen Quellen, die ihnen mit Leichtigkeit zu Gebote standen, mit anerkennenswerthem Fleisse dazu benutzten, um die Schätze ihrer alten Literatur durch den Druck dem grossen Publicum zugänglich zu machen, so haben deutsche Gelehrte, dem Standpunkt unserer vaterländischen Wissenschaft angemessen, die philologische Seite der altfranzösischen Werke vorzugsweise betont und einestheils die Grammatik dieser Sprache historisch entwickelt, andrerseits die mittelalterlichen Quellen bei den Ausgaben der Schriftsteller mit kritischer Schärfe benutzt. Während so die französischen Editionen einen oft ungeniessbaren Text uns bieten, hat erst deutscher Fleiss und deutsche Sorgfalt dahin gearbeitet, die Werke der altfranzösischen Autoren in ihrer ursprünglichen Gestalt uns vorzuführen. Hierbei brauchen wir nur an die Arbeiten von Mätzner, altfranzösische Lieder, an Wackernagel, altfranzözische Lieder, und Leiche zu erinnern, an Gessner, Alexiuslied, Holland, Alexanderlied, Männer, denen es gelungen ist, einige Blüten aus dem duftenden Strausse der alten Literatur in ihrer unvergänglichen Frische vor unsere Augen zu bringen. Was nun das Studium der Grammatik betrifft, so ist ja Burguy, der freilich Franzose der Nationalität nach, aber doch ein Jünger deutscher Wissenschaft war, der eigentliche Begründer der wissenschaftlich nach Grimm'scher Methode behandelten altfranzösischen Grammatik geworden.

Es fehlte indessen, bei allen den trefflichen Arbeiten dieser verschiedenen Gelehrten, noch an Werken, die nicht nur den Text mit der Schärfe der Kritik behandeln, sondern auch, um den Freunden des Altfranzösischen, die sich mit den Schriftdocumenten dieser Sprache bekannt machen wollen, den Weg zu ihrem Ziel zu erleichtern, einen Gesammtüberblick über diese ganze Periode der Literatur geben. Eine altfranzösische Chrestomathie mit kritisch behandeltem Text und Glossar ist mithin als ein verdienstvolles Unternehmen zu begrüssen.

Ein solches Werk ist nun im vorigen Jahre von Karl Bartsch herausgegeben worden.

Das Buch zerfällt in drei Theile: Text, Grammatik und Glossar. Was die Form betrifft, so hat der Verfasser die französische gewählt, weil er, wie er sagt, dem Buch die Möglichkeit geben wollte, auch in Frankreich Verbreitung zu finden. Die Noten und die Grammatik sind daher von Ga-

ston in Paris französisch verfasst. Das Glossar, vom Verfasser zusammengestellt, giebt die deutsche Bedeutung und zum Theil die neufranzösische daneben.

Der erste Theil des Werkes, der bei weitem am umfangreichsten ist, giebt auf 472 Seiten eine reiche Blumenlese der altfranzösischen Literatur vom 9. — 15. Jahrhundert. Er beginnt mit dem Glossaire de Cassel und den Strassburger Eiden zwischen Karl dem Kahlen und Ludwig dem Deutschen und schliesst mit den Mémoires von Philippe de Comines. Die Auswahl aus den verschiedenen Jahrhunderten hat der Verfasser so getroffen, dass er dem 9. Jahrhundert ungefähr 10 Seiten, dem 10. etwa ebensoviel, dem 11. 20 — 30 Seiten, dem 12. und 13. je 160, dem 14. und 15. je 60 Seiten seiner Chrestomathie gewidmet hat, so dass also das 12. und 13. Jahrhundert, die Blütezeit der französischen Trouvères, zusammen volle $^2/_3$ des ganzen Werkes einnehmen, wofür ihm sicher der Kenner des Altfranzösischen nur Dank wissen kann. Obwohl der Raum dem Verfasser, wie er zu seiner Vertheidigung sagt, nicht gestattete, noch zahlreichere Belege für die verschiedenen Gattungen anzuführen, so vermissen wir doch ungern irgendwelche, wenn auch nur kurze Notiz über die verschiedenen Autoren, selbst wenn der Verfasser nur angedeutet hätte, aus welcher Provinz der betreffende Schriftsteller stammt. Dies wäre bei der weit auseinander gehenden Verschiedenheit der altfranzösischen Provinzialdialecte, für die Beurtheilung der Sprache von nicht geringem Belang gewesen.

Was die Auswahl überhaupt betrifft, so muss man zugestehen, dass meistentheils die Stücke genommen sind, die für den Verfasser und die Zeit characteristisch sind.

So finden wir im 10. Jahrhundert die Heiligenlegenden, im 11. den karolingischen Sagenkreis, im 12. die grossen Epen von Wace, dem Pfaffen Lambert, Chrestien de Troyes und Beneoit, sowie die Minnelieder und Kreuzlieder; im 13. Jahrhundert, wo zuerst ein grösseres historisches Document in Prosa: Villehardouin's anziehende Schilderung der Eroberung von Constantinopel vorliegt, die Chanson du Renard, die feurigen Lieder des Königs Thibaut IV. von Navarra, des Gazes Brulez und Adans li Bocus, des Robert de Blois Vorschriften über weibliche Erziehung (Chastiement des dames). Sodann folgt die anmuthige Erzählung von Aucasin und Nicolete. Hieran schliesst sich die bekannte Erzählung von der „halben Decke." Ausser dem Roman de la Rose sind auch Rondels, Pastourelles und Jeu parti vertreten.

Im 14. Jahrhundert begegnen wir Joinville's naiv geschriebener Histoire de St. Louis, ausserdem sind Baudouin von Sebourg und im 15. Jahrhundert Alain Chartier's Bréviaire des Nobles, sowie die Farce Pathelin, das Mystère de la Passion und schliesslich Comine's Memoiren hervorzuheben.

Der zweite Theil des Buches enthält, kurz zusammengestellt, eine Formenlehre des Altfranzösischen. Selbstverständlich kann man an dieser kurzen Angabe der Wortformen kein eingehendes Studium der altfranzösischen Grammatik machen. Dieser kurze Abriss giebt dem Anfänger nur das Nothdürftigste zum Verständniss der altfranzösischen Flexion und Formenlehre. Auf höheren wissenschaftlichen Werth kann dieser Theil daher keinen besonderen Anspruch erheben.

Der dritte Theil, das Glossar, giebt vollständig die Bedeutung der Wörter, ohne indessen auf Etymologie und Vergleichung der Formen mit anderen romanischen Idiomen einzugehen und der Verfasser kann nur die Absicht gehabt haben, dem practischen Bedürfniss des Verständnisses abzuhelfen, was ihm auch recht wohl gelungen ist.

Berlin. Dr. Püschel.

Lessing et le goût français en Allemagne, par L. Cronslé, ancien élève de l'école normale. Paris, Durand. 1863.

Das Buch, dem diese Besprechung gilt, ist zwar nicht heute oder gestern erschienen, vielmehr schon vor vier Jahren. Nichts desto weniger wird es sich verlohnen, noch jetzt darauf zurückzukommen, da die Anerkennung, die es in Deutschland gefunden, wie es scheint, seinem Werthe durchaus nicht entspricht.

Kaum kann es einen Abschnitt unserer Literaturgeschichte geben, den wir gespannter sind, einmal im Lichte französischer Betrachtung zu sehen, als die Periode der Mitte und der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Mit dem Beginne des 19. erreichen die literarischen Interessen der beiden Nachbarländer eine kräftige Solidarität, ein unausgesetztes Herüber und Hinüber der geistigen Bewegungen, die im Grossen und Ganzen in parallelen Linien verlaufen, macht sich dem oberflächlichsten Blicke bemerklich. Etwas Aehnliches findet zwar auch früher statt, doch in ganz anderer Weise. Damals nur unselbständige Nachahmung oder übertriebene Anfeindung des Fremden, nichts weniger als ein ruhiges, selbstbewusstes und darum achtungsvolles Verhältniss der Literaturen zu einander. Lessing steht auf der Grenze der beiden Zeitalter, in ihm fasst sich die nationale Kraft noch einmal energisch, fast eigensinnig zusammen, bevor die fremden Geistesströme friedlich nebeneinander fliessen nach einer Richtung, die Goethe wies, in das grosse Meer der Weltliteratur. Trotz diesem Parallelismus des Schaffens ist die Zahl derer nicht eben gross, wiewohl in stetem Wachsen begriffen, die in Frankreich es sich zur Aufgabe gemacht haben, die genauere Kenntniss unserer Nationalliteratur zu erwerben und zu verbreiten. Man irrt wohl nicht, wenn man annimmt, dass Lessing drüben wenige Freunde hat, wenig bekannt ist. Zwar sind seine Stücke in's Französische übersetzt, Nathan der Weise drei Mal, auf der Bühne hat sich aber keines erhalten, der Laokoon wurde erst mehr als ein Menschenalter nach seiner Entstehung in Frankreich bekannt. Eingehendere Erwähnungen und Urtheile über Lessing sind immer nur vereinzelt anzutreffen, kurz Lessings Art scheint im Ganzen wenig Sympathisches für die Franzosen zu haben, oder seine Feindschaft ist durch geringe Beachtung erwidert worden. Wir können sagen, dass der Deutsche, wenn er von Lessing hört oder spricht, vor allem Andern an Nathan denkt, diese krystallene Brücke von unvergänglicher Schönheit und die uns mit einer Zeit verbindet, der wir ja freilich sonst vielfach entwachsen sind. Durch Nathan ist Lessing in Deutschland modern und wird es bleiben. Wer ihn dagegen in Frankreich kennt und selbst verehrt, wird erst zuletzt an Nathan denken. Kaum Einer erhebt sich drüben zu der Höhe der Würdigung, die bei uns an der Tagesordnung ist. Ist doch bei uns das Verhältniss zu Nathan geradezu ein Prüfstein der Weltanschauung, der Gradmesser der Geistesfreiheit; in Frankreich werden einige hervorragende Schönheiten des Stückes anerkannt, Frau von Staël lässt sich von dem weisen Nathan „wunderbar rühren", im Uebrigen wird es, wie Lessing's ganzes Theater wenig geschätzt. Demogeot nennt Lessing mit einigem Recht den Diderot Deutschlands, doch mehr sagt er nicht von seinem Stücke als: Il voulut bannir du théâtre toute pompe ambitieuse, mais il en bannit en même temps l'idéal, il tomba dans l'affectation du naturel, la pire des affectations: la plupart de ses pièces ne sont que la reproduction des choses réelles, le procès verbal de la nature au lieu d'en être le tableau vivant et expressif.

So nehmen wir denn mit freudiger Spannung das eine ausführliche Werk eines Franzosen über Lessing zur Hand, vielleicht wird dann dem Manne, den nach Wahrheit und Gerechtigkeit dürstete, wie keinen Zweiten, Wahrheit und Gerechtigkeit zu Theil. In jedem Falle ist die freie Discussion in seinem Geiste, auch wenn sie gegen ihn gekehrt sein sollte. Er wird den Kampf mit Waffen nicht ablehnen, die er selbst geschmiedet, die er strahlenden Glanzes seinem Volke als kostbarstes und unverlierbares Erbe hinterlassen hat.

Cronslé hat zu seinem Buche die bekanntesten und zugänglichsten Werke benutzt: Gervinus, Darzel-Guhrauer, Stahr, Schmidt, Schwarz, Devrient. Man wird es entschuldigen, dass ihm mancher zur gelehrten Kenntniss Lessing's nützliche Beitrag entgangen ist, z. B. Hebler's genaue Lessingstudien. Der Verfasser hat daraus ein selbständiges Buch gearbeitet, mit durchaus originalem Urtheil, höchst anziehend geschrieben, in jedem Falle für uns von ungewöhnlichem Interesse. Es konnte nicht fehlen, dass vielfach neue Gesichtspunkte sich dem fremden Blatte boten, auf die wir bereitwillig eingehen müssen. Und wenn der Mittelpunkt und Kernpunkt des Cronslé'schen Buches der Kampf gegen die Dramaturgie ist, so können wir es uns immerhin gefallen lassen, wenn dem stürmischen, unterschiedslosen Enthusiasmus ein leiser aber wohlthätiger Dämpfer aufgesetzt wird. Vergessen wir ja nicht, dass Lessing von solchem Enthusiasmus so wenig hielt, dass er die Bewunderung nicht einmal als dramatisches Motiv wollte gelten lassen.

Cronslé's Buch zerfällt in zwei Theile, deren erster eine biographische Skizze von Lessing's Leben und Wirken ist, der zweite unter der Ueberschrift le théâtre zuerst Lessing's negative Kritik, dann seine dogmatische Kritik, endlich seine eigenen dramatischen Leistungen bespricht. Da hier nur die Hauptsachen berührt werden können, so möge als besonders interessant zunächst der eben genannte Versuch bezeichnet werden, Lessing's dogmatische Kritik, d. h. eine didaktische Auseinandersetzung seiner Meinungen über Poesie erwähnt werden nach den drei Beziehungen seines Verhältnisses zu Aristoteles, zu Shakespeare und zu Diderot. Sehr lehrreich ist darin die Parallele zwischen ihm und Diderot in Hinsicht auf das von beiden gleichzeitig cultivirte bürgerliche Drama. Lessing war ja freilich zunächst kein Systematiker, mehr ein philosophischer Kopf denn ein Philosoph, und es würde ein vergebliches Bemühen sein, nach irgend einer Seite hin planvolle Einheit in seinen Doktrinen herzustellen. Dennoch aber ist es instruktiv, sowie es Cronslé gethan hat, irgendwie ein Ensemble seiner letzten Grundsätze zu ergreifen und dabei auch nicht die Unverträglichkeiten seiner Theorie zu übersehen, die sich weniger aus der abgerissenen Art seiner literarischen Wirksamkeit, als aus dem Streben ergeben, aristotelische Dogmen mit dem Anerkenntniss genialer Regellosigkeit zu versöhnen, was wie ein Schatten der schon nahenden poetischen Revolution auch in Lessing's Geist fiel. Es müsste einmal versucht werden, in ähnlicher Weise aus Goethe und Schiller's Schriften und Briefen die Grundzüge einer klassischen Poetik zu entwerfen, die ja nothwendig mit derjenigen Lessing's bemerkenswerthe Berührungspunkte haben müsste.

Auch dem Abschnitt über Lessing's Theater fehlt es nicht an feinen Bemerkungen. Die Beurtheilung der drei Hauptdramen, bleibe sie auch, wie schon bemerkt, hinter unserer Würdigung weit zurück, wird man doch ertragen können. In Nathan sieht Cronslé vor Allem das Tendenzstück, er stellt ihn darin mit den beiden Jugendstücken: die Juden und der Freigeist zusammen. Das Stück lässt, sagt er, kalt trotz aller Schönheiten. Es ist zu viel Absicht darin. Es hat kein dramatisches Interesse. Es verdanke dem ersten dramatischen Theile seinen wohlverdienten Ruhm in Deutschland, où l'on considère la pensée comme le plus haut genre d'action, der zweite Dramatiker würde nicht genügen, um es auf einer französischen Bühne durchzubringen. Le plan vaut mieux que la pièce. Kaum ein Wort von den drei Ringen, und das reiche ethische Leben des Stückes auf die dürre Formel gebracht: Selon Lessing, les oeuvres et non la croyance sont la marque sûre du chrétien. Die Charaktere erscheinen dem Verfasser blass, vag gezeichnet und dabei einander zu ähnlich. Bemerkenswerth ist das, was er über den Tempelherrn sagt, in dem er gleichwie in Tellheim, Lessing's dramatische Lieblingsfigur, Züge von Lessing's geistiger Persönlichkeit selbst wieder findet: C'est un caractère où l'on reconnait la marque germanique, et surtout celle de Lessing. De la susceptibilité bizarre du templier et de

la libéralité aveugle de Saladin se compose le caractère du major de Tellheim, dans Minna: et c'est évidement la création favorite et la plus originale de l'auteur. An einer andern Stelle: Cette prodigalité, cette imprévoyance, cette susceptibilité sauvage comptent parmi les traits de son caractère.

Das Angeführte genügt, um zu erkennen, dass Cronslé im Punkte der gerechten Gesammtwürdigung Nathan's das Richtige nicht getroffen hat. Man erinnere sich der Urtheile von Gervinus, von Strauss, von Kuno Fischer, von Auerbach, alle Parteien haben sich bei uns über dieses Theaterstück so ziemlich geeinigt, und es scheint in der That, als ob sein unvergänglicher Werth doch noch andere Grundlagen und Garantien hat, dass es nicht steht oder fällt mit der Bejahung und Verneinung des religiösen Programms, das es enthält.

Denn seltsamerweise: das äusserlichste Verständniss der Parabel ist ja bei uns ein streitiger Punkt. Erst ganz vor Kurzem hat Prof. Erdmann, der Nathan doch gewiss zu schätzen wissen wird, in seinem Grundriss der Geschichte der Philosophie, in allem Ernst die Meinung ausgesprochen, Lessings eigene Stellung zu der betreffenden Frage und Nathan's Meinung sei aus dem Märchen gar nicht ersichtlich. Alles kommt nämlich auf die Auslegung der Stelle: „Und hatte die geheime Kraft, vor Gott und Menschen angenehm zu machen. Also ein Ring hatte sie doch. Doch dies beiläufig. Die Charakteristik in Minna von Barnhelm findet Cronslé im Allgemeinen natürlich und gut durchgeführt. Doch tadelt er auch hier Monotonie. Tellheim's Figur findet er sonderbarer Weise mehr national als individuell, womit er der Nation nichts Verbindliches sagen will, wie er denn überhaupt gelegentlich vom bon peuple Allemand und seiner Geduldigkeit gar sehr in einer Weise spricht, die der Correctur bedürfte. Alles in Allem soll Minna kein Meisterwerk der Gattung sein. Wir Deutschen würden uns inzwischen freuen, wenn wir im gesammten Umkreis unserer Literatur ein gleich werthvolles Lustspiel besässen.

Emilia Galotti, „der radikalste Protest gegen den aristokratischen Geschmack der französischen Tragödie," scheint dem Verfasser das beste der Lessing'schen Stücke zu sein. Die Charaktere sind tief angelegt, die Handlung bewegt sich stetig und wahrscheinlich fort. Auch Marinelli, gegen den Frau von Staël Einwendungen erhoben hatte, ist wohl gelungen. Il a une aisance de roué qui ne lui messied point, wie der hübsche Ausdruck lautet.

Aber der Stil ist nach Cronslé's Meinung die schwache Seite des Stückes. Es finden sich über Lessing's Stil, den prosaischen wie den poetischen, in unserm Buche viele gute, z. Th. neue Bemerkungen. Den Stil in Nathan wie in Emilia tadelt Cronslé übertrieben. Man merkt es, die bei aller Sprödigkeit doch seelenvolle Tiefe auch der Sprache Nathan's hat den Franzosen nicht ergriffen, es ist dazu ein überaus feines Verständniss der Sprache erforderlich. Und man kann sagen, dass wie Lessing selbst über die französischen Tragiker auch aus dem Grunde zu ungünstig geurtheilt zu haben scheint, weil er die feinsten Feinheiten ihrer Sprache nicht völlig erkannt, so ihm hier das Gleiche widerfährt. Unser Verfasser sieht vielfach nur die Mängel in der Sprache von Lessing's Dramen. Les vers et la prose de Lessing se ressemblent: souvent pleins de sens, mais trop communément convulsifs, gâtés par une trivialité volontaire, et sans un seul développement ample et suivi, qui donne carrière à l'éloquence de la passion et soulage l'esprit d'une tension continuelle. Aber noch mehr: familiarisé de bonne heure avec l'étude de notre langue, il a lu presque tous nos auteurs. On reconnaît chez lui des tours et des phrases de Voltaire et de Diderot: son style a souvent une allure toute française. Notre littérature pourrait donc revendiquer une certaine part dans les mérites littéraires du meilleur des prosateurs allemands. In jedem Fall eine interessante Meinung, und der es vielleicht an Wahrheit nicht ganz fehlt. Vielmehr scheint der letzte Gesichtspunkt für das Verständniss Lessing'scher Diction nicht unfruchtbar zu

sein. Freilich sind die wesentlichen Züge derselben davon gar nicht berührt: das begriffliche Gepräge, das überall den logischen Gliederbau durch die lebensprühenden Perioden hindurchblicken lässt, glänzende Trockenheit, wie man von Kant und Aristoteles gesagt hat, haarscharfes Raisonnement eines so zu sagen brennenden Verstandes. Ist Lessing's Stil mustergültig, so ist er es sicherlich nicht im Sinne einer farblosen Classicität. Die eigensten Geisteszüge des grossen Mannes spiegeln sich darin auf's allergenaueste, Lessing's Stil ist durchaus individuell und eben darum so vortrefflich.

Der angeführte Ausspruch über französische Einflüsse, die man bei Lessing wahrnehmen könne, steht in unserm Buche nicht einzeln da, vielmehr gehört es unserer Meinung nach zu dessen Vorzügen, wo die Gelegenheit sich bot, auf solche Einflüsse hingewiesen zu haben. Mag immerhin ein Körnchen nationaler Präoccupation mit im Spiele sein (es war denn ja auch bei Lessing im Spiele) es haben sich aus der feinspürigen Untersuchung, auch wo sie hin und wieder in kleinliche Prioritätsdebatten auszuarten droht, bemerkenswerthe und für Lessing's Art zu schaffen wichtige Resultate ergeben. Was sich auf solche Weise herausstellt, wenn es irgend haltbar ist, müssen wir anerkennen, um unsere auf unerschütterlicher Grundlage ruhende Verehrung des herrlichen Mannes von dem Verdachte jedweder Unechtheit zu bewahren. Wie nach ihm die Vorzüglichkeit des Christenthums nicht solidarisch ist mit der Unanfechtbarkeit der Bibelautorität, so soll auch unser Lessing-Cultus von keinem Urtheil über die Genesis Lessing'scher Ideen berührt werden können. Cronslé hat insbesondere auf Lessing's kritische Methode ein helles Licht geworfen durch die durchgeführte Parallele mit Bayle, dem Lessing zuerst nach Form und Inhalt folgt, von dem er dann in wesentlichen Punkten abweicht, um eigene Bahnen einzuschlagen. Cronslé hat gerade in diesen Fragen einen ungewöhnlich klaren Blick, was er über Lessing's religiöse Kritik sagt, wird man unterschreiben müssen. Er hat Lessing die richtige Stellung angewiesen zwischen Intoleranz und Impietät, seine bei uns nicht selten verkannte Vermittelungsrolle. Lessing's Kritik ist weit weniger subversiv als die Voltaire's, sie ist aber principiell energischer, insofern er die Freiheit der Discussion um ihrer selbst willen verficht, während nur das Ecraser l'infâme die Parole der französischen Philosophen des 18. Jahrhunderts war. Lessing war nirgends radikal, wo er es am meisten scheint und sein wollte, in dem Verhältniss zur französischen Tragödie, da hat er wirklich in seiner dramatischen Praxis die Extravaganzen seiner Theorie ermässigt. Denn „Lessing est plus hardi en paroles qu'en fait contre des principes, dont il sent au fond la solidité, quoiqu'il en blâme l'exagération." Hiermit berühren wir das Gebiet, welches für den Verfasser das ergiebigste und dankbarste war, seine Abwehr der Angriffe, die der Dramaturg Lessing gegen das französische Theater gerichtet hat. Cronslé hat dieser Abwehr einen Haupttheil seines Werkes gewidmet. Er prüft zuerst Lessing's Theorie des französischen Theaters, dann sein Verhältniss zu den einzelnen Dichtern, zu Corneille, Racine, Voltaire, dann zu denen zweiten Ranges, endlich zur französischen Komödie. Es würde zu weit führen, hier in Einzelheiten einzugehen. Nur soviel sei bemerkt, dass wir Deutsche zwar an Lessing's Polemik in ihrem ganzen Umfange entfernt nicht glauben, dass sie von unsern nachschlegel'schen Literarhistorikern vielfach auf ihr berechtigtes Mass herabgesetzt ist, dass wir unbefangen darüber zu urtheilen beginnen, wie sich in höchst bemerkenswerther Weise ein ähnlicher Umschwung der Meinungen über Franzosenthum selbst auf abstract-linguistischem Gebiete vollzieht — dass aber trotz alledem die edle classische Tragödie der Franzosen noch bei weitem mehr, wenn der Ausdruck gestattet ist, in der öffentlichen Meinung Deutschlands rehabilitirt ist, so wie sie es verdient. Cronslé's systematische Kritik der Dramaturgie in ihrer wohl orientirenden Vollständigkeit ist darum noch immer nicht zu spät gekommen. Sie ist gelegentlich etwas ärgerlich, im Ganzen aber einsichtig

und taktvoll. Er verkennt gar nicht die grosse historische Bedeutung und Berechtigung jenes Werkes — wenngleich wir diese grossartige Bedeutung noch schärfer betont wünschen müssen — aber er zeigt, wie Lessing doch vielfach über das Ziel geschossen hat, wie er die wirklich vorhandenen Mängel mit Unrecht den Meisten zur Last legte, wie seine Argumente keineswegs auf der Höhe seiner Intentionen waren. Auch der soviel besser verstandene Aristoteles lässt vielleicht Corneille's Grösse unangetastet, Racine hat Lessing verkannt, Molière erheblich unterschätzt. Cronslé nimmt sich der beleidigten Tragödie, die bei uns leider noch immer eine gestürzte Grösse ist, mit Wärme an. Er wird jedoch auch bei uns Sympathien finden. Ebert in seiner Entwicklungsgeschichte der französischen Tragödie hat gewiss den richtigen Gesichtspunkt gefunden. Man gestatte uns, die schönen Eingangsworte eines Aufsatzes des Philosophen Taine über Racine (Nouveaux essais de critique et d'histoire) hier anzuführen: Comme Shakespeare et Sophocle Racine est un poète national; rien de plus français que son théâtre; nous y retrouvons l'espèce et le degré de nos sentiments et de nos facultés. L'abolition des moeurs monarchiques a beau lui nuire; même sous notre démocratie il retrouvera sa gloire; son génie est l'image du nôtre; son oeuvre est l'histoire des passions écrite à notre usage; il nous convient par ses défauts et ses mérites, il est pour notre race, le meilleur interprète du coeur.

Was wir aus Cronslé's Buch mitgetheilt haben, hat vielleicht, auch wenn es allerdings aus einer festgeschlossenen Darstellung herausgerissen ist, genügt, um auf dasselbe als auf einen beachtenswerthen Beitrag zum Verständniss Lessing's hinzuweisen. Man kann versichert sein, dass man es nach aufmerksamer Lektüre aus der Hand legt, ohne an der treuen Liebe zu Lessing den geringsten Schaden gelitten zu haben, dem Manne mit dem schneidigen Geiste und der unverschnörkelten Sittlichkeit, die an Ganzheit und Integrität des Wesens Keiner übertraf, und dessen Geburtstag auch zu den Familienfesten unseres Volkes gehört.

Berlin am 22. Januar 1867. Dr. Imelmann.
(Lessing's Geburtstag.)

Recherche sur l'origine de la ressemblance et de l'affinité d'un grand nombre de mots qui se retrouvent dans le Français, le Danois, l'Islandais, l'Anglais, l'Allemand, le Latin, le Grec et le Sanscrit, par B. B. Copenhague. Chez Thieme, imprimeur. 1866. 233 S. gr. 8.

Vor nicht gar langer Zeit erblickte die literarische Missgeburt einer krankhaften Phantasie das Licht der Welt: ich meine das keltische Wörterbuch von Obermüller. Die Wissenschaft straft solche Scharteken, die mit rührender Naivetät die Ergebnisse der neueren Sprachforschung ignoriren und in den tollsten Phantasien einhertanzen, mit schweigender Verachtung und schreitet gelassen weiter. Wenn aber wieder und wieder solche Sumpfblasen aus dem Morast einer wahnsinnigen Unwissenheit auftauchen, wenn mit solcher unglaublichen Unbefangenheit und Zuversicht der Wissenschaft ins Gesicht geschlagen wird, wie in dem vorliegenden Buche, so ist gebührende Zurechtweisung an ihrem Orte. Giebt es doch harmlose Seelen in Menge, die an den Unsinn glauben, wenn er ihnen unglücklicherweise in die Hände fällt. Wir werden zeigen, dass der Verfasser keine der Sprachen versteht, von denen er redet; er kennt nicht einmal die, in welcher er schreibt. Absehend von unfranzösischen Wendungen will ich zum Beweise nur einige grobe grammatische Fehler aus einer grossen Menge herausheben: Vorrede

S. 2 heisst es après ce que les peuples étaient sortis für après que; de Flandre auf derselben Seite ist vielleicht einer der unzähltgen Druckfehler. Vorrede S. 4 heisst es jusqu'à ce qu'ils auront für jusqu'à ce qu'ils aient; S. 2: avant que les Gaëls y pénétrèrent statt pénétrassent; S. 4: qui ne peuvent pas être introduits statt avoir été introduits; S. 5: communs pour statt commun à. S. 7; il est plus vraisemblable, qu'il y ait statt quil y a; S. 9: du reste de Danemarc statt du; S. 17: je ne prétends pas d'être versé statt être versé; S. 121 sogar je m'ai trouvé restreint statt je me suis trouvé restreint; auf derselben Seite: quoiqu'il est statt soit; S. 223 un fait bien digne de remarquer statt d'être remarqué, u. s. w.

Nun kann man ein tüchtiger Gelehrter sein, ohne gerade ein korrectes Französisch zu schreiben; aber in diesem Falle ist es — gelinde gesagt — unklug, sich desselben zu bedienen. Ich kenne Obersekundaner, die bessere Sprachkenntnisse haben, als der Verfasser des vorliegenden Buches und sich trotzdem nicht schämen, ihre französischen Arbeiten vom Lehrer korrigiren zu lassen; dasselbe rathen wir Herrn B., wenn er — was wir jedoch nicht hoffen — wieder ein solches Werk in die Welt senden will.

Herr B. bittet am Schluss der Vorrede um Nachsicht. Wer Anspruch darauf macht, eine wissenschaftliche Arbeit geliefert zu haben, der hat nicht die Pflicht, nein, das Recht, zu fordern, dass die Kritik mit unnachsichtlicher Strenge gegen ihn verfahre. Und gar um Nachsicht bitten, wenn man den Ansichten der bedeutendsten Gelehrten entgegentritt — lächerlich!

Leider ist bei literarischen Fehden häufig gegen den Anstand gefrevelt worden, indem man Persönlichkeiten hineinzog, und das bedauern wir von Herzen, aber Strenge, rücksichtslose Strenge ist besonders auf dem für Phantastereien so ergiebigen Gebiet der Wortforschung unumgängliche Nothwendigkeit.

Herr Obermüller spürte in allen geographischen Namen, in semitischen so gut wie indogermanischen, keltischen Ursprung aus: einer ähnlichen Manie ist Herr B. verfallen: auch er sieht überall Kelten, in Etrurien so gut wie in Dänemark, in Norddeutschland so gut wie im nördlichen Frankreich. Nur ein Unterschied ist zwischen beiden: Obermüller weiss wenigstens ungefähr, was keltisch ist, B. hat keine Ahnung davon; in seinem ganzen Buche kommt kein keltisches Wort vor.

Es wäre thöricht, alles was der Verfasser in buntem Wirrwarr durcheinanderschwatzt, zu widerlegen; *) es giebt in dem ganzen Buche keinen Satz, über den nichts zu sagen wäre. Ich theile nur einiges aus des Buches Inhalt mit, um den Leser zu unterhalten — obgleich es betrübend ist, dass in dem Zeitalter eines Jacob Grimm, eines Bopp, eines Zeuss, eines Diez noch so etwas möglich ist.

Zunächst sehen wir zu, welche Kenntniss der einzelnen von ihm misshandelten Sprachen der Verfasser zu seiner „Untersuchung" mitbringt.

Von seiner Kenntniss des Französischen hatten wir schon Proben.

Dass er im Sanskrit nicht sehr bewandert ist, sagt er selbst. S. 17. Das Sanskritalphabet kann er nicht lesen. S. 121.

Von Seite 122 ab stellt er eine Menge von Sanskritwörtern auf und vergleicht was nur ähnlichen Klang hat in buntem Wirrwarr — natürlich stimmt manches als urverwandt überein. Hier einige Proben:

*) Wenn es sich um eine wissenschaftliche Arbeit handelt, sucht man irrige Ansichten zu widerlegen. Hätte der Verfasser Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, so würden wir ihm beweisen, dass abonder vom lat. ab-undare kommt und mit bon nichts zu thun hat; dass das altnordische marr (nicht merr wie der Verfasser schreibt) mit dem von Pausanias 10, 10, 4 mitgetheilten altkeltischen marca (althochdeutsch marah), nimmermehr aber mit franz. mère von lat. mater zu vergleichen ist, dass comme vom lat. quomodo kommt, dass klar ein lat. Lehnswort ist, u. s. w.

aj, verbe, chasser, pousser, lancer, agir, danois age, jage, vieux, danois aka, jaga, latin agere, agitare, mots passer peut-être du gaëlique dans le latin (voir agir et agiter). Le sanscrit ajut signifie chasser dehors, danois jage ud (prononcé jage ut dans le patois), le sanscrit undâjat, chassé dehors, est le danois udjaget, qui est évidement le même mot, car on doit observer, que le mot danois age est souvent prononcé aje dans le patois. Voir le grec *αγειν*.

alijava subst. rapidité, danois Hast-Jav. u. s. w.

Vom Italiänischen, Spanischen u. s. w. versteht er gar nichts; sonst hätte er nicht behaupten können, das Wort blank komme bloss im Dänischen, Französischen und Deutschen vor. S. 23. (Vgl. engl. blanc, span. blanco, port. branco, ital. bianco, abgesehen von den zu derselben Wurzel gehörigen, nicht nasalirten Formen der slavischen Sprachen, des Lateinischen und Griechischen).

Dass er Lars Porsenna mit dem dänischen Namen Lars Porsen zusammenbringt, kann uns kaum wundern.

Dass das u im Sanskrit und Lateinischen ohne Zweifel wie das Französische gesprochen wurde, lernen wir S. 112, 132. Auch im alten Dänischen soll es diesen Laut gehabt haben. S. 65, wiederholt S. 112. Auf S. 99 ist als Anmerkung zu audr, welches er mit französ. vide, lat. viduus, engl. void — 'Mischung von vide und dän. ode' zusammenwirft, die Anmerkung zu lesen 'il faut observer, que la diphthongue au dans le vieux danois et dans l'islandais est prononcé (sic!) comme eu dans le français. Dasselbe hat er schon S. 70 in einer Anmerkung zu auga gesagt. — Dass die griechischen Wörter dann mit, dann ohne Accent und Spiritus geschrieben sind, lässt tief blicken. S. 31 dekretirt er, dass constare kostare gesprochen werden muss, weil es dän. koste heist. Noch etwas von des Verfassers romanischer Gelehrsamkeit. aussi ist das dän. ogsaa, gesprochen osse, ailleurs das ebenso klingende ellers. Spasshaft ist die manchen Wörtern beigefügte Erläuterung: bon, agréable, le contraire de mal. main, l'extrémité du bras divisée en doigts.

So geht es fort bis S. 101. Bis hierher war es allenfalls zu ertragen; jetzt aber wird es haarsträubend. Es folgt nämlich ein Vergleich dänischer d. h. gaelischer Ortsnamen mit französischen. Wir wollen bloss den Anfang mittheilen:

Noms français.	Noms danois.	Pronc. des noms danois.	Signification danoise des noms ou leur dérivation du danois.
Aggerville	Aggersbölle	Agersbölle	Ville fondée par Agger ou appartenant (sic!) a Agger, qui est un vieux noms danois.
Annebec	Andbek et Annebek	Annebek	Ruisseau pour les canards ou dérivé du nom d'Anne, nom de femme très usité en Danemarc.

Diese „Erklärung" französischer Ortsnamen füllt Seite 102 — 111. Es sind über hundert. Seite 112 folgt eine Vergleichung dänischer Wörter mit lateinischen. Also:

a, af, préposition, latin a, ab, français de et à dans les mots composés. Exemples:

Afrive latin abripere, arracher.

Afstaae latin abstare, céder, abandonner.

Afklare, prononcé aklare, latin, acclarere, clarifier.

Afvei, latin avia.

Aas, As, lat. os, ac-ies cap. u. s. w.

Dann kommt S. 121 — 126 die schon erwähnte Aufzählung der San-

skritwörter und zum Schluss, um das Sprüchwort finis coronat opus wahr zu machen, eine Table de noms sanscrits de plusieurs villes et places en Asie, qui ressemblent aux noms de places et de villes en Europe.

Gleich anfangs erfahren wir, dass „man" das Gebiet im Süden des Himalaya, zwischen dem Hindukusch und Vinhja, die Ebenen des Indus und Ganges, als den alten Hauptsitz der Arier betrachtet. Die Endungen der in diesem Gebiet vorkommenden geographischen Namen haben eine grosse Aehnlichkeit (der Verfasser sagt: la terminaison ont mit denen der Länder in Europa, deren Sprachen gaelischen Ursprungs sind, vornehmlich in Dänemark, Jütland u. s. w. Baidal ist ein vollkommen dänischer Name, Cavabad ist wahrscheinlich dasselbe wie dänisch Karleboe.

Fast ist es nach solchen Anführungen unnöthig, auch des Verfassers Flüchtigkeit und die Unzuverlässigkeit seiner Citate anzuführen. S. 15 heisst es: „Der Eid, den Ludwig der Deutsche Karl dem Kahlen leistete, enthält „in fine" zwei „mots gaulois", welche ganz dänisch sind: man liest in der That: „vi er (nous sommes)."

Erstens: vi er ist eine Verdrehung des Textes, es heisst iv er. Zweitens stehen diese Worte nicht in dem Eide Ludwig's, sondern in dem, welchen Karl's Volk schwur. Drittens steht in dem ganzen Eide die erste Person: Si... Karlus meos sendra etc.; si io returnar non l'int pois etc. und am Schluss: in nulla adjudha contra Lodhuvig nun li iv er, wörtlich lateinisch non illi ibi ero.

S. 222 lesen wir: Tacitus, welcher in so bewundernswerther Weise die Germanen beschrieben hat, sagt selbst, dass ihr Name keine andere Bedeutung habe als Krieger. Diese Behauptung kann sich nur auf die bekannte Stelle der Germania beziehen: Ceterum germaniae vocabulum recens et nuper additum, quoniam qui primi Rhenum transgressi Gallos expulerint ac nunc Tungri, tunc Germani vocati sint. Ita nationis non gentis nomen evaluisse paulatim, ut omnes primum a victore ob metum, mox etiam a se ipsis invento nomine Germani vocarentur. Wo steht denn da etwas von Kriegern? Vielleicht spukt Herrn B. das ob metum, welches schon viel Unheil angerichtet hat, im Kopfe.

Von Wiederholungen und Widersprüchen werden wir im Verlauf unserer Betrachtung einige mittheilen.

Was will der Verfasser nun mit seiner „Untersuchung"? Das weiss er wohl selber kaum. Das Phantom einer Sprache schwebt ihm vor, welche die gemeinsame Mutter des Französischen, Dänischen u. s. w. sein soll. Er nennt sie gaelisch. Mit dem keltischen Dialect des Gaelischen hat sie nichts zu thun. Sie existirt eben nur in nebelhaften Umrissen in der Phantasie des Verfassers. Wir werden, soweit dies möglich ist, uns durch das Labyrinth hindurchwinden und dem Gang der „Untersuchung" nachzukommen suchen.

„Es findet sich eine grosse Aehnlichkeit der Gesichtsbildung der Bauern in der Vendée, der Bretagne, der Normandie und derer in Scandinavien und dem nördlichen Deutschland. Diese Aehnlichkeit erklärt sich aus gleicher Abkunft. Auch in den Wörtern der französischen, deutschen, scandinavischen Sprachen findet sich Uebereinstimmung, die man sofort merkt, wenn man die Wörter ausspricht, während, wenn man sie geschrieben sieht, man oft zweifelt, dass es dieselben sind. Ich werde in diesem kleinen Werke (233 Seiten gr. 8.) die Resultate meiner Forschungen über die Aehnlichkeit der französischen Sprache mit den übrigen keltischen oder gaelischen (arischen) Sprachen Europas, insbesondere mit dem Dänischen und Isländischen, mit dem Deutschen, Englischen, Römischen und Griechischen, welche mit Ausnahme des Griechischen rein gaelischen Ursprungs sind, auseinandersetzen."

Folgt eine Reihe von Bemerkungen über den Vorzug der gesprochenen Volkssprache vor der geschriebenen bei solchen „Untersuchungen"; dann hören wir die grosse Wahrheit: Dass die französische Sprache nur eine Tochter der lateinischen, dass die gaelische bis auf geringe Spuren in Frankreich

verschwunden sei, ist ein Irrthum, der nicht länger dauern darf. Dieses wird bestätigt durch „klare und zahlreiche“ Beweise.

Also: eine grosse Nation, wie die keltische, kann nicht ihr theuerstes Gut, die Sprache, verloren und die von wenigen tausend Söldnern angenommen haben.

Man ist ferner allgemein darüber einverstanden, dass die ersten Bewohner Frankreichs unter dem Namen Iberer bekannt gewesen sind, von der Syro-Arabischen Race im Süden, von der indo-europäischen im Norden des Landes.

Gael ist offenbar dasselbe Wort wie das dän. und isl. Karl, im vulgairdän. Kaël. isl. Kall gesprochen; ein dän. Dialect spricht Kole, das franz. gaulois; ein anderer kalli, das lat. Galli.

Finnekarle ist nichts anderes, als Finne-gael; es ist durch die Invasion der Gaelen und Finnen nach Schottland gekommen: Fingal. Kaledonia kommt von Kale-Karl.

Die Stammväter der Franzosen, Dänen u. s. w. sind also die Gaelen.

Auch die Kimbern sind Abkömmlinge der Gaelen. Sie fallen viermal in Frankreich ein, vermischen sich viermal mit den Bewohnern, zuerst zwischen 631 und 587 v. Chr., dann „plus tard“, dann unter dem Namen Franken im J. 242 und zuletzt unter dem Namen Normannen im 9. Jahrhundert. Sie kommen jedesmal aus Jütland. Einen Beweis, dass die Franken eigentlich Dänen, d. h. Gaelen, sind, sieht der Verfasser in dem Umstande, dass sie den Odin und die übrigen „idoles“ des Nordens anbeten, welche nicht die Idole Oberdeutschlands waren. Auch Hildebrand, Hadubrand sind skandin. Namen.

Sogar in umbrischen und etrurischen Inschriften findet man dänische, d. i. gaelische Wörter, welche durch die Gaelen, die um 1300 v. Chr. Italien überschwemmten und Herren des Landes zwischen Tiber und Alpen blieben, dort hingekommen sind: vgl. Ane, Ole, Arnt, Lars, Thane.

Die Etrurier haben also im Stammbaum der Völker einen Platz gefunden: es sind „Gaelen.“

Auch das Lateinische stammt vom Gaelischen, dessen Urtypus sich noch in Jütland = Dank der geographischen Lage, erhalten hat.

Die Franzosen sind Abkömmlinge der Gaelen, etwas vermischt mit Gothen, Franken, Germanen und Normannen. Diese alle sind ebenfalls Gaelen.

Für die Germanen hat der Verfasser auch eine „gaelische“ Etymologie, die längst abgethane von Ger.

Eine Schilderung der jetzigen Jüten, d. i. Kimbern, giebt uns schon Tacitus; sie sind seit seiner Zeit dieselben geblieben; die alten Deutschen ertrugen leicht Kälte und Hunger, aber nicht Hitze und Durst: exactement comme les Jutlandais de nos jours. Die Deutschen besassen in Heerden ihren einzigen Reichthum; ganz so noch heute die Jüten. Jene bedeckten sich mit Häuten, diese auch. Die Frauen liessen einen Theil der Brust und die Schultern bloss: so noch heute in Jütland! Die alten Deutschen wählten ihre Könige aus dem Adel, die Führer aus den Tapfersten: de même encore.

Woher kommen nun diese „Gaelen“ und ihre Sprache? sie kommen vom fernen Osten; das Sanskrit oder ein davon abgeleites Idiom war ihre Muttersprache. Wir wissen schon, wo die Urheimath des Sanskritvolkes war. Wir müssen den Verfasser selbst erzählen lassen, wie es kam, dass die Gaelen auswanderten:

„In dem Schosse dieses Volkes, welches in dem glücklichsten Theile der Welt wohnte, entbrannte ein mörderischer Bruderkrieg zwischen den beiden oberen Kasten der weissen Race, den Brahminen und den Argas. Durch die niederen Kasten unterstützt, trugen die Brahminen nach verzweifeltem Kampf den Sieg über die Argas davon. Die zahlreichen Trümmer der muthigen und edlen Kaste der Argas verliessen wahrscheinlich das Land und

durchkreuzten den westlichen Ocean Asiens, um sich gen Europa zu wenden. Dieser Ocean, den chinesische Schriftsteller erwähnen, existirt nicht mehr. Nur das kaspische Meer, der Aralsee und die grosse asiatische Wüste erinnern an denselben. Die Nachkommen dieser Argas sind ohne Zweifel die Gaelen oder Kelten."

„Sie kamen in die Ebenen Frankreichs mit ihren Reichthümern, ihren Heerden, ihren Geräthschaften, ihren freien Einrichtungen, ihren Religionen, ihrem Gottesdienst und ihrer Sprache, deren Reste uns unsere Mütter bewahrt haben, nicht allein in Frankreich, in Deutschland, in Dänemark, vornehmlich in Jütland, sondern auch in Skandinavien, England, Island, Spanien bis nach Madrid, in Galizien, in den Ebenen des Po und in Italien bis nach Rom."

Doch genug. Das Buch schliesst mit sentimentalen Betrachtungen über die Nothwendigkeit einer Verbrüderung aller dieser gaelischen Völker, über die Verwendung und den Export der Bodenprodukte, die Berechtigung des Sklavenhandels, Wiederholungen von schon Dagewesenem, wobei natürlich Widersprüche in Menge mit unterlaufen. Die letzten Worte des Verfassers drücken den Wunsch aus, dass er einiges Licht über den Einfluss, den die Gaelen und die gaelische Sprache auf die Völker, auf die Sprachen, auf die Ideen von heute geübt, möge verbreitet haben!

Jena. W. Kaiser.

Die Fehler der Deutschen beim mündlichen Gebrauch der englischen Sprache. Uebungsbuch zur Beseitigung derselben für höhere Lehranstalten, so wie zum Privat- und Selbstunterricht. Eine Ergänzung zu allen englischen Grammatiken für Deutsche von Dr. D. Asher. Leipzig, Voigt & Günther, jetzt: Ernst Julius Günther 1864.

Exercise, on the Habitual Mistakes of Germans in English Conversation, and on the most difficult points of Grammar for the Use of Advanced Students of English. A Supplement to all English Grammars for Germans. By D. Asher Ph. D. Leipzig, Voigt & Günther 1864.

Key to the Exercises &c. Leipzig, Voigt & Günther 1864

Wenn ich erst jetzt und zwar in eigner Person die Aufmerksamkeit der Leser des Archivs auf die hier angezeigten Büchelchen lenke, so geschieht das aus keinem andern Grunde, als weil ich bisher vergebens darauf gewartet, dass sie von anderer Seite würden besprochen werden; was ich freilich in jeder Beziehung vorgezogen haben würde. Länger aber glaubte ich doch nicht zögern zu dürfen, wenn die Anzeige überhaupt noch etwas nützen soll. Bei meiner langjährigen Praxis als Privatlehrer machte sich mir wiederholt das Bedürfniss eines Lehrbuches fühlbar, welches sich für Schüler eignet, die zwar die Grammatik durchgenommen, die Regeln aber trotzdem noch nicht fest inne hätten. Nebenbei aber schien es mir zweckmässig, einmal zu versuchen, die allen Deutschen gemeinsamen Verstösse gegen Grammatik und Synonymik in gedrängter Form zusammenzustellen, um die ganze Aufmerksamkeit des Lernenden auf sie zu concentriren und das Richtige seinem Geiste desto leichter und sicherer einzuprägen. Um dies Ziel zu erreichen, schloss ich mich der von Noël und Chapsal, Richard und Poitevin u. A. im Französischen, specieller aber der von Chambers im Englischen

angewandten Methode an, indem ich nämlich an der betreffenden Stelle im englischen Satze nicht ein unrichtiges Wort, sondern einfach einen Strich gesetzt habe, den der Schüler auszufüllen hat. Die im „Fehler der Deutschen" enthaltenen deutschen Sätze nun sind in den „Exercises," bis auf die zu berichtigenden Punkte übersetzt, so dass dem Schüler nicht mehr zugemuthet zu werden braucht, als nöthig ist. So z. B. lautet der dritte Satz im VI. Kapitel wie folgt: „Mein Sohn hat bei seinem Hauslehrer bedeutende Fortschritte gemacht und sich einen reichen Vorrath von Kenntnissen erworben." Dafür in „Exercises": „My son has made considerable — under his tutor, and has acquired an ample stock of —." Im „Key": „My son has made considerable progress under his tutor, and has acquired an ample stock of knowledge." Wer in den Fällen, wo der Lernende zwischen zwei Conjugationsformen zu entscheiden hat, habe ich das Zeitwort selbst mit angegeben und es dem Schüler überlassen, sich für die richtige Form zu entscheiden. Die Büchelchen enthalten etwa 1000 Uebungssätze über folgende Themata. I. Construction of Sentences. II. The Indefinite Article. III. The Definite Article. IV. Some and Any. V. Position of the Definite and Indefinite Article. VI. Nouns, Singular or Plural. VII. Concord. VIII. Lives. Minds. Question. Opportunity. IX. Pain. Pains. X. Home. At Home. XI. Shade. Shadow. XII. Voyage. Journey. Travel. Passage. Term. Trip. Excursion. XIII. Subject. Object. XIV. Debt. Guilt. Fault. XV. Country. Land. XVI. Double Genitive. XVII. Double Accusative. XVIII. Adjectives. Much. A great deal. A good deal. Many. Little. Few. Most. Least. Last. Great. Large. Small. XIX. Adjectives used as Nouns and without Nouns. XX. Formerly. Earlier. Latterly (Content. Contented). XXI. Serious. Earnest. Grave. XXII. Nearest. Next. XXIII. Sick. Ill. Poorly. Ailing. Bad. XXIV. Numbers. XXV. Pronouns. Es. XXVI. Possessive Pronouns. XXVII. Man. XXVIII. Relatives and Determinatives. XXIX. Which. What. XXX. Each. Every. Any. All. XXXI. Reflective and Reciprocal Pronouns. XXXII. Shall. Will. Should. Would. XXXIII. Special use of should. XXXIV. Wanting. Wanted. XXXV. To be. Grow. To come. Turn. XXXVI. Will. Would. To be in the Habit of To use. XXXVII. Wollen. Mind. XXXVIII. Shall. To be to. To be said to. Ought. XXXIX. May. Can. To be able. XL. Would. To like. XLI. Must. To be Obliged. To have to. XLII. Interrogative, Negative and Emphatical Sentences. XLIII. Imperfect. Perfect. XLIV. Succession of Tenses. XLV. Present Participles. XLVI. Periphrastic Form. Active and Passive. XLVII. Infinitive and Supine. XLVIII. Imperfect of be „If." — Subjunctive and Conditional. XLIX. To let. Suffer. Permit. Allow. Cause. Order. Have. Get. Make. L. To let. Leave. LI. To Say. Tell. LII. To want. Use. LIII. To remember. Remind. LIV. To take. Bring. LV. Can. To know. LVI. To go. Walk. LVII. To lie. Lay. LVIII. To beg. Ask. LIX. Reflective and Intransitive Verbs. LX. Neuter Verbs. LXI. Past Participle as Adjective. LXII. Prepositions. LXIII. Adverbs. Very. Much. Greatly. LXIV. Well. Good. LXV. Shortly. Anciently or Lately. LXVI. Definite Adverbs of Time. LXVII. If. When. LXVIII. As. How. Like. LXIX. While. During. LXX. Still. Jet. LXXI. As — as. As much as. Not so — as. LXXII. Why — Because.

Jeder erfahrene Lehrer wird aus dieser Inhaltsangabe selbst zu beurtheilen im Stande sein, in wiefern ich das Richtige in der Auswahl der Schwierigkeiten getroffen habe. Manches, namentlich aus der Synonymik hätte allerdings hinzugefügt werden können; so hat z. B. ein wohlwollender Recensent in der Zeitschrift für Gymnasialwesen (H. Wüllenweber) recht beachtenswerthe Vorschläge in dieser Beziehung gemacht; allein bei meiner Beschränkung waltete die Rücksicht auf den Umfang des Werkchens vor; denn es war ja eben geboten, dem Schüler eine möglichst gedrängte Uebersicht und Zusammenstellung der gewöhnlichen Fehler an die Hand zu geben,

Ausser der eben gedachten Beurtheilung, ist mir nur noch die des Herrn Rectors Wilhelm Mirlitz in der kritisch-pädagogischen Vierteljahrsschrift zu Gesichte gekommen, und ich erlaube mir die Hauptstelle hier anzuführen: „Es ist daher eine sehr dankenswerthe Gabe," sagt der Herr Rector, „welche der Verfasser den Englisch Lernenden darbietet, und sie ist für den Selbstunterricht um so mehr zu empfehlen, als sie gleichzeitig zur Wiederholung der wesentlichsten Regeln der englischen Syntax nöthigt." Dass die Regeln selbst hier nicht mit beizugeben waren, versteht sich wohl schon daraus von selbst; dass das Buch eben eine Ergänzung zu allen (guten) Grammatiken sein soll. Für das, was in keiner Grammatik zu finden, genügt eben der Schlüssel. Die Methode selbst fand den besondern Beifall des verstorbenen, zumal auch in der Behandlung der neueren Sprachen so tüchtigen Pädagogen, Director Hauschild, der das Werkchen in einer öffentlichen Lehrerversammlung zu Leipzig einer kritischen Besprechung unterzog und es allen Lehrern warm anempfahl.

Leipzig. Dr. David Asher.

Geschichte der nordamerikanischen Literatur. Eine literar-historische Studie von Dr. K. Brunnemann. Leipzig 1866. Fr. Wilh. Grunow.

Die amerikanische Literatur ist im Grossen und Ganzen wenig bekannt, obschon einzelne Werke amerikanischer Schriftsteller bei uns viel und gern gelesen werden. Wenn man von Herrig's American Classical Authors (Braunschweig 1854) absieht, der in dem Vorwort eine kurz gefasste Uebersicht der wichtigsten Erscheinungen gibt, findet man in den in Deutschland sowol wie in England gedruckten Geschichten der englischen Literatur nur spärliche und zum Theil oft selbst unrichtige Notizen über einzelne amerikanische Autoren. Es war daher von Seiten des Herrn Verfassers ein recht verdienstliches Unternehmen, den Gegenstand mit Ausführlichkeit zu behandeln. Das Buch gibt eine übersichtliche Darstellung des Entwicklungsganges der amerikanischen Literatur, ihrer Leistungen auf den verschiedenen Gebieten und webt eine grössere Zahl kurzgefasster Biographien der bedeutendsten Autoren ein. Dass der H. V. die grösseren Literaturwerke amerikanischer Gelehrter, wie Rufus W. Griswold's Critical and Biographical History of Literature und Edwin P. Whipple's Best Authors of America benutzt hat, ist selbstverständlich; aber auch viele andere Sachen, wie die Schriften von John S. Hart, die Characteristics of Literature von Henry C. Tuckerman, die Rambles and Reviews, die Leaves from the Diary of a Dreamer, und die Thoughts on the Poets desselben Verfassers, die Homes and Lives of American Authors finden wir in dem Buche citirt, so dass der H. V. wohl nicht leicht etwas übersehen haben möchte, was ihm bei seiner Arbeit einen Fingerzeig bieten konnte. Dass er übrigens mit seinem eignen Urtheil etwas zurückhaltend ist und sich mehr darauf beschränkt, das Factische zu geben, möchten wir nicht gerade tadeln, da wir in einer schönrednerischen, ästhetisirenden Kritik nicht das wahrhaft belehrende und anregende Element in einer Literaturgeschichte zu erkennen vermögen; jedenfalls wird es aber für den deutschen Leser nicht minder interessant sein, zu erfahren, wie der gebildete Amerikaner über seine classischen Autoren urtheilt. Als eine Verbesserung würden wir es begrüssen, wenn der H. V. bei einer zweiten Auflage darauf Bedacht nehmen würde, anzugeben, was bis jetzt aus der amerikanischen Literatur dem nicht englisch verstehenden Leser durch Uebersetzungen zugänglich geworden ist. Uebrigens ist das Buch leicht und unterhaltend geschrieben, so dass es auch allen denen als angenehme Lectüre empfohlen werden kann, die nicht gerade Fachmänner sind.

Den gamle Edda eller Oldemo'r. Overfört paa nydansk af V. B. Hjort, Komitteret ved Generalpostdirektorated. Kjöbenhavn. Gyldendalske Boyhandel. (F. Hegel). 1865. II und 281 S. 8.

Die vorliegende dänische Uebersetzung der alten oder Saemunds Edda ist insofern eigenthümlich, als der Verfasser ohne weiter ein Wort darüber zu bemerken, das fornyr*d*alag und den lio*d*ahattr des Urtextes in die Form der rimur umgesetzt hat, was für den Nordländer etwa den Eindruck machen muss, wie wenn wir die Homerischen Epen in Alexandrinern übersetzt läsen. Der Vergleich liegt um so näher, da bekanntlich beide poetischen Formen der Edda, wie Rask schon 1818 lehrte, entschieden den Rhythmus des Hexameters haben, welcher denn freilich auch in den vorliegenden rimur im Ganzen festgehalten ist, nur dass eben die Reime dazukommen, die Alliteration aber aufgegeben ist. Wir wissen nicht, wie die Landsleute des Uebersetzers sein Werk aufgenommen haben; wir Deutschen machen an Uebersetzungen höhere Ansprüche und wollen auch die ursprüngliche Form des Originals bewahrt wissen, und wenn irgendwo, beruht grade in den Eddaliedern das Ergreifende der Poesie zugleich mit auf der Form derselben. Dabei soll nicht geleugnet werden, dass die Uebersetzung sich leicht und fliessend lesen lässt und indem sie an den meisten Stellen die schroff nebeneinander gestellten Sätze des Originals durch geeignete Uebergänge vermittelt, einen ganz brauchbaren Commentar zum Original liefert. Nur wird es uns nimmermehr behagen, wenn wir z. B. in der Völuspa die zuweilen dazwischen geworfene, aus dem Ueberlegenheitsgefühl des begeisterten Sängers über den Hörer hervorgehende und zur Aufmerksamkeit anreizende Frage: vito*d* er enn e*dr* hvat? (versteht ihr's noch, oder was?) wiedergegeben finden: Mon I nu ret-kan fatte det? Sie klingt in dieser gereimten und matten Fassung lange nicht so geheimnissvoll aufregend als im Original. Ja, wenn wir nur aus dieser Uebersetzung auf den Originaltext zurückschliessen sollten, wir würden uns die Eddalieder sehr zu ihrem Nachtheil etwa in der Art der späteren Skaldengesänge vorzustellen haben. Die Alliteration, die übrigens im Dänischen gewiss noch leichter herzustellen sein wird, als im Deutschen, ist für diese Lieder eine nnabweisbare Forderung und ihre Vernachlässigung lässt das Original in ganz falschem Lichte erscheinen.

Wir wollen nur Ein Beispiel mittheilen, um zu zeigen, wie diese Uebersetzung gegen das Original sich ausnimmt. In der 10. Strophe der Vegtamsqui*da* spricht die von Odin aus ihrem Grabe heraufbeschworne Vala:

Hvat er manna þat — mèr ókunnra
er mèr hefir aukit — erfitt sinni?
var ek snifin snjófi — ok slegin regni
ok drifin döggu: — dau*d* var ek leingi. (Rask.)

Das heisst bei Hjort:

Hvad ukjendt Mand — Er kommen her
Ok haver mig ögit — Mit Sindsbesvaer?
Död laae jeg laenge — Hvor Sneen driver,
Regnen pidsker — Ok Duggen siver.

D. h. „welcher unbekannte Mann ist hierher gekommen und hat mir meinen Gemüthskummer vermehrt? Todt lag ich lange da, wo der Schnee treibt, der Regen peitscht und der Thau hinabsickert." Aber das dau*d* var ek lengi musste auf jeden Fall als Schluss der Strophe beibehalten werden. Weit poetischer ist die selber vom Schnee beschneite, vom Regen geschlagene, vom Thau beträufte Vala der alten Edda. Das öfter wiederkehrende

Schlusswort der Vala: nauðig sagðak — nú mân ek þegja, „gezwungen redete ich — nun will ich schweigen," giebt Hjort wieder: Jeg talte nödig, Nu tier jeg mödig, „gezwungen redete ich, nun schweige ich, denn ich bin müde." Das erklärende mödig ist doch bloss des Reimes wegen angefügt.

Uebrigens hat Hjort diese Uebersetzung hauptsächlich geliefert, um seine Auffassung des Systems der altnordischen Mythologie allgemeiner bekannt zu machen. Die alte Religion des Nordens ist ihm die nordische Welthistorie, Weltphilosophie und Weltprophetie. Er bewegt sich im Ganzen in den Wiborg'schen, durch Anton von Etzel auch in Deutschland bekannt gewordenen Ansichten, wonach das Charakteristische des nordischen mythologischen Pantheismus ist: die sich in der Geschichte, d. h. in der Entwicklung der grossen menschlichen Lebenssphären, überhaupt im welthistorischen Wirken und Handeln offenbarende Macht des Menschengeistes aufzufassen und in mythischer Form darzustellen, während der indische mythologische Pantheismus den sich in die Natur versenkenden und in ihr beharrenden Menschengeist, der griechische aber den Menschengeist, der sich in der Persönlichkeit verherrlicht, zum Ausgangs- und Endpunkt hat. Wir glauben auch, dass mit dieser Charakteristik das Richtige gesagt ist, aber die Ausführung und Nachweisung im Einzelnen wird freilich immer viel Bestrittenes zu Tage fördern. Von den kurzen Erklärungen, die der Verfasser in diesem Sinne zu den einzelnen Gesängen des ersten Theils der Edda giebt, wollen wir folgende mittheilen.

Skirner's Fahrt beschreibt den Zeitpunkt, als die Priesterschaft (Frey) sich weltlicher Herrschaft (Gerda) mit Hülfe ihrer Binde- und Lösegewalt bemächtigte. Frey setzt sich in Hlidhskial (Odhins Hochsitz), d. h. der Priester setzt sich auf den Königsthron. Priesterkönige herrschten vor der Einführung der Könige als drottnar über Nordens Volksstämme. Zu weiterer Fortführung der Entwicklung fügt nun der Verfasser an dieser Stelle den Grottasöngr aus der jüngeren Edda ein. Der Friedensgott Frodi ist Repräsentant der Volksfreiheit und des Volksfriedens, der im Beginn der Herrschaft der drottnar, der Priesterkönige, vorhanden war. Dargestellt wird dies durch die Gold und Frieden und Wonne auf ihrer Mühle mahlenden Mädchen Menja und Fenja. Gestört wird dies Glück durch das nun sich aufthuende Vikingsleben, durch die Seekönige. Denn der Seekönig Mysing raubt die Gold und Frieden und Wonne mahlenden Mädchen, und lässt sie statt dessen Salz auf ihrer Mühle, grôtti, mahlen. Hrolf Kraki rächt später den Frodi, d. h. ein mehr geordnetes Herrenthum unter Landkönigen entsteht nach Ablauf der Heldenzeit, deren Beschaffenheit und Verlauf im zweiten Theil der Edda geschildert wird.

In weiteren Kreisen, besonders auch durch die Chamisso'sche Uebersetzung, ist das Lied von der Zurückholung des Hammers des Thor, die krymskuiða, bekannt. Nach dem Verfasser bezieht sich das Lied auf eine Zeit, in welcher der Reichthum einzelner Männer einen unwahren Zustand in die menschlichen Lebensverhältnisse gebracht hatte; sie bedrückten die Volksmenge, die eigentliche Gemeinde des Thor. Der Riese Thrym ist Repräsentant des an sich hohlen und eitlen, aber übermüthigen Reichen, dem Alles für käuflich und feil gilt, auch die reinsten menschlichen Gefühle (Freya). Des Riesen hässliche Schwester, die Gabe für Gunst verlangt, bezeichnet die Bestechlichkeit. Der dieser Dichtung entsprechende kulturhistorische Zustand ist der des zweiten heidnischen Zeitalters, in welchem die Vanen Hauptgötter sind. Njörd war ja auch der Gott des Reichthums.

Ueber die Vegtamsquiða oder Odhins Ritt zur Hel um Erkundigung über die bevorstehenden Schicksale Balden's einzuziehen, äussert sich der Verfasser folgendermassen: Balder ist das Ideal des nordischen Heidenthums. Es kostete grosse Ueberwindung, die Verwirklichung dieses Ideals hier auf Erden aufzugeben, oder, mythisch ausgedrückt, Balder sterben und ihn erst nach der Götterdämmerung wieder erscheinen zu lassen. Mit dieser Ansicht

aber ist das nordische Heidenthum dem des Südens weit voraus, weil es das Ziel menschlicher Bestrebungen, das Ideal der Menschheit, Balder, jenseit des Grabes setzte, also einen begehrenswerthen Zustand nach dem Tode annahm. Ein solcher Glaube fand sich im Süden nicht, höchstens nur bei denen, die in die Mysterien eingeweiht waren. (Die Behauptung aber kann man doch nur für den Aufenthalt in Valhöll gelten lassen, wo Balder eben nicht war.) — Balder's Tod ist Wendepunkt in der nordischen Mythologie und kann historisch in den Uebergang vom Glauben an Frey als Hauptgott zu dem an Odhin als Hauptgott, d. h. in den Uebergang vom zweiten ins dritte heidnische Zeitalter gesetzt werden, als die kleineren Volksstämme sich zu grösseren Reichen unter machtvolleren Königen vereinigten.

Da der Verfasser in den mythologischen Liedern der Edda ein in sich geschlossenes System erkannte, die Darstellung der Entwickelung des heidnischen Nordens von seinen Uranfängen an, in der Völuspa, bis zur „Falliterklärung" des Heidenthums im Harbardsliede und der Ahnung einer kommenden wahren Religion im Groagaldr und Fjölsvidhssang, so änderte er nach seinem System die Reihenfolge der Lieder des ersten Theils. Dies und die Einfügung des Grottaliedes ist übrigens die einzige Veränderung, die der Verfasser mit dem Text vorgenommen hat, dem er P. A. Munchs Ausgabe zu Grunde legte. Bemerkt mag noch werden, dass nach dem Verfasser das östliche Deutschland als Ursitz der Odhinsreligion anzusehen ist. Vollständig entwickelt hat sie sich dann im Norden, und Dänemark hat dazu einen nicht geringen Beitrag geliefert.

Dr. Merkel.

Dictionnaire international Français-Anglais par MM. H. Hamilton et E. Legros. Paris. Fouraut Succ. de Hingray. Rue St. André de Arts.

Je viens un peu tard pour annoncer ici et juger un livre qui devrait, depuis plusieurs mois déjà, être fort connu parmi nous. Sans doute il semble, au premier regard, qu'un dictionnaire français-anglais, n'offre aux Allemands qu'un intérêt de curiosité philologique, l'utilité toute pratique dont pareille publication peut-être aux colléges et aux Realschulen ne frappe pas les yeux d'abord. A ces deux titres pourtant le livre qui nous occupe est également recommandable et je voudrais étendre un peu plus que ne le voulait sans doute l'intention de l'éditeur la portée de ce mot d'international qui figure sur le titre de ces volumes. L'enseignement des langues vivantes recevra, si je ne me trompe une nouvelle impulsion de cet échange universel d'idée et de moeurs qui se fait en ce moment chez nos voisins pour le profit du monde entier. Car ce n'est pas à l'industrie seule que s'arrêteront les effets salutaires de ce concours gigantesque et l'on peut prévoir à coup sûr qu'après s'être ainsi rapproché pendant quelques mois dans cette lutte pacifique, les peuples de l'Europe conserveront le désir et le besoin de se pénétrer désormais d'avantage. Aussi peut-on prédire avec certitude aux dictionnaires qui nous montrent dans un tableau parallèle l'esprit et les secrets de deux langues modernes, un avenir prospère, et la statistique, si elle daigne s'occuper de ces infiniments petits qui ont bien leur importance, constatera bientôt comme une des conséquences du grand mouvement international qu'a monté l'Exposition, que les éditeurs de dictionnaires deviennent riches à millions.

A ce compte là, je souhaiterais de tout coeur aux deux collaborateurs qui se sont si heureusement associés pour l'oeuvre que je vous annonce, et à l'éditeur qui a mis un soin tout anglais à l'exécution typographique de ce livre les plus brillants résultats. Ce qui fait le caractère vaillant de ce dictionnaire, ce qui le rend particulièrement recommandable à nos écoles surtout,

c'est qu'il est à la fois une oeuvre de goût par l'élégance et la finesse des traductions et une oeuvre fort pratique par sa nomenclature on ne peut plus complète, un peu trop complète peut-être par l'abondance presque exorbitante des exemples, par l'attention scrupuleuse à signaler tous les idiotismes, à mettre en regard, sous des dussions lumineuses, les analogies qui rapprochent le français de l'anglais ou les différences qui l'en éloignent. Aussi voudrais je le voir dans nos colléges et nos Realschulen entre les mains des élèves qui étudient à la fois l'anglais et le français. Il serait bon, je crois, de les exercer un plus peu que ce n'est l'usage, à faire passer une page de Shakespeare ou d'Addison dans la langue de Corneille ou de Boileau. C'est là un travail qui, s'il est bien dirigé, offre un grand attrait philologique et pour lequel le livre de MM. Legros et Hamilton un Français et un Anglais ai-je besoin de le dire, serait un instrument des plus sûrs et des plus délicats.

H. D.

Programmenschau.

Dir. Dr. O. Frick: Ausgeführter Lehr-Plan für den deutschen Unterricht. Burg. Progr. Ost. 1867.

Von der Praxis ausgehend, bezweckt die vorliegende Abhandlung eine vollständige Uebersicht für den deutschen Unterricht des Gymnasiums zu geben, welche neben einer möglichst objectiven Haltung auch das subjective Element nicht unberücksichtigt lassen will. Dieser Absicht gemäss schliesst sich der Lehrplan in seinem ersten Theile, den „leitenden Grund-Anschauungen," nicht selten den hervorragendsten Vertretern dieser Disciplin an. p. III. IV.

Als die Hauptaufgabe des deutschen Unterrichtes stellt der Verf. mit Schaub die hin, unsere angeborene Sprachkraft naturgemäss zu vergrössern. Den übrigen Disciplinen gegenüber soll derselbe ein Hauptmittel der Concentration des gesammten Unterrichtes sein; in der Behandlung ist ausser der Arbeit auch der unmittelbare Genuss mehr als in den übrigen Lectionen zu erstreben.

Um dieses Ziel zu erreichen, wird 1. Berücksichtigung der Grammatik, 2. Lektüre deutscher Schriftwerke, 3. Uebung im mündlichen und 4. Uebung im schriftlichen Gebrauch der Sprache empfohlen.

ad 1. verwirft Verf. eine systematische Behandlung der Grammatik, ohne aber einer gelegentlichen oder gar vollständig planlosen Einübung derselben zu huldigen. Er will eine aus der Anschauung der fremden, besonders der lateinischen Sprache gewonnene und verdeutlichte Aneignung derselben. Er hält eine wissenschaftliche Erörterung der Flexion, eine Theorie der Wortbildung u. dgl. m. für unpassend oder schädlich. Nur in der Satzlehre erlaubt er eine vom Lateinischen weniger abhängige praktische Betrachtungsweise. — Eine eigentliche Rhetorik, Poetik und Metrik darf nicht gelehrt werden; die gebräuchlichsten Tropen, Figuren, die Arten der Periode, die hauptsächlichsten Kunstformen der prosaischen Darlegung, sowie die Hauptgattungen der poetischen Darstellung und die vorzüglichsten Versmasse sollen die Schüler durch die Anschauung, durch Memoriren von Mustersätzen oder bei Gelegenheit der deutschen Lektüre kennen lernen. Das Altdeutsche ist jetzt wenigstens noch nicht als Unterrichtsgegenstand aufzunehmen. Um Uebereinstimmung des Verfahrens unter den einzelnen Lehrern in der Lehre der Orthographie, Interpunktion u. s. w. zu ermöglichen, ist die Einführung und Benutzung desselben Leitfadens rathsam. (Wendt, Grundriss der deutschen Satzlehre; Hoffmann, Rhetorik.) p. IV. VI.

ad 2. bemerkt der Verf., dass ein lautes, deutliches und sinngemässes Lesen in den Stunden selbst zu lehren sei, um die Schüler fähig zu machen, aus ihrer gesammten Lektüre den rechten Gewinn zu ziehen. Was das Material der Klassenlektüre anlangt, so ist bis zur Tertia das eingeführte Lesebuch massgebend. Bei der Auswahl der einzelnen Stücke muss der Gesichtspunkt der Concentration des Unterrichtes, das Fortschreiten vom Leichteren zum Schwereren und angemessene Abwechselung leitend sein. Um die Schüler zugleich in das Verständniss und die Bedeutung der National-Literatur überzuführen, sollen sie sich von Anfang an bestimmte Gedichte, deren wirklich nationaler Gehalt anerkannt ist, aneignen. In Secunda und Prima müssen sich die Schüler mit den hervorragendsten Schriftwerken selbst bekannt und vertraut machen. Die eingehendere Betrachtung einzelner Dichtungen muss in diesen Klassen gleichfalls zwischen einer ästhetisirenden Manier und dem Vertrauen, die Poesie rein an sich wirken zu lassen, die Mitte halten und dem Schüler bei hinreichender Selbstthätigkeit einen tieferen Genuss zu schaffen suchen. Privatim muss ein Cyclus von Werken, deren Kenntniss wünschenswerth ist, gelesen und durch die schriftlichen oder mündlichen Uebungen von dem Lehrer controlirt werden. Zur Ueberwachung der häuslichen Lektüre sollen auch die Schüler-Bibliotheken dienen, indem sie, mit specieller Rücksicht auf die Bedürfnisse der einzelnen Abtheilungen angelegt, in getrennten Klassen-Bibliotheken das wirklich Taugliche enthalten. Verf. stellt dann einen solchen Kanon für alle Klassen auf. p. VI—XII.

Um den Schüler 3. im mündlichen Gebrauch der Sprache zu üben, empfiehlt der Verf. im Ganzen mehr Recitationen als Declamationen: lautes Lesen, zusammenhängendes Sprechen, Memoriren klassischer Prosa und Dichtung, Relation des Gelesenen, und ausführliche Beantwortung präzis gestellter Fragen sollen die Mittel sein, das Sprechorgan auszubilden, sowie die Auffassungs- und Darstellungsgabe zu erhöhen. p. XIII.

ad 4. Die schriftlichen Arbeiten sollen 1. stilistisch-grammatische und 2. Aufsätze sein. In den unteren Klassen müssen jene, in den oberen diese vorwiegen, in den mittleren beide Arten gleichmässig betrieben werden. Die Themata zu Aufsätzen sind den individuellen Zuständen der Klassen anzupassen, dürfen aber im Allgemeinen nur solche Anforderungen enthalten, denen ein jeder Schüler entsprechen kann, d h. es müssen Reproductionen und nicht Productionen verlangt werden. Alle Aufgaben, zu deren Beantwortung und Lösung die Lectüre der alten Klassiker oder der übrige Unterricht keine Veranlassung bietet, sind daher von Uebel; man fordere also nicht rein moralisirende, kritische oder ästhetische Raisonnements, sondern Erzählungen, Beschreibungen, Recapitulationen und (in Prima) Entwicklung leichterer Begriffe, und lasse die Schüler innerhalb eines Semesters vom Leichteren zum Schwererern fortschreiten. Die Disposition ist dem Aufsatze stets vorzusetzen und im Texte selbst anzudeuten. Bei der Beurtheilung kommt vorzugsweise der Inhalt und die Art, wie der Schüler seine Gedanken wiedergiebt, in Betracht, während selbst die unvollkommene Form, wenn sie nur Mühe und Sorgfalt verräth, mit Nachsicht zu behandeln ist. Von orthographischen, grammatischen oder Interpunktions-Fehlern haben die Schüler eine Correctur zu liefern. Die mündliche Besprechung der Arbeiten erfolgt erst nach Zurückgabe der Hefte an die Schüler summarisch und nach übersichtlicher Zusammenstellung der Fehler. p. XIV—XVII.

Es folgt II. der Lehr-Plan. Sämmtliche Klassen des Gymnasiums sind auf die Unterstufe (Sexta und Quinta), Mittelstufe (Quarta und Tertia) und die Oberstufe (Secunda und Prima) vertheilt. Die in den Vorbemerkungen niedergelegte Grundanschauung ist hier für jede Klasse nach den oben besprochenen vier verschiedenen Seiten des deutschen Unterrichtes detaillirt. Die Grammatik wird in der Unter- und Mittelstufe absolvirt; in Secunda wird das Wesen der epischen und dramatischen Poesie, von der Prosadarlegung die Beschreibung und die Chrie erläutert; in Prima wird ein kurzer

Ueberblick der literarischen Entwicklung des deutschen Volkes gegeben und von den Kunstformen der Prosa die divisio, partitio, inventio, definitio und die Abhandlung erklärt. Die Lectüre wird nach dem jedesmaligen Pensum geregelt. Ebenso schliessen sich die schriftlichen Arbeiten an das Durchgenommene oder Gelesene an. p. XVII—XXVII.

Diesem zweiten Theile sind drei Anmerkungen „zur Methodik" hinzugefügt, die im Allgemeinen auf die leitenden Gedanken zurückgehen, im Besondern aber noch vortreffliche Winke für einen Lehrer des Deutschen enthalten. — Ueberhaupt kann Referent diesen Entwurf eines Lehrplanes für den deutschen Unterricht allen Lehrern dieser Disciplin als eine glückliche Lösung der Frage, wie das Deutsche auf den Gymnasien zu behandeln, nur dringend empfehlen. Er selbst ist dem Verf., seinem früheren Lehrer und Erzieher, auch für diese Arbeit zu vielem Danke verpflichtet.

Dr. Heller.

De l'H initiale dans la langue d'oïl, von Dr. Süpfle, im Osterprogramm 1867 des Gothaer Gymnasiums.

Der Verfasser spricht zunächst über das lateinische h. Nach Quintilian I, 5, 20 waren die Römer der älteren Zeit sparsam im Gebrauche desselben, Catull aber c. LXXXIV spottet über die unnütze Verwendung dieses Buchstaben. Neuere Untersuchungen indess bestätigen nicht Quintilian's Meinung. Die Aspiration, die sehr alt ist bei den Römern, wurde vielmehr später ungewiss und verschwand im Anlaut bei den Gebildeten der Hauptstadt. Zu August's Zeiten waren die Grammatiker uber viele Worte uneinig: Ende des vierten und Anfang des fünften Jahrhunderts zeigen die Inschriften, dass das h im An- und Inlaut verschwunden ist. Daneben freilich läuft ein parasitischer Gebrauch desselben her. Ursprünglich stark aspirirt, hat es sich später abgeschwächt, wiewohl es auch da noch stärker blieb, als der spiritus asper.

Dieser im spätern Latein so kraftlose Buchstabe ist nun in die Sprache der Gallier als einfach nur orthographisches Zeichen übergegangen. Fast alle latein. h sind im Altfranzösischen ohne Aspiration, oft fehlt selbst das Zeichen, manchmal noch heute (on, avoir, or, orge). Gebildete Schreiber setzten dies etymologische h, ungebildete liessen es weg. Weil es eben so nichtsbedeutend war, setzte man es auch vor im Latein. nicht aspirirte Worte, welches unorganische h die spätere Sprache unterdrückt, aber nicht ganz ausgerottet hat (huître, ostria). In einigen griechischen und hebräischen Worten hat es sich vor i, e, y bei folgendem Vokal in j verwandelt (jerarchie, hiérarchie).

Die aspirirten h im Anfange nichtlateinischer Worte, die sich in älteren franz. Denkmälern finden, sind dem Einflusse der deutschen Dialekte zuzuschreiben. Einige Zeit hat es natürlich gekostet, ehe das Französische sich an diesen neuen Klang gewöhnte, aber dann wurde es bis in das sechzehnte Jahrhundert so stark aspirirt gesprochen, wie im Deutschen oder Englischen dieser Epoche.

Manches h aspirée ist seitdem wieder stumm geworden. Hierauf giebt der Verfasser eine Liste der aspirirten Worte nach Palsgrave und Bize.

Nur in wenigen Worten lateinischen oder griechischen Ursprungs wurde es aspirirt. In haltères (ἅλλομαι), harpie, héros wollten Gelehrte den spirit. asper durch Aspiration wiedergeben. Andere, die im Lateinischen nicht aspirirt sind, sind es im Französischen, weil das entsprechende deutsche Wort aspirirt ist: haut (altus, ahd. hôch), haveron (avena, habaro), hurler, huppe.

Oft ist die Aspiration vor lateinischen und anderen Worten, die eine gewisse Anstrengung ausdrücken, z. B. haleter, hennir, hucher; und bei Inter-

jectionen, die im Altfranzösischen durchgängig aspirirt waren. In der Regel findet sich das h aspirée in Worten, welche aus dem Deutschen entlehnt sind, bei denen ein Vokal auf das h folgte.

Zuletzt spricht der Verfasser über das deutsche h. Es vertauscht sich im Deutschen nicht, wie in andern Sprachen mit f und s. Das altfr. ch wird im Altdeutschen durch h vertreten. In der karolingischen Epoche wich diese Aspiration dem deutschen h. Im Ahd. findet man auch hl, hn, hr, hw, wo es nicht ch lautete, sondern h. Doch die Beweglichkeit, die diesem Buchstaben eigenthümlich ist, hat Anomalien veranlasst im Ahd. Es war im Deutschen eine stärkere Aspiration, als im Lateinischen.

Der Verfasser verspricht in einem zweiten Theile von diesem Resultate auf die aus dem Deutschen entlehnten französischen Worte die Anwendung zu machen und über das h in den verschiedenen Dialekten der langue d'oïl zu reden.

Berlin. Dr. O. Weissenfels.

Miscellen.

Deutsche Nova.

Hochortig angestellte Hilfslehrer. Programm des Kleinseitner Gymnasiums. Prag 1865. p. 11.

Der erstere wurde vom Staatsministerium über sein eigenes Ansuchen an das Gratzer Gymnasium übersetzt. Programm des Staatsgymnasiums zu Hermannstadt 1865. p. 34.

Verzeichniss der im Studienjahre erflossenen wichtigeren Verordnungen. Programm des Gymnasiums zu den Schotten in Wien 1865. p. 90.

Betheilung mit Kleidern, Lehrbüchern und Schreibrequisiten. Programm des Gymnasiums zu Marburg in Steiermark 1865. p 65.

Der Gymnasiallehrer Mihrens wurde über sein Ansuchen an das Linzer Gymnasium übersetzt. Daselbst S. 68.

Immer grüne Lebensfreudigkeit und Gutmüthigkeit bildeten den Grundton seines Wesens, welches eine Horazische Lebens-Philosophie durchgeisterte. Das. S. 82.

Literarhistorisches.

Ungefähr a. 1545 oder 1546 hat Diethelm Keller, Burger in Zürich, ein „Keyserbuch“ geschrieben, wahrscheinlich bei Grüninger in Strassburg herausgegeben (mein Exemplar entbehrt des Titelblattes), das ein schönes, mit Alemannischem untermischtes Hochdeutsch bietet.

S. 680 heisst es: „Under seiner herrschung (Hercules Estensis) ist under anderen unzalbaren gleerten fürbündigen menneren, auch Ludwig Ariostus mit herrlichem schein herfürgebrochen, der ein zierd ist under allen italienischen poeten und dichteren.“

Zum Volksbuch „der Melusine“ berichtet Diethelm Keller S. 525 Folgendes: „dass man aber erdicht hatt die Mellusina sey ein halber track gewesen, wirdt villicht nit ungereimpt sein, ob man es gleich dem laachsnen (zaubern) zugibt, darinn sy gar wol bericht und erfaren gewesen ist; wie dann auch zu denselbigen zeyten die schwarzkunst und zauberey gar gemeyn was. oder dass sy villicht ein sömlich (gleichanssehend) thier für ein waapen gefürt hat.“ —

Beifügen will ich noch, was er S. 346 über die bekannte deutsche Sitte sagt, die uns schon Tacitus bestätigt diem noctemque continuare potando (cp. XXII, Germ.). „Magnentius der kayser hat auff ein zeyt den knächten ein maal geben, das von dem morgen hin bis zur vesperzeit gewärt hat nach gemeinem brauch desselbigen deutschen volks.“

Birlinger.

Schnöde unziemliche Lieder.

A. 1693 gab Matheus Gaisser, Pfarrherr zu U. L. Frau in Thann bei Wangen im Allgäu ein Buch heraus „Archen Noe“ (gegen die Unzucht), Dilingen.

S. 175 heisst es: „Lucas Marentius, ein berühmter Musicant, hatte viel unzüchtige Lieder gemacht und unter die Welt auskommen lassen.“

Die rühmlichst bekannte Basler Rechtsquellensammlung v. Schnell bringt aus dem Jahre 1637 einen Erlass (I. 1, 540) die Wirte anlangend: „damit in seinem haus kein unzüchtig tosen, spielen, schreien, jauchzen, pfeiffen, geigen und schnöder liedern geplärre verübet werde.“ —

In einer Heidelberger Urkunde von 1487 (Mon. Ztsch. 13, 293) verkauft das Stift der Heiliggeistkirche die Krambuden bei der Kirche der Stadt zu Bäckerläden mit der Clausel: „der rat und burgermeister sollen auch versehen und schaffen, das der becker meyde kein unzimlich oder schamper lieder singen.“ Birlinger.

Aus einem alten „Leiden Christispiel“.*)

Hic aperitur Scœna, & exhibetur sequens actio.

Maria tenens in gremio Corpus emortuum Filii, sub cruce sedet, S. Ioannes, Maria Magdalena, & duo Angeli circa ipsam stant, in terra jacent evulsi crines Christi, sanguis, spinæ de corona, &c. duo Angeli discantistæ cantant cantum dolorosum de B. Virg. vel de septem doloribus brevem, postea B. Virgo loquitur.

Maria.

1. O Trost! O Freud! O Süssigkeit!
Die ich bey dir ghabt allezeit,
Wie bist mir jetzt in Schmertzen?
Verkehrt in meinem Hertzen?

Johannes.

2. Ach GOtt seys klagt in höchsten Thron,
Da ligt ein Stuck von Christi Cron.

NB. Tollit è terra, & ostendit B. Virgini.

Maria.

3. O Dorn! wie harte Hertzen-Stich
Gibst mir? wann ich anschaue dich,
Was hast JEsu für Schmertzen gmacht?
Mein Hertz sinckt mir in die Ohnmacht.

Primus Angelus solus hîc canit.

Magdalena.

4. O Mutter! was nimb ich gewahr?
Da ligt ein Theil von JEsu Haar!
Das ihm die grausamb Juden-Rott
Aussgrissen hat mit grossen Spott,
Ach HErr mein GOtt vnd höchstes Gut;
Da sih ich auch dein heiligs Blut!
Dort ligt ein Gaissl, da ligt ein Sail,
Wormit gebunden war mein Hail.

---

*) Predigten des Heribert v. Salurn. Salzburg 1693.

Maria.

5. O Magd'lena schau an mein Kind!
Mit mir auch jetzt ein Schmertz empfind.
O ihr Wangen! O blaicher Mund!
Wie seyt ihr so schmertzlich verwundt?
Ich küsse euch zu tausendmahl,
Ehe dass ich wider in d'Ohmacht fall.

Secundus Angelus canit, interea exit Pœnitens,
& coram B. Virg. flectit.

Pœnitens.

6. Ach Mutter! wie betrübst du dich?
Ich bitt dich gantz demütiglich
Du wöllst auss deim betrübten Hertzen,
Mit mir abtheilen deinen Schmertzen.
Ich, ich hab dir dein liebes Kind!
Vmbs Leben bracht mit meiner Sünd!
Möcht mir mein Hertz zerreissen,
Mein Sünden-Reu zu weisen.

Das Blut, das Creutz vnd Christi Todt,
Den er für mich aussgstanden,
Lass nicht an mir werden zum Spott
Reiss mich auss Teuffels Banden.

Maria.

7. Wer will, kan alle Augenblick
Von allen seinen Sünden,
Vnd von dess Teuffels vesten Strick
Bey JEsu Rettung finden.

Ambo Angeli simul cantant, & finiunt actionem.

Birlinger.

Bücherwürme.

„So find und sicht man auch, dass gemeiniglich die, so alle Bücher, als wie ein Schwein alle Hauffen umbstürmet, nit viel sonderlichs ausrichten; dann es gehet ihnen wie dem Hunde bei dem Aesopo, der des Fleisches Schatten, welches er trug, im Wasser sahe, darnach schnappt und das Fleisch mit sampt dem Schatten verlor. Also ist es auch, wann einer ohne Verstand die Bücher umbwendet und aussen ansiehet, der verleurt zeit, Müh und Unkosten darüber“ u. s. w. Bernhardi comitis Tervisani, Bericht von der Hermetischen Philosophia, das ist von dem hochberühmten Stein der vortrefflichen Weisen. Der ander Traktat 1602 (Vorrede).

Birlinger.

D'Burgermoister-Waahl z'Bopfe.

Eine Geschichte im Rieser-Dialekt, mit dem Wahlspruch:
Dem Reinen ist alles rein.

'S schpiehlt Anno 1444.*)

'S ischt zwor älleweil ā bissle gfährle gwesa, d' Wōhret z'saga; drom hont d' Schwoba s Sprichwoart erfunda: „'s hot a mol ōir d' Wōhrēt geigt, und mā hot'm Geig am Koopf verschlagā.“ Aber 's kitzelt oin halt, und sie muass wägerle 'raus, und gäelt's ō a Geig' oder ān Koopf. Von Bopfe hont'r

*) Die — auf ā und ō bedeuten die nasale Aussprache.

wohl schōa eppes g'heart, soōnst wär's a Schand; 's ischt ja de ällerfürnehmst Stadt im Schwobaland. Nō, z'Bopfe hont's a mol an Burgermoister wähla solla, sellemol wie's nō a Reichstadt g'west ischt. Aber wie's eba bei solle Waahla got, so ischt's o z'Bopfe ganga, „Sie hont net ōius weara könna". D' Wirth, d' Metzger und Bäcka hont kōin Schneider und Schuaschter g'wöllt, und Schuaschter und d' Schneider kōin Wirth, Bäcka oder Metzger. So sind's druimol zsamma auf'm Rōthhaus g'wesa, und hont g'stritta und g'stritta und g'schimpft und gefluacht, aber an Burgermoister hont's net raus broocht. Nō, wie's in d'r Welt älleweil got, so oo z'Bopfe; d'e „kluoge Köpf hont de anderre über da Löffel balbirt", b'sonders wan's so witze und b'redt gwest sind, wie d'r Bopfinger Schuaschter Hans Kaschp'r Peechmā, d'r Jungmoister von seiner Zönft.

„Mand," hot'r gsagt, „iich hān's ui älleweil gsagt, und sag's ā noo mol, sag' ē, soh kommet'r net z'Stroich: iihr müesset's andersch ānfanga. Lont mi ui ah an Voarschlag macha. Sehēt doo dā schöana Niipf ān; 's ischt ā bissle weit nauf bis auf dā Gipfel von ōnsere Rothhausfenschter aus. Höarn dō nauf wemmer am Samste onsere Weiber schicka, und — „wear d' seīn am bloassa Hinter'a kennt — dear soll Burgermoister wēara." Hans Kaschp'r, du hescht rēcht, hont's gsagt, so wemmers macha. Am Höimgange hot ieder g'mōint „d'r Burgermoister wear iich", ab'r gsagt hot's koīn'r D'r Schuaschter Peechmā aber hot denkt: wartet, ui will i kriaga; tanze müeseter, wie iich pfeif' und merka solleter nix uir Lebte. 'S ischt grad Migde gwest wie'r hoimkoma ischt und der Holder eba zeite. Wie'r in d' Stuub nei komma ischt, hot'n sēi Weib grüasst und er hot gsagt: „Ammerle, iez hommer no kōin Burgermoischter; z'negschtmol müeset ō d' Weiber mithelfa, und wia, dees will d'r iich am Samste z'morge saga; aber nō oms, am Freite ischt's Fasttag, und do möcht' i widder a mol gnuog von meiner Leibspaiss essa; und du ischt's ja o geara. D'rom, koch ōns a mol reecht viel Holderschmarra für z'Mittag und z'Naacht; woischt, 's ischt ja sös gsündest Essa. Mēaner hot der Kreuzkoopf net gsagt, und hot glēi anfange z'schuaschtara. Am Freite z'morga, wie's aufgschtanda sind, ischt er gar feindle schmoichelhaft gwesa, und hot zūa seim Weib g'sagt: „Ammerle, heint z'Naacht hot mer's dreemt, du seischt Burgermoistere gwest, und hascht an himmelbloos Hees ang'het. Aber, was i saga will, vergiss mer für heint da Holderschmarra net." 'S Ammerle, dia dā Ihra kennt hot, hot gwisst, was dees z'bedeute hot, und kocht an ganza Gumpa voll Holderschmarra, und hot selber geessa für zwūa. Soh ischt d'r Samste komma und ischt schön Wēeter gwesa; und d' Bopfinger Weiber hont sellemol no G'horsam und Respect voar ihre Mand g'het. D' Mand sind aufs Rōthhaus ganga und d' Weiber auf da Niipf, und hont's g'macht, wie's d' Mand gwöllt hont. Spective hot's domols no net geba, und d'r Professer Lasaulx hot ō nō net glebt. Soōnst hettet d' Bopfinger Mand noor saga dürfe: Weiber, zoiget uire „verkeahrta Front" und dees wär' leichter und repetiarlicher z'sage g'west. Aber 's ischt halt doch ganga; und d'r Einze, dear sēn Weib soh kennt hot ischt d'r Schuaschter Peechma gwesa. Warom? Weil d'r Holderschmarra sēi Wirking thō hot, und a gschaider Koopf allemol Bürgermoister weara muss, wemma 1444 schreibt.

Birlinger.

Wendelsheimer Urkunden. Alemannisch.

Ich Burkart Wichssler zu den ziten Schulthaiss ze Rotemburg, bekenn, dass ich uff den tag, als diser brief geben ist, mit den zwölfen geschwornen richter ze Rotemburg der statt offenlich ze gericht sass vnd do wir also zu dem rehten gesassen, dō kamen fur vns hainz hagen, zu den ziten schulthaiss des dorfes ze Winoffshain, vnd mit jm desselben dorffs erberu bottschatt mit vollem gewalt an ir und desselben dorffs statt vnd von sinen wegen aine

tails vnd Räss der maiyer von Sebrunnen von sin selbs wegen, des andern tails, als sie von dem fromen vesten Conraten von Giltlingen, zu den zîten höptmann der herschaft ze Hohemberg von solicher nach geschriebner spänn vnd zwayung wegen so sie mitenander hett und für uns zu dem rehten gewysst wurdend vnd och sie des rehten darum vor uns wol benugt, vnd do stund dar der obgenannt Räss der maiyer von Sebrunnen vnd Sprach, wie das er hett ainen acker, der sin wär vnd der läg in Winnolfsshaimer zehenden zwingen und bännen, dadurch sie jm fürin vnd schädlich weg machotin anders denn im vor ye geschenhen wär vnd trüwoti, man solt von Winnolfshain vnd von Sebrunnen lüt dazu geben vnd schicken, die sie mit dem vndergang darum entschiedin. — des antwurt der obengenannt schulthaiss mit der obgenantun bottschaft von Winnolfsshain von ir vnd desselben dorfls Winnolfsshain gemainlich wegen mit vollem gwalt, der obgenannt acker läg in jren zwingen vnd bännen vnd horti in Ir hut vnd trüwotind daz yemanden vndergân solt, denn die geschwornen vndergenger ze Winolfshain vnd nach baidertails Fürbringung, red vnd widerred ward ertailt von den obgenanten rihtern mit gesamnoter verainter vrtail vnd erkenndt zu dem rehten, wan der abges., acker jn der von Winnolfsshain hut, zwingen vnd bännen gelegen wär, das denn denselben acker die geschwornen vndergenger ze Winnolfsshain von billich vnd durch reht vndergân sullent vnd sus nieman anders vnd des alles begerotend die obgenanten von Winnolfsshain aines vrtailbriefs der och jnen ertailt ward mit vrtail vnd mit dem rehten . . des alles ze warem vnd offen vrkund, so ist der Stat Rotemburg gemain Insigel mit vrtail offenlich gehenkt an disen brief; der geben ist an dem nechsten Frytag nach vnsers herren uffart tage, des jars, dô man zalt von Christi geburt vierzehen hundert Jaor vnd danâch in dem dryzehenden Jare.

(Rathaus-Lade Wendelsheim.)

2.

Wir, der Schulthaiss vnd die geswornen vndergänger des dorffs zu Windelsshain, bekennen offenbar vnd tun kund mänglich mit disem brieff, das uff hüt sîner dato für uns komen sind des spitals pfleger zu Rütlingen ains Haintz Walther, des andern Hans Schachellin des dritten vnd Ulrich Rysinger des vierden, tails alle dry dasselbs zu Windelsshain gesessen vnd baiden vns mit fliss ernstlich Inen zu vndergond vnd sie mit dem vndergang vmb jr spenne vnd zwayung, so sie dann hatten als von des wegs wegen vnder der halden ob den stamppen biss uff des vorgen. Spitals wingarten zu entschaiden. Sie haben wir nach jr aller fürtragen vnd verhörung erberlüt mit dem vndergang entschaiden vnd jnen dorumb zum rehten vssgesprochen, das die vorgen. parthyer einander wegs gnug geben sollen; füro von des ranks wegen vnder Rothansen bomgarten ob das Spital zu siner nodtturft sîn nodtturftig wurd. So mag es an demselben rank by dem Stain ains schuchs wyt dahinder vngevarlich wol rüten, das ain rad da gôn müg vnd füro von des ranks wegen enmitten vnder des jezgen. Rothannsen wingarten ob da ain pferd oder zway desselben renkens halb ungevarlich in denselben wingarten gienge; dôrumb soll jm dasselb spital nützit schuldig sin. die vorgenannten gerechtigkait sol das vorgnt. spital zu den vorgentn. sînen wingarten haben vnd nyeman anderi vnd nach dem spruch; so habent sich die vorgen. parthyen durch jren guten willen der vorgnt. jr spenne halb mit ainander geaint, das der vorgenannt weg vierzehen schüch wyt vnd eben vnder der vorgnt. parthyen wingarten gehalten werden sol vnd welcher den weg vnder sinem wingarten nit hielte in mass wie vorstat vnd dem vorgnt. spital desselben sompnus halb schad widerfure, derselb sol dem spital denselben schaden bekern nach der vndergänger zu Windelsshain erkanntnuss alles ungevarlich vnd des alles zu offem warem vrkunt, so haben wir vorgnt. schulthaiss vnd vndergänger zu Windelsshaim mit fliss, ernstlich herbetten den vesten Junckher Alexander von Mansperg, vnsern lieben Junckhern, vnd Johannes Mutzhafen

Statschriber zu Rotemburg am Negker, das jr yeder sîn aigen Insigel offenlich an disen brieff gehangen hand doch jnen vnd jnen erben in allweg unschädlich, der geben ist uff Sanct Pelayentag in dem jar als man zalt nach Christi vnsers lieben herren geburt vierzehenhundert sechzig und sieben Jare.

[a. a. O.]

3.

Ich, Rüdger Hanibain Burger ze Rotenburg, bekenn vnd vergih offenlich für mich und mîn erben mit disem brief, daz ich ains rehten redlichen kofss, wie der von billich vnd durch reht wol kraft vnd maht hat vnn haben mag verköft vnn ze köffend geben hân dem spital ze Rütlingen vnn. Wernhern Ungeeter vnn Hansen Lutzen sînen pflegern an siner stat in pflegers wîs mînen wîngarten dez zwen morgen sind lit ze Winnolsshain zwischen Cappos berg vnn Commter dem amman, den ieczo bûwet Bentz Hohdorff vm das halbtail. in sollicher beschaidenhait, daz daz egenn. spital im oder wer denselben wingarten buwet iärlichen lihen sol driu malter roggen rotenburger mess vnn stöck, pfäl vnn mistz gnug geben vngevarlich. ez sol öch dez leser lons halben schaden hân. vnd der wingarter öch halben vnd sol der wingarter den lesern den inbiss geben vnn daz spital daz vnderbrot. ez sol öch daz spital dem wingarter die trester in diu kälter füren. wenn öch daz spital dem wîngarter die driu malter roggen geliht, so sol der wîngarter im herwiderum ob er dez begert sîn tail dez wins laussen volgen vnn ze köffent geben in söllichem köff alz sin furhgnossen hindrim vnn vor im an all geverd vnd ist der egenant köff beschenhen vm hundert guldin vnd um vierzehen guldin ytaliger gûter vnn genemer rinscher, der ich also bar von dem egenn. spital zu mînem vnn mîn erben kuntlichen nuzz gewerot vnn bezalt bin vnd darum so verzih ich mich gen demselben spital vnn gen allen sînen pflegern an siner stat für mich vnn all mîn erben aller der reht vordrung vnn ansprach, so ich unz her zu dem vorgess. wîngarten gehept hân oder füro dazu gehaben möht, ez wär mit briefen, mit kuntschaften, mit geriht oder an geriht. wan ich vnn min erben dem iezgenannten spital vnn sinen pflegern an sîner stat in pflegers wis den vorgess. wingarten in vnn mit allen den rehten, nüczzen vnn zugehörden altz ich der vnzher inngehept herbraht vnn genossen hân vngevarlichen verstân, vertgen unn versprechen sullen für ain ledig unverkümert aigen davor nüczit usgat denn der zehend gegen allermenglichen wenn oder wie dick jn dez not vnd durft geschäh iar vnd tag nach der stattrecht ze rotenburg, dass sie dann habend sigind nach dem rehten an iren schaden vngevarlich vnd vmb diss vertgung hân ich dem obgent. spital ze Rütlingen vnd sinen vorgess. pflegern an siner stat in pflegers wis ze bürgen geben vnd gesetzt min lieb friund Bentzen Herter vnd Engelfriden am tor, zwen rihter ze Rotenburg, vnverschidenlich also und mit solichem gedings wär ob der obgenannt wingart mit siner zugehörd von iemant ansprächig wär oder wurdi vnd ich Rüdger Hänibain oder mîn erben den dem vorgen. spital vnn sinen pflegern an siner stat in pflegers wis nit vfrihtin vertgotin vnn versprächen in der wis alz vor vnderschaiden ist vngevarlich, sô hand denn sie gewalt vnd gût reht die egenn. bürgn ze manend ze hûs, ze hof mit botten mit briefen oder vnder ögen vnd die süllent nach der manung in aht tagen den ehsten darum vnverzogenlich laisten ze Rotenburg in der stat in erber offner gastgaben hüser, alz sitt vnn gewonlich ist nach derselbun stat reht vngevarlich von der laistung vnd giselschaft nit ze laussent noch nimmer ledig davon ze werdend, denn mit dez obgenanten spitals pfleger gunst vnn guten willen oder aber untz der egenn. wingart mit siner zugehörd gevertgot wirt in der wis alss vorgess. ist vngevarlich gieng aber vor dirr vertgung der burgen ainer oder mê ab wie oder von waz sach sich daz fugti daz got lang werd, so sol denn ich vnn min erbn dem obgenannten spital vnn sinen pflegern an siner stat in aht tagen den nehsten nach dem vnd das an vns gevordrot wirt ie ain andern alz nemlichen vnn

gewissen bürgen sezzen vnn in allem rehten alz der err ist gewesn. oder der beliben bürg ob er darum gemant sol laisten in den vorgess. rehten vntz ez beschiht vngevarlich vnd also geloben ich vorgenannter Rüdger Hänibain bi guten triuwen disen köff ze vertgend nach diss briefs sag vnn den bürgen von der burgschaft ze helffent än allen iren schaden allez vngevarlich wir die bürgen veriehen der burgschaft vnn geloben by güten triuwen sie war vnd stät ze haltend nach diss briefs sag än allgeverde vnd dez allez zü ainem warem urkund, so hând die burger ze Rotenburg ir statgemain insigel von min Rüdger Hämbains vnn der burgen ernstlich gebett wegen offenlich gehenkt an disen brief mich vorgent. Hänibain vnn min erben vnn och die burger ze obersagend aller vorgess. ding an disem brief der geben ist an Durnstag dem nehsten nach Sant Nicolaustag dez jars do man zalt von Christi geburt driucehenhundert niunzig vnd sechs jar. [a. a. O.]

(Wurmling. Donnerstag post Dedicat. Eccl. 1864.)

Birlinger.

Ueber eine Stelle in Shakspeare's Macbeth.

Act 3, Scene 2, sagt Macbeth: „— ere, to black Hecates summons, the shard-borne beetle, with his drowsy hums, hath rung nights yawning peal". Dieser „shard-borne beetle" (nach der gewöhnlichen Lesart) ist zwischen den Commentatoren und Uebersetzern Shakspeare's ein Gegenstand der Controverse, welche zum endgiltigen Abschluss zu bringen nicht schwierig sein dürfte. Die Einen meinen nämlich, die obige Lesart sei die richtige und die Uebersetzung müsse daher lauten „der von harten Flügeldecken getragene Käfer", die Andern, in der Minderzahl befindlichen, schlagen die Lesart „sharnborn" vor und übersetzen „der dung- oder mistgeborene Käfer". Die letzte Uebersetzung ist die richtige, unbeschadet der Lesart „shard-born. Um diess zu beweisen, muss zuerst dargethan werden, welchen Käfer der Autor gemeint haben kann. Ein selten vorkommender kann es selbstverständlich nicht sein, von allgemein und häufig vorkommenden, Abends fliegenden Käfern gibt es aber in England und Schottland nur drei Arten, nämlich den gemeinen Maikäfer (Melolontha vulgaris), engl. cock-chafer, den Brach-, Juni- oder Johanniskäfer (Rhizotrogus solstitialis), engl. common July dor, und den gemeinen Mist- oder Rosskäfer (Geotrupes stercorarius), engl. dungbeetle, dor, clock. Die Flugzeit des ersten ist bekanntlich im Allgemeinen an den Monat Mai gebunden, wo er in den meisten Jahren häufig erscheint, der zweite fliegt nur um Johannis herum, aber nur in manchen Jahren und an bestimmten Localitäten, der letzte jedoch summt an jedem ruhigen Abend vom zeitigen Frühjahr bis zum späten Herbst (ich beobachtete ihn sogar an milden Decemberabenden) allüberall zahlreich herum, so dass er und seine Lebensweise in dem weiten Gebiete seines Vorkommens seit jeher dem Volke genau bekannt sind. Zeit und Art des Vorkommens sprechen also unbedingt für den Ross- oder Mistkäfer.

Shakspeare lässt ihn auf den Ruf der „black Hecate" erscheinen, somit in Zusammenhang mit der mächtigen Göttin der Unterwelt, christlich gesprochen mit dem Teufel, stehen. Der Teufel trat bei der Christianisirung der germanischen, slavischen und anderer Völker arischen Stammes an die Stelle mehrer alter Götter, als Thorrs, Wodans, Peruns, Swiatowids etc. Der Rosskäfer aber ist ein elbisches Wesen und steht in der That in näherer Beziehung zu Thorr. Afzelius versichert nach Grimm (Mythol. II, 656. 2. Aufl.) in seiner sagohäfder, dass der torbagge Rosskäfer dem Thorr heilig gewesen, was sich daraus erklären lässt, dass er beim Herannahen eines Gewitters besonders häufig und lebhaft schwärmt und dass in Norrland das Volk sieben Sünden zu sühnen glaube, wenn es einen hülflos auf dem Rücken liegenden Rosskäfer auf die Beine helfe. Dass dieser Glaube auch bei den Czechen

und bei den Russinen und Polen in Galizien herrsche, habe ich bereits in meiner „Russinischen Volks-Naturgeschichte“ (Oesterr. Revue, 6. Bd., p. 204) berichtet, so wie, dass er bei den Russinen nebst zuk auch noch den Namen boza korowka, Gottes Kühlein, führt. Er soll auch auf Swiatowids Opfermesser abgebildet gewesen sein. In England dürfte namentlich zu Shakspeares Zeiten derselbe Glaube existirt haben, vielleicht auch noch heute bestehen, und somit deutet auch der Zusammenhang mit Hecate auf den Rosskäfer hin, während nichts für den Mai- und Junikäfer spricht. Dass also Shakspeare jenen gemeint habe, dürfte unzweifelhaft sein.

Es handelt sich nun weiters darum, wollte Shakspeare ihn als den shard-borne, den von harten Flügeldecken getragenen, oder als den shard-born (= sharn-born), den Mist-dung-gebornen, bezeichnen? Die erste Bezeichnung wäre eine völlig nichtssagende, weil allen fliegenden Käfern zukommende, indem sie sämmtlich im Flug (scheinbar) von ihren Flügeldecken getragen werden. Er musste daher wohl die zweite, den Rosskäfer scharf charakterisirende beabsichtigt haben, Dass er die Entwicklung des Käfers im Mist nicht gekannt hätte, ist durchaus nicht vorauszusetzen, da sie, wie schon erwähnt, allenthalben dem Volke bekannt war, bereits im Plinius erwähnt wird und den Egyptern von den ähnlich lebenden Ateuchus-Arten vor Jahrtausenden geläufig war, wie wir aus Aelians Thiergeschichte erfahren. Es muss daher aus sachlichen Gründen beim shard- oder sharn-born dem Mistgeborenen bleiben. Das Sprachliche betreffend, so scheint die richtige Lesung und und Uebersetzung des Participial-Adjektivs borne statt born wesentlich darauf zu beruhen, dass man shard stets nur in der Bedeutung „Schale, harte Flügeldecke“ etc. nahm und übersah, dass shard (Halliwell II, 728) im Dialekt von Northumberland eben so wie sharn Mist, Dung heisst, dem falschen borne zu Liebe aber das shard mit unrichtiger Bedeutung fest hielt.

Mit dem engl. sharn aus gleicher Wurzel entsprossene Wörter finden sich auch in andern Sprachen, so griech. *σκῶρ* Koth, alban. *σκαρεζόιγ*, ich ziehe durch den Koth (wie griech. *σκωρίζω*), rumän. skürn desgl. (hieher wohl auch czech. škwrne Schweinchen — als das Schmutzige — und gleich dem litt. skwerne, Schimpfwort für Kinder), sodann in der germanischen Sprache niederd. Scharn Mist, Scharnweber (auch Eigenname), Schurnbull Mistkäfer (wo im ersten Worte „weber“ für Weibel steht), dän. Skarn und Skarnbasse, Skarnsnage, Skarnböddel, Skarntorre. Im Englischen heisst er in Sussex sharnbug, wobei bug wohl dem dän. bagge entspricht.

In zwei weiteren Stellen bei Shakspeare und zwar Cymbeline III, 3 und Antony nnd Cleopatra III, 2 ist in der ersten von einem sharded beetle und in der zweiten von einem beetle und seinen shards die Rede. In beiden wird damit ein Käfer überhaupt bezeichnet und shard heisst hier wirklich seine harte Decke, seine Flügeldecken, die ihn schützend decken. Die zweite: Enobarbus. They are his shards and he their beetle ist ein dunkler und äusserst geschraubter Vergleich, dessen Uebersetzung bei Schlegel-Tieck „Sie sind ihm schwere Flügel, er ihr Käfer“ mir nicht den rechten Sinn zu geben scheint. Meines Erachtens müssten hier die shards in der Bedeutung als harte und daher schützende Decken aufgefasst werden und nicht als schwere und deshalb wenig taugliche Flugwerkzeuge.

Med. Dr. Prof. Schmidt-Göbel.

Gamin.

Scheler in seinem vortrefflichen Dict. d'étymol. franç. beginnt den Artikel „gamin“ mit den Worten „d'origine inconnue“ und zieht fraglich gambin von gambe, jambe, dann pik. und henneg. galmite an, dessen Stammsylbe im wallon. galapia Taugenichts, dauph. galistran Tagedieb und altfr. galose Taugenichts wiederkehrt. Diez bringt gar nichts über dieses Wort, bei Mahn

in seinem scharfsinnigen Etym. Unters. finde ich ebenfalls nichts. Anderweitige Werke stehen mir bei der hiesigen vollkommenen literarischen Abgeschiedenheit nicht zu Gebote und so ist es wohl möglich, dass die Herkunft dieses Wortes noch nicht ergründet ist. Ich möchte es unbedingt für deutsch erklären. Das Wort war nämlich in der französischen Armee im Anfange unseres Jahrhunderts noch gebräuchlich, wie mir ein gewesener französischer Soldat und nachmaliger Lehrer der französischen Sprache in Prag gesprächsweise mittheilte und bedeutete einen gemeinen Soldaten, einen Gemeinen schlechtweg, ist also offenbar das deutsche „Gemeiner" mit dem französischen mundgerechten Abfall des „er", also „Gemein". „Un caporal et quarte gamins montent la garde" hiess es damals. Das Wort ist nach Sinn und Laut so entsprechend, dass die Ableitung wohl nicht angezweifelt werden dürfte.

Med. Dr. Prof. Schmidt-Göbel.

Glaire, Schleim, Eiweiss.

Diez erklärt diess französische Wort für das ags. glære, amber, succinun, pellucidum quidois, und Bosworth sagt bei diesem Worte „hence our glare, or white of an egg." Mahn will es nicht dem ags., sondern dem Keltischen beigesellen, und führt armor. glaour, wallis. glyfoer etc. an. Ohne letzterem Forscher geradezu widersprechen zu wollen, möchte ich das Wort doch auf germanisches Gebiet herüberziehen. In allen deutschen Ländern Oesterreichs ist nämlich für Eiweiss in der Umgangssprache und in der Schrift (in Kochbüchern) das Wort „Eierklar" gebräuchlich, das ich auch einmal, leider ohne mich zu erinnern wo, „Eierglar" geschrieben fand. Auch in einem von einer bairischen Frau geschriebenen Kochbuch finde ich Eierklar statt Eiweiss gebraucht. Zieht man in Betracht, was Mahn selbst aus germanischen Sprachen hieher Gehöriges anführt, so spricht Vieles für den deutschen Ursprung des franz. glaire.

Med. Dr. Prof. Schmidt-Göbel.

Omelette.

„Tant de bruit pour une omelette," mit dieser redensart könnte man in der that eine arbeit überschreiben, die sich zur aufgabe setzt, die herkunft dieses für den etymologen sonderbaren wortes „omelette" zu erklären und so, wie vorauszusehen, den vielen versuchen, die zu seiner enträthselung bisher schon gemacht worden sind, einen neuen hinzuzufügen. Die etymologische debatte über omelette scheint bereits abgeschlossen, nachdem der deutsche meister der romanischen philologie sich für die von la Motte le Voyer aufgestellte herleitung ausgesprochen hat, welche omelette als eine volksthümliche umbildung aus oeufs mêlés (etwa „rühreier") betrachtet, und andere autoritäten sich dafür erklärt haben; doch schon Scheler schliesst, nicht befriedigt durch diese erklärung und ihre vorgängerinnen, den artikel über omelette in seinem bekannten dictionnaire d'étymologie française mit den worten: „attendons patiemment la solution de ce problème culino-étymologique". Selbst Diez in seinem etymologischen wörterbuche notirt diese etymologie mit solcher kürze, ohne neben- und ältere Formen zu erwähnen, dass man verleitet wird zu glauben, er sei auch nicht recht zufrieden damit, vermerke sie nur der vollständigkeit halber. Die angegebene entstehung des vorliegenden wortes ist nun wohl denkbar, aber kopfschüttelnd wird man sie doch nur hinnehmen, namentlich auch wenn man sich den sinn der eingangs angeführten phrase verdeutlichen will. Was bedeutet „tant de bruit pour une omelette", dieses wort als oeufs mêlés erklärt? Mit noth liesse sich

allenfalls ein gewisser sinn hineinbringen. Dieses sprichwort sagt uns schon, lässt man die immerhin eigenthümliche formelle entstehung gelten, dass omelette einst eine andere bedeutung oder nebenbedeutung gehabt haben müsse, die nämlich einer winzig kleinen, unbedeutenden sache, welche das sprachgefühl der franzosen in jener redensart wohl noch wahrnimmt, die aber nicht mehr in der jetzigen bedeutung des einzelwortes: „eierkuchen, pfannenkuchen" vorhanden ist. — Allerdings könnte die redensart historisch durch irgend einen zufälligen gebrauch zu ihrer bedeutung gekommen sein, mir ist jedoch nirgend eine spur aufgestossen, die zu dieser annahme berechtigen könnte. — Fast sämmtliche sprachen, die ihr contingent zu dem romanischen wortschatze gestellt haben, wurden herbeigezogen, um die wurzel von omelette zu stellen, auch das germanische gebiet lieferte Borel'n im englischen „ham" eine erklärung. Man holte ferner etymologien aus dem griechischen; Nicot erklärte omelette aus ἅματλύειν „à cause que les oeufs sont mêlez ensemble," Lancelot aus ἀμυλατόν („mot imaginaire, devant signifier" délaye ensemble"), andere aus einem ὁμελία (= ὠόν und μέλι, oeuf miel), endlich was am nächsten lag aus dem lateinischen: Ménage fand animaletta (le dedans (anima, âme) d'un oeuf) in omelette, Bourdelot endlich ovum molle. Man sieht wie viele anstrengungen bereits gemacht sind. wie berechtigt trozdem Scheler zu dem erwähnten schlussworte ist. Der character der angeführten etymologien im allgemeinen betrachtet, so sehen wir, dass man die culinarische seite des wortes zu fest in's auge gefasst, dass man den koch oder bäcker zu eifrig befragt hat, um in dem worte die bestandtheile dessen was es bezeichnet, oder die art ihrer verarbeitung zu finden: eier, honig, mischen — Die formen, welche sich neben omelette und vor ihm finden, sind: amelette, aumelette und das — wohl auf falscher herleitung beruhende — bei Rabelais sich vorfindende: „haumelaicte;" diese formen zeigen uns auch, dass oeufs mêlés ihnen nicht wohl zu grunde gelegt werden kann. Sehe ich richtig, so steckt in omelette dieselbe wurzel, aus der das französische „oublie" hervorgegangen ist; oublie, nach Bescherelle, „sorte de pâtisserie dans le genre des gaufres, beaucoup plus mince et roulée en cornet; la pâte des oublies se compose de belle farine mêlée de sucre, d'oeufs, quelquefois de lait et de miel;" oublie, f. afr. oblée, oblaie vom mlat. ablata (sc. res, panis ad sacrificium oblatus, hostia nondum consecrata; vox gall. oublée; — nomen datum pani tenuissimo ex farina et aqua confecto ad ignem ferreis prælis tosto.") woher unser „oblate" (1. hostie, 2. waffelartiges gebäck, 3. pain à cacheter; — neben oblata kommen ausser anderen mittellateinischen die formen: obleta („ad cœnam habeant obletas et nebulas [panes qui dicuntur nebulæ]) und oblicta (præstatio censualis) vor. Aus der ersten nun (obleta) konnte omelette (in anderer älterer schreibweise aumelette, und volksmässig unsorgfältig ausgesprochen: amelette) sehr wohl entstehen, indem obleta nasalirt, oder besser nicht eigentlich nasalirt, sondern das b zu m, dem labialen nasal, erweicht wurde und ein „e" angehängt erhielt, um nicht den eigentlichen indifferenten nasal hervorzubringen; die form haumelaicte beruht vielleicht auf oblicta mit germanischem hauchanlaute versehen oder verdankt seine entstehung einer falschen ansicht über die herkunft von aumelette. In der bedeutung würde aumelette oder omelette ursprünglich mit oublie übereingestimmt haben, ein kleines pastetchen od. dgl. bezeichnend, und wie oublie, so genommen in der redensart „mince comme une omelette" (vgl. dt. gross wie ein pimpernüsschen!) seiner bedeutung entsprechend richtig verwandt wurde, so bedeutete wohl auch tant de bruit pour une omelette nichts anderes als tant de bruit pour une oublie. Das provenzalische meleta ist durch apocope entstanden, wie nach Diez blé aus ablatum. — Diese herleitung dürfte den erwähnten vielen andern vorzuziehen sein.

Bonn. Felix Atzler.

Bélître.

Bélître, m. schuft, taugenichts, landstreicher; afr. bélistre; auch dieses wort hat manche herleitungen erfahren: vom lat. balatro (farceur, vaurien), ballistarius (archer), von blitum (herbe sans saveur, dann homme stupide), von Velitrensis (von Velitræ, ville des Volsques), welche sämmtlich von den neuesten forschern verworfen werden; von Nicot als wurzel aufgestellt, von Diez, Littré, Scheler angenommen ist das germanische bettler, woraus durch transposition bleter, blitre und, mit interpolation eines „e“ nach b und eines „s“ vor t: belistre, bélître. — Sind auch die so vorgenommenen lautlichen umwandlungen des deutschen wortes etymologisch möglich und auch im einzelnen zu belegen, so ist doch das zusammentreffen zweier bedeutender einschiebungen und dazu einer transposition sonderbar. — Ich will hier die blicke der etymologen auf afr. beneistre, benistre, neben beneïr (pr. benezir vom lat. benedicere) hinlenken, welche beiden formen vielleicht berechtigen aus einem lat. „benedictor“ (im sinne von der „sei gebenedeit, gott bezahl's“ sagende i. e. bettler), eine afr. form: beneistres, benistres zu bilden, woraus benistre(s), und mit einfacher verwandlung des n in t (cf. orphelin, afr. orphenin, vom lat. orphanus) belistre, und nfr. bélître entstehen konnte.

Bonn. Felix Atzler.

Ueber Sprachenlernen.

Der Kuckuck singet immer einen Gesang und lernet keinen andern. Wie dann die alten bekannten Verslein lauten:

Quamvis per multos coccyx cantaverit amos
Edere nescit ad hac aliud quam dicere Kuckug.

Offt und lang
Macht der Kuckuck kein gut Gesang.

Also sind derer viel, welche allein den Muttergesang singen und nichts mehr lernen wöllen, sondern sagen: Mir beliebet mein Naut und mein Aut. Ich bleibe bei meinem Wat und Dat, bei meinem Rupen und supen, bei meinem Tisz und Fisz.

Mancher bleibt gern Johannes in eodem und calefactor beim Ofen. Aber die fürnembste Sprachen soll einer billich auf Universitäten und in fremden Ländern studieren und lernen; thun soll solches wer es kan und den Verlag hat. Wie Kayser Otto der Ander dieses Namens in seiner Jugend von seinem Präceptore aus dem Collegio zu Osenbruck linguam græcam also studieret und gelernet hat, dass er hat fertig griechisch reden können, welches ihm auch hernacher wol zu stewer kommen, als er a. 982 in Italien nach verlorner Schlacht von den Griechen gefangen worden, dann wo er nicht die griechische Sprache gekönnt, wär er schwerlich wieder los worden, noch darvon gekommen.

So hat Kayser Adrianus die griechische und lateinische Sprach wol studieret und geredt wie auch Severus. Kayser Alexander, der Gottselige zugenannt, (ist) in griechischer Sprach beredt gewesen. Carolus Magnus hat von seinem præceptore Alciuno die griechische und lateinische Sprach gelernet. Kayser Fridericus II. hat lateinische, griechische, saracönische, französische und italienische Sprach beneben der deutschen gekönnt. Carolus V. und dessen Bruder Ferdinandus haben sich in Sprachen trefflich wol geübet. Johan Camereo von Dalburg ist von dem gelehrten Mann Rudolpho Agricola in hebreischer, griechischer und lateinischer Sprachen wol unterrichtet worden und a. 1482 Bischoff zu Wörms worden. So soll Hermannus Hassiæ Landgravius Illustr. Princip. noster Tritavus dermassen sich in linguis et artibus

in Sprachen und freyen Künsten geübt haben, dass er in Academia Pragensi titulum magisterii erlangt und darvon getragen hat. Ach wer das ingenium hat und etwas studieren und lernen kann, der thue solches. Die Eltern sollen auch deswegen an ihren Kindern nichts sparen. Wie die Stadt Rom ihre Kinder also in der Schule hat auferziehen und unterweisen lassen, auch für armer Leut Kinder stipendia und beneficia angeordnet und gethan, dass sie inwendig 15. 18. 20 Jahren aufs aussbündigste haben Lateinisch und griechisch reden und schreiben können, dardurch sie nachmals zu Ehren und Emptern kommen sein. Eobanus Hessus in Elegiis:

Quis neget eximuim, magniq'; per omnia fructus
Munera linguarum perdidicisse trium."

(Der Kuckuck, beschrieben am 3. Buch Mosis II, 16. Allen undankbaren Hauskindern, Pfarrkindern u. s. w. für Augen gestellet durch M. Hartmann Braun, Pfarrer zu Grunberg in Hessen. Gedruckt zu Darmstadt, durch Balthasar Hofmann im Jahr MDCXV. 4. 24 S.)

Birlinger.

Die Tanzlieder.

Heute noch werden beim Tanze in ächt volksthümlichen Landstrichen die althergebrachten Liedlein gesungen, die, vierzeilig, eine ungemeine Fülle von Volkspoesie in sich bergen. In Bayern nennt man sie Schadahüpfl, von schnattern, schnättern, bayer. schnäda und hüpteln = tanzen, springen. Es ist nur Tanzlied- ursprünglich und Erguss einer Anzahl oder eines Tänzers oder, was meist der Fall, uralten Herkommens. In Schwaben hat diese Art Lied schlechthin den Namen Dänz, Dāz = Tanz, neben Schelmenliedle. Im Alemannischen Gebiete hört man nur Rappadizle (Rappentanz). Die Schelmenlieder oder Tänze beziehen sich meist auf das Treiben der ledigen Leute. Fast in allen begegnet man einem eigenen schwäbischen Zug, Glück oder Unglück etwas Spassiges anzuhängen, einen „schnäka," wo es der reine Witz oder Scherz ist, einen Schletterling, wo man spottet. Weitaus die meisten sind einstrofig und mit einem einzigen Gedanken zufrieden. Eine Unzahl läuft um, welche theils des obscönen Inhaltes wegen, theils derartiger Anspielungen halber nicht gesammelt werden können. Man findet bei diesen Schelmenliedern sehr häufig den gleichen Eingang meist um des Reimes willen. Zahlwörter, Buchstaben, bisweilen von unverständlicher Form und unter diesen Formen gerne zwei Worte neben einander, von denen das erste ein i, das andere ein a als Tonvocal enthält, wie: Fideriz, Fideraz; Gickes, Gackes; Nidl, Nadl; zipfl, zapfl; hi, ha; bim, bam; ri, ra; zwibelix, zwabelix u. s. w. Ungleich häufiger findet man diess in Kinderreimen.

Die eigentlichen Volkslieder aber erfreuen sich einer sorgfältigern Formbildung und sind meist mehrstrofig. Ueberdies ist in denselben das Mundartliche stark verwischt, auch in denen, welche unzweifelhaft schwäbischen Ursprungs sind und nur der Reim hält manchmal die breitesten Töne unserer schwäbischen Volkszunge fest.

Da, um auf die Schelmenlieder zurückzukommen, die meisten derselben auf dem Tanzboden entstanden sind, lassen sich alle trotz der scheinbaren Rythmenlosigkeit ganz lustig zu dem betreffenden Tanze singen oder pfeifen und es erklärt sich daraus auch die Ueberfülle des sprudelnden Volkswitzes, der natürlich ebenso derb ist als seine Eltern. — Das Organ, was der Galanthomme des Salons in Glaces steckt, braucht unser lediger Bursch dabei auf der Tanzlaube als Sacktuch.

Birlinger.

Gaunergedichte und Lieder.

1.

Von der A. 1812 zu Heidelberg hingerichteten Mörderbande sind uns noch einige Lieder erhalten. Einer, der Manne Friederich, schrieb an die Kerkerwand:

Seit dem ersten May ist uns bekannt
Der Hembsbacher Raub im badischen Land
Der unser Leben hat verkürzt
Und uns in grosses Leid gestürzt!

Die Armuth, die war freilich schuld
Weil man sie nicht mehr hat geduldt.
Die meisten Herrn sind schuld daran
Dass mancher thut, was er sonst nicht gethan!

Drum sind wir jetzt wir arme Leut
In diesem Fall der uns gereut!
Sind unserer fünfe arretirt
Nach Heidelberg in Arrest gführt!

Valentin Krähmer der Erste war
Der machts den Herrn gleich offenbar:
Wer diesen Raub und Mord verricht
Und sagt's den andern in's Gesicht.

Darnach wir andern standen ein
Durch Kerkerstraf und Kettenpein
Dass wir gewesen auch dabei
Und dass die Armuth schuld dran sei.

Im Oktober war das Verhör geschlossen
Viel Thränen haben wir vergossen.
Gott, der in alle Herzen sicht,
Doch dieser, der verlässt uns nicht.

Ob uns schon viele Menschen hassen,
Thun wir uns doch auf Gott verlassen;
Denn er ist doch derselbe Mann
Der des Menschen Herz regieren kann.

Unsern armen Weibern und Kinderlein
Mag Gott nun ein Begleiter sein:
Da du doch selbst, Herr Jesu Christ,
Der armen Waisen Vater ist!

Jetzt wollen wir das Lied beschliessen;
Doch lasse sichs Niemand verdriessen;
Ist wol vielleicht ein Fehler drein
Das macht: weil wir nicht studieret sein!

2.

Folgendes Gedicht ist von demselben Verfasser und geht dessen Frau an. Ein merkwürdiger Beweis der Coexistenz der contrastierendsten Gesinnungen und Gefühle in der Brust eines Raubmörders.

Nun hör mein lieb Kathrinchen:
Es kommt nun bald die Zeit,
Die dich mein edles Blümchen
Von mir mit Thränen scheidt.

Denk an die vorgen Zeiten
die ich schon oft bedacht,
die wir in Freud und Leiden
oft haben zugebracht!
Drum schlag, mein liebes Weibchen,
das Eitle aus dem Sinn
und denk, in grösster Freude,
dass ich gefangen bin!

Auch unsre arme Kinder
die unverständig seyn,
denn sie sind noch Unmünder,
sind schon in solcher Pein.
Es wird sich doch bald lindern;
ich hoff, in kurzer Zeit
dass sich die Last wird mindern
und ich vom Kreuz befreit.
Drum schlag &c. &c. (wie oben.)

Auch dieser Erde Freuden
und ihre falsche Rott
soll mich von dir nicht scheiden;
selbst nicht der bittre Tod.
Will gleich das Herz mir brechen
bleib ich dir doch getreu
Mein Geist wird dir versprechen:
ich sey von Falschheit frei.
Drum schlag &c. &c.

Das Herz mögt mir zerbrechen,
ja, das muss ich gesteh'n
weil ich dich nicht darf sprechen
dich nicht einmal darf seh'n.
Wer weiss, was uns noch blühet,
was unserm Gott gefällt,
wo eins das Andre siehet
hier od'r in jener Welt.
Drum schlag &c. &c.

Viel Seufzer thu ich schicken
zu dir, geliebtes Kind!
könnt'st du sie nur erblicken,
dann wär' dein Herz entzünd't.
Oft fühl' in deinen Armen
ich in dem Traume mich,
empfinde dein Erbarmen
und glaub': du tröstest mich.
Drum schlag &c. &c.

Die Freude ist verschwunden
in dieser Zeitlichkeit;
bald schlägt die Trauerstunde,
die uns hienieden scheid't,
Drum lasst man sie nur schlagen,
wann Gott es haben will:
Denn auch den Unglückstagen
Setzt unser Gott ihr Ziel.
Drum schlag &c. &c.

Die Welt mit ihren Gaben
sie scheid't mich nicht von dir; —
doch wann es Gott will haben;
so kann ich nicht dafür.
Denn Gott nur kann uns helfen;
sonst bleibet uns kein Freund;
was fragt man nach den Wölfen,
wenn seine Hülf' erscheint!
Drum schlag &c. &c.

Zum Ende lass' uns denken
an Jesu Martertod
der unsre Seel wird senken
in seiner Wunden Roth,
Drum hab' ich an sein Leiden
schon oftermahl gedacht.
Nun jetzo muss ich scheiden; —
Mein Weibchen gute Nacht!
Denk' du stets an die Worte,
Die Er am Kreuze sagt:
Ich reiss' zur Himmelspforte,
Gottlob, es ist vollbracht!

3.

Als ein weiterer Beitrag zu dem vorgedachten Beweise und zum Belege, dass Manne Friederichs Dichtungen keine zusammengestoppelte Reminiszenzen sind, sondern dass er sein ipse fecit mit Recht darunter setze, mag noch folgendes von ihm komponirte Lied dienen.

Hört mir izt zu, ihr liebe Leut,
was kürzlich ist geschehen
von einem Mann, man nennt ihn Veit,
der's Spielen thät verstehen:
Er mischte vordersamst die Kart
auf eine ganz besondre Art,
dann lud er zu dem Spiele sein
viel Leut' aus andern Ländern ein.

Wild der schon oft beim Spielen war
der thät die Karte geben,
da warf ihm Veit die Trümpfe dar,
und sprach: „es geht ums Leben!"
Schon in dem allerersten Spiel
verlohr der alte Wild sehr viel
und bald gewann der Veit auf's neu:
dass Er der schwarze Peter sey.'

Als Veit das Glück in seiner Hand
sah'; thät er sich besinnen.
und schickte Briefe in das Land,
um Spieler zu gewinnen.
Andreas Wild der erste war
dem warf Veit gleich die Trümpfe dar,
wodurch er Wilden überwand,
weil der das Spiel noch nicht verstand.

Nun kam ich, Manne Friederich
wollt' erst das Spiel nicht kennen,
doch fieng der Herr Director mich
Da'r Zwingenberg thät nennen.
Nun spielten sie nach ihrer Art,
gemischt war schon dazu die Kart,
Da stand ich denn bald nackt und bloss,
Denn ihre Trümpfe waren gross.

Nun kam auch Hölzerlips zum Siz;
er konnt' nicht länger passen,
er mischt die Kart, flink wie der Blitz,
sprach: „ich will nicht lange spassen,
ich mach' die ganze Kart zu Trumpf!"
dadurch war'n alle Spieler stumpf,
weil keiner 's Spiel, wie er, versteht
und so macht Alle Er labeet.

Basti, der auch nach Heidelberg
zum Spiel ward invitiret,
der dachte gleich: das Spiel geht zwerg,
da bist du angeschmieret,
denn, sieh, die Kart' ist trümpfevoll;
nein, dieses Spiel geht mir zu toll.
Zuletzt ward er doch noch verführt
zum Spiel, — und glücklich angeschmiert.

Den Oesterlein, der in dem Licht
sich selbsten hat gesessen,
den haben Veit und Lips auch nicht
bei diesem Spiel vergessen;
doch weil er, in dem wahren Grund,
von diesem Spiel nicht viel verstund,
legt' man ihm nur die Karten vor,
da merkt' er schon, dass er verlohr.

Johannes Bauer wollt' vom Spiel
gar wunderviel verstehen,
doch fand' der Spieler er zu viel,
die Karte thät sich drehen;
weswegen er dann vor sich nahm:
davon zu schleichen, wie er kam;
Sie aber schrie'n: „er ist erwischt,
warum hat er in's Spiel sich g'mischt!

Nun kam Fritz Held, der auch, fürwahr!
am Spiel fand kein Vergnügen;
Er dacht': das Spielen bringt Gefahr
und liess die Karten liegen;
doch endlich gab er nach dem Zwang.
„Macht mir das Spiel nur nicht zu lang,"
dacht er, „weil's anderst nicht kann sein;
ergiebst du dich gelassen drein."

Bernhardus Held, sein Bruder, sprach:
„die Welt die ist verkehret,
so hab' ich all' mein Lebetag
von keinem Spiel' gehöret;

denn wer's nicht aus dem Grund versteht,
wird augenblicklich hier labeet!"
Zuletzt nahm er doch auch die Kart
und spielt, – mit Trümpfen schlecht verwahrt.

Der dritte Bruder, Balzer, dacht,
in seinen Wildprettshütten:
„Das Spiel — das hat der Teufel g'macht,
ich lass' mich nicht erbitten."
Gleich drauf ward er auch invitirt,
nach Heidelberg zum Spiel geführt.
Die Spieler reichten ihm die Hand,
zu zeigen: Er sei wohl bekannt.

Jacobi, das Stiefbrüderlein
von diesen dreien Helden,
den holte man nun auch herein,
und wie sie sich auch stellten
so war auch der doch bald erwischt:
die Kart' war schon darnach gemischt,
der Trümpfe waren gar zu viel; —
auch er verlohr in diesem Spiel.

Der lange Steffen thät vom Spiel,
glaubt mir! gar viel verstehen,
Er überwand der Spieler viel,
war stets mit Trumpf versehen;
denn wiss't: er stammt von Spielers Art
drum kennt er auch so gut die Kart
doch, ach! der Tod mischt sich hinein
und stellt ihm schnell das Spielen ein.

So weit hat nun das Spiel ein End',
doch noch nicht unsre Plage; —
die Kart hat hässlich sich gewend't; —
hin sind die Freiheitstage; —
Ein jeder sich nun erst besinnt,
und der verliert, — und der gewinnt
spricht: „hätten wir's zuvor bedacht,
wir hätten's Spiel nicht so gemacht!"

Birlinger.

Hexennamen. Teufelsnamen.

Schwäbisch-augsburgische Hexennamen sind:

Hennenflügel, Rappenfuss, Hundsköpf, Heydexen, Seelendieb, Hellhund, Pallikratzen, Rossdreck, Zerrdreck. Einer soll der Teufel auch den Namen Daundl gegeben haben.

Königsegg-Aulendorfer Hexennamen:

Abere, Böckhin, Dannele, Bocksvögele, Kätzle, Laperle, Luce, Luzelin, Mensch, Pfisel, Popelin, Sautreckh, Schatz, Stuckfleisch, Traute.

Saulgau:

Annele ist ausdrücklich als Hexencerevisname bezeichnet; Huor; dabei steht: und noch allerlei Unnamen. Kätherle, Schobe; Sperbel (und allerlei Unnamen steht dabei). Schobe ist Stumpfschwanz (Ertingen).

Alle Namen machen den Eindruck von Cerevisnamen, die mitunter eben freilich sehr derb ausfallen, nicht selten mit obscönem Hintergrund, wie ja überhaupt der Kern, um den all der unselige Wahn angeschossen, nichts anderes als die Wollust in ihren bizarrsten Erscheinungsweisen ist.

In den Königseggischen Hexenprocessakten heisst der Teufel: Bock, Böckle, Boppele, Gaballel, Gabalino, Gebelin, Gebele, Hansel, Hemmerlin, Holderle, Kasperle, Popele.

Saulgau: Fäderle, Fendich, Rhole, Läderle, Streissle, Krautle.

In Rottenburg a. N.: Blaufüssle, Elzebock, Fritzlin, Gressle, Häspelin, Karfunkeler, Kchechele, Khleible, Kranz Abedlin, Luget Missgünstler, Melcher, Dr. Virivanz u. s. w.

München, im Mai 1867. Birlinger.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

J. G. Th. Graesse, Trésor de livres rares et précieux. Livr. 37. (Dresden, Kuntze.) 2 Thlr.

T. H. A. de Marle, Ursprung und Entwicklung der sogenannten indo-europäischen und semitischen Sprachen in Begriff und Laut. (Hamm, Selbstverlag d. V.) $2\frac{1}{2}$ Thlr.

F. M. Claudius, Das Leben der Sprache. (Marburg, Elwert.) $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Lexicographie.

J. & W. Grimm, Deutsches Wörterbuch. Fortgesetzt von R. Hildebrand & K. Weigand. 4. Bd. 2. Lfg. und 5. Bd. 4. Lfg. (Leipzig, Hirzel.) à 20 Sgr.

W. Müller und Fr. Zarncke, Mittelhochdeutsches Wörterbuch. 2. Bd. 2. Abth. 4. Lfrg. Bearb. v. W. Müller. (Leipzig, Hirzel.) $1\frac{1}{6}$ Thlr.

L. Diefenbach, Novum glossarium latino-germanicum mediae et infimae aetatis. (Frankf. a. M., Sauerlaender.) 4 Thlr.

Grammatisches.

N. Ch. Quintescu, De deminutivis linguae rumanicae vulgo walachiae nominatae. (Berlin, Calvary.) 10 Sgr.

Literatur.

M. Bernays, Ueber Kritik u. Geschichte des Goethe'schen Textes. (Berlin, Dümmler.) 15 Sgr.

Ph. Wackernagel, Beiträge zur niederländischen Hymnologie. 1. Heft. (Frankf. a. M., Heyder & Zimmer.) $1\frac{1}{2}$ Thlr.

E. Caro, Goethe-Studien. Aus dem Französ. von J. Germak, (Przemysl, Jelén.) 20 Sgr.

E. Labes, Charakterbilder der deutschen Literatur nach Vilmar's Literaturgeschichte geordnet. 2. Bd. (Jena, Hermsdorf.) 25 Sgr.

C. Fortlage, Friedrich Rückert und seine Werke. (Frankfurt am Main, Sauerlaender.) 25 Sgr.

Aus Friedr. Rückert's Nachlass. Hrsgb. v. H. Rückert. (Leipzig, Hirzel.) $2\frac{1}{3}$ Thlr.

Beovulf nebst den Fragmenten Finnsburg u. Valdere, in krit. bearb. Texten. Neu herausgb. mit Wörterb. von Ch. W. M. Grein. (Cassel, Wigand.) 1 Thlr.

Chapman's Tragedy of Alphonsus. Edited with an introduction & notes by K. Elze. (Leipzig, Brockhaus.) 1 Thlr.

Le paradis perdu de Milton, trad. par J. Dessiaux. (Bruxelles, Lacroix.) 2 Thlr.

Poésies gasconnes, publiées p. F. Taillade. (Paris, Tross.) 10 fr.

Hilfsbücher.

G. Wendt, Sammlung deutscher Gedichte für Schule und Haus. (Berlin, Grote.) 1 Thlr.

E. Schauenburg & R. Hoche, Deutsches Lesebuch f. die Oberklassen höherer Schulen. 1. Thl. (Essen, Baedeker.) 28 Sgr.

W. Kaiser, Abriss d. deutsch. Grammatik. (Jena, Frommann.) 7½ Sgr.

M. Pfannerer, Deutsches Lesebuch f. d. unteren Klassen der Gymnasien. 2. Bd. (Prag, Bellmann.) 15 Sgr.

J. Brandl, Deutsche Grammatik. Ein Lehrb. f. Mittelschulen. (Klagenfurt, Leon.) 21 Sgr.

Anleitung zum Selbststudium der französ. Sprache. (Hamburg, Grüning.) 12 Sgr.

M. Maass, Abrégé de l'histoire de Prusse depuis le grand-électeur jusqu'à nos jours. (Berlin, Meumann.) 8 Sgr.

H. Robolsky, Recueil de sujets de compositions françaises. (Kern, Breslau.) 18 Sgr.

J. Bellows, Tous les verbes. Conjugations of all the verbs in the french & english languages. (Leipzig, Brockhaus.) 12 Sgr.

C. Ploetz, Hülfsbuch für den Unterricht nach der Elementargrammatik. (Berlin, Herbig.) 15 Sgr.

C. Crüger, Kurzgef. engl. Grammatik, nach der Methode des Dr. Ploetz. (Kiel, Homann.) 16 Sgr.

J. Schmidt, Lehrb. der englischen Sprache. 1. Thl. (Haude & Spener.) 15 Sgr.

G. Storme, Materialien z. Uebersetzen aus d. Deutschen in d. Englische. (Hannover, Meyer.) 10 Sgr.

F. Werner, Geographische Charakterbilder über das britische Reich und die V. St. v. N.-A. Als stoffliche Grundlage für d. mündl. u. schriftl. Gedankenausdruck im Engl. (Bremen, Gesenius.) 12 Sgr.

Hans Sachs.

Es ist bekannt, dass mit dem Verfalle des Ritterthums die lyrische Poesie von den „Herrn“ zu den „Meistern“ überging, und dass seit dem vierzehnten Jahrhundert in den blühenden Städten des mittleren und südwestlichen Deutschlands, in Mainz, Frankfurt, Strassburg, Kolmar, Ulm, Regensburg, Memmingen und ganz besonders in Nürnberg, im sechzehnten Jahrhundert auch in Städten Norddeutschlands und Oesterreichs die Handwerker in zunftmässiger Geschlossenheit eine Art von Kunstgesang übten, neben welchem das Volkslied mit seinen aus dem unmittelbarsten Leben geschöpften Stoffen in wilder Freiheit wucherte. Ein Blick auf die Leistungen jener Meistersänger, deren Lieder nur zum geringsten Theile veröffentlicht worden sind, belehrt uns, dass mit der holdseligen Kunst, wie die Meister ihren Gesang nannten, den Musen und Grazien nur ein geringer Dienst geschah. Weltlicher und geistlicher Stoff der allerverschiedensten Art, Episches so gut wie Lyrisches und Didaktisches, das überhaupt der Dichtung der ganzen Zeit den Stempel aufdrückt, findet sich hier in die wunderlichste lyrische Form, wie in eine Zwangsjacke, gepresst. Dagegen ist der sittliche Werth dieser poetischen Beschäftigung nicht gering anzuschlagen. Wenn das Lied der ehrbaren Handwerker uns nicht zusagt, so hat es sicher doch sie selber und ihr Publikum erbaut und den Quell des Guten und Schönen in ihnen offen erhalten.

Es ist mir stets eine wahre Freude gewesen, in das Treiben dieser Poeten im Schurzfell mich hineinzudenken. Sicher ging

ihnen nicht selten schon bei der Tagesarbeit ein Lied oder eine Melodie durch den Kopf. Was so unter dem Geräusche der Werkzeuge und der ab- und zugehenden Gesellen zu Stande gekommen war, das machte der eifrige Poet am stillen Abend, wenn die müde Hand von den Werken der Säge, des Hammers oder der Nadel ruhte, noch frischen Geistes summend und singend fertig und brachte es in dicken Buchstaben zu Papier. An Sonn- und Feiertagen sass der Handwerker nach dem Gottesdienste in seinem Erkerstübchen und zeichnete, die frischen Hemdärmel emsig regend, die Lieder, welche die Probe bestanden, in das dicke Buch der Gesellschaft ein, oder sang Nachmittags auf einem einsamen Gang im Gehölz einem Kunstgenossen seinen neuen Ton — so hiessen Versart und Melodie mit einem Worte — feierlich vor und hörte dessen Urtheil.

Monatlich einmal wenigstens kamen die Liebhaber des deutschen Meistergesangs, wie sie sich selber nannten, auf ihrer Herberge, der Zeche, zusammen, um gemeinschaftliche Uebungen anzustellen oder, wie es in der Kunstsprache hiess, um Singschule zu halten. Neueintretende stellten sich hier zur Prüfung.

Es gab fünf Arten von Gesellschaftern oder Mitgliedern. Wer des Meistergesangs noch völlig unkundig war, nahm die unterste Stufe als Schüler ein. Er stand bei einem Meister in Lehre, der seine Freisprechung bewirkte, wenn der Musenjünger in einer Prüfung die geforderten Kenntnisse nachgewiesen hatte. Dies Verhältniss zwischen dem Dichterschüler und dem Dichtermeister verband oft die Betreffenden für's ganze Leben. So sehen wir Hans Sachs, wie sich aus mehreren seiner Gedichte ergibt, seinem Lehrer Nunnenbeck in Treue zugethan, und ebenso wird Sachs von seinem Schüler Puschmann in drei Liedern gefeiert.

Wer die aufgestellten Regeln und Gesetze des Meistergesangs, die sogenannte Tabulatur, inne hatte, war Schulfreund. Den dritten Rang behaupteten die Singer, welche gelernt hatten, Meister-Lieder vorzutragen. Uebrigens durften diese Bare — so hiessen nämlich die Meistersänger ihre Dichtungen — nicht profanirt werden; von öffentlichen Wirthsstuben und Gelagen hatten sie ehrbar sich fern zu halten. Sie sollten

Eigenthum der Sängerzunft bleiben, konnten aber von einer Singschule der andern mitgetheilt werden.

Wer nach einer schon bekannten Strophenform Verse zusammenstellte, hiess Dichter. Die fünfte und höchste Stufe nahm der Meister ein, der ein neues Lied in neuem Versmass und neuer Melodie regelrecht erfunden hatte. Er genoss der Ehre, dem neuen Ton oder der neuen Weise den Namen zu ertheilen. Zwei Zeugen dienten bei der Taufhandlung als Gevatter, und der Ton wurde in das Meisterbuch eingetragen. Da liest man denn höchst seltsame Namen: der blaue Ton Heinrich Frauenlob's (der für einen der Gründer des Meistergesangs galt); der schlechte (schlichte) lange Ton Hans Sachsens, die Silberweise Hans Sachsens, die Safran-Blümleinweis Hans Findeisens, die Englisch-Zinnweis Kaspar Enderle's, die blutglänzende Drahtweis Jobst Zolner's u. s. w. Man zählte in späterer Zeit über 400 solcher Meistertöne, die natürlich grossentheils sehr gekünstelt waren, weil Versmass und Melodie immer neu sein mussten.

Meistens wurden die Festschulen dreimal im Jahr: auf Ostern, Pfingsten und Weihnachten in den Kirchen abgehalten, wozu das Publikum, das natürlich voller Theilnahme für die Leistungen der Angehörigen und Bekannten war, freien Zutritt hatte. Die Feier wurde mit einem Freisingen eröffnet, wobei kein Wettkampf der Vortragenden Statt fand und grössere Freiheit in den Stoffen gegeben war, so dass ein junger Sänger Gelegenheit hatte, auch ein Liebesliedchen — vielleicht an eine Schöne, die zugegen war, gerichtet — anzustimmen. Dann folgte ein Chorgesang religiösen Inhalts als Einleitung zu dem Hauptsingen, das ebenfalls einen ernsten Charakter hatte. Auf einer Bühne sass das Gemerk, d. h. die drei den Vorstand bildenden Meister, um das Richteramt bei dem Wettgesang zu üben. In der Tabulatur waren 33 Fehler verzeichnet, nach denen die Merker fahndeten. Hochverpönt waren falsche Meinungen, d. h. Ausdrücke, welche gegen Sitte oder Religion verstiessen. Als Norm galt bei den Meistersängern der protestantischen Städte die Luthersche Bibel, die als ein gesundes Element an die Stelle der Scholastik und Mystik, die vor der Reformationszeit auch in den Singschulen ihr Wesen getrieben hatte, getreten war.

Der betreffende Merker hatte während des Freisingens stets die Bibel vor sich liegen, um zu prüfen, ob das Lied mit ihr in Einklang sei. Uebrigens war das Festhalten an Luther's Schrift auch von sprachlicher Bedeutung; hiess es doch in der Nürnberger Tabulatur ausdrücklich: „Ein Fehler ist, wenn etwas nicht nach der hohen teutschen Sprach gedichtet und gesungen wird, wie solche in D. Martin Luther's teutscher Uebersetzung der Bibel befindlich und in der Fürsten und Herren Canzleien üblich und gebräuchlich ist."

Die andern Merker hatten die blinden Meinungen, d. h. die undeutlichen Ausdrücke, die Milben, d. h. die unrichtigen Abkürzungen, die Klebsilben, d. h. die falschen Zusammenziehungen, die Differenz, d. h. die willkürliche Umstellung von Vokalen, die Laster, d. h. die willkürliche Vertauschung von Vokalen, ferner die Art und den Wechsel der Reime — eine reimlose Zeile hiess Waise — den Vortrag der Lieder, der, im Gegensatz zu dem Minnegesang ohne Instrumentalbegleitung blieb, zu prüfen. Es kam also bei diesen Leistungen nicht auf Neuheit oder poetische Fassung des Inhalts, sondern nur auf die Vermeidung der 33 Fehler an.

Wer am glattesten gesungen hatte, d. h. wessen Lied von dem Gemerk für das fehlerfreiste erkannt wurde, der bekam den König-Davids-Gewinner, eine silberne Kette mit einem Medaillon, das König David, den Psalmisten, vorstellte, als Zier für die Dauer der Festschule umgehängt. Der zweite Preis bestand in einem Kranz aus seidenen Blumen. Diese Kleinode der Gesellschaft hatte der Kronmeister in Verwahr.

Die andern Mitglieder des Vorstands waren der Büchsenmeister, der die Kasse führte, und der Schlüsselmeister, d. i. Verwalter.

Die jedesmaligen Preisträger mussten die Genossenschaft auf der Zeche traktiren, und hier sind ohne Zweifel auch naturwüchsigere, freiere Lieder angestimmt worden.

In Nürnberg, das um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts unter der Einwirkung Hans Sachsens, dessen Dichten um

diese Zeit in vollster Blüthe stand — die Schüler, Schulfreunde, Singer und Dichter natürlich ungerechnet — nicht weniger als 250 Meistersänger zählte, wurde das Festsingen an Sonn- und Feiertagen Nachmittags in der Katharinenkirche abgehalten. Neben der Kanzel stand der Schaustuhl, von dem der Sänger sich hören liess; in der Nähe, vor dem Chor, sass das Gemerk, dem Publikum durch einen Vorhang entzogen.

Ich habe hier eine Skizze des Meistergesangs gegeben, nicht nur, weil Hans Sachs viele Jahre hindurch der Zunft der Nürnberger Meistersänger angehörte und unzählige Lieder für dieselbe verfasst hat, sondern auch, weil er überhaupt ganz allgemein als der König der Meistersänger betrachtet wird. Aber dies Königthum ist seine geringste Würde. Der triviale Reim:

Hans Sachs war ein Schuh-
Macher und Poet dazu

thut unserm Freunde entschieden Unrecht, indem er ihn als einen Handwerker bezeichnet, der nebenher auch das Geschäft des Dichtens ebenfalls handwerksmässig in wortzerhackender Reimerei geübt habe; vielmehr gingen seine poetischen Leistungen weit über den engen Kreis, dessen Zierde und Stolz er war, hinaus. Es wird jedoch angemessen sein, einen Abriss seines Lebens einzuschalten, bevor ich auf diese Leistungen näher eingehe.

Hans Sachs, eines Schneiders Sohn, ist am fünften November 1494, also ein Jahr nach der Thronbesteigung Kaiser Maximilians, und neun Jahre, nachdem der arme Bergmannsknabe Martin Luther zu Eisleben das Licht der Welt erblickt hatte, in der herrlichen Reichsstadt Nürnberg geboren, die damals einer der ersten Handelsplätze Europa's war; denn noch hatte Vasco de Gama den Seeweg nach Ostindien nicht erschlossen, und noch war das neuentdeckte Amerika nicht in gefährlichen Wettstreit mit dem Osten getreten. Bis zu seinem fünfzehnten Jahre besuchte er die lateinische Schule. In einer Skizze seines Lebens und seiner dichterischen Thätigkeit, die er 73 Jahre alt unter dem Titel: Summa all meiner Gedicht' gab, sagt er selbst von jener Schule:

Darin lernt' ich Puerilia,
Grammatica und Musica
Nach schlechtem Brauch dieselben Zeit.
Solchs alls ist mir vergessen seit.*)

Hans Sachs war also nicht ohne Schulkenntnisse, und wenn er auch sein Latein mit der Zeit vergass, so blieb ihm doch die Fähigkeit, eine Menge Bildungsstoffe in sich aufzunehmen, die ihm ohne diese Schule viel weniger oder gar nicht zugänglich gewesen wären.

Und an solchen Bildungsstoffen gebrach es wahrlich nicht in einer Stadt, die damals an 100,000 Einwohner zählte und — neben ihrem grossartigen Handel — Gewerbe, Künste und Wissenschaften in seltener Fülle innerhalb ihrer hochgethürmten Mauern blühen sah. Zeitgenossen Sachsens waren Peter Hele, der bekannte Erfinder der Taschenuhren; Lorenz Kraft, der treffliche Steinmetz und Bildhauer, dem wir das Sakramentshäuslein in der schönen Lorenzkirche und die Stationen auf dem Wege nach dem Johanniskirchhofe verdanken; Veit Ross, der den kunstreichen englischen Gruss für dieselbe Lorenzkirche schnitzte; Peter Vischer, der berühmte Erzgiesser, der mit seinen fünf Söhnen das staunenswerthe Grabmal für den Schutzpatron der Stadt und der herrlichen Sebalduskirche schuf; Michael Wohlgemuth, der wackere Maler und Bildschnitzer, sammt seinem Schüler Albrecht Dürer, dem grössten Maler Deutschlands aus jener Zeit, und Hans Burgkmair, dem verdienstvollen Genossen Dürer's, der auch in Gemeinschaft mit ihm die bekannten Holzschnitte zum Weisskunig und Teuerdank componirte; Melchior Pfinzing, Probst zu St. Sebald, welcher jenes seltsame allegorische Gedicht Teuerdank zur Verherrlichung Kaiser Maximilians in dem schönen Pfarrhof-Erker, der noch heute unser Auge erfreut, gedichtet hat: Michael Behaim, Kaufherr, Astronom und Seefahrer, welcher an den Entdeckungsreisen der Portugiesen rühmlichen Antheil nahm, und die Patrizier Hieronymus Baumgärtner und Wilibald Pirkheimer, die eifrigen Beförderer des Huma-

*) In allen aus Hans Sachs angeführten Stellen sind Orthographie und Interpunktion zum besseren Verständniss nach heutigem Brauche geändert.

nismus und der 1522 durch Andreas Osiander eingeführten Reformation; sie alle standen in der vollen Blüthe ihres Wirkens, als Hans Sachs vom Knaben zum Jüngling reifte, und mussten seinem reichbegabten, für die verschiedensten Seiten des menschlichen Lebens empfänglichen Geiste ein mächtiger Sporn sein.

Mit dem fünfzehnten Jahre trat Sachs bei einem Schuster in die Lehre; wie aber der Handwerker und der Dichter überall Hand in Hand bei ihm gehen, nahm er nun auch Unterricht im Meistergesang bei Leonhard Nunnenbeck, dem Leineweber. Nach zwei Jahren begann er dann seine Wanderschaft, die ihn durch Baiern, Tyrol, Franken und die Rheinlande führte. Zu Innsbruck trat er bei den Jägerburschen des Erzherzogs Maximilian, nachmaligen Kaisers, der bekanntlich der verwegenste Waidmann war, ein; aber die wilde Gesellschaft sagte seiner Ehrbarkeit nicht zu, und er griff bald wieder zu Ahle und Pechdraht. Ueberhaupt hielt er sich von allen Excessen, wie sie ein solches Wandern leicht im Gefolge hat, frei, und nutzte lieber seine Mussestunden, um die Gesangstuben der Meistersänger aufzusuchen und der „holdseligen Kunst“ zu pflegen. So trat er, noch nicht zwanzig Jahre alt, in München mit einem selbstgedichteten Liede auf; weshalb er auch seine Dichterthätigkeit von 1514 an rechnet.

Zwei Jahre später, also nach fünfjähriger Wanderschaft, die ihn zuletzt auch nach dem Norden Deutschlands, besonders nach den Hansestädten geführt hatte, machte er in Nürnberg sein Meisterstück und trat in die Innung seines Handwerks. Der zweiundzwanzigjährige Meister war nach den Bildern, die uns erhalten sind,*) zu schliessen, ein gar stattlicher, kräftiger Mann. Die Arbeit gedieh unter seiner Hand, und bald stellte sich auch eine Frau Meisterin ein: Kunigunde Kreuzer aus dem benachbarten Flecken Wendelstein, die von 1519 bis 1560 in einundvierzigjähriger Ehe ihm treu zur Seite stand. Für das Glück dieser Verbindung, während deren sein Wohlstand durch beiderseitigen Fleiss sich mehrte, spricht ein Gedicht, das Sachs

*) Das bekannteste Bild ist das von Cranach, auf dem Hans Sachs etwa als ein Vierziger in Barett und Mantel erscheint.

wenige Wochen nach ihrem Tode verfasste: Der wunderliche Traum von meiner abgeschiedenen Gemahel, Kunigunde Sächsin. Obschon keins mehr von den sieben Kindern, die sie ihm geschenkt hatte, wohl aber vier Enkel bei ihrem Tode am Leben waren: preist der wackere Mann das Glück dieser Ehe und rühmt die Eigenschaften der Abgeschiedenen, indem er berichtet, wie sie ihm in unwandelbarer Liebe zur Seite gestanden habe, einsichtsvoll und unablässig bemüht, in ihrem Kreise zu wirken. Freilich, sagt er — und gerade dieser Tadel bürgt für die Wahrhaftigkeit seines Lobs — konnte sie gegen das Gesinde heftig in Worten sein; aber, setzt er hinzu, die Leute waren vielfach nachlässig, und Kunigundens Strenge kam unserer Wirthschaft zu Gute. Dann erzählt er — wie in einem Briefe an einen Freund — von ihrer Krankheit, ihrem Hinscheiden, von dem Begräbniss, das unter Anstimmung „deutscher Psalmen" Statt gefunden habe. Seitdem, sagt er, nagt der Schmerz an mir, und so oft mein Auge auf ihren Stuhl oder eins ihrer Kleider fällt, erschreckt mich meine Verlassenheit. Oft denke ich, fährt er fort, sie lebt noch und ist nur abwesend in Geschäften oder zum Besuche bei einer Freundin. Wenn dann aber ihr Tod mir plötzlich vor die Seele tritt, bricht mein Leid mit neuer Gewalt hervor. Eines Tages — heisst es in dem Gedichte weiter — war ich in Gedanken an sie eingeschlafen: da dünkte mir, als schwebte sie in weissem Kleide mit züchtiger Geberde zur Kammer herein. Beglückt fuhr ich empor sie zu umfangen; aber sie wich wie ein Schatten zurück und sprach:

„Mein Hans, das mag nit mehr gesein,
„Ich bin nit mehr wie vorhin dein."
Da fiel mir erst ein g'wiss und klar,
Dass sie mit Tod verschieden war.
Derhalben mich ein Forcht durchschlich;
Jedoch ihrer Treu' tröstet' mich,
Gedacht', ihr Geist ist kommen her,
Zu trösten mich in meiner Schwer'.

Schliesslich findet der Dichter Beruhigung in dem Gedanken, dass sie bei Gott wohne und der himmlischen Freuden geniesse, auf die auch er seine Hoffnung stellen wolle.

Obschon sechsundsechzig Jahre alt, war Hans Sachs noch

rüstig genug. Ein häuslicher Mann, wie er, der nicht allein in seinem Handwerk, sondern auch mit der Feder unablässig thätig war, musste die Vereinsamung doppelt fühlen, und wir sehen ihn schon im nächsten Jahre mit Barbara Harscher zu einer zweiten Ehe schreiten. Nach dem Gedichte Künstlich Frauenlob, das er ihr widmete, muss sie mit Schönheit geschmückt gewesen sein. Sie erheiterte den Abend seines Lebens, bis ihr der Tod den zweiundachtzigjährigen Gatten entrückte.

Was uns zunächst bei Hans Sachs auffällt, ist seine ausserordentliche poetische Fruchtbarkeit, worin er gewiss nur von wenigen Dichtern irgend einer Zeit und irgend eines Volkes erreicht wird. In jener „Summa", deren ich oben gedachte, zählt er, ausser der Legion von Meistergesängen, 208 Tragödien und Komödien und 1700 gemischte Poesieen, im Ganzen aber über 6000 grössere und kleinere Dichtungen auf, und diese Zahlen aus dem Jahr 1567 reichen nicht einmal aus, da er noch zwei Jahre weiter, im Ganzen also 53 Jahre lang gedichtet hat. Wie gross aber die Mannigfaltigkeit seiner poetischen Werke ist, lässt sich schon aus dem Titel einer Auswahl seiner Schriften schliessen, die wenige Jahre vor seinem Tode in drei Foliobänden herausgekommen ist. Jener Titel, in rother und schwarzer Schrift wechselnd, lautet wörtlich:

Sehr herrliche, schöne und wahrhafte Gedicht. Geistlich und allerlei Art, als ernstliche Tragödien, liebliche Komödien, seltsame Spiel, kurzweilige Gespräch, schnliche Klagreden, wunderbarliche Fabel, sammt andern lächerlichen Schwänken und Possen u. s. w. Welcher Stück sein dreihundert sechs und siebenzig, männiglich zu Nutz und Frommen in Druck verfertiget. Durch den sinnreichen und weitberühmten Hans Sachsen, ein Liebhaber deutscher Poeterei, vom Jahr 1516 bis auf dies Jahr 1558 zusammengetragen und vollendet. Gedruckt zu Nürnberg durch Christophorum Heussler.

Ein vollständiger Abdruck der in 34 Folianten hinterlassenen Manuscripte (wobei Datum und Jahr unter jedem Gedichte auf das Sorgfältigste verzeichnet stehen) wird wohl niemals erfolgen.

Hans Sachs hat mit unserem Rückert die Aehnlichkeit, dass ihm das ganze Leben, das äussere wie das innere, zum

Gedicht wurde, und dass — bei der ausserordentlichen Leichtigkeit, jeden Gedanken in poetische Form zu bringen — schliesslich das Versespinnen und Reimen fast zur mechanischen Uebung wurde. So ergossen sich Beide mehr in die Breite als in die Tiefe, Rückert in kunstreichen, ja nicht selten gekünstelten Formen, während Sachsens Verse — die Meisterlieder und einige lyrische Sachen natürlich ausgenommen — paarweise gereimt und nach Silben, nicht nach Hebungen und Senkungen, gezählt sind. Die Kunst, die Verse aus Versfüssen aufzubauen, sollte den Deutschen erst ein Jahrhundert später, durch Opitz, gebracht werden. Die Verse unseres ehrsamen Schusters zeigen überhaupt eine Einfachheit und Einförmigkeit, welche gegen Platen's metrische Kunst absticht, wie eine Bauernhütte gegen einen Palast. Dennoch stehen sie seiner Schlichtheit, Naivetät und Bescheidenheit wohl an, und auch wir lassen uns noch heute denselben Vers — wenngleich etwas freier und leichter gebaut — gern gefallen, wofern der Inhalt der Komik angehört. So hat auch der Knittelvers seine Berechtigung. Göthe bedient sich seiner mit vielem Glück, und wer möchte, dass Schiller für Wallenstein's Lager eine andere Form gewählt hätte?

Dass ferner die Sprache Hans Sachsens ungefüge, roh und dialektisch ist, hat bei ihm nur zum kleineren Theile in dem niedern Stande, dem er angehört, seinen Grund. Bewegte sich doch sein Zeitgenosse Hutten, dessen lateinische Verse leicht und elegant dahinfliessen, nur höchst unbeholfen in der Muttersprache. Während bekanntlich in jenen Zeiten ein Camoëns in Portugal seine Lusiaden, in Italien Ariost seinen rasenden Roland und Tasso sein befreites Jerusalem sang, während in Spanien Cervantes, der unsterbliche Verfasser des Don Quixote, heranwuchs: fanden — im Gegensatze zu der romanischen, auf dem Boden einer alten Bildung stehenden Welt — unsere Dichter, so begabt sie auch sein mochten, eine seit Jahrhunderten tief herabgekommene, verwilderte und rauhe Sprache vor, in welcher der schöne Gedanke sich nicht schön entfalten konnte. Das Wiederaufblühen der alten Sprachen war der deutschen Zunge noch nicht zu Gute gekommen, da die Humanisten in lateinischer Sprache schrieben und dichteten, und das grosse Ereigniss des Jahrhunderts: die

Reformation, trieb, mit Ausnahme des Kirchenliedes, keine poetische Blüthen. Ein Jahrhundert nach dem Auftreten Luther's folgte die entsetzliche Zerrüttung Deutschlands durch jenen beispiellos langen Religionskrieg, welchen durchzukämpfen dem Volk der Denker auferlegt war, dann die traurige Periode unserer Abhängigkeit von Frankreich in Bezug auf Politik, Kunst, Literatur, bis endlich Friedrich's des Grossen Schwert und Klopstock's Feder Unabhängigkeit nach beiden Seiten anbahnte, bis — am spätesten unter den Kulturvölkern Europa's — mit Lessing, Göthe und Schiller auch für uns eine klassische Zeit der schönen Literatur, aber nun auch in seltener Fülle erblühte, während ein langsamer, erst in neuester Zeit beschleunigter Krystallisationsprozess einen mächtigen deutschen Staat zusammenfügt und gestaltet.

Unserem Hans Sachs ist die Poesie nicht sowohl ein Dienst im Tempel des Schönen, als vor dem Altar des Guten, und sein Dichten hat, im Charakter der Zeit, einen durchaus lehrhaften Zug; er will eine leichtfertige, üppige Welt, wie er sie durch die kleinen, in Blei gefassten Fenster seiner Werkstube sah, zu Sitte und Ehrbarkeit führen. Selbst seine Schwänke und Fastnachtspiele mit Eulenspiegeleien, Narren und Teufeln, deren Inhalt zur blossen Erheiterung seiner Mitbürger bestimmt scheint, erhalten ihre unvermeidliche Zuthat Moral.

Und noch Eins ist zu bemerken: So tiefe sittliche Schäden er auch bei Hoch und Niedrig aufdeckt, so schwere Nothstände einer in vieler Beziehung gewaltthätigen Zeit er auch offenbart: nie verliert er seine Haltung und Heiterkeit; mit olympischer Ruhe schwebt er, hierin an Göthe erinnernd, über dem bunten Weltgetümmel, das er gleichwohl mit merkwürdig scharfem Blick erfasst.

Der Reformation ist er, gleich Albrecht Dürer, befreundet. Mit Andreas Osiander, dem ersten lutherischen Geistlichen in Nürnberg, dessen Predigt den Hochmeister, nachmaligen Herzog Albrecht von Preussen, der neuen Lehre gewann, gab er eine kleine Schrift gegen das Papstthum heraus; ein hoher Magistrat der freien Reichsstadt, immer auf gutes Vernehmen mit Kaiserlicher Majestät bedacht, hob drohend den Finger und gab dem wackern Meister zu bedenken, ob es nicht besser sei, seines

Handwerks zu warten und sich auf das Schuhemachen zu beschränken. Er aber liess sich nicht abhalten, seine poetischen Flugblätter in die Welt zu streuen und in freimüthiger, aber zugleich ruhiger Weise, wie ich sie oben angedeutet, seinem Herzen Luft zu machen.

Er hat Luther von Auge zu Auge gesehen. Zwei Jahre nach dem glaubensstarken, kühnen Auftreten des Reformators in Worms begrüsst er ihn als die Wittenberger Nachtigall, die das von dem Löwen, d. h. von dem Papste, in die Wüste verlockte Volk mit süsser Stimme zurückrufe.

Wach auf, es nahet gen dem Tag!
Ich hör' singen im grünen Hag
Eine wonnigliche Nachtigall;
Ihr' Stimm' durchdringet Berg und Thal.
Die Nacht neigt sich gen Occident,
Der Tag geht auf von Orient;
Die rothbrünstige Morgenröth
Her durch die trüben Wolken geht,
Daraus die lichte Sonne thut blicken.

Luther's Tod betrauert er in einem Gedichte, Epitaphium genannt, worin er die Schlosskirche zu Wittenberg als Tempel der Trauer hergerichtet darstellt und am Sarge des Reformators eine weissgekleidete Frau, die Theologia, ihre Klage erheben lässt. Solche Allegorieen waren im Geschmack der Zeit und blieben es noch lange. Unser Dichter bringt sie sehr häufig in Anwendung.

Sehen wir so in Hans Sachs einen Mann, welcher die neue Lehre eifrig in seinen Kreisen verbreitete, wie dies Hutten in leidenschaftlicher Weise im Gelehrten- und Ritterstande that, so war er doch kein blinder Hülfsarbeiter des Lutherthums. Die Streitigkeiten, die schon so bald unter den Confessionen ausbrachen, veranlassten ihn zu scharfer Rüge. In verschiedenen Gedichten: im Evangelium, in gemartert Theologia und anderen weist er nachdrücklich auf das schlichte Bibelwort hin, das aus selbstsüchtiger Rechthaberei von den Parteien missbraucht werde, so dass die Lehre Christi in ihrer Wirkung gehemmt sei. An die Person des Heilands hält er sich als an die einzige Vermittlung zwischen den Menschen und Gott. In einem

sinnigen Gedichte vergleicht er ihn mit dem wunderbaren Vogel Phönix, der, vor allen Geschöpfen mit Schönheit ausgestattet, 660 Jahre in der Einsamkeit lebt.

Darnach sammelt der Vogel frei
Weihrauch und köstlich Spezerei,
Von edlem Holz wohlriechend Aest',
Und macht aus dem Allen ein Nest,
Und schwingt darob das sein Gefieder
An heisser Sonnen hin und wieder,
Bis er das Rauchwerk angezünd't.
Wann es in alle Höch aufbrinnt,
So lässt er sich herab ins Glut,
Verbrennt sich selber wohlgemuth.
Alsdann in seiner Aschen wird
Erstlichen ein Würmlein formiert,
Darnach ein Vogel rein und pur
Gleich des voring Art und Natur.
Christus, der himmlisch Phönix rein
Hat auch auf Erd' gewohnt allein,
Ein König aller Königreich';
Keine Kreatur ihm ward geleich,
Ein Adler stark, der überwand
Höll', Teufel, Sünd' und Todesband.

Gleich wie der Vogel sich verbrennt, so schliesst das Gedicht, ist auch Christus in freiwilligen Tod gegangen und zum Heile der Menschheit neuerstanden.

Hans Sachs war weit mehr eine lehrhaft-epische als eine lyrische Natur; doch hat er auch Lieder im Volkston geschrieben, die weit abstehen von seinen übrigen Dichtungen. So z. B. folgendes von Orlando Lasso fünfstimmig gesetztes Lied eines liebenden Mädchens, das so recht nach seiner Wanderzeit klingt:

Der Maien, der Maien,
Der bringt uns Blümlein viel.
Ich trag' ein freies Gemüthe;
Gott weiss wohl, wem ich's will.

Ich will's ein'm freien Gesellen,
Derselb', der wirbt um mich.
Er trägt ein seidin Hemmat an;*)
Darin so preist er sich.

*) Er trägt ein seidenes Hemd.

Er meint, es sing' die Nachtigall:
Da war's eine Jungfrau fein;
Und kann sie ihm nicht werden,
Trauret das Herze sein.

Das Kirchenlied, welches, von der Reformation getragen, in jener grossen Zeit seine Schwingen mächtig regte, ist nur wenig von Hans Sachs gepflegt worden. Bekannt ist sein Lied:

Warumb betrübst du dich, mein Herz,
Bekümmerst dich und trägest Schmerz
Nur um das zeitlich Gut?
Vertrau' du deinem Herrn und Gott,
Der alle Ding' ersehaffen hat u. s. w.

In seiner geistlichen Tagweis*) jubelt er, dass nun die Bibel in die Hand der Christen gegeben ist:

Selig sei Tag und Stunde,
Darin das göttlich Wort
Dir wiederumb ist kunde,
Der Seelen höchster Hort.
Nichts Lieber's soll dir werden,
Kein Engel noch Kreatur
Im Himmel noch auf Erden.

Die didaktischen Gedichte Sachsens treten, wie sich aus dem Verlaufe dieser Darstellung ergeben wird, unter sehr verschiedenen poetischen Formen auf. Was die darin behandelten Stoffe angeht, so nimmt sie der Dichter nicht selten aus dem unmittelbarsten Leben, indem er das darstellt, was er auf seinen Wanderungen gesehen und gehört, oder was er daheim ein langes Leben hindurch mit klugen Augen beobachtet hat. Meist schöpft er jedoch aus einer unermesslichen Lektüre, die er in treuherziger Weise seinem Publikum als lehrhafte Gedichte zubereitet und mundgerecht macht. Erscheint er somit häufig nicht als Originaldichter — eine Forderung, die jene Zeit weit weniger stellte als die unsere — so müssen wir doch den wunderbaren Fleiss anerkennen, womit er von überallher das Erz, das er in seinen poetischen Ofen warf, zusammentrug, und wir staunen das merkwürdige Gedächtniss an, das so viel Lesestoff und so

*) Tageweise ist eine besondere Art von Liebeslied, dessen Form auch auf geistliche Lieder übertragen wurde.

verschiedenartigen aufbewahren und zu gelegentlicher Verwendung bereit halten konnte. Er kennt nicht allein die Luther'sche Bibel, die kein empfänglicheres Herz treffen konnte als das seine, altes und neues Testament, in einem Umfange, dass er zu beliebigem Gebrauche hineingreift, wie der Schriftsetzer in die Fächer seines Letternkastens, sondern er ist auch in den Erzählungen, Mährchen, Fabeln und Sagen, in den Volksbüchern, Lehrdichtungen und Eulenspiegeleien seiner Zeit wohl zu Hause. Der hörnerne Siegfried, Tristan und Isolde und andere epische Stoffe des Mittelalters haben ihm in jüngerer Bearbeitung oder im Prosaauszuge vorgelegen. Eine beliebte Fundgrube für ihn ist die zu seiner Jugendzeit erschienene Novellensammlung Schimpf*) und Ernst Johann Pauli's und der fünfzig Jahre ältere Decamerone des Vaters der Novelle: Boccaccio.

Wenn ihm auch nicht, wie den Humanisten, vergönnt war, die alten Griechen und Römer am Quell zu schöpfen: so nutzte er doch die Uebersetzungen und Bearbeitungen reichlich aus; nicht nur Dichter, wie Homer, Sophokles, Virgil, Ovid, sondern auch Historiker, wie Herodot, Xenophon, Livius, Plutarch, und Philosophen, wie Plato, Cicero, Seneca, sind ihm bekannt und erweitern sein Arbeitsfeld.

Eines der bekanntesten Gedichte Hans Sachsens führt den Namen: die ungleichen Kinder Evä, ein Legendenstoff, den der Dichter einige Jahre vorher (1553) auch dramatisch behandelt hatte. Adam und Eva, aus dem Paradiese wegen Ungehorsams gegen Gott verstossen, führen ein hartes Leben. Eva hat dem Gatten zahlreiche Kinder geschenkt, die theils schön und manierlich, theils ungestalt und tölpisch sind. Den artigen Söhnen — Töchter kommen keine vor — widmet sie alle Sorgfalt; die andern lässt sie laufen.

Aber kürzlich nach diesen Dingen
Der allmächtige gütig Gott
Eva durch seinen Engel entbot,
Er wollt' zu ihr kommen hinaus,
Schauen, wie sie auf Erd' hielt Haus
Mit ihren Kinden und Adam.
Bald Eva die Botschaft vernahm,

*) Scherz.

Da war sie froh der Gottesgnaden,
Dacht', sein Zukunft*) wird sein ohn' Schaden,
Kehret und schmucket das ganz Haus
Mit Gras und Blumen überaus.
Steeket Maien in alle Gaden**)
Und thät ihre schöne Kinder baden,
Strölen, flechten und schmückt sie schon,
Legt ihn' neug'waschne Hembder on,
Thät ihn' auch fleissiglich anzeigen,
Wie sie sich höflich sollten neigen
Vor dem Herren und ihn empfangen,
Ihr' Händ' bieten, fein züchtig prangen.
Aber der andern Kinder Ung'stalt
Verstiess sie alle, Jung und Alt:
Eins Theils verbarg sie in die Streu,
Eins Theils vergrub sie in das Heu,
Eins Theils stiess sie ins Ofenloch;
Dann sie foreht sich sehr, der Herre hoch
Wird spotten ihr ob dieser Zucht.

Als dem Herrn nun die artigen Kinder vorgestellt worden sind und durch manierliches Benehmen seinen Beifall gewonnen haben: bestimmt er ihnen eine glückliche Zukunft: sie sollen Könige, Grafen, Ritter, reiche Kaufherren und Gelehrte werden. Eva glaubt, die gute Laune des Herrn benutzen zu müssen, und zieht nun auch die Andern aus ihrem Versteck hervor. Verwundert sieht der Herr einen Haufen schmutziger, struppiger, ungeschlachter Buben vor sich stehen.

Eva sprach: „Herr, gib ihn' den Segen,
„Weil du bist gütig allewegen,
„Lass sie ihr Ungestalt nicht entgelten.
„Sie kommen zu den Leuten selten:
„Deshalb lehren sie hie auf Erd'
„Nicht sehr viel höflicher Geberd'."
Der Herr sprach: „Dasselb' sieh ich wohl;
„Jedoch ich sie auch segnen soll
„Durch meinen Geist an diesem End'."
Und legt dem Ersten auf sein' Händ'
Und sprach: „Du sollt werden ein Bau'r,
„Dein' Nahrung soll dir werden sau'r,
„Sollt Andern bauen Weiz' und Kern'."

*) Ankunft. **) Stuben.

Zum Andern sprach er: „Du sollt wer'n
„Ein Fischer und sollt fahen Fisch,
„So gehören auf der Herren Tisch.
„Sei ein Schmied," thät dem Dritten sagen,
„Mach' Sensen, beschlag' Ross' und Wagen."
Zum Vierten sprach: „Sei ein Led'rer." *)
Zum Fünften: „Du sei ein Weber
„Und würk leinen und wüllen Tuch."
Zum Sechsten: „Du mach' Stiefel und Schuch."
Zum Siebenten sprach: „Ein Schneider sei,
„Mach' Hosen und Wammes dorbei."
Zum Achten: „Sei ein Hafner du,
„Mach' Häfen und auch Krüg' dazu."
Den Neunten redet er auch an:
„Du aber sei ein Karrenmann."
Dem Zehnten gab er sein' Segen:
„Du bleib' ein Schiffmann allewegen,
„Dass du die Leut' führst über Rhein."
Zum Elften: „Du sollt ein Bot' sein,
„Der Brief' thu' hin und wieder tragen."
Und zu dem Zwölften thät er sagen:
„Du aber sollest bleiben schlecht,
„Dieweil du lebest, ein Hausknecht."

Als Eva sich nun beklagt, dass der zweite Theil ihrer Kinder ein so viel schlechteres Loos ziehen oder, wie sie sich ausdrückt, der Andern Fussschemel sein solle: weist sie der Herr zurecht mit dem Bemerken, dass die Welt einer Mannigfaltigkeit der Stände bedürfe, von denen einer den andern zu erhalten und ihm also zu dienen habe; dass, wenn, nach Eva's Wunsch, nur Vornehme, Gelehrte und Reiche bestünden, die nothwendigsten Bedürfnisse nicht beschafft würden, und dass endlich verschiedene Menschen verschiedene Fähigkeiten besässen, nach denen sie ihre Beschäftigung zu suchen hätten. In dem „Beschluss", d. h. der Nutzanwendung, klagt Hans Sachs, dass viele Menschen verkehrter Weise aus ihrem Berufe herausstrebten und sich und Anderen dadurch Schaden bereiteten. Die letzten Verse heissen:

Derhalb leid't jetzt Alt und Jung
Viel unbilliges **) Ungemachs.
Gott wend's zum Besten! wünscht Hans Sachs.

*) Gärber. **) übermässig.

Ich bemerke dabei, dass der Dichter es liebt, mit einem Reim auf seinen Namen zu schliessen.

Ein grosser Theil dieser lehrhaften Gedichte sind von Hans Sachs durch Gespräche mit den verschiedensten Leuten, die ihn belehren oder von ihm belehrt werden, eingeleitet, durch Spaziergänge in der Umgegend, wobei er sich leicht in eine Wildniss verirrt und auf allegorische Personen stösst, durch Träume und Visionen, die ihm ebenfalls solche oft sehr wunderliche Personen vorführen. Die verschiedenen Situationen, in welche sich der Dichter auf diese Weise begibt, zeigen dessen Erfindungskraft von der vortheilhaftesten Seite.

Nicht selten treten mehrere allegorische Figuren in einem Kampfgespräche gegen einander auf, womit ein dramatisches Element eingeführt wird, wie z. B. in dem Gespräche des Alters mit der Jugend, der Kühnheit mit der Geduld, der Armuth mit dem Reichthum, des Zorns mit der Sanftmuth u. s. w. Ein Kampfgespräch zwischen Jupiter und Juno erörtert, unter Aufbietung einer Menge historischer Notizen aus der altklassischen Zeit und der Bibel, die Frage, ob den Männern oder den Frauen das Regiment gebühre. Dabei wirken Thyresias (Tiresias) als Kampfrichter, Merkur als Protokollführer und der Narr als lustiger Rath. Nachdem Jupiter und Juno sich ausgesprochen, treten sie bei Seite, um die Ergründung der Frage durch den Richter nicht zu beeinflussen. Merkur meint, man solle es, da es unter Jupiters Zepter so schlecht gegangen, zur Abwechslung einmal mit dem Weiberregiment versuchen. Der Narr macht den Vorschlag, dass man eine Theilung eintreten lasse.

> Ich rath', dass man die Sach' halbier',
> Dass Beide, Mann und Weib, regier'
> Ein jeder Theil ein' ganze Wochen;
> Der ander' Theil thu' spül'n und kochen.

Darauf werden Jupiter und Juno zurückgerufen, und Tiresias entscheidet sich für die Beibehaltung des männlichen Regiments, aber lediglich aus Beweggründen der Autorität; daher dieser Handel von Neuem erörtert zu werden verdient. Er sagt unter Anderem:

Weil aber Gott in dem Anfang
Dem Mann hat geben den Vorgang,
Die Herrschung und das Regiment,
Ein' Herren ihn des Weibes nennt,
Welches sich vor ihm ducken muss,
Auch Kaiser Justinianus
Verboten hat in seinem Recht
Die Herrschung ganz weiblichem Geschlecht:
So kann ich nit brechen zuletz
Göttlich und kaiserlich Gesetz.
Derhalb ergieb ich in dein' Händ'
Dir, Jupiter, das Regiment.
Regier' mit ganz menschlichem G'schlecht
Fürhin weislich, aufricht und recht.

Eine bei Hans Sachs beliebte Form des lehrhaften Gedichts sind die Vergleiche. So werden die zwölf Monate unseres Jahres sinnreich mit zwölf Stufen des menschlichen Lebens verglichen, das menschliche Herz mit einer Mühle, das Leben mit einem Brettspiel, der Tyrann mit einem reissenden Thier, der Landsknecht mit einem Krebs u. s. w. Da diese Parallelen den Stoff für ganze, manchmal ziemlich ausgedehnte Gedichte liefern, so ist dem Dichter reiche Gelegenheit gegeben, seinen Scharfsinn in der Auffindung der verschiedensten Beziehungen zu entwickeln.

In einem seiner dramatischen Gedichte spricht Sachs den schönen Gedanken aus: man müsse die Tugend um ihrer selbst willen üben, selbst wenn kein Gott wäre:

Dieweil die selig Tugend ist
Ihr selb Belohnung alle Frist,
So hält man billig sie in Ehr',
Obschon kein Gott noch Himmel wär'.

Dieses gewiss aus dem tiefsten Herzen des Meisters hervorbrechende Wort ist der Leitstern seiner Dichtung und insbesondere dieser didaktischen Poesieen. Er wird nicht müde, die Verkehrtheiten und Laster, die er sieht, hervorzukehren und als ein treuer Eckhard zu strafen und zu warnen. Sein köstlich-heiteres Gemüth bringt aber diese Warnung häufig in humoristischer Weise vor, wie z. B. in dem Gedicht von dem Teufel, dem die Hölle will zu eng werden.

Der Inhalt ist folgender: Sachs geht in der Nacht vom Samstag zum Sonntag im Walde spazieren: da sieht er es von fern wie Wolfsaugen schimmern, und alsbald tritt ein „rabschwarzer, urlanger“ Mann auf ihn zu und erkundigt sich nach den Steinmetzen und Zimmerleuten Nürnbergs. Auf des Dichters Frage, wer er sei, kündigt er sich ohne Weiteres als den Teufel an, und da Hans Sachs entsetzt die Hand zum Kreuzschlagen erhebt, heisst er ihn alle Scheu von sich werfen; er wolle, sagt er, ihm kein Leids anthun und beabsichtige nichts weiter, als wirklich Arbeiter zu suchen, um die Mauern der Hölle, die bei der täglich wachsenden Zahl der Sünder zu eng geworden sei, um etliche Meilen auszudehnen. Unser guter Schuster sucht nun dem Teufel die beabsichtigte Erweiterung des Ortes ewiger Qual auf alle Weise auszureden. Wie sollte es möglich sein, sagt er, dass die Hölle, die schon zu Ulysses Zeiten ein ganzes Land einnahm, jetzt, wo das Christenthum regiert, nicht Raum genug haben sollte? Und nun nimmt er alle Stände und Lebensstellungen, die Könige, Fürsten und Herren, die hohe und niedere Geistlichkeit, den Bürgerstand sammt der städtischen Polizei, den Handwerker, den Bauer, die Eheleute, die Jugend, die Dienstboten, die Nachbarn u. s. w. durch, und indem der Schalk gerade diejenigen Eigenschaften an ihnen rühmt, deren sicher recht viele von ihnen entbehrten, findet er sie alle pflichtgetreu und tugendsam; das weibliche Geschlecht, versichert er, putzt sich keineswegs über Stand und Vermögen; auf den Gassen ist in der Nacht kein Lärm, die Zechstuben sind leer, Streiten und Fluchen ist nirgends mehr zu finden, und überall sieht man nur fromme, heilige Christen. „Deshalb,“ so schliesst Hans Sachs, „magst du dir die Unkosten wohl ersparen,

„Die Höll' b'halten für Heid'n und Türken,
„Die nicht Buss' ihrer Sünden wirken;
„Für die ist weit genug dein' Höll'.
„Darumb deinen Bau wieder abstell';
„Das beut' ich dir in Christus Namen.“
Da wurd' der Teufel sehr griesgramen
Und blickt' mich grimmiglichen an,
Sprach zu mir: „Du verlogner Mann,
„Du hast kein wahres Wort geredt.“

Tückisch er nach mir greifen thät.
Ich sprach: „Du hast mir 'geben G'leit;
„Trutz halt', dass du mir thust ein Leid.*)
Die Ding' ich wohl beweisen kann."

Der Teufel fordert nun, dass Hans Sachs die Wahrheit seiner Behauptung in der nächsten Pfingstnacht — das Gedicht ist vom 21. Februar — durch zehn Zeugen auf derselben Wegscheid erhärte; so lange, sagt er, wolle er noch mit der Vergrösserung der Hölle warten — und verschwindet, nachdem Sachs, dem vor Angst die Haare zu Berg stehen, gezwungener Weise sich durch Handschlag verpflichtet hat. „Nun hab' ich," so klagt er am Ende seines Gedichts, „seit zehn Jahren nach diesen Zeugen gesucht; aber

Sie sagen all: ich hab' gelogen
Und die Wahrheit zu hart gebogen.

Deshalb will er den Teufel, wenn Dieser ihn an sein Versprechen mahnt, auf den jüngsten Tag vertrösten; da mag es Christus mit Satan ausfechten und Gnade für Recht ergehen lassen.

Das folgende Gedicht, überschrieben das Höll-Bad, mit dem Motto: das walt' Gott! ist eine Fortsetzung desselben Stoffs. Der Dichter wälzt sich in einer Samstagnacht — denn Sonnabend muss es sein, wenn der Teufel kommt — auf seinem Lager, gequält von dem Gedanken, dass er nicht Wort halten kann: da steht der „rabschwarze" Mann wieder vor ihm und fordert ihn auf, ihm in die Hölle zu folgen, damit er sehe, wie enge sie in der That geworden sei.

Mein' Kopf zoch ich unter die Decken,
Vor dem Teufel mich zu verstecken;
Da nahm er mich bei dem Genick,
Und in ei'm Hui und Augenblick
Führt er mich durch den Luft dahin,
Dass mir vergingen all' mein' Sinn'.

Ueber ein hohes Gebirge kommen sie in eine finstere Kluft: Charon setzt sie über den Styx; der dreiköpfige Höllenhund

*) Du hast mir Sicherheit gewährt; ich poche darauf, dass du mir kein Leid thust.

bellt sie an. Durch eine Pforte treten sie dann in den weiten Höllenraum, wo die Verdammten gruppenweise, wie in Dante's Inferno, Qualen erleiden, die zu ihren Fehlern und Lastern in symbolischer Beziehung stehen. Das Eigenthümliche der Schilderung besteht darin, dass die Hölle nach Art öffentlicher Badestuben, wie sie damals in Nürnberg hergerichtet waren, geschildert ist, so dass die Peinigungen, denen die Verdammten sich unterziehen müssen, fast sämmtlich Bademanipulationen sind, von teuflischen Badeknechten ins Werk gesetzt. Unter einem Badeofen, gross wie ein Berg, lodert ein Feuer, das mit seiner Zunge die Decke der Hölle leckt. In dem Höllenbadehaus werden die ungerathenen Kinder mit heissem Wasser überschüttet, und der Eigensinn fliesst ihnen als Schaum von den Köpfen. Die Neidischen sitzen auf Bänken umher und zerreiben und zerschlagen sich die abgemagerten Glieder. Die Säufer und Schlemmer sind in eine gewaltsame Transpiration gebracht, bei der die Weine, die sie getrunken, wie Bäche aus allen Poren strömen. Die Geizigen sind um eine ungeheure Wanne gelagert und schnappen als ebensoviel Tantalusse nach dem Wasser, womit sie angefüllt ist, ohne es mit den Lippen oder der Zunge erreichen zu können. Eigenthümlicher Art ist die Strafe der betrügerischen Kaufleute; sie besteht nämlich darin, dass ihnen der Kopf in einer dunklen Ecke mit einem Kamm aus Eisen gestrichen wird.

Den' kämmet man aus ihrem Haar
Aller Gattung gefälschter Waar',
Leicht G'wicht, klein Mass und kurze Ellen,
Ueberrechnen und Ueberzählen,
Viel g'schwinder Griff und Trügerei,
Viel Praktik und Popitzerei.*)

Und so werden Andere auf andere Weise gepeinigt. Am schlimmsten kommen die Pfaffen, die mit Gottes Wort Missbrauch getrieben, und die falschen Juristen, die das Recht zum Unrecht gewendet haben, davon; sie sitzen mitten in dem Höllenofen, und so oft die schwarzen Knechte mit ihren langen glühenden Schürhaken unter ihnen herumstören, zucken ihre

*) Schmeichelnde Zeichen (*ποππύζω*).

Sünden als Schwefelflammen empor. „Siehst du nun," sagt der Teufel, nachdem der Rundgang durch die Hölle vollendet ist, zu dem Dichter, „dass es uns hier unten an Platz gebricht? Du allein hast mich davon abgehalten, einen Anbau vorzunehmen, und sollst nun deinen Lohn dafür haben." Damit fährt Satanas nach der Kehle des Dichters; Dieser stösst einen Schrei aus und erwacht von dem entsetzlichen Traume.

Zum Schluss gibt Sachs eine kleine Busspredigt und empfiehlt das Bad der Wiedergeburt durch Christum, um dem Höllenbade zu entgehen.

Von dem Verderbnisse der Welt handelt gleichfalls die Wolfsklage, in der ein Wolf sich bei Jupiter beschwert, dass er als ein böses Thier allgemeiner Verfolgung ausgesetzt sei, da er doch nur, von der Noth getrieben, seinen Hunger zu stillen suche, während der Mensch ohne Noth so viel Gewaltthätigkeit und Unrecht sich zu Schulden kommen lasse.

Eine ähnliche Richtung hat das Gedicht von der Frau Schalkheit.

Die liebenswürdigste Naivetät zeigt das Gespräch zwischen Sankt Peter und dem Herrn von der jetzigen Welt Lauf. Petrus bittet den Herrn um Urlaub aus dem Himmel; es sei jetzt kurz vor Fastnacht: da wolle er sich mit seinen Freunden auf Erden lustig machen. Der Herr gibt ihm acht Tage; der Apostel bleibt einen Monat aus und entschuldigt sich, von Gott zur Rede gestellt, mit folgenden Worten:

Ach Herr, wir hätt'n ein' guten Muth!
Der Most war süss, wohlfeil und gut;
Auch ass' wir Rothsäck*) und Schweinbraten.
Traid**) und all' Ding war wohl gerathen.
Darbei wir tanzten unde sprungen,
Und auch in die Sackpfeifen sungen.
Wir waren so fröhlich aller Weis',
Samb***) wär's das irdisch Paradeis.
Hätt' mich schier gar bei ihn' versessen,
Meines Wiederkommens gar vergessen.

*) Schweinsmagen mit Blut und Speck gefüllt. **) Getreide. ***) als ob.

Ohne einen Tadel gegen ihn auszusprechen, stellt ihm der Herr die Frage, ob denn die Menschen bei dem guten Most auch seiner, des Gebers, gedächten. Als nun Petrus dies verneint, wird er nach einiger Zeit wieder auf die Erde geschickt mit einem Monat Urlaub. Der Apostel fährt mit dem stillen Vorsatz, diesmal zwei Monate, statt eines, zu nehmen, hinab, kommt aber schon am dritten Tage wieder und berichtet, dass er es diesmal ganz anders getroffen habe. Es seien Fehljahre eingetreten, und dazu wüthe der Krieg mit allen seinen Schrecknissen; das habe Hungersnoth und Pestilenz herbeigeführt. Unter diesen Umständen, bei denen sich natürlich Jedermann zu Hause halte, sei ihm die Erde diesmal sehr langweilig erschienen.

Der Herr wendet sich an ihn mit den Worten: „Fragen jetzt die Menschen nach mir?“ „„Früh und spät,““ lautet die Antwort, „„seufzt und schreit Alt und Jung nach dir.““ „Siehst du,“ schliesst nun der Herr, „wenn es den Menschen gut geht, leben sie gottlos dahin. Darum muss ich Leid in ihre Freuden mischen, damit sie lernen meiner zu gedenken.“

Der muthwillige und im Grunde seines Herzens doch fromme Dichter endet mit dem Spruche:

Dass Gottesfurcht in uns aufwachs',
In wahrem Glauben wünscht Hans Sachs.

Eine humoristische Verspottung der Trägheit ist des Autors Schlaraffenland oder, wie er mit den Dichtern seiner Zeit schreibt: Schlauraffenland.

Ein' Gegend heisst Schlauraffenland,
Den faulen Leuten wohlbekannt,
Das liegt drei Meil' hinter Weihnachten;
Und welcher darein wölle trachten,
Der muss sich grosser Ding' vermessen
Und durch einen Berg mit Hirschbrei*) essen;
Der ist wohl dreier Meilen dick.
Alsdann ist er im Augenblick
In demselbing Schlauraffenland,
Da aller Reichthum ist bekannt.
Da sind die Häuser 'deckt mit Fladen;
Leckuchen**) die Hausthür' und Laden,

*) Hirsebrei. **) Leb- oder Pfefferkuchen.

Von Speckuchen*) Dillen**) und Wänd';
Die Dröm***) von Schweinen-Braten send.
Umb jedes Haus so ist ein Zaun
Geflochten von Bratwürsten braun.
Von Malvasier so sind die Brunnen,
Kommen ei'm selbs ins Maul gerunnen.
Auf den Tannen wachsen Krapfen†),
Wie hie zu Land die Tannzapfen.
Auf Weidenkoppen††) Semmel steh'n;
Darunter Bäch' mit Millich geh'n;
Die fallen dann in Bach herab,
Dass Jedermann zu essen hab'.
Auch geh'n die Fisch' in den Lachen
G'sotten, 'braten, gsulzt†††) nnd pachen,*†)
Und geh'n bei dem Gestad' gar nahen,
Lassen sich mit den Händen fahen.
Auch fliegen umb (müget ihr glauben)
Gebraten' Hühner, Gäns' und Tauben.
Wer sie nicht facht und ist so faul,
Dem fliegen sie selbs in das Maul.
Die Säu' all' Jahr gar wohl gerathen,
Laufen im Land umb, sind gebraten.
Jede ein Messer hat im Rück',
Darmit ein Jeder schneid' ein Stück,
Und steckt das Messer wieder drein.

Indem wir uns auf diese Probe beschränken, bemerken wir nur noch, dass in dem Gedichte ein Jungbrunnen vorkömmt, in den die Alten einsteigen, um verjüngt wieder aufzutauchen. Diesem Stoff hat unser Poet ausserdem noch ein besonderes Gedicht gewidmet, ausgezeichnet durch eine so lebendige Schilderung, dass man Cranach's bekanntes Bild im Berliner Museum vor Augen zu haben glaubt.

Von tief sittlicher Bedeutung ist das Gedicht: der Tod zuckt das Stühllein (d. h. der Tod reisst den Stuhl hinweg), weil es den Unbestand und plötzlichen Umschlag des Glücks trefflich symbolisirt. Sachs sieht im Traume einen Reichen, mit kostbaren Gewändern angethan, inmitten seiner prächtigen Gemächer. Die ausführliche Beschreibung macht uns mit der fürstlichen Einrichtung eines Nürnberger Patriziers damaliger Zeit bekannt. Von der Decke des herrlichen Saals schwebt, auf gol-

*) Speckkuchen. **) Diele, Fussboden. ***) Pfosten. †) Gebäck mit Füllung. ††) Gestutzte Weiden. †††) Gesalzt. *†) Gebacken.

dener Kugel stehend, eine Fortuna. „Reichthum, Macht, Ehre, diese drei Stücke, die des Lebens Glück ausmachen, sind in meiner Hand," sagt der Reiche zu dem schwebenden Bilde. „O Fortuna, lass es so bleiben!" Damit sinken ihm die Augen zu, und wie er nun schlummernd auf seinem Sessel ruht, steigt der Tod durch ein offenes Fenster in den Saal herunter, schleicht an den Reichen heran und reisst mit plötzlichem Griff nach dem Fusse des Sessels diesen an sich, so dass der Reiche niederstürzt und am Boden das Genick zerschellt. — Die nun folgende Nutzanwendung ist oben schon angedeutet.

Wohl mancher reiche Müssiggänger, wie er hier geschildert wird, mag auf Hans Sachs, den Schuster, tief hinabgesehen und dessen rauhe, aber gesunde Dichtung, trotz ihres Werthes als Poesie und trotz ihres tiefsittlichen Gehaltes, wenig beachtet haben, weil die harte Hand, welche sie niederschrieb, auch Leder schnitt und Schuhwerk anfertigte. Sachs selber war nicht so thöricht, sich seines Handwerks zu schämen, und wenn man auch damals noch nicht wusste, was man heute weiss: dass Arbeit des Menschen Ehre ist: so stand er doch nicht an, seines Handwerks in seinen Dichtungen gern und in heiterer Weise zu gedenken. Bescheiden, wie er war, strebte er mit seinen Versen nicht über den niedern Bürgerkreis, dem er angehörte, hinaus; aber die Bildung, die er sich angeeignet hatte, und die Weisheit und der Geistesadel, die aus seinen Schriften sprachen, erhoben ihn weit über seinen Stand. Auch die politischen Verhältnisse sind ihm nicht fremd geblieben und er klagt, wie über sittliche, so auch über Staatsgebrechen als ein voller Mann, dem nicht bloss das eigene Haus, sondern auch das Haus der Nation, der Staat, am Herzen liegt. Hierher gehören seine Gedichte: ein artlich Gespräch der Götter, die Zwietracht des Römischen Reichs betreffend; ferner: ein artlich Gespräch der Götter: warumb so viel übler Regenten auf Erden sind; ferner: Klagend Ehrenhold*) über die Fürsten und Adel, und andere. In dem erstgenannten gibt Jupiter eine Schilderung von dem traurigen Zustande des Römischen Reiches deutscher Nation, die sich grossentheils

*) Herold.

auch auf unseren im vergangenen Jahr entschlafenen Bundestag anwenden liesse, und verlangt von den Göttern Rath und Abhülfe. Mars schlägt vor, die uneinigen Fürsten durch Krieg zur Eintracht zu bringen, Juno durch Heirathen, Pluto durch Gold, Andere durch andere Mittel, bis sich endlich Minerva dahin ausspricht: nur ein Wesen: Respublica, der G'meinnutz, könne helfen. Aber niemand von den Göttern weiss, wo der G'meinnutz oder, wie wir heute sagen würden: das Volkswohl sich aufhält, da er seit langer Zeit verstossen ist. Endlich erinnert sich Luna, sie habe G'meinnutz, den armen Greis, in der Höhle eines einsamen Thals versteckt gesehen. Sofort wird Merkur nach ihm ausgesandt, kommt aber mit der Nachricht zurück: G'meinnutz sei so krank und schwach, dass er unmöglich die Reise zu den Göttern unternehmen könne. So bleibt Jupiter nichts übrig, als dem jämmerlichen Alten den Aeskulap zu schicken, damit ihn Dieser mit seinen Kräutern und mit Nektar wieder zu Kräften bringe und reisetüchtig mache.

Hans Sachs hat sein Gedicht, das im März 1544 — also zu einer Zeit, wo die Kriege mit Frankreich noch nicht beendet waren — in Form einer Traumvision gegeben. Nachdem er die Erzählung bis zur Wiederherstellung des G'meinnutz geführt hat, lässt er einen Hahn krähen, der ihn aus dem Schlafe aufweckt. So erreichte ich, sagt er, das Ende meines Traumgesichtes nicht und ich muss mich darauf beschränken, gute Wünsche für das Wohl Deutschlands auszusprechen und Fürsten und Städte zu beschwören, einträchtig in dieser Richtung zu wirken.

Dem Kriege, der bekanntlich damals grossentheils durch Landsknechte auf eine rohe, grausame Art betrieben wurde, ist Sachs natürlich feind. Wir erfahren dies z. B. aus dem Gedichte: Das schädlich gross und stark Thier, der Krieg. In einem andern Gedichte: Der Landsknechtspiegel gibt er eine abschreckende Schilderung des Treibens der damaligen Soldateska, indem er sich von dem „Engel Genius“ über ein Schlachtfeld tragen lässt. Als nun der Dichter, von dem grauenvollen Anblick ergriffen, den Krieg als solchen verdammt, mahnt ihn der Engel daran, dass es auch gute Kriege gebe, die zum Heile des Staates geführt würden. In solchen Kriegen, sagt der Engel Genius,

Wehrt man sich recht und billig.
Da sollt du auch gutwillig
Dei'm Vaterland beistan
Als ein ehrlicher Mann.
Dran setze Leib und Blut,
Kraft, Macht, G'walt unde Muth,
Dein Vaterland zu retten,
Als auch die Alten thäten,
Dass Fried' und Ruh' ihm wachs' —
Wünscht von Nürnberg Hans Sachs.

Geschichten von bösen Weibern finden sich bei dem Nürnberger Meister, nach dem Geschmacke der Zeit, häufig; es ist dies ein Stoff, den wir noch in viel späterer Zeit von dem guten Gellert, der die Frauen nur vom Hörensagen kannte, in allen Variationen bearbeitet sehen. Besonders spielt unser Dichter den zänkischen Weibern übel mit. So in dem Gedichte von dem Kifferbeskraut. Ein Gartenfreund, der in der Blumenpflege Trost für die bösen Stunden sucht, die ihm seine Xantippe bereitet, erkundigt sich nach verschiedenen Sämereien. Als ihm Kifferbsen vorgeschlagen werden, fällt ihm seine Frau dabei ein; denn Kifferbsen (Kief- oder Schotenerbsen) erinnern an kiefen, d. i. keifen. Kifferbsenkraut heisst ihm demnach so viel als Keif- oder Zankkraut. Davon wächst ihm Sommers und Winters genug im eigenen Hause. In Küche, Stube und Kammer, klagt er,

Macht Kifferbeskraut mir Jammer.
Zuoberst auf dem Boden oben
Thut das Unkraut oft wüthen und toben.
Was meine Frau arbeitet und thut,
Das arg Unkraut bei ihr nicht ruht.
Ob sie ihre Kinder badt und zwecht,*)
Wasser trägt oder Küchlein bächt,**)
In der Küch' aufräumt und spült,
Das Haus kehrt und in den Betten wühlt,
Dass sie Federn liest oder hechelt,
Oder Flachs in der Sonn' aufwechelt,***)
Fegt Pfannen und hat ein Wäsch':
Da wächst das Kifferbeskraut gar resch,†)
Dass ich im Kraut mich verirr'
Und endlich gar mich drin verwirr'.

*) wäscht. **) backt. ***) aufstellt. †) rasch.

Meine Frau füllt mich früh unde spat
Ueberflüssig, voll unde satt,
Dass ich wünscht', das Kifferbeskraut
Nie wär' gesäet oder gebaut,
Sondern dass dieses Krautes Frucht
Wüchs' nimmermehr und wär' verflucht,
Und verdürb', Blätter sammt dem Stroh!
Dess würd' manch guter G'sell herzfroh.

Andere Gedichte, die ich übergehe, züchtigen unseren Nationalfehler, die Unmässigkeit im Trinken, und weitere Ausschweifungen.

Anstandsregeln, wie man sich bei Tische benehmen soll, gibt die Tischzucht, wobei der Meister offenbar seine Kinder sammt den Gesellen oder ähnliche Kreise im Auge hat. Ich gebe einige Reimpaare zur Probe:

Hör', Mensch, wenn du zu Tisch will gan,
Dein' Händ' musst du gewaschen han.
Am Tisch setz' dich nit oben an,
Der Hausherr wöll's denn selber han.
Die Benedeiung nit vergiss,
In Gottes Nam' heb' an und iss.
Den Aeltesten anfahen lass,
Nachdem iss züchtiglicher Mass.
Nimb auch den Löffel nit zu voll;
Wenn du dich treifst,*) das steht nit wohl.

In dem Gedichte: der ganz Hausrath behauptet ein Gesell gegen Sachs: junge Eheleute brauchten noch nicht viel Hausrath: zwei Löffel, zwei Schüsseln und ein Hafen genügten. Der Meister zählt ihm nun halb scherzweise dreihundert Stücke auf, die bei wohleingerichtetem Haushalte in Stube und Kammer, in Küche, Keller und Hof sich finden müssten. Für die Speisekammer verlangt er:

Brot, Eier, Käs, Fleisch und auch Schmalz,
Frisch' Aepfel, Birn', Nüss' und Salz,
Pochenfleisch,**) Dürrfleisch und Speck,
Latwergen, Leckuchen und andern Schleck
Rosinen, Mandeln und Weinbeerlein,

*) beträufelst. **) Schweinefleisch.

Was man sonst macht in Zucker ein,
Zucker, Confekt und Spezerei,
Würz', Rothrüben, auch Senf dabei,
Knoblauch, Zwiebel und auch Abschlag;*)
Petersil', Rettig nützt man alle Tag',
Linsen, Gersten und Erbismehl,
Hirs', Reis, Heidel**) und Weizenmehl,
Hühner, Gäns', Enten und Vögel.

Auch in der Naturgeschichte und Geographie hat sich Hans Sachs umgeschaut und dahin einschlagende Stoffe in Verse gebracht, wie denn überhaupt der Dichter oder Reimschmied damals ein viel weiteres Gebiet hatte, als heut zu Tage. Zeugniss davon geben die drei Stücke: das Regiment der anderthalbhundert Vögel, hundertvierundzwanzig Fisch' und hundertundzehn fliessende Wasser Deutschlands. Was dem erstgenannten Gedichte Werth gibt, ist der Umstand, dass der Autor seine „anderthalbhundert Vögel" in eine Handlung versetzt hat. Sachs ist in einem tiefen Walde mit Erdbeersuchen beschäftigt: da gesellt sich ein Rabe zu ihm, der ihm mittheilt, dass die Vögel heute Königswahl haben und dabei ein grosses Fest halten. An solchem Tage, der nur alle hundert Jahre wiederkehrt, ist diesem Vogel menschliche Stimme gegeben. Der Rabe heisst den Dichter ihm durch die Wildniss folgen und bald erreichen sie

Ein blumenreiches, schönes Thal,
Mit Wald umbringet überall;
Darin fischreiche Bächlein flossen,
Und viel klarer Quellbrünnlein gossen.
Mitten im Thal da stund ein Zelt,
Dergleich' ich nie sah in der Welt;
Darumb da sass der Vögel Schar.

Aus einer Hecke beobachtet der Dichter die Feierlichkeit. Nachdem der Adler zum König erkoren ist, wählen die Vögel

Zu sein' Räthen zwölf Papagei
Von Art und Farben allerlei;
Zu Hofmeister wählt man den Strauss;
Hausvogt der Pfau war in dem Haus;
Zu Marschalk war der Greif erwählt;

*) Verschlag oder Wasserkanal. **) Heidekorn oder Buchweizen.

Phönix zu Kanzler ward bestellt;
Sein Kämmerling war Pelikan,
Secretarius der Auerhahn,
Rentmeister der Eisvogel war.
Und Zeugmeister wurd' der Feldstaar;
Storch war Stallmeister allenthalb,
Sein Postmeister war die Rheinschwalb'.

Der König zieht nun mit seinem Hof in das Zelt, um das Festmahl abzuhalten.

Das Zelt hätt' 'ziert ein weisser Tauber
Mit güldin Tücher rein und sauber;
Das Haselhuhn hätt' Tisch gedeckt,
Der Fasan Teller aufgelegt,
Und die Salzen*) das schön Steinröthlein,
Der Krammetsvogel die Hofbrötlein u. s. w.

Während der Mahlzeit spielt die Kantorei, d. i. Kapelle des Königs:

Lerch', Drossel und die Nachtigall,
Dass es im grünen Wald erhall';
Fink, Stieglitz und auch der Kalander,
Die konkordierten zu einander.
Das Zeislein und der Hirngrill
Sungen höflicher Lieder viel.
Mit Saitenspiel auch kam ein' Schar;
Die Wachtel Lautenschlaher war;
Die Amschel schweglet**) auf der Flöten:
So blies der Staar in die Trommeten;
Das Positiv der Hänfling schlug;
Die Heidelerch' die Leiern zug.

Auch treten Wendehals und Wiedehopf, die Hofnarren, auf, um den König und seine Gäste während der Mahlzeit mit ihren Spässen zu belustigen. Die Gans giesst zu viel Wein in sich hinein und beginnt mit den Hühnern zu zanken; darunter mischt sich das Geschnatter der Enten; worauf plötzlich andächtige Stille eintritt:

Als nun das Mahl vollendet was,
Bet' das Mönchlein das Gratias.

Der Tisch wird abgedeckt. Einige Gäste greifen zu den Karten, andere zum Brettspiel oder Schach, bis der König mit

*) Saucen. **) pfeift.

seinem Adel sich erhebt, um das Turnier seiner Vettern, der Raubvögel, zu sehen. Dann folgen Gesellenstechen, Ring- und Springspiele. Gegen Abend versammeln sich, von der Gans zusammengerufen, die Vögel zum Hofball im Freien, wobei die Kavaliere aus Eifersucht in Streit gerathen und tapfer von ihren Schnäbeln Gebrauch machen, indess die Vogeldamen Klagen ausstossen, besonders die Turteltaube und das Greinerlein. Darauf kommt die Abendmahlzeit, und es wird ein scharfer Trunk gethan, bei dem die Eulen in Händel gerathen. Als dann gegen Morgen der Hahn plötzlich seine Stimme erschallen lässt, schwingen sich mit einem Male alle Vögel empor — und der ganze Spuk hat ein Ende.

In der lehrhaften Richtung, von der wir Hans Sachs beherrscht sehen, liegt ganz besonders die Fabel. Vorbild ist Aesop, dem auch die Fabeldichter des vierzehnten Jahrhunderts gefolgt sind; nur ist die Darstellung unseres Autors breiter und geschwätziger, nach dem Bedürfniss seines Publikums. Einige Fabeln, wie das Zipperlein und die Spinne, von denen jenes als der Gast des reichen Hauses, diese als der des armen dargestellt wird, sind in Gesprächen abgefasst, und es fehlt dem trefflichen Meister auch hier nicht an lebendiger Darstellung und charakteristischen Zügen.

Auch als Reimchronist ist Hans Sachs thätig gewesen, was ihm zu einer Zeit, wo Geschichtschreibung und Zeitungswesen noch in den Windeln lagen, zum Verdienste gereicht. Aus der alten sowohl, wie aus der mittleren Geschichte hat er Stoffe in Menge behandelt und die römischen Kaiser von Julius Cäsar bis Karl V. in Verse gebracht, die freilich ziemlich handwerksmässig, wie Schuhsohlen, zugeschnitten sind. Auf jeden Kaiser kommen in der Regel vier Zeilen. So heisst es z. B. von Wenzel:

Wenzeslaus zwei und zwanzig Jahr'
Regiert' und sehr versäumlich war,
Und war von Kurfürsten entsetzt,
Und er starb an dem Schlag zuletzt.

Als geschichtlicher Memorirstoff für die damalige Nürnberger Jugend mögen diese Verse zweckdienlich gewesen sein.

Zeitgeschichtliche Gegenstände sind in umfangreichen Gedichten behandelt, wie die Belagerung Wiens durch die Türken 1529, ferner die Kämpfe mit den Türken in den Jahren 1532, 1541, 1542, die Festlichkeiten zu Nürnberg wegen Karl's V. Sieg über Haireddin Barbarossa, Pascha von Tunis, 1535; der Einzug dieses Kaisers in Nürnberg 1541, der Zug desselben nach Frankreich 1544. Ein Gedicht gibt eine Skizze von 36 Turnieren, die zwischen 938—1487 fallen. Eine Beschreibung Nürnbergs dehnt sich auf 400, die eines Nürnberger Fastnachtszuges vom Jahr 1539 auf beinahe 600 Verse aus.

Am bekanntesten ist Hans Sachs gegenwärtig noch durch seine Schwänke, d. h. komische Erzählungen, bei denen es nicht sowohl auf Belehrung, als auf Ergötzung des Publikums abgesehen ist, obschon er auch manches komische Gedicht zu den Schwänken rechnet, das sich recht wohl zur Belehrung eignet. Viele dieser Sachen sind roh und eignen sich nicht zur Mittheilung. Nicht allein der Stand, sondern auch die Zeit des Dichters konnten derbere Kost, als wir es gewohnt sind, vertragen. Anderes mundet noch heut zu Tage recht wohl. Der gute St. Peter, den wir schon oben als beschränkt haben kennen lernen, spielt hier keine geringe Rolle. In dem Schwanke Sankt Peter mit der Geiss beschwert er sich über das unzulängliche Regiment des Herrn und ist so vermessen zu behaupten, dass er selber die Welt in viel besserer Ordnung zu halten im Stande sei. Der Herr vertraut ihm nun seinen Herrscherstab auf einen Tag, und der Apostel wird in seiner neuen Eigenschaft sehr bald durch eine arme Frau in Anspruch genommen, die ihre Ziege auf die Weide bringt und dort sich selbst überlässt, um in ihrem Dorfe im Tagelohn zu arbeiten. Geh hin, sagt sie zu dem Thier,

> Gott b'hüt' und b'schütz' dich immerdar,
> Dass dir kein Uebel widerfahr'!

Der Herr macht dem Apostel bemerklich, dass nun durch das Gebet des armen Weibes seine Hülfe in Anspruch genommen sei, und Dieser steigt sofort auf die Erde hinab, um die Hut der Ziege zu übernehmen.

> Die Geiss war muthig, jung und frech,
> Und bliebe gar nit in der Näch,

Loff auf der Weide hin und wieder,
Stieg ein' Berg auf, den andern nieder
Und schloff hin und her durch die Stauden.*)
Petrus mit Aechzen, Blasen und Schnauden**)
Musst' immer nachtrollen der Geiss,
Und schien die Sonn' gar überheiss.
Der Schweiss über sein' Leib abrann;
Mit Unruh verzehrt' der alte Mann
Den Tag bis auf den Abend spat.
Machtlos, hellig***), ganz müd' und matt
Die Geiss wiederumb heimhin bracht'.
Der Herr sach Petrum an und lacht',
Sprach: „Petre, willt mein Regiment
„Noch länger b'halt'n in deiner Händ?"
Petrus sprach: „Lieber Herre mein,
„Nimb wieder hin den Stabe dein
„Und dein G'walt; ich begehr' mit nichten
„Forthin dein Ampt mehr auszurichten.
„Ich merk', dass mein Weisheit kaum töcht,†)
„Dass ich ein' Geiss regieren möcht'."

Eine ähnliche Rolle spielt der Apostel in dem Schwank: Sankt Peter mit den Landsknechten. Neun Landsknechte, die, weil Friede ist, bettelnd umherziehen, kommen vor das Himmelsthor und begehren von St. Peter, der die Pforte hütet, Einlass. Als Dieser sie auf des Herrn Befehl warten lässt, stossen sie die rohsten Flüche aus: Marter, Leiden und Sacrament!

Sankt Peter diese Flüch' nit kennt,
Meint, sie reden von geistlich Dingen,
Gedacht', in Himmel sie zu bringen,
Und sprach: „O lieber Herre mein,
„Ich bitte dich: lass sie herein!
„Nie frömmer Leut' hab' ich gesehen."

Der Herr, der es überhaupt liebt, ihn durch die Erfahrung zu belehren, gibt ihm nach unter der Bedingung, dass er sie wieder hinausschaffe, wenn sie den Frieden des Himmels stören. Die Landsknechte treten nun ein, und nachdem sie vieles Geld mit „Garten," d. h. Betteln, zusammengebracht haben, fangen sie zu würfeln an, gerathen über dem Spiel in Streit und jagen

*) strich durch die Hecken. **) Schnaufen. ***) lechzend. †) taugt.

sich mit gezogenen Schwertern im ganzen Himmel umher. St. Peter schilt sie darum,

Sprach: „Wollt ihr in dem Himmel balgen?
„Hebt euch hinaus an den lichten Galgen!“
Die Landsknecht ihn tückisch ansaben
Und thäten nach Sankt Peter schlahen,
Dass ihn' Sankt Peter musst' entlaufen;
Zum Herren kam mit Aechzen und Schnaufen
Und klagt' ihm über die Landsknecht'.
Der Herr sprach: „Dir g'schicht nit Unrecht.
„Hab' ich dir nit gesaget heut':
„Lass sie draus; es sind freche Leut'?“
Sankt Peter sprach: „O Herr, der Ding'
„Verstund ich nit. Hilf, dass ich's bring'
„Hinaus. Soll mir ein' Warnung sein,
„Dass ich kein' Landsknecht' lass' herein.“

Der Herr räth ihm nun, vor dem Himmelsthor durch einen Engel den Lerman, d. h. Allarm, schlagen zu lassen — ein Mittel, das wirklich Erfolg hat. Kaum sind die wilden Gesellen draussen, so eilt der Pförtner das Thor zu schliessen, und seitdem, sagt der Dichter, hat Sankt Peter keinen Landsknecht mehr in den Himmel gelassen.

Dass die Landsknechte auch nicht in die Hölle gelangen, weil sie einst einem Teufel zu arg mitgespielt haben, erzählt ein anderer Schwank, den ich übergehe.

Es ist ein bekannter Zug der Sage, dass der Teufel von klugen Menschen überlistet wird und sich als dummer Teufel beweist. Bei Hans Sachs geschieht dies in dem Schwanke: der Teufel nahm ein altes Weib zur Eh'. Hier versucht sich Satanas in der Rolle eines Ehemanns; das Weib, das er geheirathet, ist aber so bitterböse, dass er sie gar bald wieder verlässt und in einen Wald vor ihr flüchtet. Dort trifft er einen wandernden Arzt, bei dem er sich unter der Bedingung, dass aller Gewinn zwischen ihnen gleich getheilt werde, in Dienst begibt. Der Teufel fährt nun in einen reichen Bürger und plagt ihn so gewaltig, dass er den erwähnten Arzt um Hülfe angeht. Der Bürger zahlt dann für die gelungene Kur dreissig Gulden an den Arzt, wovon Dieser seinem Gehülfen aber nur zehn gibt unter dem Vorwande, nicht mehr als zwanzig erhalten zu haben.

Obgleich nun der Teufel den Betrug recht wohl merkt, verräth er seine Unzufriedenheit mit keinem Worte.

Zum zweiten Opfer dient ihnen ein wohlhabender, wohlbeleibter Domherr. Als Dieser fühlt, wie der Teufel in den weiten Räumen seines Körpers rumort, schickt er die Haushälterin zu dem Arzte und bietet zwanzig Gulden. Dieser geht auf die Kur ein; aber die Beschwörung stösst unerwartet auf Schwierigkeiten. Der Teufel ist widerspenstig und ruft aus dem Domherrn heraus: „Der Doktor ist ein Dieb! Er hat mich um fünf Gulden betrogen. Kein Dieb kann mich austreiben!“ Der Arzt geräth in grosse Verlegenheit; endlich kommt ihm ein guter Gedanke. „Teufel,“ ruft er, „unten im Hofe steht dein Weib mit einem Briefe von dem bischöflichen Gericht und begehrt nach dir.“ Wie Satanas dies hört, fährt er aus dem Domherrn und entweicht mit dem Schrei: „Lieber in die Hölle als bei diesem Weibe!“ durch den Schornstein.

Wenn hier der Teufel von einem Weibe und einem Arzte überteufelt wird, so darf es uns nicht wundern, dass der Herr des Himmels klüger ist als er. Dies erfahren wir aus dem Schwank: der Teufel hat die Geiss erschaffen. Als nämlich Gott die Thiere ins Leben rief, vergass er die Ziege; schnell machte nun der Teufel eine , um auch den Schöpfer zu spielen. Aber er sollte viel Ungemach durch das Ziegenvolk, das ihm seinen Ursprung verdankte, erfahren. Mit ihrem Schwanze, der lang wie beim Fuchse war, blieben sie jeden Augenblick in den Hecken hangen, so dass sie der Teufel losmachen musste, bis er ihnen endlich aus Ungeduld den Schwanz abbiss. Da die Ziegen viel Schaden in den Gärten, Baumschulen und Weinbergen thaten, schickte der Herr seine Wölfe gegen sie aus, und es wurden ihrer viele zerrissen. Darüber machte nun der Teufel dem Herrn Vorwürfe, und Dieser verstand sich zu einer Busse, die er zahlen wolle, sobald das Eichenlaub abgefallen sei. Der Teufel war dies zufrieden und stellte sich gegen Winter, als die Eichen ihre Blätter abgeworfen hatten, ein; aber der Herr sagte: „Bei Konstantinopel steht eine Eiche, die noch all ihr Laub hat.“ Schnell fuhr der Böse dahin und suchte nah und fern im Türkenlande nach der Eiche, ja er durchstreifte sogar die Wüste, und als er sie endlich fand, war es wieder

Frühling geworden, und die Eichen standen in jungem Laube. Aus Zorn stach nun der gefoppte Teufel seinen Ziegen die Augen aus und setzte ihnen seine eigenen ein. Daher hat die Geiss den Stummelschwanz und die unheimlichen Augen.

Von den gegen die Geistlichkeit gerichteten Schwänken will ich zwei erzählen. In dem Münnich mit dem Kapaun wird ein Mönch geschildert, der bei einem Edelmann zum Osterschmaus geladen ist. Nachdem sie reichlich gegessen haben, erscheint noch ein fetter Kapaun, den der Bruder Baarfüsser zerlegen soll. Dieser schneidet den Kopf ab und legt ihn dem Edelmann vor; den Hals erhält dessen Gattin; die zwei Beine werden den beiden Söhnen, die zwei Flügel den beiden Töchtern zu Theil, so dass schliesslich der Rumpf dem Mönche übrig bleibt, der ihn bis auf die Knochen rein aufzehrt. Natürlich erregt diese eigenthümliche Vertheilung allgemeines Befremden, und der Hausherr fragt ihn ironisch, auf welcher hohen Schule er das Zerlegen gelernt habe. Der dreiste Bruder rechtfertigt sich so: „Ich habe," sagt er, „Euch den Kopf gegeben, weil Ihr das Haupt der Familie seid. Der edlen Frau hab' ich den Hals zugetheilt, weil sie für alles zu sorgen hat, was durch den Hals geht. Die Herren Söhne bekommen die Beine, weil sie gleichsam das Fussgestell Eurer Familie sind, und die Flügel befinden sich auf den Tellern der Fräulein Töchter, um anzudeuten, dass sie flügge geworden sind. Ich selber als ein armer Baarfüsser in fahlgewordener Kutte, mit geschorenem Kopf gleich einem Narren, mit einem Strick um den Leib wie ein Dieb, habe mich des verstümmelten Rumpfes erbarmt."

Der Edelmann findet die Entschuldigung des Mönches sinnreich, hat ihn aber seitdem nicht wieder zu Tisch geladen.

Von einer anderen Seite wird die Geistlichkeit in dem Schwank: der Münnich Zwieffel mit seinem Heylthumb gegeisselt.*) Ein Städtchen in einer Gegend Wälschlands, wo die Schweinezucht blüht — so erzählt unser Dichter — wurde häufig von den Mönchen des heiligen Antonius, des Patrons der Hausthiere, besucht, die dann die einfältigen Bauern mit Reliquien und Wundergeschichten betrogen, um Geld zu

*) Man vergleiche damit die ähnliche Erzählung des Boccaccio VI, 10.

machen. Solch ein terminirender Mönch sammelt in unserm Schwank Geld, Wein, Getreide, Brot und Würste „für seinen Heiligen," wogegen er sich anheischig macht, die Schweine vor den Wölfen zu behüten. In einer Frühpredigt verspricht er, um die Ernte recht ergiebig zu machen, Nachmittags eine Feder des Erzengels Gabriel mitzubringen, welche Dieser, zum englischen Gruss vom Himmel niedersteigend, verloren habe. Dies hören ein paar verschmitzte Gesellen und öffnen zur Mittagszeit, als Bruder Zwiebel gerade zu Tische sitzt, den Mantelsack desselben, um ihm die Reliquie zu entwenden. Wirklich finden sie ein niedliches Federchen in einer Schachtel, nehmen dasselbe heraus und legen ein paar Kohlen an die Stelle. Nachmittags erscheint der Mönch, mit der Schachtel in der Tasche, auf der Kanzel, heisst Kerzen anzünden und lässt die Bauern knieend ein Sündenbekenntniss sprechen. Jetzt soll die Feder erscheinen; aber siehe da! als er die Schachtel öffnet, starren ihm schwarze Kohlen entgegen. Schnell gefasst hebt er Augen und Hände gen Himmel und spricht: „O Wunder! statt der Feder Gabriel's finde ich hier etliche von den Kohlen, auf denen der heilige Laurentius gebraten worden ist. Welcher Mensch damit bestrichen wird, dem kann das Feuer ein Jahr lang nichts anhaben." Und damit steigt er von der Kanzel herab und beginnt die Bauern und Bäuerinnen, welche letztern sich in besonderer Anzahl eingefunden haben, mit Kohlen zu bemalen, wofür Jedermann einen Kreuzer opfert. „So gaben sie," sagt der Dichter, „weisses Silber für schwarze Kohlen, und er schliesst mit den Worten:

Gott geb', dass nimmermehr aufwachs'
Solch Affenspiel! das wünscht Hans Sachs.

Unter den Schwänken des trefflichen Meisters finden sich auch verschiedene Gaunergeschichten, von denen eine: der birgisch Edelmann mit dem Münnich von Waldsachsen auch von Hebel im Hausfreund unter dem Titel: der Heiner und der Brassenheimer Müller bearbeitet worden ist. Merkwürdiger Weise erzählt auch Lamartine in seiner Voyage en Orient eine ähnliche Geschichte von zwei Arabern.

Den Inhalt einer zweiten Geschichte dieser Art theile ich zur Probe kurz mit; sie heisst: der einfältig Müller mit den Spitzbuben. Gauner haben in Erfahrung gebracht, dass ein reicher,

dummer Müller allein mit seiner Frau in einer abgelegenen Gegend wohnt. Sie setzen bei Nacht einige Karpfen in dessen Fischteich und verstecken ein Fässchen Bier in einem verlassenen Keller desselben. Darauf erscheinen sie selbdreizehn baarfuss und baarhaupt in Mänteln bei dem Müller und geben sich für den Heiland und die zwölf Jünger aus. Der vermeintliche Christus spricht: Friede sei diesem Haus!

Mein Müller, zu dir kehr' ich ein
Und die lieben zwölf Jünger mein,
Mit dir zu ess'n und haben Ruh'!
Darumb richt' uns zu essen zu.
Ich will dir's zahlen reichlich,
Durch mein' Segen reich machen dich.

Der Müller ist anfangs sprachlos vor Staunen; doch fasst er sich ein Herz und sagt, sich entschuldigend, dass er nichts Gutes zu essen habe. Christus erwidert: er könne sich das wohl denken, und befiehlt Petrus, ein Netz zu nehmen und Karpfen aus dem Fischteiche zu holen. „O Herr," sagt der Müller, „das ist vergebliche Mühe; „es sind nichts als Frösche darin." Wie gross ist nun sein Erstaunen, als Petrus dennoch ein Netz voll Fische bringt! Aehnlich geht es mit dem Bier. Es wird nun ein Mahl gehalten, an dem der Müller und seine Frau Theil nehmen. Nachdem sie satt gegessen und getrunken haben, beten sie das Gratias, und das Tischtuch wird weggenommen. Jetzt fordert Christus den Müller auf, seinen Schatz herbei zu holen, damit er ihn durch seinen Segen verdreifache. Alsbald schüttet der geldgierige Alte aus einem Sack dreihundert Gulden auf den Tisch. Das gefällt dem Herrn nicht wenig, und er wendet sich an die Müllerin mit der Frage, ob sie nicht auch ein Schätzlein habe, das sie verdreifacht wünsche. Da eilt die Frau hocherfreut davon und schleppt einen bis dahin im Garten versteckt gehaltenen Hafen mit Kaisergroschen herbei, die sie hinter dem Rücken ihres Mannes erspart und erkratzt hatte, wie Hans Sachs sich ausdrückt. Auch diese Münzen im Werthe von achtzig Gulden werden auf den Tisch geschüttet. Darauf erhebt sich der Heiland, als ob er den Segen sprechen wolle, und streicht, ohne weitere Worte zu machen, dem seinen Mantel hinhaltenden Sankt Peter die 380 Gulden zu; worauf die heiligen

Männer die Mühle ruhigen Schrittes verlassen. „Wo wollt ihr mit unserem Gelde hin?“ schreien Müller und Müllerin bestürzt. Der Herr erwidert mit sanfter Würde:

Ihr Frommen,
Harrt unser, bis wir wieder kommen;
Dann wird des Gelds dreimal so viel.

Damit gehen die dreizehn Gauner davon. Das alte geizige Ehepaar schaut ihnen nach und weiss nicht, was es thun soll. Als sie dann die Nachbarschaft von ihrem Unglück in Kenntniss setzen, ernten sie noch Spott zu dem Schaden.

Einer der gelungensten Schwänke, den Hebel ebenfalls für den Hausfreund benutzt hat, ist der Schneider mit dem Panier. Ein Schneider, der in seinem Gewerbe reich geworden ist, fällt in schwere Krankheit. In seinen Fieberphantasieen sieht er den Teufel, der eine dreissig Ellen lange Fahne vor ihm auf und nieder schwenkt, zusammengesetzt aus all den Tuchstücken, die er seinen Kunden gestohlen hat. Da er laut aufschreiend sich in seinem Bette hin und her wirft, laufen die Gesellen herbei und besprengen ihn mit Weihwasser; der Teufel entweicht, und der Kranke findet seine Ruhe wieder. Er theilt den Arbeitern zerknirscht die ganze Vision mit und schliesst mit den Worten: „Gesellen, sollte ich von dieser Krankheit genesen, so erinnert mich, so oft ich wieder Tuch zuschneide, an die Fahne.“

Bald stand er wieder gesund bei seiner Arbeit. Die Gesellen vergassen aber die Parole nicht und riefen, wenn er die grosse Scheere zur Hand nahm, jedesmal: „Meister, die Fahne!“ Dies Wort hatte denn auch immer guten Erfolg, bis ihm eines Tages ein besonders kostbarer Goldstoff vorlag. Diesmal erklang der Mahnruf der Gesellen: „Meister, die Fahne!“ vergeblich, und der Schneider sagte: „In der Fahne, die mir damals der Teufel vorhielt, waren Tuchstücke mancherlei Art; diesen Brokat sah ich aber nicht.“ Damit schnitt er ein Stück ab und warf es in die Maus. Von nun an kehrte er wieder zur alten Gewohnheit zurück und schnitt kein Kleid zurecht, ohne die Maus zu bedenken.

Endlich aber überkam ihn eine zweite Krankheit, die einen tödtlichen Ausgang nahm. Als der Schneider an das Himmelsthor gelangte, wollte ihn St. Peter nicht einlassen; erst nach vielem

Bitten ward ihm, da er gar so erbärmlich fror, von dem gutmüthigen Alten gestattet, ein Stündchen hinter dem Himmelsofen zu sitzen. Ueberdies brachte man die Nachricht von dem Tode eines frommen Pfarrherrn, und Gott begab sich mit seinen Engeln auf die Erde, um dessen Seele gen Himmel zu geleiten. Während dieser Zeit kroch der Schneider aus seinem Versteck hervor, besah die herrlichen Räume und hatte sogar die Keckheit, sich auf Gottes Stuhl zu setzen. Als er nun von da auf die Erde hinabsah, bemerkte er tief unten ein Weib, das die Wäsche armer Leute vom Zaune stahl. Erzürnt ergriff der Schneider den Fussschemel des Herrn und traf damit die Diebin so wohl, dass sie von dem Wurfe für ihr ganzes Leben lahm wurde. Doch nun kehrte auch der Herr mit seinen Engeln zurück, indess der Schneider wieder hinter den Ofen kroch. Als der Herr sich setzte, vermisste er den Schemel. Petrus führte den Schneider als den Schuldigen herbei, dieser dagegen vertheidigte sich, so gut er konnte. Da sprach der Herr:

O Schneider, Schneider, und sollt' ich
Allmal haben geworfen dich
Mit mei'm Fussschemel bei dei'n Tagen,
Wenn du den Leuten ab hast 'tragen,
Die Fleck' geworfen nach der Maus:
Meinst nicht, es wär' auf deinem Haus
Längst kein Ziegel mehr auf dei'm Dach;
Auch hätt'st du längst durch mein' Rach'
Auch müssen geh'n an zweien Krücken
Mit krummem Bein' und 'bogen Rücken.

Gegen den Missbrauch, welchen die damaligen Juristen mit dem römischen Rechte trieben, ist der Schwank: der Müller mit dem Studenten gerichtet. Ein reicher Müller hat einen begabten Sohn, den er nach dem Rathe des Pfarrers studiren lässt. Nachdem er drei Jahre in Ingolstadt zugebracht und die Kasse des Vaters bedeutend in Anspruch genommen hat, lässt ihn der Müller nach Hause kommen, um durch den Pfarrer Kenntniss von seinen Studien zu nehmen. Der junge Mann bringt ein dickes Buch mit, das mit zweierlei Schrift bedruckt ist, der innere Raum der Blätter mit grober, der breite Rand ringsum mit feiner Schrift. Dies ist dem Müller sehr auffallend und er befragt seinen Sohn darum. Der Student bescheidet ihn

dahin, dass die grobe Schrift der Text, die feine die Glosse sei. Als der Vater eine Erklärung der fremden Worte „Text“ und „Glosse“ verlangt, erwiedert der Sohn: „Unter „Text“ werden hier die Gesetze und Verordnungen verstanden, welche die alten Kaiser gegeben haben; unter „Glosse“ die sich oft widersprechenden Erklärungen der Gelehrten.“

Der Müller erwiedert nichts; aber während der Sohn einen Mittag bei dem Geistlichen zubringt, zeichnet er auf der Decke des Corpus juris — denn ein solches war das dicke Buch — Striche mit Röthelschnur und haut mit einem Beil den Rand sammt der Glosse ab. Als der Jüngling am Abend nach der Mühle zurückkehrt und sein seltsam zugestutztes Buch sieht, ruft er: „O weh, du hast mir das beste Werkzeug meiner Studien zerstört!“ „„Gut gemacht hab' ich es,““ erwiedert der Alte; „„was wahrhaftig daran ist, hab' ich übrig gelassen und nur den Widerspruch und die Lüge heruntergehauen.““ „O mein Vater,“ entgegnet der Student, „von der schmalen, kleinen Wahrheit des Textes können wir Juristen nicht leben; die Glosse dagegen gibt uns Stoff zu mancherlei Ausflüchten und Listen, um zu Gunsten unserer Partei das Schiefe gerade, das Gerade schief zu biegen. Unsere beste Kunst schöpfen wir aus der Glosse; die schafft uns Brot und Ansehen.“

Zornig erwiederte der Müller: „„Solche Kunst achten wir Dorfleute nicht, und das einfache Gericht, das wir unter der Linde abhalten, findet die Wahrheit besser, als der gelehrte Rechtskram und die Glossenwirthschaft. Von jetzt an, mein Sohn, zahl' ich keinen Heller mehr für dein Studium. Du wirst die Juristerei an den Nagel hängen und dich von deiner Hände Arbeit nähren, wie ich es in jungen Jahren auch gethan, damit deine Seele bei der Glosse nicht Schaden leide.““

Kulturgeschichtlich interessant ist der Schwank: der Unholden Bannen. Klaus Ott, ein abergläubischer Bauer aus Schwaben, pflegt die Unfälle, die ihm zustossen, das Lahmwerden eines Pferdes, die Erkrankung einer Kuh, den Unholden und Druden zuzuschreiben. Dies benutzt ein fahrender Schüler, welcher Gaunerei auf den Dörfern treibt, indem er ihm erzählt, wie er im Hörselberg bei der Frau Venus gewesen und dort ein Meister der schwarzen Kunst und Geisterbanner geworden

sei, so dass er ihm Mittel an die Hand geben könne, die Unholden des ganzen Landes auf einem Platze zusammen zu bringen. „Du nimmst," sagt er ihm, zwei Mann Beistand und gehst mit ihnen gegen Mitternacht zu der alten Eiche vor dem Walde bei der Wegscheid. Ihr zieht mit blossem Schwert dreissig Klafter weit einen Kreis um die Eiche. Dann zündet ihr ein grosses Feuer innerhalb des Kreises an, lauft dreimal um den Baum und sprecht, nachdem ihr ein Kalbsherz in das Feuer geworfen, feierlich folgende Beschwörung:

Venite, ihr Unholdibus!
Bringt Bengel her uns Stultibus,
Die semper mit uns Spentibus
Sub Capite et Lentibus.

Sofort werden die Unholden aus dem Walde hervorbrechen, und wenn sie dann, von der Beschwörung gebunden, um den Kreis rennen, kannst du sie stehen heissen, anreden und ihre Bekanntschaft machen. Aber habt wohl Acht, dass ihr die Zauberformel richtig sagt; denn wenn ihr nur ein Wort verfehlt, so wird euch der Teufel mit feurigen Kohlen bewerfen, und die Unholden werden Herr über euch werden und euch ein furchtbares Gewitter über den Hals schicken. Und noch Eins muss ich euch auf die Seele binden: hütet euch ja, aus dem Kreis zu treten; sowie ihr den Fuss über den Ring setzet, kostet es euch das Leben."

„„Ich fürchte mich nicht vor ihnen,"" sagt der Bauer: „„ich habe es schon einmal mit drei Mann zugleich aufgenommen und werde unter deinem Beistand auch mit den Unholden fertig werden."

Nachdem Klaus Ott den Schüler für seine Anweisungen bezahlt hat, macht er sich um die Geisterstunde mit zwei Nachtwächtern auf, voll Begierde, das Abenteuer zu bestehen. Mittlerweile hat der fahrende Schüler neun Jungen in einer Spinnstube aufgetrieben; die werfen Frauenkleider um und schleichen in der Nacht, mit Rechen, Gabeln, Besen und Schaufeln bewehrt, auf Umwegen nach jenem Walde. Er selbst aber setzt sich mit einer Pfanne voll glühender Kohlen auf die Eiche. Als nun die drei Bauern den Kreis gezogen und die Beschwörung ausgesprochen haben, stürzen die Buben mit Geheul aus dem Walde

hervor; der Schüler schleudert vom Baume herab die glühenden Kohlen, und die drei Helden, die ihren Zauberkreis nicht zu verlassen wagen, lassen niedergeduckt eine Flut von Prügeln über sich ergehen, die in der That sehr „unhold" waren. Natürlich erfährt das Dorf die Fopperei durch die Jungen, und Klaus Otto und die Nachtwächter sind auf lange Zeit ein Gegenstand des allgemeinsten Spottes.

Originell ist auch ein Schwank, der den Titel Nasentanz führt. Bei Gelegenheit einer Kirchweih sind auf einem freien Platze drei Preise aufgehangen, welche denjenigen ertheilt werden sollen, die im Nasentanz den Sieg davontragen. Die Schalmeien erklingen, und es strömen herbei Mann und Weib, Alt und Jung, alle mit grossen Nasen begabt; denn die Kleinnasigen sind von der Lustbarkeit ausgeschlossen. Der Dichter beschreibt die verschiedenen Nasen, die sich einstellen:

Lang, dick, krumm, pucket und knollet,*)
Dreieckig, viereckig und drollet**) u. s. w.

Die Paare führen sich bei den Nasen zum Tanz. Ein Nasenrichter, der die verschiedenen Riechorgane mit dem Zirkel und andern Instrumenten misst, hat dann den Nasenkönig und die zwei andern Preisträger zu ermitteln.

Wir haben nun noch die Leistungen Hans Sachsens im Drama zu betrachten — ein Gebiet, auf dem er eine bedeutende Wirksamkeit entfaltete.

Es ist bekannt, dass das ernste Drama in seinen Anfängen an die Kirche gebunden war; dass die hohen Feiertage der Christenheit, besonders aber die Osterzeit, durch die Aufführung von Scenen aus der Bibel verherrlicht wurden. Neben diesen geistlichen Stücken, Mysterien oder Spiele genannt, in denen sehr wenig dramatisches Leben war, gab es — ganz abgesehen von der Schulkomödie, welche als ein Förderungsmittel der Sprachstudien diente — auch ein volksthümliches Drama, das, wie roh und possenhaft es sein mochte, doch aus der Fülle des Lebens schöpfte und einige Handlung aufzuweisen vermochte. In Nürnberg insbesondere gedieh dasselbe so wohl, dass sich

*) buckelig und knollig. **) gedreht.

aus dem Schoosse der Handwerker eine eigene Fastnachtspielerzunft herausbildete, der, wie aus der grossen Zahl seiner Fastnachtstücke vielleicht zu schliessen erlaubt ist, auch Hans Sachs angehörte. Gab es unter ihnen nur wenige, welche Fastnachtspiele zu dichten verstanden, so wird die Zahl der lustigen Gesellen, die sich bei der Aufführung betheiligten, um so grösser gewesen sein. Wie die Meistersänger, hatte diese Gesellschaft eine besondere Herberge.

Jene possenhaften Stücke übten einen so grossen Zauber auf die Zuschauer, dass die Kirche, um ihr Publikum nicht zu verlieren, sich herbeiliess, komische Scenen in ihre geistlichen Stücke einzulegen. So begann das ernste Drama sich zu verweltlichen und vermöge einer durch die Kunst vollbrachte Säcularisation sich allmählich von der Kirche abzulösen.

Es ist nun ein besonderes Verdienst Hans Sachsens, dass er diesen Prozess nicht wenig beschleunigte, indem er zahlreiche dramatische Werke jeder Art schrieb, die er unter persönlicher Betheiligung von geeigneten, meist wohl jüngeren Handwerkern aufführen liess. Dabei blieb er bei der blossen Rede und Betrachtung, wie sie die Mysterien und Moralitäten*) aufwiesen, nicht stehen, sondern fing an, die Handlung zu entwickeln, die wir daher halb erschlossen, wie das Hühnchen in dem bebrüteten Ei, vor uns sehen. So verdient er Gervinus' grosses Lob, der von ihm sagt: „Er ist in gewissem Sinne ein Reformator in der Poesie so gut, wie Luther in der Religion, wie Hutten in der Politik." Auch griffen seine Stücke weit über Nürnberg hinaus; haben wir doch das ausdrückliche Zeugniss, dass seine Tragödien in Wien gegeben wurden.

Der Dialog ist in den Mysterien häufig nichts Anderes, als ein aneinandergereihtes Selbstgespräch; bei Sachs dagegen finden wir einen wirklichen Austausch der Gedanken, und die Reden sind nicht mehr Zweck, sondern dienen als Mittel, die Begebenheit darzustellen und verschieden angelegte Charaktere in Konflikt zu bringen. Zugleich gibt er bisher nicht in Uebung gewesene Vorschriften, die sich auf Geberdespiel, Redeton, thea-

*) Stücke, in denen Tugenden und Laster personifizirt auftreten.

tralische Anordnung beziehen, wie dies Devrient in seiner Geschichte der deutschen Schauspielkunst ausgeführt hat.

Uebrigens zerfallen Sachsens Dramen noch nicht in Scenen, wohl aber in Akte, deren Zahl bis zu zehn steigt; wobei jedoch seine Stücke — eben weil die Handlung noch wenig entwickelt ist — geringe Ausdehnung haben. So nimmt die Passion, welche zehn Akte und einunddreissig Personen zählt, nur zweiunddreissig Seiten in der Folioausgabe ein. Jakob Ayrer, der Nachfolger Sachsens im Drama, führte dann auch Scenen ein. Auch er, ein Eisenhändler und später Notar, gehörte der Stadt Nürnberg an. Hier wurde auch — wahrscheinlich unter Mitwirkung, wenn nicht auf Antrieb unseres Dichters — 1550 von der Meistersängerzunft ein Schauspielhaus errichtet, ein Gebäude, das nur im Sommer diente, mit bedeckter Bühne und unbedeckten amphitheatralischen Sitzreihen für die Zuschauer. Es ist dies das erste Schauspielhaus in Deutschland, und gerade seit diesem Jahr 1550 sehen wir Hans Sachs besonders thätig als dramatischen Dichter.

Was die von ihm behandelten Stoffe angeht, so hat er die alte und die romantische Welt sammt der Gegenwart ganz so ausgebeutet, wie in seinen erzählenden Gedichten, ja er hat nicht selten dieselben Stoffe als Drama und Erzählung behandelt, oder das eine Gedicht ist die Fortsetzung des anderen. So habe ich unter den didaktisch-erzählenden Gedichten eins: die ungleichen Kinder Evä, hervorgehoben. Derselbe Gegenstand unter demselben Titel findet sich unter seinen Dramen als „Comedia," und offenbar hat sich Sachs bemüht, den für die Bühne hergerichteten Stoff mit einiger Handlung auszustatten. Als Gott bei Adam und Eva erscheint, grüsst Abel mit den fünf frommen Söhnen in artigster Weise; dagegen behalten die Ungerathenen die Hüte auf dem Kopfe, und Kain reicht dem Herrn die linke Hand, statt der rechten. Gott hält dann, ganz wie ein Pfarrer, Kinderlehre mit den braven Söhnen. Sie sagen das Vaterunser, die zehn Gebote und das Glaubensbekenntniss mit den Erklärungen, wie sie der Luther'sche Katechismus gibt, nur Alles in Verse umgesetzt, her. Da sie diese Dinge vortrefflich memorirt haben, bezeigt sich der Herr sehr zufrieden und verkündet ihnen die glänzende Zukunft, die uns schon aus der Erzählung bekannt ist.

Unterdessen hat die „böse Rott'" — so werden die sechs ungerathenen Söhne wiederholt genannt — zur Seite gestanden, und Satan ist an sie herangeschlichen, um sie mit verführerischen Reden noch weiter in sein Netz zu ziehen. Der Herr ruft nun auch sie heran, um dieselbe Katechisation mit ihnen vorzunehmen; aber sie sagen die begehrten Stücke ganz verkehrt auf oder erklären, dass sie zu schwer zu lernen seien. Nachdem dann Gott das harte Loos, das sie treffen werde, verkündet hat, entfernt er sich, und sogleich ist auch Satan wieder da und treibt Kain, seinen Bruder zu erschlagen. Der Herr spricht darauf den Fluch über den Mörder aus, und der Teufel führt ihn ab mit den höhnischen Worten:

Kain, thu' dich an ein' Baum henken
Oder in ei'm Wasser ertränken,
Auf dass du kommst der Marter ab,
Und ich an dir ein' Höllbrand hab'.

Dass die Bearbeitung dieses Stoffes als Erzählung später fällt, als das Drama, scheint ein Beweis zu sein, dass der Dichter die Zusammenstellung der Katechisation und der Ermordung Abel's ungehörig gefunden hat, und in der That macht die Erzählung einen harmonischeren Eindruck.

Interessant ist es zu beobachten, wie Hans Sachs selbst bei höchst undramatischen Stoffen eine Handlung herzustellen weiss, die seine Stücke für die Aufführung dankbar machten. Wenn es auf ernstem Wege nicht ging, so musste die Komik gute Dienste leisten, die dann oft mitten in den Ernst hineinfiel. Als Beispiel mag die Comedia Pallidis dienen.

Nachdem in der üblichen Weise der Herold den bevorstehenden Wettkampf zwischen Pallas und Venus, von denen die erste als Göttin der Tugend, die zweite als Göttin der Erdenlust aufgefasst ist, dem Publikum verkündet hat: tritt Venus auf und preist die Freuden, die sie gewährt. Sie ist von Satan, ihrem Diener begleitet, der als eine komische Person mit einer Schale, in der sich die irdischen Genüsse wie Confektstücke befinden, im Kreise herumtanzt und sie anbietet. Da er sich über Mangel an Abnehmern beklagt, tritt Cupido in die Schranken und schnellt seine Liebespfeile vom Bogen; aber auch er hat keinen rechten Erfolg. Nun erscheint Pallas, und die

beiden Göttinnen streiten eine Weile in Wechselreden miteinander, wobei es eben nicht sanft zugeht; denn Pallas spricht von der „unverschämten Stirn" der Venus, während diese die Göttin der Tugend „bleiche Dirne" nennt. Pallas ruft dann Karl V. — also den seit elf Jahren regierenden Kaiser; denn das Stück ist vom Jahr 1530 — als Vermittler an, worauf der Kaiser eingeht. „Judex der Kaiser Karl," wie er in dem Stücke heisst, wird sogleich von Venus mit Schmeichelreden angegangen, von denen sie Erfolg hofft, da er jung sei. In der That zählte Karl damals erst dreissig Jahre. Der Herold äussert im voraus seine Meinung dahin, dass Pallas den Sieg in dem Wettstreit davon tragen werde; sollte sie, fügt er hinzu, vor dem Kaiser keine Gnade finden, so werde er dem Teufel, ihrem Gegner, den Kopf zerschlagen. Kaum hat dies Satan vernommen, als er auf den Herold zuspringt und ihn packt, um, wie er sagt, Birnen von ihm zu schütteln. Es folgt dann eine Prügelei, bei der die Beiden aufeinander loshämmern, bis die Fäuste den Dienst versagen.

Der Kaiser hat diesem Intermezzo gnädig zugeschaut und spricht sich jetzt dahin aus, dass er kein Urtheil fällen könne, bevor er nicht die Zeugen der beiden Parteien abgehört habe. Venus stellt nun auf ihrer Seite den alten feisten Schlemmer Epikur, der nicht sprechen kann, bevor ihm Satan einen Trunk gebracht hat, und später von ihm ein Stück Speck erhält, als er vom Husten überfallen wird. Ueber die gottlosen Reden Epikurs ist der Teufel so entzückt, dass er Luftsprünge macht; er tanzt mit dem „Muckenwedel" um ihn herum, um die „Mucken, Schnaken und Wesben," wie es im Texte heisst, von dem durch Naschwerk süssgewordenen Munde zu jagen.

Pallas stellt dagegen als Zeugen den Herkules auf. Er, der sein Leben hindurch schwer gearbeitet und grosse Thaten vollbracht hat, soll die Ehre der Tugend aufrecht erhalten. Umsonst erheben sich die Giganten Antäus und Geryon, Hippolyta, die Amazonenkönigin, und der feuerspeiende Cacus wider ihn; Hippolyta bezwingt er spielend mit einer Umarmung, die Riesen fällt er durch die Kraft seiner Faust, und der Kaiser zögert nun nicht länger, sich für Pallas zu entscheiden. Venus und Cupido werden auf den Befehl Satans nach der Hölle

abgeführt, der dicke Epikur aber muss sich auf eine Bank legen und wird weidlich gepeitscht von Cacus, der seine Schläge mit Gesang begleitet.

Neben seinen ernsten geistlichen und weltlichen Stücken hat Hans Sachs eine Menge Fastnachtspiele geschrieben, die freilich zum Theil so voll niedrig-derber Komik sind, dass sie sich der Mittheilung entziehen. Ein beliebter Stoff der Zeit, welcher auch von unserem Dichter behandelt wurde, ist das Narrenschneiden. Man denke sich eine Figur wie Falstaff, die, vor lauter Schwere an Krücken gehend, langsam herankommt. Sie ruft nach einem Arzte, der auch sofort erscheint, dem dicken Mann die Brust öffnet und in der Gestalt von Puppen eine Menge Narren hervorholt, den Narren der Hoffahrt, des Geizes, des Neides, der Völlerei u. s. w. Zuletzt geht der Patient schlank und leicht von dannen, und der Arzt, hinter dessen Maske wir uns wohl den Dichter selbst zu denken haben, richtet noch ein Wort an das Publikum mit dem Schlusse: Dass euch

Gemeld'ter Narren keiner wachs',
Wünscht euch mit guter Nacht Hans Sachs.

Ein anderes Fastnachtspiel: der Eulenspiegel mit den Blinden hat folgenden Inhalt. Eulenspiegel begegnet drei Blinden, die bei kalter Jahreszeit bettelnd umherschweifen. Er thut, als ob er ihnen einen Thaler schenke, und die Blinden, von denen Jeder glaubt, einer der beiden Andern habe das Geldstück empfangen, gehen ins nächste Wirthshaus und lassen sich für einen Thaler auftragen. Nachdem sie gegessen und getrunken, verlangt der Wirth sein Geld. Einer fordert den Andern auf, den Thaler herzugeben; da aber Keiner einen Heller hat, sperrt sie der Wirth als Betrüger in den Schweinestall. Darüber kommt Eulenspiegel, und nachdem er den Wirth ausgescholten, dass er so hart mit blinden Leuten verfahre, verspricht er die Beschaffung des Geldes und begibt sich zu dem Pfarrer, dem er vorspiegelt: der Wirth sei vom Teufel besessen und bedürfe seines Beistandes. Zu den Wirthsleuten zurückgekehrt, sichert er ihnen noch einmal die Zahlung der Zeche durch den Priester zu und macht sich, nachdem er die Karten so toll gemischt, aus dem Staube. Unterdessen heulen die Blinden in dem Schweinekoben

und stossen gegen die Thür, bis endlich die Wirthin zu dem Pfarrer läuft und mit Heftigkeit das Geld begehrt. Als Dieser sie aber schnöde abweist und sich über die vermeintliche Tollheit ihres Mannes auslässt, kommt der Wirth, auf ihren Bericht, racheschnaubend mit einem Spiess auf den Pfarrhof gelaufen. In den Augen des Geistlichen liegt nun die Verrücktheit des Mannes klar zu Tage. Nachdem er ihn vergeblich aufgefordert, die Waffe abzulegen, um den Exorcismus zu beginnen, erhebt er ein verzweifeltes Geschrei, in Folge dessen die Bauern zusammenlaufen, den Wirth, dem sie ohnedies wegen seiner Habgier gram sind, überwältigen und in seinem eigenen Keller im Backtrog festbinden, indess der geistliche Herr die feierlichste Beschwörung über ihn ergehen lässt.

Mit 72 Jahren nahm der wackere Meister Abschied von dem Leser. Indem er der Last seines Alters gedenkt, sagt er in jener Summa all meiner Gedicht' zum Schlusse:

Darbei man wohl abnehmen mag,
Dass der Spruch von Gedichten mein
Gar wohl mag mein Valete sein,
Weil mich das Alter hart vexirt,
Mich druckt, beschwert und carcerirt,
Dass ich zur Ruh' mich billig setz'
Und meine Gedichte lass' zuletz
Dem gutherzg'n gemeinen Mann;
Mit Gottes Hülf' sich besser' darvon.
Gott sei Lob, der mir send't herab
So mildiglich die Gottesgab'
Als einem ungelehrten Mann,
Der weder Latein noch Griechisch kann.
Dass mein Gedicht' grün', blüh' und wachs'
Und viel Frucht bring', das wünscht Hans Sachs.

Seine Dichtergabe erlosch nun bald, und als er in den letzten Jahren auch des Gehörs verlustig ging, war sein Verkehr mit der Welt mehr und mehr abgeschnitten. Sein Schüler, der obenerwähnte Adam Puschmann, Schuster in Breslau, gibt in einem Gedichte ein rührendes Bild des Greisen, wie er, weiss und grau an Haupthaar und Bart wie eine Taube, von dicken Büchern umgeben, in seiner Stube gesessen sei und den Eintretenden, ohne zu sprechen, freundlich zugewinkt habe. Zwei

und achtzig Jahre alt starb er sanft den 25. Januar 1576. Sein Grab mit dem Steinsarge ist noch heute auf dem Johanniskirchhofe zu sehen. Sein Haus, freilich restaurirt, in der Hans-Sachsen-Gasse, unweit der bekannten Bronze-Statuette des Gänsemännchens, trägt eine Tafel mit seinem Namen.

Hans Sachs war ein Edelstein, dem die Ungunst der Zeit den Schliff versagt hat, den aber der Kenner gleichwohl nach seinem Werthe schätzt. Bei einer rauhen Sprache und einem schwerfälligen, einförmigen Versbau fesselt uns doch der natürliche, treuherzige Ausdruck, die gesunde, heitere Auffassung der Dinge, die poetische Erfindung, der sittlich-religiöse Sinn, die Vaterlandsliebe, überhaupt die schlichte, echtdeutsche Bravheit und Tüchtigkeit, auf der seine Poesie sich auferbaut.

Wie sehr er bei seinen Zeitgenossen in Ansehen gestanden hat, beweisen schon die schnell aufeinander folgenden Ausgaben verschiedener Auswahlen seiner Werke. Auf die oben angeführte in drei Foliobänden folgte eine fünfbändige 1570—1579 und eine zweite fünfbändige 1612—1616, die vollständigste von allen. Von der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts an begann sein Ansehen zu sinken, und in der unglücklichen Periode der Nachahmung, wo die Geziertheit der italienischen Epigonen und die Rhetorik der Franzosen bei uns mustergültig wurden, verfiel unser schlichter, kerniger Poet dem Spotte der Kritik in der Allongeperücke. Als dann die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wieder einen Aufschwung zeigte, als der Genius Deutschlands wieder aus den Wassern emportauchte: kehrte auch das Gedächtniss Hans Sachsens zurück. Herder wies in Strassburg den Studenten Göthe auf den Werth der Volksdichtung, und gerade Göthe war es, der unsern Freund wieder zu Ehren brachte. In „Wahrheit und Dichtung“ erzählt er uns, wie er und seine literarischen Freunde in jenen siebziger Jahren, die man in der Literaturgeschichte der Deutschen nach einem tollen Lustspiele Klinger's bezeichnend die Sturm- und Drangperiode nennt, besonders auf Hans Sachs ihre Blicke gerichtet hätten. „Um einen Boden zu finden“ — sagt er dort — „wo man poetisch fussen, und um ein Element zu entdecken, in dem man freisinnig athmen könnte, war man einige Jahrhunderte zurückgegangen, wo sich aus einem chaotischen Zustande ernste

Tüchtigkeiten glänzend hervorthaten, und so befreundete man sich auch mit der Dichtkunst jener Zeiten. Die Minnesänger lagen zu weit von uns ab; die Sprache hätte man erst studiren müssen, und das war nicht unsere Sache; wir wollten leben und nicht lernen. Hans Sachs, der wirklich meisterliche Sänger, lag uns am nächsten. Ein wahres Talent, freilich nicht wie jene Ritter und Hofmänner, sondern ein schlichter Bürger, wie wir uns auch zu sein rühmten. Ein didaktischer Realismus sagte uns zu, und wir benutzten den leichten Rhythmus, den sich willig anbietenden Reim bei manchen Gelegenheiten. Es schien diese Art so bequem zur Poesie des Tages, und deren bedurften wir jede Stunde."

Im Jahre 1776 feierte Göthe den Nürnberger Freund in dem lieblichen Gedichte: Hans Sachsens poetische Sendung, das ganz in der allegorisirenden Weise des alten Meisters gehalten ist, und Wieland stimmte im Merkur mit ein. Seitdem hat sich die Aufmerksamkeit der Forscher und Freunde unserer Literatur auf ihn gerichtet. Es sind auch neue — freilich nur unzureichende — Auszüge aus seinen Werken und Beschreibungen seines Lebens erschienen. Dennoch wird er dem grösseren Publikum fremd bleiben. Er hat in seiner Zeit gewirkt, und mit Recht ist ihm von Kaulbach in seinem Zeitalter der Reformation eine bedeutende Stelle gewiesen; auf die Nachwelt hat jedoch nur der Dichter vollen Anspruch, der seine poetischen Gedanken in schöne Formen gekleidet hat und so zur Klassicität gelangt ist.

Immerhin hat unser Dichter auch in der Nachwelt eine bleibende Spur. So wie der Erlkönig das Gepräge des von Herder erschlossenen skandinavischen Volksliedes zeigt und ohne dasselbe gar nicht denkbar ist, ebenso trägt die köstliche — freilich von dem Hauche Göthe'scher Schönheit übergossene — Legende vom Hufeisen ganz und gar die Signatur unseres alten Meisters, für den das Sprichwort: „Schuster, bleibe bei deinem Leisten" so wenig gemacht ist. Zahlreiche Dichtungen Göthe's aus den siebziger Jahren sind überhaupt in der Manier des Nürnberger Poeten geschrieben; ja mich dünkt, dass sogar im ersten Theile des Faust ein ganz leiser, aber doch hörbarer Hans-Sachsischer Ton klingt.

Wer aber bei Göthe geborgen ist, der ist auf lange und gut geborgen.

Karlsruhe. Karl August Mayer.

Zur portugiesischen Literatur.

Unter denjenigen europäischen Sprachen, deren Schriftthum am wenigsten Eingang und Pflege bei uns in Deutschland gefunden hat, steht sicher in erster Reihe die der Portugiesen, so dass man von den meisten unserer Literaturfreunde getrost behaupten kann, ihre Kenntniss nach dieser Richtung hin beginne und schliesse mit dem mehr genannten als gekannten Camoens.

Die Ursache hievon mag wohl in dem Umstande liegen, dass die ältern iberischen Volksromanzen fast durchgängig die unserm Interesse ferner liegenden Kämpfe mit den Mauren zum Vorwurf haben, und dass aus jüngsten Tagen in der Kunstpoesie nichts Nennenswerthes auftauchte, man müsste denn immer wieder auf Almeida Garret zurückgreifen. Und doch existirt zwischen der ältern und jüngsten Vergangenheit ein Name, dessen Träger wegen seiner Eigenartigkeit immerhin eine beachtenswerthe Stelle in der allgemeinen Literaturgeschichte verdient, und das ist Manoel de Barbosa da Bocage, Portugals bedeutendster Sonettist. Bocage wurde geboren zu Letubal i. J. 1766 und erhielt eine klassisch wissenschaftliche Bildung, die sich in seinen Dichtungen ausspricht durch eine grosse Reinheit und Geschmeidigkeit der Form, durch geistreiche Erfindung und elegante Gruppirung; freilich verfällt er auch zur rechten oder vielmehr zur unrechten Zeit in die Manier, den Apparat der antiken Mythologie spielen zu lassen.

Zum überwiegenden Theil seiner Gedichte bietet den Stoff das alte Thema, welches immer neu bleibt, die Liebe. Die Strophenform ist vorherrschend die des Sonettes. Einige Proben

mögen hier zur Charakteristik des Dichters auf diesem Felde folgen:

Ein Traum.

Indess ich einmal von dem Becher nippe,
Dem Becher des Vergessens meiner Trauer,
Naht mir im Traum ein mumienhafter, grauer,
Fleischloser Mann mit krumm gebogner Hippe.

Vor meinem Lager steht das Beingerippe:
„Dir wird zu schwer der Leiden lange Dauer?
Komm, ich befreie dich!“ So sprach, ein rauher
Erlöser, er zu mir mit bleicher Lippe.

Die Hippe schon erhebt er gegen mich —
Da stellt der Liebesgott sich vor mein Bette
Und herrscht dem Tode zu mit zorn'ger Stimme:

„Hinweg! Zu andern Opfern wende dich!
Dies Leben bleibt erhalten meinem Grimme,
Auf dass es fortan schleppe meine Kette!“

Im nächtlichen Hain.

Willkomm'nes Schweigen im durchbebten Hain!
Dein Schatten birgt die scheue That der Diebe,
Doch — fort die Furcht! — auch der geheimen Liebe
Verhohl'ne Freuden schliesst dein Dunkel ein.

Vernimm's, Zephir! So glücklich werd' ich sein
In Mitte dieser Schösslinge und Triebe,
Dass keine Gunst dem Wunsch mehr übrig bliebe,
Kein Ruhm. Doch halte dein Geheimniss rein!

Was du auch hörst, nimm's auf den Fittich nicht,
Nicht zu den Menschen sollst du's weiter tragen,
Selbst nicht empor zu Jupiter an's Licht!

Wenn er's erführ' auf seinem Donnerwagen,
Vor Eifersucht erglühte sein Gesicht,
Er würde mich mit seinem Blitz erschlagen.

Das Süsseste.

Wohl ist es süss, im Lenze sich, im neuen,
Das Haupt zu kränzen mit durchsicht'gen Blüthen,
Und an den Fluten, die das Ufer hüten,
Bespülend Kies und Blumen, sich zu weiden.

Und süss, zu lauschen, wie nach seinem Treuen
Das Vogelweibchen ruft zum minn'gen Brüten;
Abwechselnd flöten sie, die Lieberglühten,
Durch schatt'ge Gärten, welche Düfte streuen.

Und süss, die Augen im Azur zu weiden,
Von dem der Himmel leuchtet und die See'n
Zur Rosenzeit der Herzen und der Haiden;

Doch süsser, offen deinen Arm zu seh'n,
Den Tod aus deinen Augen zu erleiden,
Todt für die Welt, an deiner Brust vergeh'n.

Klage um die ferne Geliebte.

Belebte Blume, munt're Philomele,
Was soll mir Trauernden dein Schmeichellaut?
Und du, was eilst du so, du Bächlein traut?
O bleib' bei mir, du dieses Thales Seele!

Ahnst du mein Leid nicht, liederfrohe Kehle,
Und höhnst du mein, der zu dir aufwärts schaut?
Und du, das zwischen Steinen plätschert laut,
Lachst du, dass ich um's ferne Lieb mich quäle?

So lang sollt ihr mitleidig bei mir weilen,
Bis nimmer fürder weitentleg'ne Meilen
Von ihr mich trennen; dann mögt ihr enteilen.

Auf deinem Fittich dann, o Nachtigall,
Trag' meine Seufzer; plätschernder Kristall,
Wälz', die du trankest, meine Thränen all!

Florida.

Dein Auge glänzt wie funkelnder Smaragd,
O Florida, so schön, so undankbar,
Es glänzt die volle Hand wie Silber klar;
O hätt' ich drauf den ersten Kuss gewagt! —

Im Schein des Goldes, wie die Sonne tagt,
Mein Herz verflechtend flochtest du dein Haar,
Gold, wie's Brasiliens Hitze nur gebar,
Gold, wie's die Habsucht auf vom Pfühle jagt,

Der zarten Brust verführerischer Schein
Ist blendend schön wie Alabasterstein,
Drauf nieder Liebe warmer Hauch gefallen.

Nicht hört die Spröde meinen Liebesruf,
Da die Natur empfindungslos sie schuf,
Sie schuf aus Steinen nur und aus Metallen

An die treulose Geliebte.

Noch ist es mir, als ob von deinen Eiden
Nachzitternd töne deiner Stimme Klingen;
Bezaubert faltete der Wind die Schwingen,
Der leise Wind, bei deinem Hauch bescheiden.

Verödet liegt gleich abgedorrten Haiden
Mein Denken all, das deine Reize zwingen,
In dir, um deren zärtliches Umschlingen
Mich Amor und die Grazien noch beneiden.

Vorüber Alles! Die vergang'ne Lust
Malst du — warum? — mit glüh'nden Farbentönen,
Pinsel der Phantasie, mir in die Brust!

Genug! Lass mich der Leidenschaft entwöhnen,
Der Liebe, der so thörichten, so schönen,
So schön und dauernd wie der Rosen Blust!

An die Rose.

Anakreontische Canzonette.

Blume der Venus,
Farbige Rose,
Die du dich schaukelst
Zierlich und zart!

Alle beschämst du
Die Blumen der Erde —
Dich aber beschämet
Marilia's Reiz.

Gleichwie der Sonne,
Der täglich entflammten,
Nimmermehr gleichkommt
Der wechselnde Mond:

So übertrifft auch
Marilia's Reine
Dich, Rose, die reinste
Blume der Welt.

Amor der Schäker
Malt ihr die Wangen
Mit blüh'nderem Leben
Als dir das Haupt.

Du streckst nach Jedem
Ritzende Dornen —
Marilia's Begegnen
Ist Anmuth und Huld.

Nicht zu verstehen
Vermagst du die Liebe,
An dir verschwendet
Die Küsse der Wind.

Marilia athmet,
Sie fühlt entgegen,
Sie seufzt bei meinem
Zärtlichen Vers.

Der Blumen Mutter
Die Zeit des Frühlings,
Von Stolz erglüht sie,
Erschafft sie dich;

Doch in Marilia's
Reizendes Lächeln
Goss seine Wonnen
Das Paradies.

Entscheid' es, Amor,
Wer schöner blühet,
Wer reiner glühet,
Du oder sie?

Entscheid' es, Venus —
Schon naht die Göttin....
Nein, nein, nicht Venus,
Marilia naht.

Bocage's zügelloses Leben und sein frivol ausgesprochener Skepticismus machte ihn bei seiner Regierung missliebig, und ein Sonett „Gespensterischer Wahn der Ewigkeit" zog ihm Kerkerhaft und Einreihung unter das in Indien stehende Heer zu. Aus der Zeit seiner Haft stammen folgende zwei Sonette:

Ein Geist, dem alle Geister unterthan,
In dessen Händen Welt und Ewigkeit,
Der Jahr um Jahr der Erde Frucht verleiht,
Der Berge ebnen kann im Ozean,

Ein Wesen, das nur fürchtet ein Tyrann,
Ein Tröster menschlicher Gebrechlichkeit:
Ein Gott ist's der Vernunft, der Menschlichkeit,
Das ist mein Gott, und ihn nur bet' ich an.

Doch den ihr wähnt: ein mächtiger Despot,
Der gegen Liebe stets bereit zur Rüge
Und donnernd züchtigt jede Schwäche nur,

Entsetzt vor ihm erzittert die Natur,
Es ist ein finst'rer Herrscher, ist ein Gott
Des Fanatismus, ist ein Gott der Lüge.

O süsse Freiheit, heiss ersehntes Gut,
Die du verdammst das Walten der Despoten,
Freiheit, nicht glänzt wie du in ihrer rothen
Aufgeh'nden Pracht der Morgensonne Glut.

Erhör' den Schrei verzweiflungsvoller Wuth,
Dein Antlitz zeige mir als Friedensboten,
Errette mir den Geist, den nachtumdrohten,
Von Nacht, darin er liegt, doch nimmer ruht.

Unsterbliche, vor deren Angesicht
Erbleichen muss der Sterne Himmelslicht,
Du Trost der Menschen, bleibe mir nicht fern!

Komm, Göttin, komm, dass meine Kette bricht!
Als Mutter grüsst dich jede Freude gern,
Erfreu' auch mich, o süsser Freiheitsstern!

Wie Camoens litt auch Bocage Schiffbruch, rettete, wie dieser, aus demselben seine Poesien, aber nur, um sie später durch diebische Hand wiederholt zu verlieren; die gleichwohl ermöglichte Erhaltung seiner Gedichte verdankte er seinem riesigen Gedächtnisse.

In Indien entstand nachfolgendes Gedicht, zu dessen näherem Verständnisse noch vorauszuschicken ist, dass auch Camoens zwangsweise als Soldat nach Indien kam, und im dritten Verse der ersten Strophe wolle sich der Leser jener Stelle aus des Camoens Louisiaden erinnern, wo am Cap der guten Hoffnung ein Riese, Namens Adamastor, einer der Titanen, die gegen Jupiter den Olymp hatten stürmen wollen, haust und den Vorübersegelnden kraft seiner Herrschaft über die Stürme die Weiterfahrt wehren will.

An Camoens.

Camoens, grosser Meister des Gesanges,
Der gleiche Unstern führt uns gleiche Bahnen
Vom Tajo fort, zum Kampf mit dem Titanen,
Der sich mit Zeus vermessen gleichen Ranges.

Wo murmelnd dir ins Ohr gerauscht der Ganges,
Da muss, verbannt von Portugals Altanen,
An ferne Lust in tiefster Noth mich mahnen
Die Seele, voll des gleichen Sehnsuchtsdranges.

Das Ballspiel stets des launischen Glückes bleib' ich,
Wie du es bliebst; mein Elend endet nie,
Bis mich das Grab erlöst, um das ich fleh'.

O jammervoll Geschick! Durch hohe See
Durch jedes Leid auf deinen Spuren treib' ich,
Nur nicht zum Hafen deiner Poesie.

Gleichwie Bocage hier Bezug nimmt auf die Erscheinung Adamastors, so hat er auch die bekannte Episode aus den Lusiaden Iñes de Castro zu einem mehr durch lyrische Anmuth als durch plastische Gestaltung schönen Sonette zu verwerthen gewusst.

Auch in diesem Gedichte möchte eine Stelle einer vorausgeschickten Bemerkung bedürfen, es ist dies der erste Vers der zweiten Strophe: Iñez de Castro, die portug. Agnes Bernauer, hielt sich vorzüglich in einem Thal des Montego auf, und von ihrem idyllischen Zusammenleben dort mit ihrem fürstlichen Gemahl erhielt im Munde des Volkes eine Quelle den Namen: „Brunnen der Liebenden."

Iñez de Castro.

Der schönen armen Iñez Ruf um Gnade,
Noch ist er nicht im Widerhall verschollen,
Noch tönt er himmelan mit stetem Rollen,
Als ob den Himmel er zur Rache lade.

Noch schluchzt im „Born der Liebe" die Najade,
Im Schmerz um Iñez thränenüberquollen;
Sieh, der Montego selbst mit wildem Grollen
Steigt, Blumen niedertretend, ans Gestade.

Noch klingt der Aether von den Lobgesängen,
Die, Pedro preisend, damals aufwärts stiegen,
Als er daher gestürmt zu seiner Schönen.

Schönheit und Liebe kann auch Grüfte sprengen:
Den Fürsten seht am Hals der Todten liegen
Und die Geliebte noch im Grabe krönen!

Bevor wir von dem Dichter Abschied nehmen, sei noch seiner wissenschaftlich-künstlerischen Bethätigung Erwähnung gethan.

Wie in Neapel, so war auch auf hesperischem Boden eine besonders beliebte Unterhaltung die Improvisation. Nach einem von einem Beliebigen aufgestellten Satze musste in der zehnzeiligen trochäischen Strophe, die wir, Wesen und Form nachahmend, für die Glosse angenommen haben, augenblicklich Bescheid gegeben werden; häufig benutzte man solche Improvisationen zum öffentlichen Wettstreite zweier Dichter. Durch seine Kunst zu improvisiren, wurde Bocage ein wahres Wunder in den Augen seiner portugiesischen Zeitgenossen. Ein Muster ist er jedoch auch jetzt noch für Portugal als Uebersetzer; ich nenne hier nur seine Uebertragung der Metamorphosen des Ovid.

Die zwei letzten Sonette, mit denen wir schliessen wollen, stammen aus seiner letzten Krankheit, das zweite derselben

dichtete er wenige Tage vor seinem Tode. Wirklich ergreifend ist in beiden der Ausdruck der Reue über die Frivolität seines früheren Lebens.

In der Krankheit.

Wenn thronend in demant'nen Höh'n der Grosse,
Vor dessen Fuss sich Weltgeschicke neigen,
Mein Leben liess' genesend höher steigen
Zu neuem Glücke mit bescheid'nem Loose,

Wenn meine Leier aus des Schlummers Schooss,
Darin sie ruhmvergessen schläft mit Schweigen,
Erwachte: Hymnen sänge sie im Reigen
Der Geister mit, kein irdisches Gekose.

Soll aber meine Blume welk verbleichen
In der Vernichtung, die ich näher schleichen
Schon fühl' im Schimmer meines Frühlingslichts:

Dann ruft mein Geist, ins Ew'ge ausgegossen,
Vom hehren Duft des Himmels schon umflossen:
„Fahr' wohl, Natur, fahr' wohl, du Welt, du — Nichts!"

Eitel Rauch.

Mein Leben ist wie eitel Rauch zerstoben
Im Taumel überstürzter Leidenschaft:
Blind wähnt' ich, dass in mir die Menschenkraft
Unsterblich trotze jedem frechen Toben.

Den Himmel meines Lebens, stolz gehoben,
Träumt' ich zu schau'n im ew'gen Farbensaft.
Im Siechthum bricht der sklav'sche Leib erschlafft,
Das schon dem Säugling Parzenhand gewoben.

Du mein Gefährte, mein Tyrann, o Lust,
Die Seele, die einst über's Fass gegohren,
Stösst dich zurück, sie kennt dich fürder nicht.

O lehre mich, reisst mich der Tod vom Licht,
Ein Augenblick, was Jahre mir verloren,
Zu sterben, der zu leben nicht gewusst!

Aschaffenburg. Max Beilhack.

Ein Pilgerbüchlein.

Reise nach Jerusalem von 1444.

Die Papierhandschrift, der diese Reise entnommen ist, stammt aus dem Anfange des XV. Jahrhunderts; 4° mit 91 beschriebenen Blättern und einer grossen Zahl leer gelassener; jetzt Eigentum der K. Hof- und Staatsbibliothek in München cgm. 736, aus dem Kloster der Benediktiner zu St. Ulrich und Afra in Augsburg.

Die Handschrift verrät mehre Hände und mehre Zeiten der Abfassung. Bl. 1^a—5^a enthält ein regimen sanitatis, wol aus dem Schlusse des XIV. Jahrhunderts. Die Sprache weist auf schwäbischen Boden, wahrscheinlich nach Augsburg selbst. Dann folgen 3 leere Blätter. Bl. 6^a—16^b: kalenderartige Himmelszeichen, Erklärung von den 12 Strassen und Planeten und ihrer Bedeutung für die einzelnen Teile des menschlichen Leibes; von derselben Hand wie Bl. 1—5. Bl. 17^a—22^a: Besegnungen, ohne Wert für die Mythologie; von derselben Hand. Bl. 22^b—23^a: lateinische Besegnung mit einem Liede an die hl. Dreifaltigkeit: „O beata orbe toto veneranda trinitas“ u. s. w. Bl. 23^b—24^a deutsche gute Uebersetzung des „Veni sancte spiritus.“ Bl. 25^a—70^a von späterer Hand: eine Beschreibung Roms und seiner Kirchen, ähnlich den allbekannten lat. Beschreibungen nach Inhalt; die Sprache nicht mehr so rein, schon hochdeutsche Formen. Von einem Donauwerder. Von Bl. 70^a—86^a steht unsere Reisebeschreibung, die wol von einem nicht in Augsburg gebornen, aber in Augsburg lebenden Verfasser ist, was die Andeutung vom Perlachberg und der St. Ulrichskirche bestätigt. Bl. 87—91: Verzeichnis der hll. Stätten, von anderer Hand als Bl. 70—86. In der Lautlehre des Augsb. Wörterbuches ist unsere Reise benützt; sie ist sprachlich interessant.

Item da ich von Venedig ausz zaich*) vnd vf daz mer kom, da kom ich von erst jn ain stat, die haist Barencz vnd leit 100 m. von Vanedig vnd hept sich an windische land. (Bl. 70ᵇ.) Item darnach kom wir zů ain stat, die haiset Zara, da leit sant Simon, dien han ich gesechen; daz ist von Barencz 200 meill vnd leitt zuo krabanten. Item darnach kom wir jn aín stat hoset Kairfrein, die leit von Zara 300 Meill vnd haiset jn Albonia daz selb land. Item darnach kum wir jn ain stat haiset Madün, die leit von Kurfrai 300 meill vnd hebt sich Kriechen land da an. Item darnach kum wir jn die insel Kandia vnd in die stat, die leitt von Mandün 300 vnd ist als kriechen da. Item dà wolt die gallei nit verer, do waz daz gelt verlorn 48 dugaten. Item da gehiesen vnser siben uns zesamen, der belob**) ainer zu Kania vnd ainer fůr mit der gallia wider hinder sich vnd daz noch vnser 5 beliben. Item daz waz Wilhalm von Jochem vnd Diepolt von Hasperg vnd Hainrich Spiegel vnd ich vnd ain knecht. Item da dinget ich ain schef, daz vns ferer fuort gen Rodis; daz besach,***) wan ir kainer kund die sprach. Item da kom wir jn die insel Rodis vnd jn die stat, die leit von Kandia 300 meill vnd wanend alsz (Bl. 71ᵃ) kriechen da vnd fill vnhilflichs volck von mangerlay zungen. Item da wir gen Rodis komen, da waren die mer da, daz die moren vnd die haiden in x tagen dar komen solten fur die stat vnd die deüczen sant jhohansers riter prieder die paten vns, daz wir ain zeit beliben. da gehiesen wir in ain manat beleiben vnd der haiden da ze warten; daz besach. Item die prieder hiesen also: es waz ain Schiling vnd ain Schenck von Abach vnd ain Salland vnd ain Tirelar vnd me, der nam ich nit behalten han. Item Rodis ist ain stat die gůt vnd faist ist vnd hat XIIII diren vnd jn jedlichem duren ist ain winchel, daz gefiel wol an die turen an der mur der sind auch zennde fill. Item Rodis hat ain gůten porten, aber die aller posten leit, so si auf dem mer sind, die ligen da, sy rāben cristen vnd haiden vnd selten ist, esz ligen jn der porten fir oder 3 der selben schef aus Katolonia, die die leit mit gewalt binden mit eisnin ketten by 20 jaren, die da můsen růdern etlich bis an irren tod, daz ich al mein tag ellender folck nie gesach. Item Rodis hat die aller

*) Augsb. Wb. 362ᵇ. **) o ist hier ai. Augsb. Wb. 250ᵃ.
***) Weinhold, Gramm. S. 156.

schonsten garten, die ich al mein tag nie gesechen hab, von allerlai frucht, der man sich getengen mag; daz sprich zo warhait. vnd leid ain kirch bei miten in den gerten, die hoset sant Johans kirch, des tēfers, vnd ist ain prun jn der kirchen, da ist sant Johanes haubt jn funden worden. Daz ist 30 meil gůt waser als es in der jnsel ist. Item der sant jhohanssers riter: franczsosen, flemmig, englischen, (Bl. 71[b]) deücz, katelan, spaniel vnd frāein zucht ist klain vnd gefiel mir nit. Item ain tag vnd altag solten die haiden kumen gen Rodis, daz besach nit vol bis in die achtunt wochen, daz ich danocht da wasz. Item wir v, for gemelt, worden zo ratt, daz wir nit lenger beleiben wolten, wan es komen mer, daz es zů Alexandria ist stürb vnd hetten sich getrentt vnd sprachent auch die prediger: si mainten nit, daz si mer komen. jn dem liesen si ain gallien gen Sammigost faren vnd wolten ir nit solt geben vnd liesent auch ader mer scheff farenn dein si kainein sold geben wolten. Item da worden wir zo rat, möchten wir ain gůt schef gehaben, wir wolten nit mer beleiben, wann wir verzarten vil gelcz vnd besach vns nit darnach. Item daz bestond etlich tag, daz ich vernam, wie daz grosz schef der Venedigar vrblob solt han; daz saget ich meinen ġeprůdern; sy sprachen: si wolten mit dem schef faren, woltes gan, vnd paten mich, daz ich daz erfüor bis an ain end; daz det ich vnd machet ain geding lauter mit dem patrun, daz er vns furen solt bis auf daz haillig land mit ir aller willen vnd het vil mie vnd arbait mit in dar vnder vnd da nun daz schef gan wolt vnd vs den porten waz, da furten wir vnszr ding darauf, daz wir da hetten vnd waren al da ains zo varen. also sagtten wir es den sant jhohans brieder, der grosz moster gab den schefen vrlaub, da bei wir verstonden, daz die haiden nit mer wolten komen, vnd hetten wir nit alslang bei in gelegen, wir hetten vnser vart jeczo verpracht, so gieng vnsz auch an dem gelt ab. (Bl. 72[a]) Item an ainer mitwochen sagt mir der patrun: wir solten auf daz nafen gan. daz daten wir vnd numen vrlob da al sant. der groszmoster gieng zů dem patrun vnd bat jn, er solt beleiben; do sprach der patrun: er wolcz ton, wan er jn zallen wolt mit parem gelt zallen; da ward jm gehaissen, wan der krieg end het, so wolt man jn ausrichten mit dem, daz wir desselben tags auf das land kemen. vnd an dem andern tage an dem durstag am morgen fraget

ich den patrun, ob wir beliben oder wie es ain gestalt darumb het, das er mir das sagtten. er sprach: nach essent zeit welt ers mir sagen. daz saget ich meinen prieder. nun assen wir jn ainem andern haus auf dissen tag, wan wir hetten gancz mit dem wirt abgerait vnd sprach vnszer kainer, daz er beleiben wolt. also da ich gasz, da gieng ich auf den placz vmb die antwurt von dem patrun (Bl. 73ª). Item da ich zů dem batrun kom, da sprach er, wir sulen vns beraiten, er wolt noch bei fier stunden faren. des waz ich fro vnd lof bald zů meinen průdern vnd sagot in die mer. jn der zeit, als ich ausgegangen wasz, da waren die sant jhohanssers heren jn gangen, vnd sprach der patrun: er hiet for ain franczsosen ieber gefiert, der het grosz gůt gehabt, vnd niement wist, wa er ie hin komen waer vnd sprachen mer, er welt zů den haiden faren vnd keim die armad, so wurd er her wider faren vnd wer er ain pider man, man liesz in nit abweg faren, vnd rieten ze den gůten leuiten als vil, daz si nit varen wolten. da west ich nů nit vm, wiesz sich die weil beraten hetten vnd sprach zů jn: Nu lasz vnsz gen, es ist zit! si sprachen, si welten vber ain nit varen, waz ich den wolt. da sprach ich, ich wel varen. Item si paten mich, ich solt bei in beleiben, dan si psorgten *) mein. ich danckt in frontlich vnd sprach: ich bin vmbgelofen vnd han vns die sach auszgetragen vnd waz ich dem patrun gehaisen han, daz wil ich im halten. es sol auch nit pruch an mir haben. het ich aber als vil nit geret, so travet ich doch zolieb hie beleiben vnd pit euich, daz ir es nit zů vbel wellent han, dan ich han got gelopt ain fart zu dain **) gen dem hailligen grab, die wil ich volbringen, als ver ich mag vnd kum got zelob vnd mir arman zehail vnd allen, die ich in meiner monung han, lebent vnd tod. vnd nam vrlob da vnd pat got daz er vnsz wider mit frēden zesamen precht. vnd also schied ich. Item da wir nu vnsz also schaiden wolten, da fragt ich dien westveling Wilhalmen von Johēm, waz er ton wolt. er beriet sich kurcz vnd sprach: er wolt bein mir beleiben. ich sprach nit (Bl. 73ᵇ) vmb meinen willen; ir seid ain gedacht man; ich leid, daz jr nit leiden mugent. er sprach: lieber brůder, ich wil mit euich faren, dan ich kan der sprach nit, vnd lat mich nit, daz

*) Grimm, Wb. I, 1635. **) Augsb. Wb. 362ᵇ.

selb wil ich euch āch ton vnd wil es auch wagen auf die erpermt gocz. Item also fůren wir dahin in dem namen gocz. da gehiesen si auf die selben zeit: helf mir got zů land, daz ich dan hom suchen wolt daz haillig plůt zů sechen (zů) jn dem land. Item darnach kam ich gen Agckers auf daz haillig land, daz ist von Rodis 100 meil vnd ist auch ain herliche stat gewesen mit kostlichem gepeien, daz alles erprochen ist. Item ain haidin fůrt mich den weg all dar, kunt welsch; daz kor mir zů got. Item es ist die stat geweszen, da trey muntana den schein verloren hat, da die stat die haiden gewunen, vnd die stat ist der sant jhohanssers riters prieder gewesen, die hant si verlorn vnd ist vnmuglich gewesen, aber got hat mit gewiter gesturmpt mit den haiden, von ir sund wegen, spricht man. Item von Agckers rot ich in daz land Gallea vnd fir die stat Gallea, leit auf ainem perg zwischen zwaier bergen jn der hoch alsz der lochrahen ist; es ist aber als erprochen vnd da x menschen solten wanen, da ist kam ains vnd śwechsset vil wol da. Item vnd riten da an der stat Summaria hin, daz ist verer prochen, aber es went vil manen da vnd wechset vil korens vnd oels da vnd da daz kastel stan solt, da (Bl. 74ª) ist ain duren noch auf dem perg. Item vnd ritten da zo dem prunen, da got der her von der frauen ze tringen begert. das ist der prun jackob; daraus tranck ich. Item da ritten wir in die stat Naseret, da Josep jngesesen ist vnd da der engel gocz Maria verkunt die potschaft. do ist ain haillige kirch gemacht an der selben stat, sy ist aber ser vergangen vnd sind trey altar da, vnd da die stieg hinap gat, daz ist vermurt vnd das man zu ainem loch hin ein můs schliefen vnd ist zů mal anmin *) da Maria gekniegot hat vnd die zŵ seil, da zwischen den der engel ist gestanden, da er jr den grůsz sagt, daz ist alsz fer alsz trei schrit. Item in der stat macht man puckenschin vnd ist vil volck da vnd wirckt vil wol da vnd korn vnd allen abeker; es ist als ain vnbehaimt ding vnd doch als von mōren gemacht. Item da ritten wir vir den perg, der da haisse Montotaber, daz ist ein hocher perg vnd ist der perch, da sich got auf erklert hat vnd ist ain gott froebber gegen da vmb. Item da rotten wir zo nacht jn ain herberg, die nant mir der fierrer Alla-

*) anmin, amabilis, gratiosus. Grimm, Wbch. I, 408.

karpana vnd ist ain niderlegung da oder man vbernacht bleiben mag. da kom vil wunderlichs volck ein, die beschiedent vns vnd waz wir von wein, von prot hetten, daz assen sy mit vns, es wer vns lieb oder lot vnd ain schlachen deten si vns lods genůg, abber der vnsz fürt, der det vns gar guot geschelsschaft. (Bl. 74[b]) Item da rotten wir nu die nacht me dan halb vnd den andern tag vnd jn dem tag rotten wir fil kastel vnd auch fir ain stat, der nam ich nit gehalten kunt, ainen weitten weg, aber vast vngepauen vnd luiczel leuit da vnd komen da jn ain stat ze nacht, die haiset Nobillossa vnd ist zemal ain grosze stat vnd leit zwischen zwaier hocher perg jn ainem tal vnd wachset vil wol da vnd sind gar schen garten da vnd fil folcks, aber es ist die stat nit werlich vnd die leit lieffen zů, da wir hinein ritten vnd hetten vns fir ain mer wunder, vnd der mor, der vnser fierer was, der schloss vns jn ain kamer, als zwey hund, for den moren. Item da rotten wir zů mitter nacht ausz Nabilosa vnd dem tag vnd komen zů abet. Item Jerusalem, vnd da wir komen auf den perg vnd Jerusalem sachen, da stond wir ab vnd sprachen vnser gepet vnd waren fro, vnd es ist zemal ain stainingen*) gegent vnd fil kastel, aber si sind vast ergangen, also da wir nu gen Jerusalem jn die haillige stat ritten, da rotten wir des ersten in daz kloster, vnd da wir zo der porten kamen, da dicz kastel ist; da stonden wir ab vnd zogen die rosz nach vnsz; dan die haiden wonden nit, daz kain kristen jn jr stett künn reitt.**) daz beschach an ainem suntag ady 12 julius 1444 iar. xps. Item die hailligen stett, da groszer aplas ist, got geb daz ich sie tailheftig werden sy vnd mir vnd den ze hol kum die ich in meiner monung han gehabt. Item ich bin gewesen vff dem perg Muntsion, da daz kloster ist vnd da die prieder parfůsen orden sind. Item jn der kirchen, da prieder sind jn irem kor, sind zuven altar; der ain altar vnd der stain der vnder dem (Bl. 75[a]) altar leit ist die stat, da got den jungern das haillig sackrement geben hat an dem antlistag, vnd ist zemal anmin. vii jar 3 kerein. Item der ander altar vnd der stain, der da for leit, ist die stat, da got der her den jungern die fies geweschen hat an dem hailligen antlistag. vnd ist ze mal anmin. Item dar nach gat man hin aus zů der

*) Augsb. Wb. 345, 4. **) Fränk. Infinitiv?

gerechten hant vnd gat jn die kappel, da sind zwen altar jn. der gros altar jn der mittin der kappel vnd der stain darvnder ist die stat, da got der her den jungern den hailligen gaist hat geben an dem hailligen peifftag (sic!). vnd ist zemal anmin. 7 jar 7 karin. Item vnder der kirchen, da ist ain altar, wann man ausz dem kor gat ain stieg hin ab, da ist groszer aplasz. 3 jar 3 karin. Item vnder der kappel, da got der her dem hailligen gaist den jungern hat geben, da ist davitis grab vnd ist zw mal anmin. Item e man jn die kappel gat ze der krechten hant, da ist ain kreicz jn ainem stain gehauen vnd ist da bei ain fensterlin, da sicht man vf den perg Olifetin, da ist auch ablas vnd ist zemal anmin. Item vnd zo der glingen hand der kappel, da ist ain loch, daz gat zů davitis grab, da ist auch applas. 7 jar 7 karein. Item darnach gat man ain stieg hin ab jn den kreiczgang vnd ain kapel zo der gerechten hand, an dem ort da stat ain altar, vnd ist die stat, da die jungern all bei ain ander waren vnd got der zo jn kam, vnd ist die stat da Tomas got jn die wunden die finger leit, vnd ist zemal anmin. Item vnd dez kirchen vnd vmb das kloster als weit der kirchof begrifen, hat der ablasz stat her nach geschriben. (Bl. 75[b]) Item da sant Jhohanes der můter gocz altag mesz gehalten hat bisz an jr end, daz ist zemal anmin. Item die statt vnd der stain, da Maria verschaiden ist vnd gestorben ist lieplich vnser kungin, daz ist zemal anmin vnd lieplich zesechen. 7 jar karin. Item die stat da sant Mattis erwelt ist worden an judas stat das ist zemal anmin. 7 jar 7 karin. Item dar nach ist die stat vnd der stain da sant Steffan gestainget ist worden vnd da sant Pals gesessen vnd gestanden ist vnd den hat jr hes*) gehalten, die jn hand gemartert, das ist zemal anmin. 7 jar 7 karin. Item dar nach kumt man jn die stat, da die lieben junger das abent essen beraittenten, daz ist zůmal anmin. 7 jar 7 karin. Item ain altar vnd dar for ain stain, an den selben zwo seitten hat got oft geprediget, das ist leblich vnd anmin ze sechen. 7 jar 7 karin. Item zenest**) an der selben statt stat ain stain, hat die můter gocz oft die predien gehort, vnser liebn frau, daz ist anmin. Item zenest ist ain stat, so man jn die kirchen hin vff gat, die ist in marmelstain verfangen, da hat vnser frau pflegen ze petten.

*) Das Häss, Kleidung. Schmllr. II, 245. **) Augsb. Wb. 213[a].

Item darnach gen wir jn das bellerin haus, da ward vnser nit wol gepflegen vnd fil gelcz, vnd ain weil nach mitter nacht da kom zwen prûder aus dem kloster vnd fûrten vns, vmb den ablasz zû hollen zom ersten. Item zom ersten jn die gassen, da got der her mit vngewunst jn Plassy hus, da er vervrtailt ist worden, vnd stat das haus noch. got behiet uns vor der ewigen vrtail! Item got der her hat golten an der stat, jn dem haus ist er (Bl. 76ª) gegoslet worden, jn dem haus Pilatus ist er gekrent worden vnd wier da ist er zorat. got behut vns ebencklich amen. 7 jar 7 karin. Item dar for ist Herodes haus, dar jn ist er verspot worden. got behût vns vor dem ewigen spot. 7 jar 7 karin. Item jn der gassen ist daz haus, da als er daz kreicz tragen hat vnd sant Feronica sein hailligs antlicz jn daz duoch hat getrûgt, daz ist zemal anmin. Item das hausz, da die mûter gocz geporn ist worden, daz ist auch nit fer da fon; daz ist zo mall anmin. Item in der gassen ist die gassen anamenneck, da die mûter gocz von anmacht hin vol, da si vnsern got sach vnderm hailligen kreicz gan; daz ist anmin. Item jn der stat, in der gassen, ist noch die stat, da got der her sich vmb kort gen den frauen von Jerusalem vnd sprach: nit wonent vber mich, wonent vber euich vnd vbber kind, die das har vnd die stain an mich werfen vnd si nit wissent, daz si als vnrecht tûnd; daz ist andechtiglich zesechen. Item vnd hin ab ist der tempel Salimon, daz die xxx dñ ain haiden geworfen; da waren wir for der treier vnd sachen hin ein, abber wir torsten nit hin ein gan vnd ist zemal ain herlich gebaun. Item hinder dem tempel Saliman ist der tempel, da die mûter gocz ein gehosperest ist worden, (daz) da dorsten wir auch nit ein gan, das ist anmin zesechen. Item dabei nit fer ist die portten, da got der her ein gen Jeressellem gefiert ist worden vnd auch die portten da er aus gefiert ist worden, daz vf dem perg Kalfarie stat, daz ist loblichen zû sechen vnd an allen den enden, die da sind daz guldin tor. (Bl. 76ᵇ) Item an den stetten, die her for geschriben stant, bin ich gewesen vnd sind noch al bezaichnot, als ichs gesechen han mit stainen vnd mit den heissern, die noch stand, da als in der stat Jerusallem Jerusalem. Item dar nach for der stat ist der tempel, da vnser lieben frauen grab jn ist, vnd mûs man ain langv stieg hin ab gan; vnd ist ain schone kirch, da jn daz haillig grab jn

ist, jn dem tal Jossefant, vnd ist anmin. Item da giengen wir no vsz dem tal Jossenfant, da ward vns auf dem weg, da daz haillig kreicz gelegen ist, als zů ainem steg, da Siwilla nit vber gan wolt, daz ist iecz trucken vnd auch der pach Zedor; es ist abber vmb disz zeit jarsz, als ich da gewessen bin, als trucken vnd tier von der sonen hicz. es wasz ain jartag des julius 1444 ausz da ich auf daz haillig land kom. Item no die stiet vmb dien elper, die stat, da der gart in ist gewessen, wan man vs dem tal kumpt, daz ist iecz ain gůtter weg von der stat; dan die stat ist da erprochen worden ain tail, vnd daz der perg Kafrey dar for vnd zo der zeit da vnser got die marter gelitten hat an dem andern vnd (end) der stat gelegen ist, der leit iecz bey mitten jn der hailligen stat Jerusalem. 7 jar 7 karin. Item in dem perg, da der gart ist gewesen, da ist die stat, da er mit seinen jungern ist gegangen vnd wachssend noch ölpam da vnd koren, alsy geschlafen hand. 7 jar 7 karin. Item die stat, da got der her plůtingen schwosz hat geschwiczet vnd da der engel von himel zw jm kam, das ist zemal anmin. 7 jar 7 karin. Item vnd auch die stat, als er hin vnd her giengen vnd die junger bracht. (Bl. 77ª) 7 jar 7 karin. Item zunest da bei ist die stat, da got der her gen dem juden gieng vnd da judas den kus tiet vnd da die juden niderfiellen, da got der her mit jn reitt vnd da si ir sundig hent an jn legtten vnd jn fiengent vnd punden. got beheuit vns for der ewigen fancknus! Item die stat, da sant petter dem juden daz or herabschlůg. Item als die jungern got dem hern liessen, die selb stat, als er non allain da hin gefůrt ward, daz lies sich ain jedlichen kristen menschen erparmen. 7 jar 7 karin. Item als ich gesechen han, so ist von dem perg Ollifety bis jn Anas haus durch das tal herauf als von dem Perlach perg bis gen sant Ulrich. gedenck wieffil hir kait hand jm die verfluchten liett getan! daz las dich erparmen vnd er jn so an mangem end groszv zaichen hat getan. 7 jar 7 karin. Item an dem perg Ollifeti leit ain stain, da ist die stat, da vnszer liebe frau alweg růbet, wan sy die hailligen stett gegangen hat, weil sie danocht vf ertrich wasz. daz ist zemal anmin, dan alle tag geng si die haillige stett, vnd da was ich an der stat auch mied woden, wan der berg ist hoch vnd sas da vnd růbt. got helf mir vnd vns allen die ewige rů, amen! 7 jar 7 karin. Item an dem berg ist

die stat, alsz got an dem pallamtag ein rot vnd da er Jerusalem sach vnd an feng zů wainen vber die stat. Item vf dem perg ist die stat, da die hailligen trei kung zů samen kamen jn ainem nebel vnd kainer von dem ander west vnd jn got die gnad gab, daz ieglicher des andern sprach kund; vnd da der nebel vergieng, da waren sy ob der stat Jerusalem vnd zugen da hin ein mit grosem her. (Bl. 77[b]) 7 jar 7 karin. Item an dem perg ist ain stat, da vnser liebu frau, die můter gocz, zů himel gefaren ist mit leib vnd mit sel vnd sy sant Tamma die girtel fallen liesz vnd ers mit seinen augen sach vnd er den andern mit freden verkunt, die nit da waren gewessen. daz ist zů mal anmin. Item ain herliche kirch vf dem berg Ollafeti zů obergost,*) da got der her ze himel ist gefaren, vnd ist anmin jn der kirchen jn ainem tabernackel vnd noch kostlich gemacht. aber der tempel ist fast dar (dar) vmp ergangen vnd ist jn ainem rotten marwelstain noch ain fůsztrit von dem gerechten fůs alsz er darein gehauen wer. das ist zemal anmin, vnsz zu ainer lecz. 7 jar 7 karin vnd 7 karin. Item vnd da vnser got den gelāben macht vnd das patter noster die junger lert vf dem perg Ollifeti. Item fill stett noch, der ich nit aller behalten kund vnd auch fil holler stett, da aplas ist, der man nitten wais vnd den perg Ollifeti. 7 jar 7 karin. Item vnden auf dem weg ist ain hol bei Absolanus grab, daz ist daz hol, da sant Jackob jn lag bis got der her erstond von dem tod. 7 jar 7 karin. Item hinab in dem tal ist ain prun, da hat die můter gocz gewaschen vnserm hern sein gewand, da gat ain loch in den perg, da schlof ich hinein vnd tranck, wann es ist haimlich. 7 jar 7 karein. Item darnach ist der prun Silluwe, da got der her den plinden gesechen macht vnd sprach: gang zů dem prunen Sillowe vnd wasch dich. der prun ist in fier meir gemurt vnd gat daz wasser aus dem perg durch ain hol, da wosch ich mich. (Bl. 78[a]) 7 jar 7 karin. Item darnach ist ain wasser, daz ist daz waszer, da daz haillig kreicz ein geworfen ist worden vnd da die siechen pfiagen zu legen, wan die bewegnus des wassers kem, daz der zůdust**) dar ein kam, der ward gesund; das ist weit vnd dief vnd jn fier mur gefast. 7 jar 7 karin. Item ebben auf der hechin ann dem weg herauf ist daz haus Annas, (daz) haus ist die

*) Augsb. Wb. 175[a], 358[b]. **) zudust, wol mhd. zîtest, am frühzeitigsten, ersten.

stat, da got der her zů erst ist ein gefiert worden vnd verspot worden. 7 jar 7 karin. Item da da ist die stat jn Koffas haus, da si got dem herren jn ain hol lätten gefangen, da si müd mit jm wurden, vnd ist der stain jn der selben kirchen, der ob dem grab ist gelegen, da got der her jn gelegen ist vnd ist ain fenster da, das ist durch die maur gangen, da die můter gocz hin ein hat gesechen, da si sein gespot hand vnd geschlagen hand vnd da Petrus sein verlegnot*) hat; daz ist zuomal anmin. Item auch das haus Kaiffe, da si auch got den hern ein gefiert hand, da ist auch ain kirch; vnd da si got des heren gespot hand. daz ist anmin vnd ain gůter weg von Annas haus. Item da sy in nun gefiert hand die gassen fir Davitis geschlos hin ab got dem herren, da ist vnsser liebu frau nach gegangen vnd ist also an die maur gesigen vnd gelont mit dem ellen pogen, da ist noch ain sinwel lochlin, daz ist vor dem geschlos heriber zo der gerechten hand daz zochen, vnd hat got dem herren nach gesechen, daz ist zo mal anmin. Item obben jn dem perg, vs dem daz wasser gat (diem), da ist daz hol, da sant Petter gelegen ist vnd gewant hat als er verlagnat hat. (Bl. 78^{b}) 7 jar 7 karin. Item e man vf den gocz acker kumpt, da ist die stat vnd daz holl, da die andern junger hin waren geflochen vor der farcht**) der juden, vnd sind greber da in vnd hol, da die kind eingelegt sind worden, die Herodaz lies totten, vnd ist zemal anmin. 7 jar 7 karin. Item so gat man dan hin vf bas auf den gocz acker, daz ist ain gefierter placz vnd gemurt ain tol (hol), da sind VI locher jn durch daz gewelb vnd gat da daz hol in den perg, da schuibt man die kristen hin ein, die da ligen wend, dan es sind vil holler stett, da sich die kristen legen lan zů begraben, die zo Gerusalem wannen, fill frumer leit von mangerlai kristen gelauben; der gocz acker ist anmin zo sechen vnd leit hoch auf dem berg for dem klaister***) heriber. es ist vmb Jerusalem als gepirg vnd hert land, aber als fruchtbar vnd fil olbam vnd pfligt an den pergen vil wein gertten zů machen. vnd die kristen, die da sind, vnd auch die prieder sprechen: es nachent die zeit daz die kristen daz haillig grab gewinen sollen, si wissent wol die hoden pevin dem wein den kristen; das geb gott! Item da giengen wir hin und assen.

*) Augsb. Wb. 359 ff. **) Augsb. Wb. 362, 8. ***) Augsb. Wb. 362.

ich sprach: daz ist ain weitter weg vnd ist ain selger weg. ich danck jmer got, daz ich jn gegangen han. 7 jar 7 karin. Item da wir gessen hetten, da wer wir gern jn den tempel gewessen, da mocht es denocht nit gesein. also rotten wir, da wir gessen hetten, gen Petlahem; vnd auf dem weg ist ain prun, da dy hailligen trei kung wider den stern fanden, die si zů Jerusalem verlorn hetten, daz ist anmin. Item Petlahem ist ain selgu stat vnd ain hibsch gegen dar vmb, vnd daz klaister, daz da ist, daz gefil mir wol, (Bl. 79[a]) vnd daz gemeir daz ist zemal herlich gewessen vnd wer noch gůt zemachen, daz es fest wurd vnd gůt fir not. vnd jn dem gemeir stat die kirch vnd ist gepflastert mit grossen rotten vnd weissen marwel stainen zo mal kostlich. vnd jn der kirchen stand 50 rot marwelin seul, die ich als fil vnd gross nie gesechen hand vnd als herlich al mein tag, vnd vnderm kor ist die haillig stat, da vnsser her geporen ward. Item die grunft*) ist kostlich gepauen, die stieg, die portten vnd oben als mit gold als herlich als ichs je gesechen han. Item die haillig stat, da got geporn ist worden, die ist kostlich erpauen. so man hin ein gat zů der gerechten hand, so stat der altar gen der sunnen auf gang zu der glingen hand, vnd ist der stain vnd die stat vnder dem altar, da got der her geporn ist worden, daz ist zemal anmin. Item hin fir basz hinder dem alttar, ain trit hinab zwischen zwaier marwel seil, ist ain stain ein gefast, daz ist die stat, da got der her jn die krip ist gelegt worden. daz ist zo mal anmin zesechen. 7 jar 7 karin. Item jn der kruft ist die stat vnd ist ain tatelpam da gestanden, da vnser liebu frau floch mid dem kind, da si daz her her sach ziechen. daz ist anmin. 7 jar 7 karin. Item jn der krunft ist die stat, da die hailligen tre king das opfer pracht, daz ist zu mal anmin. Item so man her aus gat zo der andern tir, da stat ain altar, da got der her beschnitten ward, daz ist zemal anmin. 7 jar 7 karin. Item so man erst jn die gruft gat, so stat ain altar; an der selben stat hand die hailligen trei king daz opfer pracht. daz ist anmin. (Bl. 79[b]) 7 jar 7 karin. Item da giengen wir in daz kloster, da fort man vns jn sant Jeranimus grunft jn dem klaister vnd ist ain lange stieg hinab zů aim altar, da er die

*) Augsb. Wb. 343[a].

pipel aus eprayschen jn lattein gemacht hat. 7 jar 7 karin. Item darnach ist die stat hin ein bas da sein hailligs grab ist vnd da er begraben ist worden. er ist aber da erhept worden vnd leit zo Rom. das ist zemal anmin. 7 jar 7 karin. Item jn der grunft da sant Jeranimus grab ist, da sind vil greber vnd hol, da fil hailliger leit begraben sind worden vnd die kindlach,*) die Herodes toten lies. daz sagten vns die minch. daz ist anmin. 7 jar 7 karin. Item da wir nun mes hortten ob der stat, da got geporn ist worden, da rotten wir von Phetlahem ain guten weg, da Zacherias gesessen ist, vnd daz ist noch ain hipse wanung, vnd ist ain kirch da, vnd jn der kirchen ist ain stain, da Ellisapet dem lieben hern sant Jhohanes ein lēt vnd ein verbarg vnd sich der stain auf tat, da Herodes die kindlein tot. daz ist anmin. Item zů seinem prunen daraus tranck ich, vnd haisset noch sant Johans prun. 7 jar 7 karin. Item da rotten wir an die stat da sant jhohans geporn ist worden. da ist ain schone kirch gewessen, die ist zergangen fast; vnd neben dem grossen altar hin ab tri trit stat ain altar; an der selben stat hat die můter gocz daz haillig magnificat gemacht, daz ist zemal anmin, als si zů ir momen gieng, zů Ellisapeta. Item da rotten wir jn ain kirchen, die hand cristen jn vsz priester Jhohans land; jn der kirchen vnder dem alttar ist ain loch, da ist der ain tol, der iber zwerch gangen ist vber daz haillig (Bl. 80ª) kreicz, da got der her an gelitten hat, gewachen an der selben stat; vnd ist ain schaiene kirch vnd anmin zů sechen. Item vnd ist ain hand da von der konnen iunckfrau sant Parbara, daz ist anmin. Item darnach rotten wir wider gen Jerusalem vnd komen am aftermentag**) zů vesper zeit dahin wider vmb. Item an der mitwoch ady 13 dell julius kam ich in den tempel vnd an die stiet, da got der herre die martter hat gelitten. Item e ma jn den tempel kumpt, herfor vf dem placz, da mitten, da ist ain stain vnd die statt, da got der herre mit dem kreicz nider ist gefallen. daz ist zemal anmin. Item dar nach so gat man jn den tempel zů der porten ein, so ist ain schwarczer stain, daz ist die stat, da got der her eingelētt ist worden, da er von dem kreicz herab ist genomen worden. vnd auch die stat, da jn vnser liebu frau die muoter

*) Augsb. Wb. 302. **) Augsb. Wb. 20ª.

gocz hat kist vnd kleglich gewaint hat vnd zů anmecht da gefallen ist, vnd die stat, da er gesalbt ist worden vnd jn die tiecher gelēt ist worden, da man jn jn daz haillig grab wolt legen vnd der perg Kalfarie ist vf die gerechten hand von dem stain vnd als man hin ein gat vnd ist zemal anmin, so man erst jn den tempel gat. Item darnach gat man jn daz haillig grab, da got der her jn gelegen ist zů der glingen hand hin vf, vnd ist wol als fer von dem stain, als fer als der perg Kalfarie ist, vnd ain tabernackel, vnd vor der ersten tir ist daz pflaster erhept ainer guten zwerchen hand hoch vnd ist der placz lenger den er weit ist. dar nach gat man hin ein, daz ist als ein kapelin; da stat ain stain aines knies hoch (Bl. 80^{b}) vnd ainen gůtten schrit von der dir, da man hinein gat jn das haillig grab, daz ist auf die krechten hand, so man hin ein gat, vnd ist halb als grosz die kappel als die kappel so man hin ein gat. daz haillig grab ist beteckt vnd eingefast jn weis marwelstain vnd zů gemacht als ain rechtes grab, da etwar jn ligge, vnd ist als lang, daz ich es vmb ain span nit erklaftern kan vnd trei gůt span prot vnd als hoch, daz es mir an die diech*) reillich gat, vnd als weit daz ain priester vnd der jm zu altar dienet vnd ich vnd mein gesel geraim gnuog hetten vnd daz haillig sackrement dar jn enpfengen, vnd rachig obben von dem empelin, die da in prinen. vnd ob dem hailligen grab ist der tempel oft mit ainem weitten loch, daz der tarpernackel nachet gancz vnderm himel stat. vnd hinden an der kapel ist ain alttar vnd gemaurt, aber oben nit zů gemacht; vnd ist haillig vnd anmin an wal ain ieglicher kristen mensch. Item dar nach gat man vnd die kapel, da die prüder jn sind, die vs dem kloster sind, vnd vor der kapel ist die stat, da got der her Maria Magttolena erschinen ist, als er erstanden ist gewessen; vnd ist ain sinweler stain vnd ist in der mittin ain sinwel loch vnd als weit als ain milstain. daz ist anmin. Item so man die stapfen hin vf gat vnd zů der tir hinein, zů der gerechten hand ist ain fier ecketes loch vnd vermachet mit ainem hilczin gatter, da stat ain stock in der hailligen saul, da got der her an gaisselt ist worden. daz ist zemal anmin. Item dar nach ist ain alttar an der selben zeil zů der gerechten hand, den haist

*) Augsb. Wb. 116^{b}.

man vnser frauen altar, vnd ist die statt, da got der her nach der vrstend zum ersten erschinen ist. daz ist zuo mal anmin. (Bl. 81[a]) Item darnach ist aber ain altar an der zeil, ist der altar, da das haillig kreicz lange jar ist gestanden, e es gefunden ist worden, da es gefunden ist worden. daz ist zemal anmin. (In dem namen gocz, als man erst daz haillig land an sicht portte Jaffe, so worden men pena culpa. darnach gat men von Jaffe Taranmes vnd borto Jerusalem, dar ist pena culpa.) Item vor vnser frauen altar zwen schrit herdan, da ist ain sinweller stain gelat, daz ist die stat, da (man) daz hallig creicz vf den totten ist gelēt worden vnd da er lebentig ist worden. daz ist zemal anmin. Item dar nach gat man her iber ain gůten weg in den tempel vnd kumpt zů ainem altar, da ist die stat, da si gespilt habent vm die kloder gocz des hern. daz ist zemal anmin. Item hin ein ober halbs des altars ist ain kappel, da stat jn der mit, vnd vnder dem altar ist ain fier eckter stain ein gefast, daz ist die stat, da si got den hern hin legtten, weil si daz kreicz machenttent. daz ist zemal anmin. Item darnach gat man jn die grunft, da daz haillig kreicz gefunden ist worden; vnde man halb hinabkumpt zů der glingen hand, da stat ain altar zů mal grosz, daz ist Ellena altar, die daz haillig kreicz fand, vnd da stat ain stůl, do si gesessen ist, von stain. daz ist anmin. Item dar nach gat man die stieg vol hin ab jn die grunft, da ist ain stain ein gefast jn marwel stain, daz ist die stat, da das haillig kreicz funden ist worden, daz ist zemal anmin. (Bl. 81[b]) Item so gat man dan hin auf zů der glingen hand an der selben zeil ist die stat. da der stain stat vnder ainem altar, da got der her vfgesessen ist, da man jn krient hat. daz ist zemal anmin. Item darnach an der zeil gat man ain hilczinn stieg hin auf auf den perg Kalfarie, da daz haillig kreicz ist gestanden vnd da got der her den tod vm vns gelitten hat; daz ist als bedeckt mit marwel stain vnd daz loch, daz daz haillig kreicz jn gestanden ist, daz ist offen vnd ist sinwel ein gefangen: vnd die klunft, als sich der stain erspilt, da got der her starb, daz ist ains gůten schricz lang vnd bei ander halben span weit an dem weittosten vnd ist scheinperlich zů sechen, daz es von ain ander kloben ist jn dem hertten stain. daz ist zůmal anmin zů sechen. Item auf dem perg Kalfarie sind zwen alttar, da die muter gocz gestanden vnd gelegen

vnd gesesen ist vnder dem hailligen creicz. daz ist zů mal anmin. Item so gat man dan herab jn ain kapel vnder dem perg Kalfarie, da stat ain alttar, vnd so man hin ein gat, so ist zů iedlicher hand ain grab, da ligent zwen king, die das haillig grab vor zeitten hand gewunnen, vnd hinder dem alttar vnd der kapel ist ain fenster, daz gat jn den perg Kalfarie, vnd gat ain loch zů dem hol, da daz haillig kreicz jn ist gestanden, da hat man Adams hapt funden. daz ist zemal anmin. Item vnd fil holler stett, da groszer aplasz ist jn dem tempel vnd vmb den tempel, die nit gwessen sind, vnd so man dan zů der kapel her aus gat, so kumt man aber zů dem stain, da got der her der můter gocz in die schos gelegt ward. Item der tempel (vnd) ist sinwel vnd ist zemal ain herlich kirch vnd oben vf der kirch sind vil alttar vnd auch bey mitten ain herlicher alttar vnd ain herlich kor. (Bl. 82ª) Item so man vsz dem kor gat gen dem hailligen grab warcz, so ist ain stain, da sol das mittel der welt sein. der stain hat ain loch, da han jch die fies in gehapt. Item*) es sind simmerlai hand cristen: daz sind kattoliki; daz sind wir kristen; es sind kriechen; es sind aus priester jhohans land kristen vnd jackvduny vnd armenie, vnd kristen von der girttel vnd noch dreier lai kristen, der nam ich vergessen han. vnd die hand stet, da si jr singen vnd jr lessen tond jn dem tempel, vnd ist die ganczen nacht ain singen vnd ain lessen jn dem tempel, daz ainer kam geheren mag. daz geviel mir wol, daz got der her gelopt allso wiert, dan sy sind schwarcz vnd mager vnd leit als die gaist, vnd mit nider fallen vnd mit jr pert gefiellen si mir wol; waz aber si sungen oder lassen, daz wosz ich nit, dan dy zeit vnd ich jn dem tempel wasz, zwo nacht vnd by ainem tag, gesach ich si seltten rů haben vnd ligent also vf den hertten stainen vnd hand nuicz vnder dan koczen**) von har oder jr gewand das ist bor***) fil pesser. Item al stet sind offen jn dem tempel vnd vngespert, dan allain die port des tempel ist alzeit gespart vnd důt si nimer auf, es sind dan pilgerin da vnd als pald sy hin gand, so spert man nach jn zvo; des gleichen wan sy her aus gand auch; vnd die hoden hand den schlisel; got geb das er jn der kristen hand kum! Item da rotten wir zu dem

*) Vergl. cgm. 261. f. 236. **) Augsb. Wb. 289ᵇ. ***) Grimm, Wb. II, 238. Gramm. II, 550. 1010.

Jordan von Jherusalem. daz ist ain weitter weg vnd die ersten nacht waren wir zů Jerchon viber nacht, vnd e wir gen Jerchon komen, da rotten wir vor zů dem perg, da got der her die 40 dag hat gefastet. daz ist ain hocher perg vnd ain kirch da an der stat, da er ist gewessen, vnd ist ain schmaller weg hin vf, vnd ich ward zemal mied an dem perg. daz ist zemal anmin. (Bl. 82[b]) Item darnach rotten wir gen Jercho, da beliben wir die nacht. Item an dem morgen frů ritten wir zů dem Jordan ain weil nach mitter nacht vnd komen da hin als es tagen begund. also zoch ich mich ab vnd mein gesel; vnd hetten ainen průder mit vnsz gefiert aus dem kloster vnd woschen vns, vnd ich schwam darjn hin vnd her. er ist zemal dief vnd gat gmellich vnd ist trieb vnd jn der weit als die Zussam ist an dem weittosten, vnd zů mal anmin an der stat, da got der her getoft ist worden. Item als man her aus der au kumpt vf die hechin, da stat ain herliche kirch, die haisset sant Jhohans kirch; da sind kirchen (krichen?) jn, da waren wir auch. Item dar nach rotten wir wider hin gen Jerusalem vnd vnder wegen ist es als wiest vnd perg vnd tal vnd kain wanung da selben vnd fil fichs sach wir da vf den pergen von gossen vnd schafen vnd zů mal fil kemel tier vf dem gepirg; vnd ich fraget da dien fierrer, der vns fůrt, was folcks da jn der wiest wanet. da sprach er, sy hiessen arby vnd warren zů mal bes leuit vnd fil morder da vnd die die leit berabent. Item vnd da wir schier wider gen Jerusalem komen, nachent bei dem berg Ollifeti ist auch ain perg zůnest, da stat der pam, da sich Judas erhacht hat, zogten si vns. Item e wir gen Jerusalem kamen, da rotten wir vf den weg gen Betania, da got der her Laserum hat erkicht von dem tod; daz ist noch ain hipschu kirch vnd daz geschlos vnd die heiser darumb sind vast ergangen, doch wanent ain gůt tol leit da; vnd in der kirchen, so man hin ein gat zů der gerechten hand, stat daz grab vnd ist ain gůter weg hin vf bei trei stapfen bei ainem altar, da got der her ist gestanden, da er Lasserum gerieft hat. daz ist zemal anmin. (Bl. 83[a]) Item darnach rotten wir in dem namen gocz von der hailligen stat Jerusalem. daz waz an ainem sampstag adm̄s jullius 1444 jar vnd zugent den weg her wider, den wir hin ein zugen. aber zů Nabels waren wir nit vber nacht vnd waren jn ainer ander herberg, da wasz nun ain haus vf dem feld

vnd waren zwo Naseret, vnd rotten vir Gallea vnd die stras als weit, die wir hin ein zugen, vnd komen auf daz schef mit fraiden; vnd beliben da zů Ackers bis an den 12 tag, vnd si lůden da wol 15c. seck; da wasz mir die weil lang vnd fuoren da von Ackers gen Prutty, daz by 80 meillen sagend sie die schefleit. Item also rotten wir gen Jerusalem wider vmb vnd da wir gen Jerusalem kamen, da giengen wir da jn den tempel die nacht vnd beloben dar jn bis essent zeit, da schlos man vnsz vff vnd horten desselben tags zwo mess jn dem hailligen grab vnd namen da vrlob von den hailligen steten jn den tempel vnd berieten da vnsz vnd vmb kumplet zeit da schieden wir von dannen Jerusalem vsz dem kloster vnd die prieder detten vns vil zucht vnd hetten auch mit vns fil mitleiden, dan sy westen ain weil nit andders, man fůrt vns gen Allikiro fieren, vnd sprachen, daz wir es allain pilgerin widerrietten, das jecz kainer zu dem hailligen grab fieri, dan der soldan het lauter geschaft, wan die pilgerin hin ein mit der gallea komen, daz man sy dan all gen Allikiro fuort. also wolttent sy vns auch han getaun. also sprachent die prieder: es wer vnser glick, das vnser nit mer weren dan zwey; wie aber vnser mer weren gewessen, so wer wir da hin giefiert worden, vnd wie es vns gangen wer, daz wocz got wol. also sprachen die prieder lauter; ich wasz auch ain weil jn sorgen; daz waiz got der her! Item da wir no zů Beruti komen, da fůren wir zů der stat vnd da lůden wir negellach vnd zimerror da man die .... vsz macht, by 100 siecken. Paruty (Bl. 83ᵇ) ist ain schene stat vnd ist die stat, da alle specerei ein kumpt, die man gen Fenedig fierget vf dem mer, vnd waren da fil kafleit von Venedig, die komen al auf daz schef. Item Paruti ist die stat, da der lieb her sant Jorg den lintwurm hat gestochen, vnd ist noch das kastel an dem ort der stat gein dem mer vnd an dem mer, da der king vnd die kingin vf sind gewessen, der tochter er da erlost. Item Paruti ist ain stat, da vil frucht wechst von allerlo frucht vnd zucker, vnd ist wol erpauen, aber nit gůt zů der wer, vnd vil ols ist da vnd schen garten, vnd die Venedigar hand vil hanttierung da; da lagen wir bis an den fiertten tag vnd wacz zů mal gross hicz da. Item darnach fůren wir von Paruti gen Triepele, das ist ain grosse stat vnd sind fil kastel darumb, vnd ist von Paruti 70 meil, vnd wachsset vil wol da, vnd pringt

man davon Zieboly vnd von Adaman auch die wol allu da hin, die da wachsset; wan die zwo stet Zieboly vnd Adaman ligent auf dem lant, daz man auf dem mer nit hin zů faren kan by 4 deiczen meillen von Tripelle, da wir hin fůren. Tripelle ist ain grosze stat vnd wol gepauen nach haidinschem sitten vnd wachsset zucker vnd ol vnd koren da, vnd ist gůter kaf da von allerlo speis, vnd sind vil kafleit da von Venedig. Item die stat ist nit zů der wer gemacht, aber als von mauren, die heisser vnd die kastel, vnd leit ain gůter roszlaf von dem mer vnd sind schene garten da; da lůden wir von erst 300 sech woll von hand vnd wasz so hais, des gleichen ich nie gesechen han. dar nach lůden wir 525 seck von hand, summa 1040 seck wol an ander kafmanschaft, daz die schefleit fůrtten; dan vnsser waz jn dem schef 57 perschon vnd (Bl. 84ª) verzoch sich von dem erstten tag, das kom bis auf den 11 tag des setember, da fůren wir von Tripelly an ainem sampstag fruo, vnd hetten da grosse mie vnd arbait gehapt, da ist nit von ze sagen, waz arbait die morner da hetten, bis sy daz schef lůden jn dem try sthenden zů Acker vnd zu Paruti vnd zu Tripelle. Item es was so hais, da fon nit ze sagen ist, jn disser zeit vnd auch bis wir gen Ziper komen. Item ich haben wol jn disser zeit ainen tag vnd mer gehabt fon hicz, wer es in ainer batstuben gewessen, ich mecht so fil kom schwosz verrert han. Item zů Paruti ist ain durn, auf des form daz sol der durn sein, da die lieb junckfrau sant Barbera auf gewessen ist, da der engel zů jr kam vnd mag noch kain haiden vf den turren vnd ist ain kristen kirch, da sind kristen die haissent jndiani. Item wir schieden von Tripelle ady 11del setember vnd hetten vf dem schef prot, daz wert 9 tag, daz kafen wir zů Tripelle, daz waz gůt; dan daz prot daz wir jn dem schef hetten, daz waz 15 manat alt vnd als voller wirben,*) da von ist nit zů sagen. nun gab es sich, daz wir kainen wirt hatten vnd fůren von Tripellj wol 22 tag, das wir auf dem mer waren vnd weder flosch noch wein hetten vnd hetten nit mer dan 2 flaschle mit wasser, daz waz wol 10 manat alt vnd waz gel vnd wan ich si an morgen tranck, so stanck es mir hincz nacht aus dem magen vnd da arg prot**) můst wir essen vnd kes der waz gůt, doch

*) Augsb. Wb. 39ᵇ ff. **) Augsb. Wb. 29ᵇ.

gab vns got daz wir gen Liemson jn Ziperen komen, da nomen wir die speis genůg von flaisch, daz waz gůt kaf 15 vnd 16 kastran vmb ain guldin vnd zu leczt gaben die puren vmb ij sckuack seffen, das jr anis zů Tripli 2 deroman gestaind, da gab ainer ain kastraun vnd daz waz zů mal gůt kāf vnd kāften da prot vnd ain weing wein, daz zeran vns auch e wir halben weg gen Madun komen vnd daz wir wol jn 16 tagen kainen wein versůchten vnd warden mir wirm jn dem leib von dem argen prot, daz wir assen. Item als ich zu Liemison waz, da wolt ich zů dem kinig scin gezogen gen Negesy; da wolt der Patrun nit wartten, daz het ich zů lecz nit geacht. da sprach er: wilt ich von (Bl. 84b) dem schef, daz ich jm ganczen lon bis gen Madun geb, daz waz 12 dugaten zů for, an die speis fir mich vnd mein gesellen. also wolt ich es nit ton vnd schrob ain prief gen Megesy ainer meinem gůten frünt, der für mit mir von Kandia gen Rodis, der ist bei dem king vnd sant jn dar mit meim wapner, daz er mir da vf schlieg bein ainem botten. Item wir fůren von Zipern pis an dem 18. tag bis gen Madun vnd hetten jn der wochen for sant Laucas tag ain grosz firtun*) vnd prachen die gasta, daz ist der vorder grossen saul, da man den segel mit went, vnd hietten zů mal grosz not ain tag vnd ain nacht bis daz die sun vf gieng, do ward der wind gestem. ich kom nu bis auf disz zeit jn so grosze not vf dem wasser, daz schef hett zwen triemen die gemein tag vnd nacht daran must stet sein 6 man, die das wasser aus zůgen vnd die nacht wer so kurcz hart gewesen, wan si das wasser hetten lan gan, das schef wer zů grund gangen. Item Zipern ist ain langu jnsel vnd ist fruchtber von fich vnd von allerlo speis vnd ist gepirg vnd eng jn ain ander vnd wachset vil, sant jhohans prot pflegt man dem fich zů geben, aber vngesund ist es. da sprachen die leit: der kunig ist dem soldan zinsper; allu jar by 5000 guldin muos er jm zů dreimaln geben. Item da ich von Madun kom, da macht ich fir mich vnd mein gesellen rechnung mit dem patrun vnd schied mich von dem, dan es gefiel mir nit vnd het mir nit getan, daz er mir verhaisen het, doch schied ich mich mit zůcht vnd zallet jn früntlich, mein gesel vnd ich. er pat mich, daz ich mit jm sol gen Fenedig kem; daz wolt

*) Augsb. Wb. 166a.

ich nit ton, wan ich besorgt daz scheff. Item ich machet pat mit dem patrun vnd wasz von Rodis 4 duckaten zů for bis auf das haillig land vnd al 6 tag ain dugaten vir die speis vnd wan ich von dem hailligen land kem, wolt ich dan wider auf das schef, so sol ich jm geben von dem hailligen land bis gen Madun 6 dugaten fir die fůr vnd auch al 6 tag ain dugaten fir die speis, desgleichen von Madun gen Fenedig 6 dugatten zů for vnd alle 6 tag fir speis wer ich von Madun mit jm gefaren. (Bl. 85ª) Antuino Korini hies der patrun. Item ich kam auf daz mer zum ersten adỹ 2 delunio anno 1444 vnd bin von seinem schef vnd vf seiner speis gangen adỹ 18 del ocktoberis vnd 11 tag bin ich auf dem hailligen land gewessen, daz gat mir darin ab, daz rechen wir fir ain perschon all 6 tag ain dugaten fir speis vnd 10 dugaten traff vnser aim an zů fůr. Item also gewan ich ain patrun, der haist Nicola Destella. da war ich mit im vber ain daz er mich fůrt gen Fenedig vnd gab jm al achtag ain dugaten fir die fur fir vnser ainem vnd fůr von Madun an aller hailligen abent morgen adỹ 31 del octover. Item am freitag for aller hailligen tag kom mir gen Madun, daz die grosz galea der katalan ertrunchen wer jn der wochen vor sant Laucas tag, die zu Rodis was gewessen jn dem krieg vnd sagten das xxvij ritter dar auf ertruncken weren vnd der kastelau ain poteststat an ander wolck, vnd in ainer kisten solt ol (ob?) xij M guldin wert sin gewessen in gold vnd an gestain, vnd kam ainer gen Madun, der da von komen wasz mit der parcken, der sagt es firwar vnd sagt von grossem jamer vnd laid: got hab ir aller sell! Item die mer von Rodis sind also, als ich von danen schied, es wern die hoden auf dem mer vnd zugen da vmb auf dem mer vnd kemen gen Rodis jn dem augst vnd lagen da bis octover, da schieden si sich vnd schuofen si nit vil von den gnaden gocz; da beschach jn auch nit, als fil als ich jn gund hett; dan auf den tag, als wir gen Madun kamen, da kam ain schef mit vns jn die pund, daz kam von Alexandria, die saget vnsz die mer, dan es waz darnach mit vsz gefaren, da die armad kamen, dan er sagt vns also, wie die morn mamellocken hetten zů gesant dem soldan, er solt jn mer folck senden, vnd daz waz war, dan wir westen die mer jn Sorria, daz si vmb volck geschriben hetten dem soldan. also sant der soldan ij M hoden gen Alexandria die solten jn zů hilf kumen

vnd also si berait warn zů farn gen Rodis, do kam die armat der hoden von Rodis gefarn jn die port gen Allexandria vnd sagten, daz si hetten grosz schaden getan zů Rodis doch sagt der es wanet bey 500 hoden vsz beliben, die erschlagen vnd erschossen warn worden, vnd auch ander (Bl. 85^{b}) pestenlencz dot warren der mertol der armaden haiden ist vnde viij M gewessen vnd nit mer, do wand ich, da ich von Rodis schied, es weren ob vi M manen da vnd me, die da al gůt zů der wer werren, vnd mer guter schef; dan die hoden hetten sich der armad ganez verwegen, sy wurd erprochen von denen von Rodis; daz ist nit beschechen als der; auch saget er vns zů Madun mer, der soldan wolt auf daz jar mer ain armad dahin senden vnd vermont, er woltie Rodis erprechen; dar for behiet si got. Item die mer von den dircken, die wosz ich also auf dem schef, da ich von Madun für, daz kom von Negergrapunt geschaiden waren adj 16 dellocktober vnd sagten, daz ander nacht dar for zu Gallean gen Negergrapun werend kumen, daz ist 400 meil von Madun von dem streit, hetten jm gesagt, das si jemez hetten geschaft dan der king von Polla wer noch nit kumen jn zu hilf vnd si hetten grosen mangel an speis vnd an tranck vnd wolten da speis nemen jn vnd dem ander scheffen ain tail, das ist vmb Kallipiely 250 meil gen Negergrapun, da die galleian vnd die fustetten ligen vnd sagtten, daz sy daz wasser jn hetten mit gewalt; aber auf daz land dorsten sy nit; dan der durcken wer zevil; doch hetten sy gesagt wie der king von Polla vber die donen wer komen mit groszem folck vnd sagent, daz jn prief komen wer, si solten jn die weil nit lang laszen sein, er wolt bald da sein der sum des folcks, daz mit jm zug zu ros vnd zů fůs solten hundert dausend vnd sibenczig dausent man, vnd die gallea sagten, si hoften, alsbald der king kem, si wolten Kalliepeli gwinen mit der hilf gocz vnd sagten auch, daz der durckisch kaisser noch grosz folck het. Item die zil von den schefen, da zů erst der papst, vnser hailliger vatter, hat 4 vnd der herzog von Bacguin hat 8 gallean vnd 2 von Rogus vnd 6 von Vanedig, 4 von Kandy vnd 2 von Negergrapun vnd 6 von Konstanttinopel vnd by 6 fuosten daz lauter by 32 gallean vnd bi 60 oder bi 18 frusten da selben sein, das trift 48 siegel, das ist gesagt ady 15 octover 1444.

München. Dr. A. Birlinger.

Zur volksthümlichen Kanzelberedsamkeit

des 17. und 18. Jahrhunderts.

I.

Inhalt der Predig so Herr Pfarrer von Saurlach am heil. Barthilmätag im J. 1727 zu Faistenhar gethan.

Wunderlich ist Gott in seinen Werkhen, diesen erhöchet er, jenen ernidriget er. Dann, wer hette ihnn eingebildtet, dass ich noch einen Schinder solte abgeben. Ich fürwahr hette es meinen Lebtag nit geglaubt. Aber es muss halt doch sein. Weilen ich es heunt acht Täg hab versprochen, so will ich an ietzo die Sau lebendig schindten. Ihr aber, auserwälte Zuhörer, werdet vielleicht vermeinen, es werdte alles über die H. Jäger gehen und auf die alleinig meine ganze Predig gericht seyn. Nein, nein, ich bin selber schon so gescheidt, und weiss gar wohl, was sich auf die Cantzel schickht oder nit. Doch aber bekenne ich frey, dass ich lieber einen Schinder als Schergen wollt abgeben, dann warumb? Die Ursach ist dise: ein Scherg, der kann durch seine Ungerechtigkeiten, List und Betrug, durch Hintergehung seiner Obrigkheit, durch Ansichziehung fremder Güeter und was noch mehr ist [wie ich selbst nit weit von Holzkirchen einen kenne] den Himmel verscherzen und der Hölle zueeilen, dergleichen Gelegenheiten aber zur Sündt und Verdamnus keineswegs bei einem Schinder können gefunden

*) Aus dem cgm. 3805, f. 69—72. (München.)

werden. Ist also nit vil auf jene Jäger zu halten, die es alles mit den Schergen haben, und seind solche eben nichts nutz und solche Schelmen als sie selbst. Ich rede zwar dieses nit von allen, sehe auch keinen gegenwärtig, der mit denen Schergen bekhannt und Gemeinschaft habe. Ich weiss es und muess es jedermann bekennen, dass unter denen H. Jägern auch die ehrlichsten, bräfsten und höflichsten Leut seind, dann ich kenne selbst einen, dem es der Scherg zugebracht, und er hat von ihm nit getrunkhen, ja er ihm es nit einmal gesegnet: und auf solche Leut ist was zu halten, nit aber auf jene, die allen ihren Handel und Wandel mit den Schergen haben und nichts anders suchen, als andere zu unterdrücken und umb ihr Ehr und Guet zu bringen. Ja die H. Jäger, die haben schon vermeint, sie haben mich neulich schon halben Theil an dem Galgen, haben mir meinen Knecht hinweg genommen und als wie einen Schelmen und Dieb auf ein armen Sünder Wägl gesetzt. Ist denn das auch ein Manier? Seind dise auch bräfe Leut? Ich hab mein Fäckhl*) offentlich, und hab mir auch von niemandt geforchten, bei dem Knecht fortgeschickt; und sie seind da und nehmen mir den Knecht fort nach München in das Zuchthaus. Ich hette gleichwohl vermeint, man hette einen grösseren Respect auf die Geistlichkeit, und mich befragt, wo und wie ich mein Fäckhl bekommen: ich hette auch schon noch ein guetes Gläsl Wein in dem Keller gehabt: aber Gott sey es gedankht, ich habe noch schon bräfe und guete Leut angetroffen, die mir aus diser Noth geholfen. Ihre hochgräfliche Gnaden Excellenz Herr von Rechberg, Obrist Jägermeister [Gott vergelt es Ihnen] haben gleich auf mein erstes Schreiben und Guetsprechen den Knecht von dem Zuchthaus befreyet und nacher Haus zurückhgeschickhet. Aber damit ich einmal auf mein Versprechen komme und die H. Stadt-Jäger in ihrer vorgenommenen Jagd nit lang verhindere, will ich anjetzo die Sau angreifen, und mein Sach ganz kurz machen. Und zwar durch die Sau, so ich versprochen lebendig zu schinden, verstehe ich nichts anders als die Ehrabschneidung. Diese ist ein so wilde und grausame Schwein, welche mit ihrem Rüessl also unmenschlich herumb-

*) Wildschwein.

stüret und Anderer Ehr alzeit tötlich verletzet, dann wir sehen und hören ja täglich wie dass die Alten über die Jungen schändten, sie schmähen, für hurerische, faule und unnütze Leut ausschreyen, herentgegen hören wir auch widerumb die Jungen über die Alten schreyen, wie dass die und jene eine lautere Hex- und Gabelfahrerin,*) Trud und Kuplerin seye; widerumb hören wir die Männer über die Weiber und die Weiber über die Männer ganz unmuetig schmähen und schändten. Ja es gehet mir selbst nit anders, man khann auch sogar die Geistlichkheit nit mit Frid lassen [hab schon vermeint, ich muess schreyen, herein was Ausspäher seind, aber so sihe ich, dass sie sich fleissig eingestellt], man hat mich ja für einen Schelmen und Dieb ausgeschrien, meinen Knecht in das Zuchthaus gelifert, aber, wie ich zuvor gemeldet, Ihro hochgräfliche Gnad Excellenz Herr von Rechberg seind so gnädig gewesen [Gott vergelt es Ihnen nochmals] haben selben auf mein erstes Schreiben von disen ledig zu machen befohlen. Dann warum? ich hab mein Fäckhl nit kauft und hab es nit gestohlen. Wie hab ich es dann bekhommen? Da haben sie mir es lassen vor der Thür. Dises haben die Jäger nit gewisst; darumb sollen sie vorhero fein gefragt haben, wo ich mein Fäckhl bekommen. Es wäre dises alles schon recht, wenn doch mein Hund noch lebte. Ich weiss zwar wohl, dass die Jäger auf das Gewild acht haben müessen und kunnts Einem ganz und gar nichts vor übel haben, wann er einen Hund verschiessete, wann er jaget, und da und dorten Rebhüener, Wachteln, oder was anders verjaget; aber dass man Einem den Hund im Feld bei den Leuten, und dem Menschen schier aus den Händen genommen erschiesse, das ist kein Manire und ein Narrenstuckh, wie ihr ja selbst alle bekennen müesset, dass kein grösserer Narr nit sein kunnte. Wäre auch der Hund schon aufgeopfert, und wolte dises alles noch leicht übertragen, dann, hab ich doch noch zwey Hundt zu Haus, und schäme mich auch selber oft, dass ich bisweilen daher ziehe mit den Hundten als wie der Hanns von Holzkirchen, aber weil ich sie schon so ein lange Zeit habe, thu ichs auch nit gern weg. Nun, wie ich gesagt, wollte ich dises noch

*) Augsb. Wb. 175b.

leicht übertragen, aber dass man mir hernach noch entbieten lassen: sage zu dem Pfaffen, er solle ihme ein paar Handtschuech daraus machen lassen, dises fallt mir schwer. Nun sey ihm wie ihm wolle, ich will es Gott überlassen, dann ich därf nit recht reden. Wir wollen schon widerumb ains werden; wann ich nur heur auf das Wachtel- und Lerchenfangen därf gehen, so ist der Handel widerumb richtig.

Aniezo, weilen heint ohne das ein Schindtet ist, so wollen wir das Bärthlme-Messer ergreifen und die Sau recht schinden [dann besengen därf man s nit mehr, man thät es gleich schmeckhen]. Es wird ja hoffentlich ein Sau nit besser sein, als Barthlmi ist gewest: hat man anheint ihn geschunden, ist doch ein heiliger Mann gewesen, wird man ja auch därfen eine Sau schinden, und zwar ein solche Sau, die sehr grausam, wie ich schon gesagt, mit denen Leuten umbgehet. Und zwar erstlich scheinet mir, dass diejenigen, so andern die Ehr abschneiden, meistentheils sich selbst treffen, und es ihnen nit anderst, als des Doctor Faust's Erzzauberers seinen Gästen ergehe, die, als sie bei der Tafel sassen, und begehrten mitten in dem Winter Weinreben, wurden durch Zauberey des Doctor Faust's der Weinreben ansichtig und theilhaftig, aber doch dise Bedingnus setzte ihnen Doctor Faust, dass keiner Weinreben schneiden sollte, bis er ihnen es befolhen hatte: nun wie sie das Messer angesetzt, lösete er die Zauberey auf, und sahe ein jeder ganz klärlich, wie dass, wann Doctor Faust befolhen hette darein zu schneiden, ihm ein jeder seine eigne Nasen abgeschnitten. Also auch sage ich, ergehet es einem jeden Ehrabschneider, dann, wann er die Sach recht beim Liecht betrachtete, wurde er sehen, wie dass es mehrentheils ihne angehe. Ich kann mir auch nit einbildten, aus was Ursach doch die Leut so gern Ander Händel und Fähler austragen; mein, wann man Einer schaffete, sie sollte vor ihres Nachbaren Haus die Gassen kehren, was gilt's, sie wurd mir bald zur Antwort geben, was gehet mich des Nachbarn Haus an? Er wurd selber schon kheren lassen, wann er anderst eine saubere Gassen will haben. Mein, wie kommet es aber, dass dich deines Nachbarn Haus gleich was angeht, wanns da und dort was zu tadeln abgibet? Warum hast

dort deinen Schnabel so geschwind darinn ? Geh, beis mir die Nuss auf, und beis dir keinen Zahn nit aus. Ihr vermeint halt villeicht, est ist kein so grosse Sündt nit umb die Ehrabschneidung in deme doch kein grösseres Laster nit ze finden ist als dises. Dann durch die Ehrabschneidung werden drey tötlich verwundet: Erstlich versündiget sich tötlich derjenige, so dem andern die Ehr abschneidet, andertens so Einer gern zuehört und der dritte, deme es geschicht, leidet für sich selbst eine tötliche Wunden an seinem ehrlichen Namen. Jetzt aber sagt mir Einer: wie soll ich dann thuen, wann ich gähling zu solchen komme, oder wann sie mir selbst in das Haus laufen, erzählen, wie es da und dort hergehe. Ein brinnendes Scheit von dem Herd hinweg nehmen und sie zum Haus hinausjagen, ist nit alzeit rathsamb, aber doch wäre es schon zue Zeiten guet, wann mans thäte. Ich, was mich anbelangt, gibe einem solchen Zuehörer diesen Rath, dass, wann er da und dort villeicht von andern Leuten übel reden hört, er solle, wann es kommentlich*) seyn kann, einen andern Discurs einfüehren, solle ein saures Gesicht machen, sich stellen, als er es nit gern höret, hernach kombt solchen Ehrabschneidern auch schon ein Verdrus, sie werden bald aufhören von disen Sachen zu reden, wann sie sehen, dass man ihren Reden nit gern zuehöre. NB. oder man muss gar darvon gehen, dises ist noch das beste Mittel. Uebrigens haben auch die unverschämten, gottlosen und ehrabschneiderischen Zungen einen übeln Lohn zu hoffen, welches desto besser zu bezeugen, wie nemblich die Ehrabschneider sowohl hier als dorten von der göttlichen Gerechtigkeit sehr jämmerlich gestraft werden, bringe ich aus vilen andern nur ein Exempel von einem Geistlichen herbey [man muess nit vermeinen, dass die Geistlichen alle fromb seyen, somit auch nit alle löyt, es gibt sowohl schlimme als fromme, wie unter andern]. Diser Geistlicher ware ein wohl gestudierter und vornehmer Mann, auch in seinen Verrichtungen ansonsten ganz fleissig und embssig; unter andern aber hatte er dise schändliche Untugend an sich, dass er keinen kunnte vorbeigehen assen, deme er nit ein Klemperl**) anhenget: er wusste ja einem

*) opportunum. **) Alem. „Shlätterling anhenken.“

jeden einen Tadel zu geben. Kommete er hin wo er wollte, so hörete man nichts anders von ihm als Ehrabschneiden und übles nachreden. Aber Gott kunnte dises Laster nit lang mehr ungestraft lassen und damit er der Nachwelt einen Schrecken und Beispil hinterliesse, streckhete er in seinem Totbett die Zung ganz erschrecklich heraus, konnte auch selbe nit mehr hineinbringen, bis er also seinen unseligen Geist aufgabe. Sehet dann, wie jämmerlich gestraft werden diejenigen, so mit ihren Zungen Anderer ehrlichen Namen verletzten, und auch billich werden sie also gestraft, dann ein so grausam Sau, welche auf einmal alle Ehr einem Menschen verderbet und zerstöret, ist ja würdig, dass man's lebendig schinde, ringle und zwar öfters ringle, damit sie ein anders mal nit so tief mehr hineingraben könne. Heint hette ich mich wohl versechen auf das Sauschinden, aber ich muess einmal aufhören, damit es der Sau nit verschmachtet.*) Wie wird es aber jetzt hergehen. Ich will sagen, die Jäger seind keine Schelmen nit und hab doch gesagt, sie haben Rehböck, Wildschwein und Hirsch gestohlen. Will es gern sehen, wie ich dises herausbring. Ich sage halt also: die Jäger seind Schelmen, aber nit alle, die H. Stadtjäger ausgenommen. Auch nit alle Jäger auf dem Land seind Schelmen, und zwar, damit ich mein Sach recht herausbringe, so will ich anjetzo probieren und darthun, welche aus denen Jägern die grössten Schelmen und Dieb seind, [muess grad lachen] dises seind die grössten Schelmen und Dieb, welche zum schärfsten auf die Wildbrätschützen gehen. Sag es noch einmal, diese seind die grossten Dieb, welche zum schärfesten auf die Wildbrätschützen gehen. Ich därf es das dritte mal auch noch schon reden, dann es seind unterschidliche Leut da, die da zue hören und aufmerkhen, dise khönnen mir schon bezeugen, was ich geredet. Ich wollte selbst wünschen, die Sache wurde weiter gebracht, ich wollte schon bräf reden und mich verantworten. Nun aber, wie oder warumb seind dess die grössten Schelmen und Dieb, so zum schärfsten auf die Wildbrätschützen gehen? Will gleich sagen, warumb? Darumb seind dise die grössten Schelmen, weilen sie beständig hürten und nachgehen und ihnen

*) 's verschmocht mich = verdriesst mich; bairisch.

also von den Wildbrätschützen nichts kann gestohlen werden und sie haben doch kein Wild in dem Forst. Ich gehe den Forst schon sehr oft auf und ab, hab doch noch niemals keinen Hirschen, Wildschwein oder Rechbock laufen sehen. Wer muess dann also das Wild stehlen, als sie selber, seind also auf die Weis die Jäger grössere Schelmen und Dieb. Vermeine nit, dass ich anjetzo was unrechts und unwahres geredet; hab dises auch nit aus Hass oder aus Neid gesagt, sondern nur dessentwegen, damit man ein anders mal nit so gäh darein gehe und gleich mit Prügel darein würfe wie bishero geschechen.

Endte.

II.

Am Fest dess H. Apostels Thomae. *)

Wider das Aberglaubische Lesslen, Sortilegia, Divinationes, Vorkündigung könfftiger Sachen, und anderes Hexenwerck, warmit die Nächt der Heiligen Weyhnacht-Zeiten von vilen höchst verunehrt werden.

Non credam. Joann. 20. Vers. 25.

Ich wills nit glauben.

Nichts neues ist es sowol bey der Natur, als ihrem Urheber Gott selbsten, dass vil hundert Sachen, die etlichen schädlich seynd, andern zu grossen Nutzen geraichen. Die kostbare Artzney-Stain Bezuar, die in den Indianischen Schaaffen, Gaissen, Hirschen, vnd dergleichen Thieren gefunden werden, seynd ihr Vngesund, als wie die Blasen- vnd Nieren-Stain bey den Menschen, machen ihnen Schmertzen, weilen sie in ihnen, ex vitio stomachi, vom Vngesund dess Magens erwachsen, oder in den Wunden von den zusamben gesetzten, vnd verharteten Blut, vnd Aiter erwachsen. Dannoch von selben Thieren aussgelöst, seynd sie ein so treffliche Artzney wider das Gifft, geben zu Pulver zerstossen, vnd eingenommen dem Hertzen in grossen Schwachheiten ein aussbündige Stärck, dass sie destwegen dem Gold gleich gewogen, vnd geschätzet werden. Auss H. Schrifft

*) Seelenwaide der christl. Shäfflen, von P. Amandus. Augsb. 1708. (Grätz.)

zureden, wer hätte vermainen sollen, dass die Gall von jenem Fisch, der dem jungen Tobias, als er den ersten Abend seiner Raiss bey dem Fluss Tygris die Füss waschen wollen, zuegeschwummen, solte was nutzes sein? Dannoch als der junge Tobias sich vor dem Fisch förchtend auffgeschryen: Invadit me! Er fahlet mich an! Sagte ihm der Engel Raphaël sein Raiss-Gespan, vnd Weegweiser: apprehende branchiam ejus, & trahe eum ad te. Ergreiffe ihn bey den Flossen, vnd ziehe ihn zu dir. Als dises geschechen, befalche er ihme weiter: Exentera hunc piſcem, & cor ejus, & fel, & jecur repone tibi, ſunt enim hæc neceſſaria ad medicamenta utiliter. Entwaide disen Fisch, vnd darvon das Hertz, die Gall, vnd die Leber behalte dir auff, dann sie seynd sehr nutzlich zur Artzney. Dass nun das Hertz, vnd die Leber gut gewest, ware leicht zuglauben, weilen solche auch an andern Fischen gut seynd: Aber die Gall würfft man fast von allen Fischen hinweg, weilen sie häntig, vnd nichts nutz ist. Wie solle dann die Gall dises Fisches gut seyn? Dannoch will der Engel, dass Tobias auch die Gall auffbehalte, darumb fel valet ad unguendos oculos, in quibus fuerit albugo, & ſanabuntur. Die Gall ist gut, die Augen darmit zusalben, die ein Fell haben, so werden sie gesund. Wie auch der Erfolg erwisen, indeme dem alten Tobias seine blinde Augen darmit bestrichen, alsdald sehend, vnd gesund worden. Fürwahr ein wunderliche Sach: was man am Fisch für das schlechteste hätte halten mögen, ware die Blindheit zuhaylen die beste Artzney.

Fast ein gleiche Beschaffenheit hat es mit dem heutigen H. Apostel Thoma: vil schöne Tugenden waren an ihme lobwürdig, vnd sehr nutzlich nachzufolgen, als der grosse Gehorsamb, mit dem er Christo auff die erste Beruffung, ehe er noch sein Lehr gehört, ainiges Miracul von ihm gesehen, noch von ainiger Belohnung was vernommen, nachgefolget: Als die grosse Armuth, Gedult, vnd Demuth, die er mit Christo beständig erzaiget; Die Grossmüthigkeit, indem er mit Christo widerumb in Judæam, da ihne erst jüngst die Juden haben stainigen wollen, gehen wollen, wann es auch das Leben kosten solte, darumb als die andere Jünger dises dahin gehen widerrathen thätten,

hat er ihnen allen zugesprochen: Eamus & nos, & moriamur cum eo. Ey last vns alle dahin gehen, vnd mit ihme sterben. Sein grosser Seelen-Eyffer, mit welchen er weiter, als sonst keiner auss den Aposteln herumb, vnd gar in Indien hinein geraist, allda, nachdem er die weite, vnd wilde Länder der Parther, Meder, Hircaner, vnd Persier durchzogen, aller Orthen, vnd endlichen in Indien vil tausend Menschen zum wahren Glauben bekehrt, Kirchen aufferbauet, welches durch seinen Tugendsamben, vnd heiligen Wandel, vnd grossen Miraculen geschechen, zu letzt auch mit Lantzen zu todt gestochen die Marter vmb Christi willen erlitten. Alles dises, vnd mehr anderes, was in seinen so weiten Herumb-Raisen von niemand hat können beschriben werden, waren herzliche, lobwürdige, vnd allen zur Nachfolg sehr nutzliche Thatten. Vnter allen disen wird allein sein Vnglauben von allen HH. Vättern getadelt, vnd hoch angezogen, vnd zwar billich, weil er von Christo selbst vormals zum öfftern gehört, dass er gegaisslet, gecreutziget, vnd getödtet werden, vnd aber am dritten Tag widerumb aufferstehen werde, dass solches auch am dritten Tag nach seiner Begräbnus würcklich geschechen, alle andere Apostel, Maria Magdalena, vnd die andern Weiber ihme gesagt, vnd bezeuget, dass sie ihn mit Augen gesehen, die Engel selbst es bey dem Grab gesagt, ja dass er mit ihnen leibhafft geredt habe: Thomas gleichwol zu allen disen vnglaubig, vnd in disem Vnglauben 8. gantzer Tag so verstocket gebliben, dass er sagen dörffen: Es seye dann, dass ich in seinen Händen sehe die Mahl der Nägel, vnd lege meine Finger in das Orth der Nägel, vnd lege mein Hand in sein Seiten, non credam, wil ichs nit glauben. Dises ware ja ein verstockter Vnglauben, ein Stain, vnter sovilen seinen Tugenden ein Gall. Dannoch ware er wie ein sehr nutzlicher Bezuar-Stain, der vilen das Gifft dess Vnglaubens abgetriben, das Hertz zum Vertrauen auff Gott auch in ihren Sünden bey ihm Gnad zufinden, gestärcket: Er war ein Gall, aber die vilen das Liecht dess wahren Glaubens an den Augen ihrer Seelen gebracht, also vil genutzet, dass der H. Gregorius sagen darff: Plus nobis Thomæ infidelitas ad fidem, quàm fides credentium Discipulorum profuit: quia dum ille ad fidem palpando reducitur, noſtra mens omni dubitatione poſtpoſitâ in fide

solidatur. Mehr hat vns dess Thomæ Vnglauben, als der andern Jünger geschwinder Glauben zum Glauben genutzet. Dann indem er durch das Anrühren zum Glauben gebracht, wird vnser Gemüth von allen Zweyffel erlediget in dem Glauben mehr bevestiget.

Vnd biss heutigen Tag wurde diser Vnglauben dess H. Thomæ vil nutzen, wann sie deme in gewissen Sachen nachfolgen thätten, sonderlich zu diser H. Zeit, wann sie sehen, dass ihrer vil auff vnterschidliche Weiss Lesslen,*) allerley Aberglaubische Hexenwerck brauchen, dardurch zuerkundigen, was ihnen, vnd andern das könfftige Jahr Gutes, oder Böses begegnen, wie das Jahr dem Wetter, der Fruchtbarkeit, der Gesundheit nach, am Glück, oder Vnglück ablauffen werde: wann sie hören, dass dises, oder jenes zuthun seye, vnd man könfftige Sachen darauss erkennen möge. Wann sie zu allen disen Hexenwerck vnglaubige Thomæ wären, vnd sageten: Dergleichen Sachen geben vor lauter vngelehrte, gemaine Leuth, non credam, ich wills nit glauben; es thuns lauter Gottlose, Lasterhaffte Leuth auss Bossheit, oder Fürwitz angetriben, die es auch nur von andern vnverständigen Leuthen gehört, vnd gelehrnet, non credam, darumb will ich es nit glauben: Man höret dergleichen Sachen niemals lehren von der Cantzel, noch lesen auss H. Schrifft, ja es seynd die Prediger, vnd Beicht-Vätter, die besser wissen, was recht, oder vnrecht ist, hefftig darwider, non credam, ich wills nit glauben: Man sihet, dass solches Lesslen, vnd Hexenwerck gemainiglich falsch, vnd erlogen, non credam, so will ichs dann nit glauben, vil weniger brauchen. O wann ihrs in disem dem H. Thomæ nachthätt, wie wurde sein Vnglauben euch manche lähre Forcht, vnd Sorgen vom Hertzen treiben! Von wievil Sünden wurde es manche bewahren, darein sie sonst durch solche Hexen-Griffel gerathen! Damit nun solches gescheche, will ich von disem Aberglaubischen Lesslen, vnd Wahrsagen, wie man gar nichts darauff glauben, vnd es destwegen fleissigist vermeyden solle, in vorstehender Predig was mehrers handlen. Sie beraithen, etc.

*) Augsb. Wb. 318b. Volksthümliches I, 342. Schmell. II, 504.

Gantz treulich hat vns vnser Himmlischer Lehrmaister, vnd liebreichester Heyland JEsus Christus gewarnet mit sprechen: Attendite à falſis prophetis, qui veniunt ad vos in veſtimentis ovium, intrinſecus autem ſunt lupi rapaces. Hüttet euch vor den falschen Propheten, die zu euch kommen in Schaaffs-Klaydern, inwendig aber seynd sie reissende Wölff. Welche Wahrnung (nach Ausslegung dess H. Chryſoſtomi, vnd anderer HH. Lehrer) nit allein zu den Jüngern geredt, sondern allen Christen eingebunden, auch nit von den damaligen Gottlosen Phariseern, oder könfftigen Ketzern verstanden war, die ihr falsche Lehr vnter dem Schein der Freundlichkeit, der Wolmaynung, vnd Nutzbarkeit als Warheiten vorbrächten; sondern sie ware verstanden von allen schlechten Leuthen, die andern ihre Irrthumb als Warheiten vor- vnd einschwätzen, vnd sie zu gleichen zuverführen trachten. Als da seynd sowol in den Stätten, als Geschlössern, Mayr- vnd Bauerschafften gewisse alte Mütterlen, wol auch Mannsbilder, die voller Aberglaubischen Teuffels-Künsten seynd, die sie anderen als waiss nit was für gewisse, vnd wahrhaffte Gehaimbnussen vorschwätzen, vnd zu Zeiten auch vmbs Geld lehren, wie man sonderlich zu heiligen Nächten thun solle, dass man vor erkenne, wie das könfftige Jahr abgehen, was einem für Glück, oder Vnglück zustehen, ob man gesund, oder kranck, in dem Dienst verbleiben, oder darauss kommen, ob, vnd wen man heyrathen werde, ob ein kluges, oder wolfeiles Jahr seyn werde, vnd was dergleichen Aberglaubisches Gauggelwerck ohne Zahl ist, das zu disen heiligen Zeiten getriben wird. Vilmals seynd die Vätter, vnd Mütter, oder alte Leuth in den Häusern selbst die jenige, die solche Sachen von andern gehört, vnd getriben, ohne das sie wissen, ob sie zulässig seynd, den andern vorsagen, denen dann die Kinder, vnd Dienstleuth, wie die junge Gänss der alten Schnattern begierig zulosen, alles vil kräfftiger, als wann man ihnens von der Cantzel sagte, glauben, lehrnen, vnd nachthun, selbe hernach, solang sie leben, behalten, vnd so starck darauff bleiben, dass es ihnen kein Prediger, noch Beicht-Vatter mehr aussreden kan. Dise alle seynd solche falsche Propheten, Vor- vnd Wahrsager, die äusserlich ein Wolmaynung vorgeben, als suchten sie nichts, als der andern Nutzen; ihre Falschheiten mit vilen Schwuren

als die grössten Warheiten betheuren, sich auch darbey gar andächtig, vnd Gewissenhafft stellen, als wie vnschuldige Schaaff? aber inwendig seynd sie reissende Wölff, indeme sie die Leuth mit Vnwarheiten betrügen, in grossen sowol leiblichen, als Geistlichen Schaden einführen, vnd in vil schwäre Sünden verlayten. Vor disen nun wil Christus dass wir vns zum fleissigisten hütten sollen.

An einem andern Orth thut er abermal von disen Leuthen Meldung, vnd sagt: Surgent enim pſeudo Chriſti, & pſeudo prophetæ, & dabunt ſigna magna, & prodigia, ita ut in errorem inducantur (ſi fieri poteſt), etiam electi. Ecce prædixi vobis. Si ergo dixerint vobis: ecce in deſerto eſt: nolite exire? ecce in penetralibus eſt: nolite credere. Es werden falsche Christi, die sich für Christo dem HErrn aussgeben, vnd falschen Vor- oder Wahrsager aufstehen, die grosse Wunder, vnd Zaichen thun werden, also dass auch (wann es möglich wäre) die Ausserwählte im Irrthumb möchten verführt werden. Sehet, ich habe euchs vorgesagt. Dahero wann sie euch sagen werden: Er ist in der Wüsten: so gehet nit hinauss: Sehet er ist in den innerlichen Gemahen· So glaubet· es nit. Was für ein treue Wahrnung ist nit vor dergleichen Leuthen? Nit aber allein zur Zeit dess Antichrists, vor dem Jüngsten Tag werden solche Gottlose Leuth-Betrüger auffstehen, sondern es hat deren jederzeit vil gehabt, vnd hat deren noch, die durch ihr Vorschwätzen, vnd Zauberische Gauggel-Spring maistens zwar die ainfältige Leuth auff der Bauerschafft, in den Herrschäfften, vnd Mayr-Höfen, jedoch auch vil in den Stätten, die verborgene, vnd könfftige Sachen zuwissen gar zu fürwitzig seynd, verführen. Ja sie thun auch zu Zeiten solche Sachen, sie errathen zu Zeiten mit ihren Vorsagen, was hernach in Warheit geschicht: sie bringen Geld zuwegen, sie bringen zu Aembtern, Reichthumben, guten Heyrathen durch dess Teuffels Mitwürkung: sie erweisen zu Zeiten ein verlangte Wohlthatt, dass es das Ansehen hat, als geschecheе es durch Wunderwerck. Wardurch dann solchen Betrügern Glauben gegeben wird, vnd vil Menschen verführet werden. Weilen solche durch dess Teuffels Beyhülff erlangte Wolthatten maistens nur Blendereyen seynd. Also hat er dem

Doctor Faust, vnd dem Agrippa Geld geben, darmit sie in den Würths-Häusern die Mahlzeiten bezahlt, darfür aber hernach die Würth nur Stücklein von Gaisshorn gefunden: Einer Frauen am Mosel-Strohm hat er ein Korb vol lauter Cronen geben, die aber etlich Tag hernach den Korb vol mit dürren Ross-Pfifferling gefunden. Wie Delrius schreibet: Bey den Zauber-Mahlzeiten setzet er die Taffeln mit dem besten Wein, vnd Speisen an, dass sich seine Diener darbey lustig machen, die aber lauter Schein-Speisen, in der Warheit aber Krotten, Stuck von verreckten Aasen von der Tratten her seynd, vnd gemainiglich vngeschmack, vnd üblen Geruchs, sättigen auch die Gäst nit, indeme sie nach der Mahlzeit gleich widerumb hungeriger seynd, als zuvor. Wie es die Zauberer vilmals vor den Richtern bekennt. Dann ob zwar die böse Feind wahres Geld zuwegen bringen, wahre, vnd gute Speisen auffsetzen können, so thun sie es doch nit, weilen sie als Ertz-Lugner ihr gröste Freud haben, wann sie den Menschen betrügen, verblenden, vnd mit lauter Falschheit verführen können, noch mehr aber darumb, weil es ihnen Gott nit zulasset, damit sie ein so grosse Anzahl der Menschen verführen mögen. Wann sie aber doch in Warheit dem Menschen ein Wolthatt erweisen, durch ihr Hülff von einer Kranckheit, auss der Gefängnus erledigen, durch die Gefrur-Zettlen*) vor Hüb, vnd Schüss, vnd Lebens-Gefahr zu Zeiten bewahren, ein verlohrne Sach widerbringen, bey grossen Herren in Gnaden bringen, zu einem Ambt, oder Heyrath, oder gaylen Wollust verhelffen, wie sie es dann thun können, wann es Gott zulasset: erweisen sie doch niemals einige Wolthatt, als zu dess Menschen grössern Schaden. Es ist ja gewiss, dass die böse Feind der Menschen abgesagteste, ärgeste Erb- vnd Ertz-Feind seynd, wie kan man dann glauben, dass sie es jemals mit ihnen gut vermainen, vnd ihren Nutzen suchen? Niemals suchen sie der Menschen Nutzen, sondern wann sie ein Wohlthatt erweisen, legen sie solche, wie einen Speck auff die Fall, wie ein Keder an den Angel, wie ein Mossbeer in die Strupffen,**) damit der Mensch durch selbe gelocket ihnen mehr traue, ihren Pact, vnd Versprechen glaube, sich auff ihr Hülff desto sicherer verlasse,

*) Augsb. Wb. 184b. **) Schlaufe, alem. Strümpfe ohne Vorderfüsse.

vnd dardurch in mehr, vnd mehr Sünden eingelaytet werde. Wann sie hernach sehen, dass man ihnen schon traue, da lassen sie ihren Hass, vnd Betrug auss, verlassen den Menschen mitten in der Noth, vnd Gefahr, brechen Pact, vnd Versprechen, dass der Mensch vmb Leib, vnd Seel, vmb das zeitlich, vnd ewige Leben kombt, da er es am wenigisten vermaint hat. Niemals werdet ihr einen finden, der den Teuffeln getrauet, ihren Versprechen geglaubet, sich ihrer Hülff gebrauchet hat, der nit zu letzt mit Lügen, mit Betrügen, mit grossen Schaden wäre ausgezahlt worden. Non eſt veritas in eo, sagt Christus, cum loquitur mendacium, ex proprijs loquitur, quia mendax eſt, & pater ejus. Es ist kein Warheit in ihme, vnd wann er Lugen redet, so redet er von seinen aignen, dann er ist ein Lugner, vnd ein Vatter derselben. Wann er nun ein solcher allgemainer Betrüger, vnd Ertz-Lugner allzeit ist, vnd gegen alle: wie kan man solchen Gottlosen Leuthen glauben, oder trauen, die durch sein Hülff, vnd Mitwürckung ein Wolthatt versprechen, oder etwas könfftiges vorsagen wollen?

Weilen nun Christus der HErr vorgesehen, dass sich solche herfür thun werden, die sich falscher Weiss, als wären sie Christus, oder Vorsager könfftiger Sachen: hat er vns bey Zeiten darvor gewahrnet, vnd ausstrucklich darzu gesetzt: Ecce prædixi vobis. Sehet ich hab es euch vorgesagt. Si ergo dixerint vobis: ecce in deſerto eſt, nolite exire, ecce in penetralibus eſt: nolite credere. Dahero wann sie euch sagen werden: Sihe ein solcher ist in der Wüsten daraussen, so gehet nit hinauss zu ihme: Sihe es ist ein solcher in den innern Gemahen eines Hauses, so glaubets nit. Was ist das anders geredt, als jeder gewahrnet, dass, wann einer hören wird, da, oder dort auff einem Berg, in einem Dorff, wohnet ein Mütterl, oder Mann, der mehr kan als Biern bratten, die können Künstlen lehren, wie man die verlohrne Sachen widerumb bekommen, sie können den Dieb anzaigen, sie geben Zettlen, oder gewisse Binckeln zum anhengen, dardurch man vom Zahn- oder Augen-Wehe, vom Fieber oder andern Zuständ loss werde: sie geben gewisse Sachen andern einzugeben, oder zulegen, dass sie einen lieben, oder zuwillen werden müssen, sie können die Eheleuth verhexen,

dass sie übel miteinander hausen, vnd dergleichen Hexen-Griffel mehr können sie, geben es auss, vnd lehren es andere: Wann man euch von solchen Wunder-Würckern sagen wird, dass sie da, vnd dort anzutreffen seynd, so gehet nit hinauss. Wann ihr bey euch in Häussern haben werdet, die könfftige Sachen, Glück, oder Vnglück, Gesund, oder Kranckheit, Armuth, oder Reichthumb, Befürderung, oder Verhinterung, Heyrathen, wann, ob, vnd mit wem sie geschechen sollen, vnd andere dergleichen könfftige, gehaimbe Sachen vorsagen, oder offenbaren: Nolite credere, so glaubet es nit, seyd vnglaubige Thomæ, vnd sagt nur beständig mit ihme: non credam, ich glaube es nit, vnd dises zwar allzeit, weilen allzeit wahr ist das gemaine Sprüch-Wort: Qui facilè credit, facilè decipitur. Wer leicht glaubet, wird leicht betrogen: Absonderlich aber ist dises hoch vonnöthen zu den heiligen, forderist Weyhnacht-Nächten.

Dann weilen zu disen heiligen Zeiten von der Catholischen Kirchen dem Christlichen Volck vorgestellt werden die gröste Wolthatten, die der ewige Sohn Gottes in Annemmung vnserer Menschheit dem Menschlichen Geschlecht erwisen, damit man seiner Göttlichen Majestätt mit mehrer Andacht, mit eyfferigern Gebett, vnd Gottesdienst, mit mehrern Tugend-Wercken vmb so vnerschätzliche Lieb danckbar seye: Destwegen seynd die Höllische Geister hingegen destomehr beflissen, dass eben zu disen heiligen Zeiten seiner vnendlichen Güte mehr Vnehr gescheche, darumb reuthet der Teuffel seine Diener zu disen Zeiten am allermaisten, dass sie allerley Hexenwerck, vnd Werck der Finsternussen in den heiligen drey Weyhnacht-Nächten am Gottlosesten treiben, vnd die grösten Sünden begehen. An disen heiligen Nächten ist an vilen Orthen im Schwung das Lesslen; Da würfft man ruckwerts auff der Erden gegen der Stuben-Thür sitzend mit dem Fuss einen Schuch über die Achsel gegen der Thür, damit man wisse, wer auss dem Hauss selbes Jahr wandern werde: dann dessen Schuch gegen der Thür gewendet fahlet, dasselbe, sagen sie, werde wandern. Wer solle aber dises dem Schuch sagen, oder eingeben? Oder wer solle gleich dessen Schuch, der wandern wird, gegen die Thür wenden, dass er das könfftige Wandern anzaige? Andere lainen in der

heiligen Weyhnacht-Nacht Scheitter an die Wand, jeder eines für sich: dessen Scheit zu Morgens vmbgefallen gefunden wird, von dem glaubet man, dass er das folgende Jahr sterben werde. Vnd dise lähre, vngegründte Einbildung glauben etliche so festiglich, vnd gewiss, dass sie sich zu kranck, vnd gar zu todt darüber kummern. Wie dann Harsdörffer, ein wolbekannter Author, in seinen Trauer-Geschichten erzehlet von einer Frauen, die in der heiligen Weyhnacht-Nacht sammt ihre Leuthen solche Holtz-Scheitter auffgelainet, vmb darauss zuerfahren, wer auss ihnen folgendes Jahr sterben werde? Bey der Nacht aber, weil alle schlieffen, warffe der Herr seiner Frauen Scheitt mit Fleiss Schertzweiss vmb: Als die Frau solches zu Morgens umbgefallen gefunden, glaubte sie nit anderst, als werde sie folgendes Jahr sterben, betrübte, vnd kummerte sich darüber dermassen, dass sie weder essen, noch trüncken, noch schlaffen, noch lustig seyn könnte, sovil auch der Herr betäuerte, dass nur er es Schertzweiss vmbgeworffen, wolte sie es doch nit glauben, sondern es seye das Scheitt vmbgefallen, weil sie bald sterben müste, wurd auch mit Kummernus dermassen überfallen, dass sie bald hernach vor Trauren wahrhafftig gestorben. Solle aber daran das Scheitt Holtz schuldig gewest seyn, oder solches bedeutet haben, das mit Fleiss vmbgeworffen worden? Nichtsweniger, sondern die lähre Einbildung, die sie auff disen Aberglauben so fest gesetzt: oder besser zusagen, auss gerechter Zulassung Gottes zur Straff dises Lesslens, welches sie vilmehr an ihren Leuthen hätte abwehren sollen, als ihnen beystimmen.

Was treiben nit die ledige Menscher für Aberglaubisches Lesselwerck vmb zuwissen, was sie für Bräutigamb, vnd Männer haben werden? Etliche setzen Schäffer, oder Schüssel-Wasser, vnd sprechen gewisse Teuffels-Seegen darüber, schauen hernach vnter wehrender Christ-Mess darein, vnd glauben, sie werden darin ihren Bräutigamb sehen: Andere gehen etwann zu einer gewissen Lacken, sprechen den Seegen darüber, vnd schauen darein, ihren könfftigen Mann darin zusehen: Andere schauen in die Cristall, oder Zauber-Spiegel: Andere knyen vor den Kuchel-Herd nider, vnd betten das Vatter Vnser zuruck: Andere setzen ein Täller voll von allerley Speisen auff den

Tisch, damit ihr könfftiger Bräutigamb darzu erscheinen soll: Andere setzen sich ins Teuffels-Nahmen vnter der Christ-Mess zu Tisch, vnd zwar nackend, ziechen Arm, vnd Füss zusammen, kehren den Leib abwerts von der Thür, reden kein Wort, vnd verrucken das Angesicht nit, setzen drey Gläser, eines mit Wasser, das ander mit Bier, das dritte mit Wein angefüllet, pannen darauff ihren Bräutigamb, dass er kommen soll, vnd wann er das Glass mit dem Wein ergreifft, wird er reich, wann er das mit Bier ergreifft, mittelmässiges Vermögens, wann er das mit Wasser ergreifft, arm seyn: Andere legen sich vor der Stuben, oder Cammer-Thür nider, greiffen über sich hinauss vmb etliche Haar, vnd nachdem sie ein schwartzes, rothes, graues, oder anders bekommen, also soll ihr Bräutigamb jung, oder alt, schwartz, oder rothhaarig seyn. Wie hoch aber dises Gott missfalle, erscheinet genug auss deme, dass ers allzeit last übel aussschlagen, wie solches mit einem gantzen Feld voll Exempeln köndte erwisen werden. Darvon ich doch andern zur Wahrnung nur etliche wenige melden will.

In den Chronicken dess Lands Crain meldet deren Verfasser Freyherr von Valvafor dises: Nit weit von der Statt Stain in einem Dorff waren zwey Bauern-Mägde, die beschlossen sich miteinander vnter wehrender Christ-Meess der Heil. Weyhnacht hinauss zugehen in ein darvon vnweit gelegnes Wäldel, allwo ein herfürflüssende Brunnen-Quäll ein zimblich braite Lacken machet, in selbe hineinzuschauen, vnd jede ihren könfftigen Bräutigamb zusehen. Der Bauern-Knecht an einem Orth verborgen hörte das Gespräch der Mägden, und weilen er eine auss ihnen gern geheyrath hätte, nimbt er die bestimmte Zeit in Obacht, vnd als es fast mitte Nacht, vnd Zeit zur Christ-Meess wurde, machte er sich voran hinauss ins Wäldel, steiget allda auff einen Baum, der zu nächst neben der Lacken stunde, vnd einen Ast weit über dieselbe hinauss streckte. Als er nun vermerckete, dass die Menscher daher kammen, machte er sich auff den Ast hinauss, soweit er kundte, damit sein Gesicht in der Lacken möchte gesehen werden, dann er wol gehört, dass sie vnter ihnen beschlossen weder auff, noch vmbzuschauen, auch kein Wort zureden (wie dann zu solchen Aberglaubischen

Sachen das Stillschweigen gebotten wird, damit denen Erforschern nit auss Forcht, oder Schröcken vnversehens der Nahmen Gottes entfalle, den der Sathan nit gern nennen höret) die Nacht ware hell, vnd klar, destwegen dann dise zwo Mannsichtige Dieren ihres Liebsten Gesicht in dem Wasser desto aigendlicher zusehen hofften. Da sie nun mit so schöner Andacht dahin angelangt, vnd hinein schauen wolten, vnd der Knecht seinen Kopff, soweit er kundte, vorwerts herauss boge: da bricht der Ast, vnd fallet sambt ihme mit grossem Geräusch in die Lacken herunter. Die Mägde vermainten nit anderst, dann dass der lebendige Teuffel ins Wasser herab gefahren seye, lieffen eylends darvon, vnd kammen kaum halb lebendig haimb, seynd darauff beide vor Schröcken tödtlich erkrancket, die eine auch gar gestorben, warmit sie ihr allzufürwitziges, vnd Gottloses Vorspehen ihres könfftigen Bräutigambs bezahlet.

Einer andern war es nit besser ergangen, von welcher am obgemeldten Orth erzehlet wird. Auff einem vernemmen Schloss in der Schlesie verainigeten sich drey Hoff-Jungfrauen ihre könfftige Bräutigamb zuerforschen, erwöhlten zu disem Teuffelwerck die Allerheiligiste Nacht der Geburt Christi, in diser setzten sie sich zu Tisch, vnd jede vor sich ein Täller für die jenige, die ihnen auff ihr Einladung erscheinen sollen. Es haben sich aber nur zween Cavallier eingestellt, vnd sich jeder zu einer Jungfrau gesetzt, der dritten ist keiner kommen auffzuwarten. Nachdem sie nun ein lange Zeit auch auff den ihrigen vergebens gewartet, stehet sie voller Vnlust auff, vnd leget sich in's Fenster: allda ersihet sie ein Todten-Sarch vor ihr, vnd ein todte Persohn darin, die ihr gantz gleich war. Darob sie dermassen erschrocken, dass sie in schwäre Kranckheit gefallen, vnd daran bald darauff gestorben. Noch übler ist es einer andern ergangen, die in der H. Christ-Nacht gantz nackend abgezogen, hinterrucks mit einem Besen die Stuben aussgekehrt, wie es etliche machen, wann sie auff ein so Gottlose Weiss von dem Ertz-Feind dess H. Ehestands ihren könfftigen Ehegenossen erkundigen wollen. Indeme sie nun also köhrete, kamme hinten zu jemand, ohne Zweyffel der Teuffel selbst, der gabe ihr auf den blossen Rucken einen solchen Straich, dass sie darüber vnsin-

nig worden, vnd also gestorben. Welches Gott zugelassen, oder befolchen, damit zuerweisen, wie hoch missfällig ihme ein so Gottloser Fürwitz seye, sonderlich in einer so heiligen Nacht. Zu Ingolstatt erindern sich die alten Leuth noch eines solchen Falls, da nemblich ein Magd in der H. Christ-Nacht, weil andere bey der Metten waren, zu Hauss also gantz entklaydet, die Stuben aussgekehrt, auff solche Weiss ihren könfftigen Mann zuersehen. Indem sie nun also kehrete, kamm ein erschröckliches Gespenst in die Stuben, das ergriffe das Mensch, vnd schmisse sie mit solchem Gewalt an die Wand, dass sie dorten Staintodt gebliben, vnd sie hernach von denen, so von der Metten haimbkommen, also gantz nackend, aber todt, vnd schröcklich ausssehend gefunden worden. Pater Faber erzehlet auch von diser Magd, aber dass sie von dem Gespenst über das Fenster seye abgeworffen worden, da hätte diser Gottlosen Gott auch sagen können, was er dorten bey dem Propheten sagt: Hæc fors tua, parsque menſuræ tuæ, quia oblita es mei, & confiſa es in mendacio: unde & ego nudavi femora tua contra faciem tuam, & apparuit ignominia tua. Das ist dein Loss, vnd der Theil deiner Mass, der dir von mir worden: darumb, dass du meiner vergessen, vnd dich auff Lugen verlassen, habe ich deine Hüffte vor deinem Angesicht entblösset, vnd ist dein Scham gesehen worden. Gehet jetzt hin, vnd gebrauchet euch mehr so vnverschambten, vnd Gottlosen Lesslens, damit ihr eure könfftige Bräutigamb vorspehen möget.

Wer will aber alle Gottlosigkeiten erzehlen, die zu disen heiligen Zeiten, vnd Nächten von den Teuffels Dienern verbracht werden? Ist das nit ein Haydnischer Aberglauben, dass man an vilen Orthen in der Heil. Weyhnacht-Nacht von allen Speisen, die man auff den Tisch setzt, ins Feuer würfft, vnd deme, wie sie sagen, zuessen gibt, dass es könfftiges Jahr keinen Schaden zufüge? An andern Orthen legt man von allen Speisen auf vier braite Brodschnitten: würfft eine ins Feuer, die ander ins Wasser, die dritte vergrabt man in die Erden, die vierte legt man an den Tach-Schopff, dass sie der Lufft verzehre, Speisen also alle vier Elementen, dass sie dem Hauss folgendes Jahr, noch den Leuthen darinnen keinen Schaden thun: als ob es bey ihnen

stunde den Menschen Schaden zuthun, oder nit: Ist dises nit den vnvernünfftigen Geschöpffen ein Leben, einen Verstand, ja ein Göttliche Macht zumessen, die nach Belieben können Schaden thun, oder nicht? An andern Orthen nimbt man gewisse Laib-Brodt, die man für die Weyhnachten backet, vnd scheibet sie in dem Thenn etlichmal in der Heil. Christ-Nacht hin, vnd her, dardurch sollen die Mäuss, vnd Ratzen in dem Thenn nit bleiben können, dises Brodt hernach von den Kindern, vnd Vich geessen, soll für das Verschreyen, fürs Fieber, vnd waiss nit was für allerley andere Sachen gut seyn. Lauter Aberglauben! Andere losen in disen Nächten an den Wenden, sonderlich bey den Vich-Ställen, weilen sie glauben die Ochsen thun vnter der H. Christ-Mess reden, vnd allerley könfftige Sachen vorsagen. O Narrheit der Menschen! Wem solte es närrischer traumen können, als dass die Ochsen reden! Vnd dannoch glaubens die ainfältige Leuth, weil es der Vatter, oder die Mutter, oder andere alte Leuth gesagt haben, vnd glaubens doch nit, wann der Prediger von der Cantzel sagt, dass es falsch, vnd ein verbottener Aberglauben seye.

Wann macht man die Teuffelischen, also genannten Passauer-Zettel*) für die Gefruhr, als maistens in der H. Christ-Nacht, da man vnter wehrender Christ-Meess auff die Creutz-Weeg hinauss gehet, allda den Teuffel pannet, vnd in einem darzu gemachten Crayss mit ihme die Zetteln petschirt, vnd erschröckliche Teuffels-Seegen darüber spricht, die hernach geessen, oder bey sich getragen, gefrohren macht, dass weder Stich, noch Hüb, noch Schuss ihme eingehet. Noch Teufflischer machens andere, die von den hingerichten Vbelthättern ob den Hochgerichten, von den Todten auss den Freudhöfen die abscheulichiste Sachen, von Haaren, von Klayder-Lumpen, vnd dergleichen grausslichen Wuest mehr zusamben richten, vnd nachdem sie allerley Gottlose Seegen darüber gesprochen, in der H. Weyhnacht vnter, oder hinter den Altar verbergen, dass die H. Christ-Meess darüber gehalten werde, hernach das gantze Jahr hindurch selbe zu allerley erschröcklichen Hexenwerck brauchen. O du heiligiste, vnd Gnadenreicheste Nacht, wie

*) Augsb. Wb. 88a. Shmid 46.

schwär wirst du entheiliget, vnd geschendet von sovilen vnchristlichen Christen! O du gebenedeytester Heyland JEsu Christe, der du in diser H. Nacht den Menschen die höchste Wolthatt erwisen, indem du auss vnendlicher Lieb gegen sie in angenommener ihrer Natur, vnd deren Armseeligkeiten das erstemal erschinen: Wie thun sie an statt der schuldigisten Danckbarkeit dich mit sovil tausend schwären Sünden auffs Höchste verunehren, vnd belaydigen! Das vnvernünfftige Vich hat dir in diser Nacht, sovil es nur vermöget, Ehr, vnd Lieb als ihrem Erschaffer, den sie vor sich hätten, erwisen: Vnd die Menschen, vmb deren Heyl willen du ankommen bist, gehen also grausamb mit dir vmb! was soll es dann Wunder seyn, wann wegen so entsetzlicher Schändung der heiligisten Zeiten, vnd so hocher Verunehrung der vornembsten Gehaimbnussen vnsers Heyls, wegen so grausamber Sünden, die zu diser Zeit, mehr als zu andern von den verruchten Teuffels-Dienern begangen werden, Gott so hoch erzürnet hernach seinen gerechten Zorn nit allein über die, so solche begangen, sondern auch über ihre Häuser, Nachbarschafften, Stätt, vnd Länder mit allerley schwären Kranckheiten, Vngewitter, Feur, Wassergüss, Vnfruchtbarkeiten, Hunger, Theurung, vnd tausenderley Vnhaylen last aussbrechen, sonderlich, wann man solche Gottlose Leuth waiss, in den Häusern leydet, ihnen ihre Hexereyen, Aberglauben, vnd Gottloses Lesselwerck gestattet, der Obrigkeit nit anzaiget, oder dise selbe nit abstraffet.

Im alten Testament hat Gott dem Israelitischen Volck sibenerley hoche Fest zuhalten eingesetzt zur Gedächtnus der sonderbaren Wolthatten, die er ihnen erwisen, ihnen auch für solche Fest gewisse Opffer, vnd Gepräng vorgeschriben, mit denen sie die Fest heiligen, vnd ihme für die empfangene Wolthatt danckbar seyn sollen. Wie in dem Buch Levitici zulesen. Das erste Fest war der Sabbath, den sie Wochendlich am sibenden Tag halten müssten zur Gedächtnus, vnd Danckbarkeit vmb die Erschaffung der Welt, die Gott in sechs Tagen vollbracht, vnd daran am sibenden Tag geruhet hat. Das andere Fest ware das Oster-Fest zur Gedächtnus, vnd Danckbarkeit, dass Gott die Israeliter vor der Niederlag der Egyptischen Erstge-

bornen durch das Blut dess Lambs, darmit sie ihre Thür-Schwellen bestrichen, erhalten, vnd auss der Dienstbarkeit durch das rothe Meer aussgeführt hat, destwegen sie dann damals das Oster-Lamb, vnd vngesäurte Brodt darzu assen, das gewehrete siben Tag nacheinander. Das dritte hoche Fest war 50 Tag nach Ostern, nemblich das Pfingst-Fest, zur Gedächtnus, vnd Danckbarkeit, dass sie von Gott durch Moysen die Tafel dess Gesatzes auff dem Berg Sinai empfangen, an disem Tag müssten sie von dem neugefexten*) Waitzen die ersten Brodt backen, vnd deren zwey auss jedem Hauss neben gewissen Lämblen dem HErrn opffern. Das vierte hoche Fest ware das Trompeten-Fest, zur Gedächtnus, vnd Danckbarkeit, dass Gott den Isaac ihren Gross-Vatter von der Opfferung, vnd dem Schwerdt seines Vatters Abrahambs errettet hat, vnd an dessen Statt einen Widder dargestellt hat. Destwegen thätten sie an disem Fest auss Widderhorn, vnd silbernen Trompeten blasen. Das fünffte Fest ware ein hocher Feyertag der Versöhnung, in welchem Tag sie aller Sünden, die sie das gantze Jahr hindurch begangen, die völlige Verzeyhung erlangeten, vnd mit Gott versöhnet wurden, zur Danckbarkeit vmb disem gleichsamb Ablass müssten sie das Fest mit Fasten, Busswercken, vnd Brand-Opffern begehen. Das sechste Fest ware der Blach-Hütten, oder Gezellten: Welches Fest sie siben Tag lang hielten, vnter welcher Zeit sie auff offenem Feld vnter den Gezellten, oder Lauber-Hütten, deren für jedes Hauss eine, noch mehr andere aber für die Frembden auffgericht wurden, weilen zu solchem die Juden auss dem gantzen Land zusamben kammen, wohnen müssten, zur Gedächtnus, vnd Danckbarkeit, dass sie Gott in der Wüsten 40. gantzer Jahr vnter den Gezellten Winter, vnd Sommer so gnädiglich erhalten, vnd bewahret hat. Das sibende Haupt-Fest ware das Fest der Versamblung genandt, zur Gedächtnus, vnd Danckbarkeit, dass sie Gott nach einer so langen, vnd mühesamben Vmbraiss durch die Wüsten letzlich in das versprochene gelobte Land glücklich eingeführt, vnd es ihnen zubewohnen aussgetheilt hat. Mehr andere hoche Feyertäg haben ihnen die Juden selbst auffgesetzt zur Gedächtnus an-

*) Nur bairisch und fränkisch.

derer Wolthatten: als eines, dass sie von der gäntzlichen Vertilgung, die Aman wider sie angespunnen, durch die Esther seynd erhalten worden: ein anders, dass Holofernes, der ihr gantzes Land verwüsten wolte, durch die Judith so Sigreich, vnd wunderlich erlegt worden: widerumb ein anders Fest, dass sie das heilige Feur, das die gantze Zeit ihrer Gefangenschafft in Persien verborgen gewest, bey ihrer Zuruckkehrung, durch wunderliche Schickung Gottes gefunden haben: dann aber ein anders wegen Einweyhung dess neuerbauten Tempels. Also dass alle Fest derselben Zeit Erinderungen waren der sonderbaren Wolthatten, damit das Volck Gott jederzeit darumben danckbar verblibe. Destwegen dann auch Gott selbst ihnen starck anbefolchen dise Fest hoch zuheiligen, mit Vnterlassung aller schwärern Hand-Arbeit, ihnen auch die Opffer, vnd Gottesdienst, die sie daran verrichten sollen, vorgeschriben, denen, so solche fleissig halten, grossen Seegen in allen Sachen versprochen, denen aber, so dise Fest entheiligten, allerley schwäre Straffen anbedrohet, auch solang sie ihre Fest andächtig begiengen, ein sonderbares wolgefallen gehabt. Nachdem aber sie von dem bösen Feind, der Gott dise Ehr, vnd dem Volck den dardurch verdienten Seegen missgunte, soweit verlaitet worden, dass sie die so hoche Fest nit mehr so fleissig hielten, sondern selbe mit vilen Abgöttereyen, Aberglauben, vnd andern schwären Lastern geschendet: hat Gott auch kein Wolgefallen mehr, sondern ein grosses Abscheuchen daran gehabt, wie er sich dann darüber durch die Propheten vilfältig beklaget hat, vnd durch den Propheten Amos sagen lassen: Odi, & projeci festivitates vestras, & non capiam odorem cœtuum vestrorum: quodsi obtuleritis mihi holocaustomara, & munera vestra, non suscipiam, & vota pinguium vestrorum non respiciam, & cantica lyræ tuæ non audiam. Ich hab verhast, vnd verworffen eure Feyertäg, vnd mag den Geruch eurer Versamblungen (was für köstliches Rauchwerck ihr auch anzündet), nit riechen, vnd ob ihr mir schon Brand- vnd Speiss-Opffer opffert, so habe ich doch kein Gefallen daran, ich mag eure faiste Frid-Opffer nit ansehen, thut hinweg das Geschray eurer Lieder, ich mag euer Psalter-Gesang nit mehr hören. Höret ihr da, was Gott für ein Ab-

scheuchen an ihren Festen, vnd Gottesdiensten hat, weilen sie nemblich mit sovilen Aberglauben, Abgöttereyen, vnd andern schwären Lastern geschendet wurden. Ist es aber bey disem verbliben, vnd kein Straff darauff erfolget? Höret nur was Gott im eben selben Capitel zu Anfang saget: Audite verbum istud, quod ego levo super vos planctum. Domus Israël cecidit, & non adijciet ut resurgat. Virgo Israël projecta est in terram suam, & non est, qui suscitet eam. Ihr vom Hauss Israel höret das Wort, darumb ich von euertwegen ein Klag führe. Das Hauss Israel wird fallen (dann die Propheten reden von könfftigen Sachen sowol, als von vergangenen, weilen sie so gewiss seynd, als wärens schon geschechen) dass es nimmer auffstehen wird. Die Jungfrau Israel ist zu ihren Boden nidergeworffen, vnd niemand wird ihr auffhelffen. In welchen Worten alle Straffen begriffen, die nachmals über die Juden kommen seynd.

Warumb seynd vnsere höchere Fest in der Christenheit eingesetzt, als zur Gedächtnus, vnd Vorstellung der grossen Wolthatten, die Gott den Menschen erwisen? Stellet vns nit vor das Fest Mariæ Verkündigung die Gnadenreiche Menschwerdung dess Sohns Gottes? Die Weyhnacht sein Geburt, dessen Octav sein Beschneidung, das Heilige drey König-Fest sein Offenbahrung den Hayden, vnd sein Tauff im Jordan? Die Marter-Wochen sein H. Leyden, vnd Todt, die Ostern sein Aufferstehung? Ein anders darauff sein Himmelfahrt, das Pfingst-Fest die Sendung dess H. Geists, das Fronleichnambs-Fest das vns hinterlassene so hoche Gehaimbnus seines wahren Fleisch, vnd Bluts? Damit wir an solchen Festen diser Wolthatten vns erindern, vnd darumb danckbar seyn sollen. Wie dann hierzu die H. Kirchen allerley Gebräuch, vnd Gepräng vorgeschriben. Seynd alle dise nit hoche, vnd vnerschätzliche Wolthatten von Gott nit durch einen Engel, sondern in aigner Persohn, nit nur einem Volck, als wie vormals den Juden, sondern dem gantzen Menschlichen Geschlecht, nit zur zeitlichen Wolfahrt, sondern zum ewigen Hayl angesehen! Wann nun Gott die vorige Wolthatten so danckbarlich erkennet, vnd deren Fest so hoch geheiliget hat haben wollen, die doch nur Vorbedeutungen, vnd

gleichsamb Schatten der Vnserigen gewesen: wie danckbar sollen wir dann seyn vmb die Vnserige? Wie hoch sollen wir deren Gedächtnus nit heiligen? Wann nun vnter vns Christen sovil tausend seynd, die dise so hochheilige Gedächtnus-Fest mit sovilen Aberglaubischen Lesslen, mit sovil Gottlosen Hexenwerck verunehren, vnd schänden, anstatt der Danckbarkeit Gott noch mit so schwären Lastern belaydigen: Auwehe was für ein entsetzlicher Greuel ist dises! Was für grosses Missfallen muss er darob empfinden! was für grosse Straffen werden darauff hier, vnd dorten zugewarten seyn! höret nur was er selbst sagt durch den Propheten: Si nolueritis ponere super cor, ut detis gloriam nomini meo: ait Dominus exercituum: mittam in vos egeſtatem, & maledicam benedictionibus veſtris, & diſpergam ſuper vultum veſtrum ſtercus ſolemnitatum veſtrarum. Wann ihrs nit werdet zu Hertzen fassen, dass ihr die Ehr gebet meinem Nahmen, saget der HErr der Herrschaaren: so will ich vnter euch die Armuth schicken, vnd verfluechen alles, was ihr durch meinen Seegen empfangen habet, vnd will den Mist eurer hochen Fest euch ins Angesicht werffen. Was ist der Mist vnserer Festtägen? Die Lesslereyen, die Hexereyen, die Gottlosigkeiten, vnd Laster, mit denen wir die heiligen Zeiten verunehren, schänden, vnd alles mit Mist besudlen, dass sie Gott zum Grausen seynd, den würfft er vns ins Angesicht, wann er die darauff gebührende Straffen, Kranckheiten, Armuth, Feuer, Wassers-Noth, Vngewitter, vnd andere schwäre Vbel über vns schicket. Wollet ihr nun euch vor disen bewahren? So lehrnet von dem heutigen H. Apostel Thoma seinen Vnglauben, vnd wann man euch zu den gewohnlichen Lesslen, vnd Hexenwerck in disen HH. Nächten einladet, euch selbe lehren, oder könfftige Sachen vorsagen wil, so sagt zu allen mit dem H. Thoma: Non credam, ich glaubs nit, vnd wil es nit glauben. Saget vilmehr mit dem Psalmisten zu Gott: In manibus tuis ſortes meæ. In deinen Händen ist all mein Loss. All mein Glück, vnd was Vnglück scheinet, in dise deine Händ ergebe ich mich mit meinem gantzen Leben, vnd alles, was du könfftig über mich schicken wirst, weil alles von deiner Lieb, vnd zu meinem Heyl geschickt wird wil ichs mit Danck an-

nemmen, vnd mich darein gutwillig ergeben. So werdet ihr vil schwäre Sünden vermeyden, die heilige Weyhnachten mit grösserer Ruhe, vnd Andacht heiligen, dardurch grosse Gnaden, vnd reichen Seegen hier, vnd dorten die ewige Belohnung desto häuffiger erlangen.

A M E N.

München. A. Birlinger.

Lieder und Pasquille

aus dem 16. Jahrhundert.

Bl. 3[a] Titel der Chronik: Historische Erzöllung etlicher Copia und Abschriften, darinnen klarlich zu sehen des antechristischen Babsts und seines Anhangs grewliche und erschreckliche bluetdürstige Anschläg und Praktiken wider alle evangelischen Fürsten und Stende der Augsburgischen Confession zuegethan.

Bl. 3[b]: Es werden auch zu disem Büechlein etliche Lieder, sonderlich und fürnemblich vom Babst, Jesuitern, Cappuzinern, als newen Creaturen und Wunderthiere des Antichrists zue Rom neben andern Sachen mehr begriffen wie zue End des Büechleins in ainem ordenlichen Register kürzlich verfasst und zue fünden ist.

Bl. 4[a] (1. Blatt nach der alten Bezeichnung): „Bäpstliche Verbindtnuss wider Calvinisten und Lutherischen zue Ferrara im 1586 jar den 12. Juni und im 1598 widerumb renoviert" u. s. w.

Bl. 63[b]: Pasquill auf die Jesuiten: Mysterium von Ceremonien, welche die Jesuiter fürnehmen u. s. w. bis 4[b].

Bl. 65[a] beginnen unsere Lieder, voran das Register.

Ueber den seiner Zeit weltberühmten Streit und Augsburgischen Handel wegen des Dr. Georgen Miller sind mir zwei Schriften bekannt, die den Thatbestand anzeigen:

1) Augsburgische Händel, so sich dasselbsten wegen der Religion, vnd sonderlich jüngst vor zwei Jahren im wehrenden Calenderstreit

mit Georgen Müller, dem Pfarrer und Superintenten dasselbs zugetragen. Sampt notwendiger Rettung der Unschuld vnd Ehren — beschrieben durch Doctor Georgen Müller, Professoren und Cancellarium bei der löblichen Vniversitet, auch praepositum in der Stiftskirchen zu Wittemberg. Gedruckt bei Matthes Welack. a. 1586. 4⁰ und 1 Ausgabe kl. 8⁰ v. selbig Jare.

2) Der Herren Pfleger und geheimen Räth der heiligen Reichsstatt Augsburg. Warhafftter Gegenbericht der Augsb. Händel und gegründte Widertreibung Dr. Georg Müllers nechstverschinen 1586. Jars in Druck ausgestreuten famos Gedichts. Getruckt zu Augspurg durch Valentin Schönnigk, auf vnser Frawen Thor. 1587. 4⁰.

Die Papierhandschrift, der diese Lieder und Pasquille entnommen sind, stammt theils aus dem Schlusse des 16., theils aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts, in 4⁰ von guter Hand geschrieben; trägt den Titel „Augsburger Chronik“ und die No. 11 der Stadtbibliothek zu Augsburg, deren Eigenthum sie ist. Der ganze Inhalt ist streng antipäpstlich und die Sprache ganz dieselbe, wie wir sie aus einem grossen Theil der bis jetzt gedruckten und noch ungedruckten pasquillartigen Schriftstücke kennen und müssen getreu auch so im Abdruck wiedergegeben werden. Diese unsere Sammlung bildet ein abgerundetes Ganze und schon aus dem Grunde war es mir nicht recht, einige bereits gedruckte aber seltene Lieder weglassen zu müssen. Auf der Rückseite des ersten Einbanddeckels ist das Bild Dr. Georg Millers, ein colorierter Holzschnitt. Bl. 1ᵃ: Abbildung des ehrwürdigen und Hochgelehrten Herren Georgen Millers, der hl. Schrift Doctorn, gewesenen Pfarrherrn und Superintenten der Evangelischen Kirchen in Augsburg zu St. Anna (seindt Reimen)

Zu Augsburg er geboren war
Als man gezelt hat tausend Jahr
Fünfhundert achtundvierzig eben
Als Teutschland thet in Nöten schweben
Kriegshalber und der falschen Lehr
das Interim als flog daher;
Nemblich ein Brieff der 20 Ellen lang
und 10 Ellen braitt forttrang.
Ein Fluech der gieng durchs ganze Land
da Menschen List den Brieff erfand!
Gott gäb wieder bald frid und rhue
dass Teutschland nahm an Künsten zue;

Weil er ein Ingenium
Thet man ihn zum Studieren drumb.
Er fuhr fort in der Lernung fein
Im Griechischen und im Latein.
Im Hebreischen desgleichen.
In künnsten thet er keinem weichen;
drei Hochschuelen hat gesehen er;
Er gab sich auf die göttlich Lehr
Gehn Augsburg her, er ward vociert
zum Prediger auch promoviert
zum Doctor hernach 7 jahr.
Im Predigtamt syn zwelfen war
Der Pabst in grosse Gfahr jn bracht
Doch rettet ihn Gott durch seine Macht.
Des preisst er ihn sein Leben lang
Und singet ihm sein Lobgesang.

Pro patria Molitor Christi per verba loquutus, exilium Lingua damna nefanda tulit.

Bl. 1[b]: Der Jesuiter artt und Wolfsbelz.
Anfang: Ain Dieb und Wolff nach Christi Art
Raubt nur dass er stehle, würg und Mord.
Bl: 2[a]: Vill guets zwar der Jesuit verspricht
doch glaub dem Meuchelmörder nicht.
Bl. 2[b]: Was die Jesuiter meiden sollen
„Des Namen Jesu sich zu entfalten
Das weldtlich Regiment nicht verwalten
Und fliehen den grossen Reichtum und Geitz" u. s. w.
4 Strofen.

I.

Ein klägliches Lied. Von dem betruebten Zustandt des Erwürdigen Hochgelehrten Herren Georgii Miller Doctor und Pfarrherr der Evangelischen Kürchen bey Sta. Anna zue Augspurg nemblich wie listiglich Er umb der bekandten Warhait willen und seiner Schäfflein Hail willen gefangen und doch durch die gewaltige Hilff Gottes widerumb wunderbarlicher Weiss auss seiner Feind Handt genummen und erlöst worden.

Einer Christlichen Gemain in disen gefahrlichen Zeiten der Verfolgung zu sonderm Trost gestelt.

Inn der Melodey: Wo Gott der Herr nit bey vnns hält f.

1.

Wa es Gott nit mit Augspurg hält
weil ire Feinde toben

Unnd der Christen sach nit zue felt
im Himmel hoch dort oben,
Wo er der Warhait schuz nit ist
unnd selb bricht der Verfolger List,
So ists mit uns verloren.

2.

Was des Teifels Werkhzeug anfacht
soll uns billich nit schröckhen,
Vill falsch anschläg hat er erdacht,
Doch thuet sie Gott entdeckhen,
Da sie es Weisslich griffen an,
Da gieng Gott ein andere Ban,
es stehet in seinen Händen.

3.

Sie Wietten fast und fahren her
Und wöllen gar verschlingen
Die Christlich gmain und Kürchen Lehr,
Doch soll es in misslingen;
Wie möres wöllen sye einher gon,
nach Leib und Leben sie uns stohn,
Des wirdt sich Gott erbarmen.

4.

Augspurg die hochberüembte Statt
Durch Gottes Wort und Predig,
Auss Irrthumb Gott erlöset hat
Unnd wider gemacht ledig.
auss des Babsts gefengknus mit Zwang
Inn der wir seindt gelegen lang,
mit Blindtheit ganz umbgeben.

5.

Trewe Arbaiter sendet er,
Zue Pflanzen sein Weingarten,
Die theten sich bemiehen sehr,
fleissig dem aufzuwarten;
Des Euangeli Gottes wort,
Der Seelen schatz und höchsten hort
mit grundt sie theten lehren.

6.

Darwider schry des Babsts hauff sehr,
es wer in allen Lannden
von aussgang diser falschen Lehr
vill gehs ungliekh entstanden.

Als Pestilenz, theurung und Mordt,
Derhalben man das Göttlich Wort
mit dem Schwerdt soll vertreiben.

7.

Die rechte Kirch wolten sie sein,
mit grossem gwalt sich fürzogen
hoch Gaistlichkait in falschem schein,
vill herzen sie betrogen.
Wer ir Lehr nit wolt nemmen an,
Derselb muss unnder des Babsts Ban
vill gfahr mit Noth erleiden.

8.

Das Göttlich Wort mit hellem klang
schlueg das Babstumb ernider,
iedoch der Teüffel, die alt Schlang,
erweckht die Jesuwider;
die muesten preisen des Babsts stuel,
das er nit gar zue Boden fuel,
mit Iren süessen worten.

9.

In sanfftmueth, diemüetiger gstalt
in das Teutschlandt sie kamen,
an grossem guet, Reichthumb vnd gwalt
von Tag zu Tag zunamen.
Durch Teüffelische werkh vnd kunst
wöllen sie Innen machen gunst;
Vor Gottes wort sie wichen.

10.

Ein rathschlag machten sie in Summ,
die Christlich Lehr zu stürzen,
iedoch das Euangelium
kundten sie nit verkürzen.
Dan Gott het sein König gesetzt
Auf Zion, da in niemandt letzt,
das ist sein hailiger Berge.

11.

Auf die Thüren der Gottes Statt
unnd auf die hohen mauren
fleissig wächter Gott gestellet hat,
So auf den feindt thuen lauren;
Die geben von sich einen hall,
ir stimm erheben sie im schall
wider der welt verdriessen.

12.

Die hüeter seindt in der gemain
all Gottseelige Lehrer,
Inn Gott sie hoch erleuchtet sein
und des Babstumb zerstörer.
ir höchste feind der Teüffel ist,
die welt, sein Kind und Antichrist,
mit dem sie müessen kämpffen.

13.

Dise 3 Feindt in diser Zeit
Zu Augspurg seindt einkhommen,
fechten Gottes wort an mit streit,
Betrengen hart die frommen;
Das wöltlich muess den Vorgang han,
Gottes Ehr muess dahinder stahn,
wider des Herren willen.

14.

Aber der in dem Himmel wohnt,
thuet ir spotten vnnd lachen,
Seins Zorns röth ir nit verschont,
wirdt sie zu schanden machen;
Dann Doctor Müller hochgelehrt
aus Gottes wort gnueg hat bewerdt,
Dass man Gott mehr soll förchten.

15.

Dardurch der fromb Herr kam in noth,
Aufrhüerisch man ihn schalte,
sein Hoffnung setzet er in Gott,
fürcht kaines menschen gwalte.
Weil sein sach an Traff Gottes Ehr,
wolt er sein Leben lassen mehr,
Dann der welt gnuss zu tragen.

16.

Mann stelt im als einem Ketzer nach,
nach seinem Bluet sie trachten,
die sich guet Christen rühmten hoch
Und Gott allein gross achten;
der Callender in schlechtem schein
muss ihrer Schalckheit Deckhel sein
aber Gott thet aufwachen.

17.

Freundtlicher weiss und mainung zwar
Bracht man Inn in gefehrten,
als ob kain list darhinder war,
er muest ein gfangner werdten;
Zu Augspurg eines ganzen Raths
willig er sich ergeben hat,
Lobt Gott in seinen nöthen.

18.

Von dem Mitagmal er aufstundt,
Betet zue Gott von Herzen,
Ein Vrlaub er nemmen begundt
mit kömerlichem schmerzen
Von seinem Gottsförchtigen weib,
Die Schwanger war in Irem Leib;
gross hertzlaidt thet sich mehren.

19.

Haillen unnd Wainen wardt gehört,
Doch wardt die Zeit vorhannden,
Das der feindt mit im eillet fort
mit den gfänekhlichen Bannden.
man füert in Verborgen gwarsam,
Biss man hinden zum Hauss nausskam,
alda sach er mit note

20.

Ein zugedeckhten wagen gross,
in disen muest er steigen,
aber seinen feinden Gottlos
thet Gott sain macht erzaigen
unnd erlöst in auss irer Hanndt,
Dardurch sie kommen seindt in schandt,
ir list eröffnet.

21.

Hoch wardt erfreudt die blahmirbte rott,
Da man für gwiss thet sagen,
Doctor Müller thet sein in noth
Und sass auf seinem Wagen,
auf dem er schnel muest fahren hin,
da dann der Teüffel het im synn,
doch wolt es Gott nit haben.

22.

Ein arme haussmagt Gott erwöckht,
dieselb waget ihr Leben,
des Kriegsuolckhs macht sie nit erschröckht,
Gott thät ir die stärkh geben;
freudtig sie zu dem Wagen tradt,
Den fromen Herren erlösen that,
Das sey Gott hoch gelobet.

23.

Sanct Petrus zuckhet auss sein Schwerdt
schlueg nach des Bischoffs hauffen,
schreyen und klagen wardt gehört,
in der Statt sah man lauffen
mit Schwerdt unnd Spiessen iederman
da doch Gott het kain gfallen dran
sein Ehr er selbs bewaret.

24.

In solchem schröckhen Unnd vnmuet
war mit Kindswehe umgeben
des frommen Herren gmahel guet
Unnd verliess auch ir Leben,
dann die muetter unnd ir Leibsfrucht,
die sie empfieng in Ehr unnd Zucht,
war bei einander bliben.

25.

Ir leib unnd Seel in Gottes Hänndt
geduldig sie in stillen,
Bevelchen thet vor Irem Endt
verschid nach Gottes willen;
Jesus Christus thet sein ir Trost,
der hat sie durch sein Bluet erlost,
Bestenndigclich sie bekennet.

26.

Ellendigclich sie offt ausstiess
manchen seüffzer von Irem herz,
durch welche sie sich merckhen liess
in irer geburtschmerzen.
Umb ires lieben Herren noth
doch het sie Trost und hilff von Gott,
in Hoffnung zu verharren.

27.

Also in himelischen Saal
War sie sanfft aufgenommen,
gezölt in der Märter Zal,
der Märtterer Kron bekhummen,
an dem hailligen Auffertag
mit grosser an zal Volckhs und Klag
sie zur Erden war bestetet.

28.

Als man zalt fünffzehen hundert Vier
unnd achtzig genennet,
An St. Urbans Tag, das ist war,
hat der Frid sich getrennet
Unnd auffrhuer gnommen überhandt
in der Statt Augspurg weit erkanndt;
Herr Gott, dein Frid uns sennde.

29.

Gib den Verfolgern in dem Streit
dein gnad, hilff, sterckh unnd segen,
mit dem sie sich zu aller Zeit
keckhlich erweren mögen,
wider des Antechristes gwalt,
Herr, der Hailig Gaist sie erhalt
Zue dem Ewigen Leben.

30.

Auch fürcht dich nicht, o fromer Christ,
gedenk mit disen sachen,
weil es Gott so gefällig ist,
wöll er recht Christen machen.
Dardurch Chreuz, verfolgung, unrhue
wechst die christlich Kirch unnd nembt zue,
wirdt geüebt mit dem Glauben.

31.

Derhalben auch, o fromer Christ,
Bei Leib nicht widerstrebe,
mit der Faust nicht zum Krieg dich rüst,
Sonnder zue Gott anhebe
für seine Feindt ein starckhs gebett,
ob er ein Paulum machen thet,
Der Christum möcht erkgennen,

32.

Herr, Verleih Frid unnd einigkeit
allen Königen unnd Fürsten,
gib in Gottsforcht und Weisshait,
nach deinem Wort zu dürsten;
Hilff, dass wir samt der Engelscharr
Dich Loben, Preisen ymmerdar
Durch Jesum Christum Amen.

II.

Augspurgerische Calender Zeitung.

Kurze historische Erzöllung des Calenderstreits und darauss entstandenen Empörung zue Augspurg den 25. May a. 1584.

Darinen auch gedacht wird der Enturlaubung, hinfüerung und erretung des Erwürdigen und Hochgelehrten Herren Georgi Miller, der hailigen Schrifft Doctoren.

Zue singen zu Herzog Ernst thon omnis Mutatio periculosa.

Ein jede newerung bringt gefahr,
Das würst auch am Calender gwahr,
Das new macht unrhue und vil gschäfft.
Beym alten man noch sänffter schläfft;
Es ist uns gleich die Zeit noch guet,
Biss baldt der Jungstag khommen thuet.

Volgt die Historische Erzöllung.

1.

Ewiger Gott im Höchsten Thron.
ich bitt, du wöllest nicht verlohn
die deinen Namen anrueffen,
unnd halt dein Christenheit in huet,
die du erkaufft hast durch dein Bluet,
Lass sie dein Gnade prieffen.
Schaw was für widerwertigkeit
Kräfftiglich thuet aussbrechen
Inn dem Newen Callenderstreit,
Herr Gott thue selb recht Sprechen.
Lass nicht zue, wie im Termyn,
das des Newen Calenders grim
vnnd reisse von deines worts Stimm.

2.

Als er zue Augspurg auch einkam,
der rath allda inn gleich annamb,
die Protestirend Schaare,
die woll in gar an nemmen nicht,
Nach dem Alten ir Zeit anricht,
das New verwarffens gare,
das macht vill Zwitracht in der Statt,
vnrhue vnd schweres fechten.
Die gmain zuwider war dem Rath
vnd griffen Baid zum rechten;
das Cammergericht den Ausspruch thet,
der Rath das recht gewunnen het,
drauf folget gar baldt ein scharpf decret.

3.

Als der Auspruch gehen Augspurg kam,
der sich baldt seines rechts an nam,
der Burgerschafft gebüeten,
sy solten nach gesprochnem Recht
den Newen Calender halten schlecht,
Vor schwerer straff sich hüeten,
Die Predigeanten überall,
Nichts desto minder ohn Zege,
verkhundigten dasselbigmall
des Herren auffertäge;
das hielt der Rath für grosse schmach,
Es gab in auch darzue Vrsach,
das sie der sachen Trachten nach.

4.

Sie trachten auf ein schwere Buess,
Urlaub Herr Müller haben muess,
das Decret liess man schreiben,
er het denn Magistrat veracht,
die von der gmain aufrüehrig gmacht,
er solt nicht lenger bleiben;
Noch zur Vrsach man melden thet,
die er auch het begangen,
Ein Rath sich nit versehen het,
das er solt ir Verlangen
Und Ire Wolthat im gethon
Empfahen mit einen solchen Lohn,
mit Mundt Und schrifft darwiderstohn.

5.

Darumb der Doctor solt ietztundt
sich auss der Statt machen zuer stund,
Sein Pfening anderst zehren;
als er Vernam solches gebott,
Sagt er, vorAntwortung wer noth,
niemandt wolt ihn doch hörren.
Nicht mehr dann segnen kundt sein Weib,
Die wainet sehr von Herzen,
Schwanger sie war in Irem Leib
vnd kam In grossen schmerzen.
Der Kindesschmerzen sie empfündt,
in Todtsnoth baidbliben seindt,
Muetter und das unschuldig kündt.

6.

Da sprach Er auch ein Psalm ehe
den ainundreissigsten verstehe,
der Stattvogt liess in Betten;
Als er nach dem die stieg gieng ab,
In willen sich des Herren gab,
Zum hauss auss wolte Tretten,
die vorder Thür verriglet ist,
hinden auss sy in weissen;
Das zaiget schon ein heimlich List,
nach red sichs merkhen liessen;
Ein wagen hünden wartet sein,
in welchen er muest steigen ein,
der Stattvogt muess auch sitzen drin.

7.

Das geschah eben zue Mittentag,
Da iederman des Essens Pflag,
Es war drauff angesehen,
Das es nit vil leit wurden Inn
Und in der still in brachten hin,
vill annderst thets zuegehen,
Die Knecht im Zwinger an dem Orth
han achtung sollen geben,
Das loss sie aber überhort
und stunden still gleich eben,
In dem der fuerman eillet sehr,
Dem Göginger Thor zue ganz schwer,
Da fändt er schon ein ganzes Höer.

8.

Das geschray kam Vnder junge Leüt,
Die lueffen zue, hielten ein streit,
Ein Knab das Vorder Rose
mit einem straich an Blessen schlueg,
Das Thor rückhling zu truckst mit fueg,
Das ist ein wunder grosse,
Ein wunder ist, dass auch der Herr
Ein Lossung gab am Himel,
die Kundt man sehen weit und fer,
vill sachens im gethimmel.
Ain Regenbogen umb die Sonn
sah man mit schönen farben stohn,
Mit wunder vill gesehen hon.

9.

Man maint fürwar, ein Engel rain
Der Knabe werd gewessen sein,
Von dem solchs ist geschechen baldt,
solches der Knabe hat gethon,
fiengen die andern alle an,
Wolten nicht mehr zuesehen,
Einer auch hieb die strickh entzwei;
nicht weitter kundt man fahren,
das dunkht den fuerman gar nit frey,
sein haut kundt er nicht sparen,
Sy muest dapffer halten her,
dass freilich in nit glustet mehr
Doctores zu uerfüehren feer.

10.

Kaum lebendig ist khommen davuon
mit stainen zuegeworffen hon,
der Bueben Rott mit frenden,
der Trabandt lueff dem Zwinger zue
Und in verkhündigt gross vnruhe,
sie stunden all im Leiden;
Zuelueffen sie mit grosser Eil,
doch vill zuespat sy khamen,
Sy funden nit vill glück und hail,
des Stattuogts war sie nammen;
Kain Doctor mer war Vor der handt,
Ein leeren Wagen man da fandt,
die Post ist worden zue schandt.

11.

Ein Freudenpost von orth zu orth
Lieff bis gehen Rohm und bracht das wort:
Der Doctor wär gefangen,
gefangen war doch gar nit lang,
Gott halff im baldt auss solchem zwang,
Hört wie es ist zugangen:
Ein Junkfraw kam mit freudnmueeth,
Die tradt hinzu ohn Zagen,
Si man sy an des Doctörs guet
vnd riss Inn auss dem Wagen,
Ein Böckhen Thür sie offen fündt,
der lieff der Doctor auch zu geschwind,
Nyemandt mehr wust wo sie hinseindt.

12.

Im selben hauss nit bliben seindt,
ein schlossergsell, der geschwindt,
Ein schloss thet er aufbrechen
Und halff dem Doctor wider fort,
Biss er kam an ain sicher orth.
niemandt khundt in mehr rechen,
Wie auss der Statt er khommen sey.
ir kainer hat gespüret.
Gehn Ulm durch Lawingen kam frey,
auf sondere Weiss aussgfüeret,
Will loben Gott Inn seinem Thron,
dass er Im hat geholffen davuon,
damit er noch verkhündt sein Sohn.

13.

Thobiasin ein weib nent man,
die hat den leeren Wunsch gethon,
das man in süedt in Oelle,
es rhew sich nur das Oel darzue;
Er hat vor ir noch guete Rhue,
sy liegt schon in der Höele;
des Herren gwalt sie troffen hat,
sy kan nichts winschen mehre,
Noch etwas helfen zu der That,
wann schon noch zhelffen were;
Auch der Callender Roeth ungnadt,
den man im zubereitet hat,
Sollen Rewen sie Rewen was er gstath.

14.

Herr Stattuogt, was bringt ir daruon,
ein schuss solt ir empfangen han;
Ich muess allein nun fragen:
ists nit der Arm, damit ir fein
dem Doctor klopfft die Achseln sein,
ich wils sonst niemandt sagen;
der guet Steffan meidt auch die Statt
von wegen seines schiessens,
Vnnd machet schuldig in der that,
kan niemandt doch recht wissen,
Wer schuldig ist in solchem Zwang,
doch sy in dem Auflauff dissmal
Undereinander lieffen all.

15.

Wer hats Martin Ander gethon,
der auch ist bliben auf dem Plan;
durch das Romorisch schiessen
ein anderer auch verwundt hart,
Inns Thorstüblein gefangen wardt,
es solt schier ain verdriessen,
den Ofen er einriss geschwindt,
er macht es gar nit lange,
durchs Ofenloch ain aussgang findt,
halff Im selb auss den Trange,
die Junge Rott das Bösste that,
man het in sonst frey auss der Statt
Mit Lüsten bracht ohn alle gnadt.

16.

Inndem die Burgerschafft sich rüst,
dem Rathauss schnel zur Wahl ist,
Ir Ristung sie antheten,
dann die Predigeanten zumahl
hetten aufs Rathauss gfordt all,
das sie ir Antwort theten;
Ir Antwort soltens geben baldt
Vor den Herren auf dem Rathhause.
Von des Newen Callenders halt
oder zum Thorziehen ausse,
das macht die Burgerschafft unmildt,
die sach sich liess ansehen wildt,
Herr Martin an in . . . . . stilt.

17.

Vom Rathhauss dann ir kainer wich,
Biss das die erklärten sich,
Man wolt in wider geben
ire Predigeanten diser Zeit,
Sie solten anfahen kain streit,
Dem Rath nit widerstreben;
Mann gab Sy Innen wider all,
erlanbt in auch zu halten
die Auffart und Pfingstfest
dissmal, bis das man thete walten
Zue den Nachbauren Postieren That,
das sie gehen Augspurg in die Statt
kämen vnd brächten gueten Rath.

18.

Den Rath, den sie han mit sich gebracht,
schon iederman ist Kundtbar gemacht,
der Callender solt eben
Bleiben, biss die Räth sich all
vergleichen theten in dem fahl,
dem Glauben nichts vergeben;
fridt war gemacht, aber iedoch
Wie man sach an der Thate,
nicht jederman verkündt war noch,
Es gschach noch vill verathe,
Bis Commisari ritten ein,
die müesten bey der Rathswahl sein,
vnd auch hörren schweren die gemain.

19.

Also ist es gangen zue,
Gott geb, das ietzund haben rhue,
O Gott in deinem Reiche;
richt selber dein Callender auf
Und hilff uns in den Himmel zu hauf,
dein Zuckhunfft uns vergleiche.
Wir hoffen, es soll baldt geschechen
Dort Inn des Himels Thron,
Dann wirdt das newe recht angehen,
Durch Christi Zukhunfft frommen,
wann angehn wird das höchst gericht,
das Alte mehr wird gelten nicht;
Hilff, Christe, das es baldt geschicht. Amen.

III.

Ein sehr schönes und Newes Klaglied von den Predigcanten, wie sie zu Augspurg von der hohen Obrigkait Anno 1586 seind aussgeschafft worden; ser trawrig zu singen in der Melodey: von Hertzen thue ich klagen.

1.

Herzlich thue ich dir klagen, du mein getrewer Gott, es hat sich zuegetragen zu Augspurg grosse Nott; das ist dir alles offenbar, was allda ist geschechen ietz und etlich Jar.

2.

Sollt ich alles erzellen, wer mir ein schlechte kunst, vnd für die Augen stellen, ich brecht mich in Ungunst. Wie es allda ergangen ist, darob thuet herzlich trawern Mancher frome Christ.

3.

Wann ich die Sach bedenke, Mein herz höpt sich empor, vnd mich darob bekränkhe, O Christ, neig her dein Ohr. Hilff mir beklagen diese Ding, mein Zung, Herz, Synn vnd Muette allein ist vil zu ring.

4.

Zue meinem Gott ich rueffe, helfft mir einmüettigelich, hieniden in der Tieffe, herr Gott, wir bitten dich, wir haben sehr vill Sündt gethon, Wilt du dich an vns rechen, Wer will vor dir bestohn.

5.

Nemb nicht von vns dein Worte, den Edlen hirten-Stab, alhie an disem Orte dein Trew vnnd güet vns Lab; du Edler Hirt der gnaden wertt, thue vns weiden vnd füeren, wie König Dauidt lehrt.

6.

Von vns sendt abgeschiden die Knecht vnd Diener dein, die vns lehrten im friden dein hailigs wortt so allein; warumb solchs geschehen ist, das ist dir nit verborgen, weil du allwissendt bist.

7.

Mein Zung sich trawrig hebet, dass ich nit reden soll von dem, welchs in liebet, mein hertz ist vnmuethsvoll. O Christ, hör zu an disem Orth, was ich kürtzlich will anzaigen, betracht ein iedes Wort.

8.

Aus Neid wolt man sie zwingen, durch den Babst angestifft, man soll stareckh auf sie dringen, wider die hailig Schrifft. Sein Newe sach zu nemmen an, ob sie wurden verdächtig im Reich vor iederman.

9.

Dar auf sie Antwort gaben mit güetlichem Bericht, kainen Benelch wir haben, Es wer zu Leiden nicht die alte Gottes Ordnung werdt, bey vns sie lassen weren des hoch beschwertt.

10.

Noch mehr sprachen die fromen ainhellig allgeleich, so es wirdt angenommen von dem Römischen Reich, In allen fürstenthumb vnd Landt, nachdem wir vns verhalten vn allen Widerstandt.

11.

Gehorsam wir vns machen der hohen Obrigkait in recht billichen sachen, was antrifft die Wahrhait. Zur förderung des Herren Worth diesen Befelch wir haben von Gott, dem höchsten hort.

12.

Das möcht inen nicht gedeyen, es müest Inen ergohn wie vorher dem getrewen Herr Doctor Müller schon, der da gebliben ist bstandhafft Gottes Ehr zu erhalten durch Gottes hilff vnd Krafft.

13.

Desgleichen sie auch theten blieben beständig gar herzhafft in solchen nötten, sorgten kainer gefahr. hofften auf Gottes gnad vnd glieckh, es solt inen nicht schaden der argen feindes Tüekh.

14.

Man hielt in für gemaine, das kaiserlich Mandat, klar bey der Sonen scheine solten sie auss der Statt, das theten sie gehorsamlich, das Volkh fieng an mit trawren sehr zue beklagen sich.

15.

Ein gross schreyen vnd Wainen hört man da zur der stundt, von den grossen vnd klainen auss Ires Hertzen grundt, ir Gott, der ins verborgen sicht, der wirdt solches Bezallen an dem Jungsten gericht.

16.

Das Läidt sach ich mit schmerzen, mein herz war vol vnmueth, wem das nit geth zue hertzen, der hat kain Christenbluet, wenig Leütt waren dazumal, die nicht stunden Inn Trawren Inn der Nott vnd Triebsal.

17.

An ainem Mittwoch eben, diss 86 Jar, hat sich solches begeben, ist jedem ofenbar, ob es sey recht vnnd wolgethon, wöllen wir Gott dem Herren in dem Vrthaillen lohn.

18.

O Gott, dir sei es klaget durch Christum deinen Sohn, vnd ängstigelich gesaget in deinem höchsten Thron: Senndt vns dein Gaist vnd Warhait, der vns mit Trost regiere, in der betrüebten Zeit.

19.

Herr, thue vns wider senden die knecht vnd diener dein, es stehet in deinen Händen, dann wir der hoffnung sein, du werdest vns verlassen nit vnd sie vns wider bringen, ist unser höchste Bitt.

20.

Dann wöllen wir beweissen einmüetig vnnd zugleich mit Hertz vnd Mundt dich preissen, wir alle arm vnd reich, dieweil wir ietzund sendt zerströt, wirdt durch den feindt verhindert vnser christlich gebeth.

21.

Das Liedt sey euch gesungen in der betriebten Zeit, Auch den Alten vnd Jungen, dem liebet die Warhait; mein aigen hertz mich darzue trang, das ich klagweiss mög singen dem herren ein gesang.

IV.

Drey newe Lieder.

Das erste von den Jesuitern als newen Creaturen und Wunderthieren des Anthichrists zu Rohm. Im thon: Gelobet seyst du Jesu Christ.

Das ander von den Cappucinern als welschen Ordensleüthen, in voriger Mellodey zu singen.

Das drite von dem newgebornen vnd newgebachnen gregorianischen Callender. Im thon: der Tag der ist so freudenreich.

Das Erste.

1.

Hör zu, du werde Christenhait,
was ich beschreiben werd für Leut,
darauss du so vil wierst verstöhn
vnd Irer kunfftig müessig gehn.
Sawiter.

2.

Sie thon sy rüehmen, dass sy sein
Römisch Catholisch allein,
Aber ir Leben vnd ir Lehr
vernainen diss, du mich anhör.
Jesu zwider.

3.

Sy nennen sich Jesus gsellen,
thon aber nach dem Leben stellen
den fromen glaubigen Christen,
Nach irem Bluet thüet sy dürsten.
Esawiter.

4.

Das zeugt die Inquisition,
die sie hispanisch nennen thon,
Mit der habens vil hingerafft,
ir hab und guet auf sie gebracht.
Landtsverräther.

5.

Das bezeugt das Königreich
Hispanien vnd auch Frankhreich,
Itallien Vnd Aider Landt,
vnd wa sie worden sein bekandt.
Meuchelmörder.

6.

König Phillipp in Hispanien
Köndt selbs irem Mordt nit entgehen,
Sein aigen Sohn er tödten muess,
Wie woll es manchen hart verdruss.
Mordtbsteller.

7.

Vnd weill die schelmen merkhten baldt,
wie das vätterlich hertz erwalt
Vnd sich erbarmet über sein Sohn,
Habens Im auch ein straff aufthon.
Mordtbsteller.

8.

Auss der Stürnen des Königs guet
Liessen sie auch das lutterisch Bluet,
Dann sie im ein Ader theten schlagen,
Wer solches gehört hat In seinen Tagen.
Landsverräther.

9.

Diss practicirt auch im Teuthlandt,
Zu hof des Kaisers Ferdinandt,
Pater Claus, ein Jesuit,
Der Maximillian zue tödten rüeth.
Landsverräther.

10.

Allein dass er sich merkhen lohn,
Dem rechten glauben beizustohn
Vnd zu vertilgen Vmb vnd vmb
Das Teuffelisch Antichristenthumb.
Jesuwider.

11.

Wer hat zue Pariss das gestifft,
Das Admiral war hingericht
Vnd andere vil Tausendt mehr,
Bei Könighochzeitlicher Ehr?
Jesuwider.

12.

Wer hat den Gwissen angehetzt,
Das er den König Hainrich setzt,
Begert sein Königclichen Kron,
must driber Leib vnd Leben lohn.
Mordbesteller.

13.

Hasts nicht gethon, du mördische Zucht
des Teuffels auss der Hölle Frucht,
Mit deiner Pratikh, Jesuwith,
vnd sonst aussdem Niemandt nicht.
Meuchelmörder.

14.

Ir Jesuiter habt desgleich
Den König Heinrich auss Frankhreich
Vmbbringen thon durchs Mönichshandt
Und seidt doch Brüeder Christi genandt.
Jebusiter.

15.

Desgleichen auch, ir Diebsgesellen,
wie offt thet ir haimlich nachstellen
Navarren, dem theuren Heldt,
den doch Gott wunderlich erhält.
Jesabeliter.

16.

Drumb hat das ganze Parlament
in Irem Rath weisslich erkhendt,
Das man euch auss dem ganzen Landt
verbannet hat mit grosser Schandt.
Jesuitter.

17.

Desgleichen zu Delfft in hollandt,
welche that weit vnd breit ist bekandt,
Wurd Graff von Nassaw weggebrisst,
ach welches Bluet die Sawiter türst.
Bluethundte.

18.

An dem habt ir noch nit genueg,
ir suchet stets vill Lüst vnd Betrug,
Wie ir sein Sohn Moritz Graffen
Auff guet Römisch möcht hinraffen.
Bluethundte.

19.

Das han die armen Leuth bekandt,
Die ir beredt zu solcher schandt,
Die drüber liden bösen Todt,
Darzu hasts bracht, du schnöde roth.
Mordtbesteller.

20.

Was ewer schandt auch nit überall,
König Anthonii auss Porthugall,
den ir gebracht vmb Land vnd Leüth,
davon ir habt sehr grosse Peüth.
Meuchelmörder.

21.

Desgleichen anndere Herren mehr,
wie woll sie folgeten Ewer Lehr,
Müesten damals gerichtet sein,
ir seit vrsacher diser Pein.
Landtsverräther.

22.

Wo nun ein gwin zu hofen ist,
da seit ir gar baldt zuegericht,
das ir dann stelt als rechte Dieb,
der glaub ist euch auch nit zu lieb.
Esaws Brüeder.

23.

Alsbaldt ir khommen seit in Pollen,
auch in Schweden, sags unverhollen,
habt ir da annderst nichts aussgricht
als Theurung, mord vnd Lugen gstifft.
Landsverräther.

24.

Wie ir in India gehausst
mit Weib vnd Künd, singen mir grausst,
Dann der Sawiten aigner gsicht
solches gnueg geben ans Tagslicht.
Jebusitten.

25.

Zwanitzig mal hundt tausent seellen
habt ir Tirannisch lassen fehlen,
Jung, alt Weib, Man gross vnd klein
müesten leiden thon grose Pein.
O ir mörder.

26.

Wie offt habt auch ir Ottergezicht
vergeben wöllen mit dem gifft
der Königinn in Engellandt,
die that aber ward zu bald bekhandt.
Meuchelmörder.

27.

Das zeugen köpff statlicher Leüt,
die noch zu sehen diser Zeit
Zue Lundra in der berüembten Statt,
da man sie alle geuierthailt hat.
Landsverräther.

28.

Was habt ir in 7bürgen gethan,
das man euch dort nit leiden kan,
die Zeitungen seindt seltzam gewesen,
wie man hat hin vnd wider gelesen.
Landsverräther.

29.

O Bayrn, du bist noch das best
für dise verrätherische Gäst,
Dich haben sie fast vmbgekehrt,
Sich dort als die filtzleuss gemehrt.
Jebusiter.

30.

Also wolt ir gefrässig Raben
von allen Fürsten vnd Reich haben,
das ir möcht fahren vnd sie lauffen,
vnd ewern Trreckh für gelt verkauffen.
Friss Sauiter.

31.

Wie hat der Teuffel sie mit macht
Inn vnnser Länder auch gebracht,
Inn Steürn, Kernten Vnnd Crein,
wie das beweist die arm gemain.
Jesuitter.

32.

Wie füert sie doch der Teüffel umb,
wie ein wündt brauts mit vngestim,
Wie thuen sie nun wie die Frösche gwöckhen
vnnd schaden wie die Hewschreckhen.
Teüffels Jaghund.

33.

Schadenfro wie der Teüffel ist,
Mörder, Lugner zu aller Frist,
Viereckhet, schwartz vnd vnuerschambt,
Fridenzersteren ist ir Amt.
Fridbrecher.

34.

Wann der beiden Religion
vnd gemachte Pacification
Inn dem gantzen Römischen Reich
Stürmens vnd reissens ein zugleich.
Meüdtmacher.

35.

Da hilfft kain Rath, kain Brieff, kain Sigel,
Bey den verfluechten Hellriglen,
Was sie wöllen, muess gelten frey,
für recht brauchen sie Tyranney.
Bluethundte.

36.

Die alt freundtschafft vnd vertrawlichkait
Zertrenen diese böse Leüt,
Oberkait vnd Underthonen
hetzen sie mit fleiss zuesamen.
Teuffelhetzhundt.

37.

Alt Regiment vnd gmainen Nutz
verendern sie mit grossem Trutz,
frumb ehrlich Leüt, die han kain stadt,
Bluetschender, Dieb nemmens in Rath.
Jesu zwider.

38.

Die Stat Leybach bekhenne frey,
ob nicht solches gsünd ietzt allerley
dich diser Zeit regieren thuet
durch rath der vierzigfelten huet.
Eselszwickher.

39.

Die Messner vnd Kömmichführer,
abschewliche scheusshaussstörer,
Schmaltzkramer vnd Todtengräber
Sein da die besten Rathgeber.
Jesuiter.

40.

Wann den aber an Witz gebricht,
Sein anndere schon darzu abgericht,
Verwalter vnd sein threützigter Sohn,
Jerobeam Jose doch bleibt nit daruon.
Teüffelsschölsaw.

41.

Dusile Bischoff schleicht auch darzue,
Wie man Vnrecht der sachen thue,
Ist der Sawiter trewer Knecht,
Biss man im den Treck von Rohm brecht.
Friss Sawiter.

42.

Pater Niclaus, du alter Hundt,
Verhuerter Schalckh vnd Lugenmundt,
Verräther deines Vatterlandts,
Bist auch ein Ritter dises Bandts.
Esaws Brüeder.

43.

Sag an, mit was geschwinder Lust
Ir zwegen bracht in kurzer frist
So vil güeter im Lanndt zue Crein,
Die nie ewer gewesen sein.
Stil Sawiter.

44.

Das Kloster Seitz vnd Pletriach,
Wie auch das drit haist Geyrach,
habt es vom alten Stifft abgewendt,
durch geütz gebracht in ewer händt.
Raubtir Vögel.

45.

Die armen Bettler müessen auch
auss dem Spittal zu Laybach,
an denselbigen laussigen grundt
Baut ir ewer mordtschloss zu der stundt.
Esaws Brüeder.

46.

Noch ist ewer Teüfelischer schlundt
Vnersettigt als ein Abgrundt,
Tüchtet vnd trachtet Tag vnd nacht,
Biss ir auf euch brecht als mit macht.
Geützhälss.

47.

Ist das ewer christliche Lieb,
die ir euch rhüembt, ir Kürchendieb?
Ist das ewer Armuet vnd diemuet gr oss,
damit ir euch schmückhet trewloss?
Diebs Sawitter.

48.

Die ir euch habt in disem Leben
vnd dorten dem Teüffel ergeben
vnd thuet alzeit darnach ringen,
wanns möglich, vns alhin zu bringen.
Teüffels Kinder.

49.

Lugen lehrt jr für Warhait,
schon ewer gsang hat alzeit
den Thon, der immer zu ohn Vnderlass
abthuet, was recht vnd christlich was.
Esawiter.

50.

Darauss kan sehen das gantze Landt,
das von Euch kombt all Laster vnd schand,
das ir verlauffen Bueben seit,
vill Seelen macht ins Teüffels Beüt.
Seelen mörder.

51.

Darumb wehe dem Landt allezeit,
in welchem wohnen solche Leüt,
dann sie thuen drinen gar kain guet,
wie der Augenschein lehren thuet.
Esawiter.

52.

O Steüren, Kerndten vnd Crain,
thue die Augen auf all ingemain,
Bedenkhs vnnd fürs zu Hertzen woll,
was doch entlich drauss werden soll.
Jesuwider.

53.

Sie geben gross diemuet für
vnnd seindt vol schalckhait ymmerdar,
Nichts annders ir von Inen ward,
als was mit sich bringt ir art.
Jesu zwider.

54.

Wie sie gelebt in ander Landt,
da sie genommen überhandt,
Also werden sie auch behendt
Sturtzen In Jamer vnd ellendt.
Jesu zwider.

55.

Secht ir noch nicht, was für gesellen
nach ewern ämbtern ietzundt stellen,
Was sie auf dem Rathauss gethon,
das wöllens auch am Landthauss thon.
Jesuzwider.

56.

Schindergäst, Crämer, schleme schreiber
vnnd die Welschen Hueren Treüber
Wöllen ieczt alle Landleuth sein
vnd sich in die ämbter Tringen ein.
Jesuwider.

57.

Hergegen müessen Biderleüt
weith gehen vnd abtreten beiseit,
Biss man sie gar schiebt in den Sackh,
darnach hilfft weder Bitt noch klag.
Jesuzwider.

58.

Als dann werden die Pfaffen knecht
Jesuitern schöpffen das recht,
Was denen kombt in Iren gründt,
das richt baldt auss das schelmengsindt.
Esawiter.

59.

Darumb kompt für dem Vnglickh gross
vnd werfft die schlangen auss dem schoss,
Auf dass euch künfftigkh verklagen nicht
Ewere Künder vor Gottes Gericht.
Jesuwider.

60.

Was soll dann solche Ritterguet,
das ir verfolgt mit guet vnd Bluet,
Erbet auch ieczt die frembden,
wöllen reissn auss Ewren Händen.
Jebusitter.

61.

Wer das nicht ein ewige schandt,
das wenig mörder auss frembte Landt,
Solch ritter Bluet solten Zwingen
vnd vmb all ir gerechtigkait bringen.
Jesuwider.

62.

Last sehen ewren rittersmueth,
es ist besser, gewagt guet vnd Bluet,
Dann verlieren die Seeligkait
vnd verdampt sein In Ewigkait.

63.

Was macht ir auch, ir Klosterhengst,
das ir das gschmaiss nit habt vorlengst
Vertriben vnd gar auss gerott,
das ist ein schandt vnd grosser Spot.
Esaws Brüeder.

64.

Wo bleibt ieczt ewr Augustin,
was macht der Alt Bernhartin,
Domenicus vnd auch der Franz,
das euch ankomm der Bettler Dancz.
Clossterhengste.

65.

Muess dann Loiola gelten mehr,
Jeczt auch ein Landsknecht heiliger,
Dann der Cartheiser orden hart?
Pfew, ich speu euch in ewren Bart.
Blettlinge.

66.

Das secht ir woll, ir schelmen Leüt,
Wie ir seit der Saucter Beüt,
Aber es geschicht, was geschehen soll,
ain galgenfrist thuet euch auch wol.
Kuttenhengste.

67.

Das sey dir gsungen, Ottergezicht,
auf dein newlich aussgespringt gedicht,
Darin du Lästerst vnuerschambt
Vnsere Lehrer alle sambt.
Jesuwider.

68.

Lass fahren dein Bluetdürsstigkait,
Bekehre dich zu einigkait,
Damit wir mögen alle zuegleich
Besiczen dort das Himelreich
In ewiger Freudte.

V.

Ein annders von den | Cappucinern.

1.

Merkhet auf, ir werde Christenhait,
Was ich Beschreiben will für Leüt,
Dauon ich euch will zaigen an,
die ieczt seindt khomen auf die Bahn.
Cappoziner.

2.

Es hats geborn der Antechrist,
wie von Im geschriben ist,
Der sich in den Tempel seczt,
die Christlich Kürch er hart verletzt.
Romanisten.

3.

Sie wöllen gar guet Catholisch sein
vnnd füeren einen newen schein,
Den Schafbelcz thun sie tragen an,
das Wolfsherez thuet darunder stohn.
Kappoziner.

4.

Auf die Canczel thon sie stohn,
wie man hat vernommen schon,
Vnd verkheret Gottes Worth
vnd schreyen über den Luther mordt.
Meidmacher.

5.

Sy schreyen grob vnd vnuerschambt,
des Lutters Lehr sey gar verdambt,
Des könden sie nit Beweises Thon,
Drumb soll man irer müessig gohn.
Leüttverfüehrer.

6.

Sie khommen her von Anthechrist
vnd haben hie schon eingenist,
Das ist ein recht Atter Zücht,
Das waiss für war manicher Christ.
Kappoziner.

7.

Jeczund verbüetten sie die Ehe,
Sprechen: der Standt Bringt Ach und wehe,
Sie wöllen in der Kaischait sein
vnd seindt recht Huern Jäger fein.
Kappoziner.

8.

Sie Bettlen vmbher in der Welt
vnd wend doch annemen kain gelt,
Sie wend nur haben guet vnd haab,
wie ich von Jenen vernommen hab.
Kuchenstrieller.

9.

Auf ein Zeit gieng einer auss,
er thet Bettlen von hauss zue Hauss.
Zu einer Wirttin er bald kam,
Baats vmb ein Allmuesen an.
Seekhbuebe.

10.

Sie gab im für war ein gueten gab
von einem schweinschnidts im herab,
Für war gar einen faisten Speckh,
in dem selben gieng er hinweckh.
Speckbuebe.

11.

Den thet er übel Legen an,
da er zu einer . . . . . kham,

Da redt er sich gar freundtlich an,
das sie solt seines willens thuen.
Huerentreiber.

12.

Sie sprach zu Im: mein lieber Herr,
Ir sollet sein von mir gewert,
Inn dem da gab er ir den speckh,
der hailig man war also keckh.
Speckhbuebe.

13.

Das seindt recht Almuesen schender,
we thuen sie es geschriben fünden,
Welcher hat das erfahren,
wie von Innen ist offenbarn.
Allmuesenschinder.

14.

Daruor behüet vns, Lieber Gott,
vnd Behalt vns Beym Hailig wort,
Das wir Beym selbigen Bleiben stohn,
der Kappoziner müessig gohn.
Leüttverfüerer.

15.

Der dises Liedt hat gemacht,
der hats in einer eill erdacht,
Er singts ieczundt der Losen Roth,
von irentwegen Lit er spott.
Leütverfüehrer.

16.

Es khommen von iretwegen vill in gefahr
wie woll es ieczt ist offenbar,
Jedoch will man es Leiden nicht
vnnd schon weit vnd Brait bewüst.
Speckhbuebe.

17.

Er Bitt ieczundt Gott den Herren
vnd dess sie Gott nun wöll bekhern,
Auf das sie mit vns zu gleich
Kommen in das Himelreich
Zu Ewigen Freuden.

VI.

Ein anders newes Lied über den | newen Gregoranischen Ca- | lender, Im thon der Tag | der ist so freudenreich.

1.

Die Zeit ist so trauriglich
Bej allen Creaturn,
Weil ieczt in dem Römischen reich
Ist überall aufrhuern,
Weil der Bischoff von Cöllen erkorn,
auss Gottes wort ist New geborn,
Das will der Babst nit Leiden;
Ach wie grausam wunderbar
Ist ieczundt der Pfaffen schar,
Thuen den Bischoff hart neiden.

2.

Ein Callender spiczfindiglich
ist vns geborn heütte,
Woll von dem Babst arglistigclich,
zue Trucz vns Christen Leüten.
Wer der Callender nit geborn,
So wer nie kain solcher Zwitracht worn
Zu Augspurg in der State,
Ey du Saurer Anthechrist,
Seid das du geborn bist,
Schaffestu gross verathe.

3.

Gleich wie die Son gibt iren schein
Im Bayrlandt vmwarhaite,
Also der New Calender fein
vom Babst ist zueberaitet,
Als gleicherweiss der Bayrfürst zart
der Statt Augspurg erkorn ward,
das sie muetter solt werden,
Woll in ein Kripp ward er gelegt,
grose sorge man für in tregt
Inn der Statt mit gefehren.

4.

Die hüeten Gottes Wort für war,
erfunten ein Newe Mehre,
Brachet in die gmaine schar,
wie das geborn were
Ein Kalender, der Gottloss,

Das die Gemain gar sehr verdross,
Augspurg sanndt auss ein Botten,
wer disen nit wolt nemmen an,
der muest wol vnder des Babsts Ban
Leiden gross noth mit spotte.

5.

Wee dem, der disen Glauben hat
vnd auf den Babst thuet Bawen,
Der kombt zur Seligkait zu spat,
es wirdt in gwiss gerewen,
Als Babsts gesecz vnd menschen Tandt
damit die Pfaffen stets vmbgahn,
Verfüeren vill der Leüte;
Ach lieber Herr, Behüet vns frey
Vor des Babsts Tyranney,
gib vns die Seligkait.
Amen.

VII.

Ein anders Lied, von der Geburt | des Newen Gregoranischen Calenders No. 1583, zue | singen in der Melodey | vom Himmel hoch | da khom ich her.

1.

Von Himel nider khomm ich her
ich Bring euch guete Newe Mähr,
Der gueten schwenckh Bring ich souil,
daruon ich singen vnd sagen will.

2.

Es ist ein Newer Calender geborn,
vom Babst Gregorio auserkorn,
Ein Calender von art so fein,
das soll ewer frewdt vnd rhume sein.

3.

Es ist der Babst ewer hellisch Gott,
der will euch füeren in Angst vnd noth,
Er will ewer Heilandt selten sein,
von Ordnung des Reichs machen rein.

4.

Er bringt euch alle Seligkait,
die euch zu Rohm ist zue Berait,
Das ir in seim Heölischen Reich
solt Leben nun vnd Ewigeleich.

5.

So merckhet nun das Zaichen recht,
die Bäbstlich Fürsten alle schlecht,
Die haben dem Babst die füess geküst
vnnd sich auf disen Calender gerüst.

6.

Das Last vns allen frölich sein
Mit Pfaffen, Mönich, Nönelein,
Zue sehen, was Gott zue Rohm Beschert,
mit seinem Lieben Calender verehrt.

7.

Mörckh auf, mein Hercz, vnd sich dort hin,
Was Ligt doch jm Jesuiterschrein,
Was ist das schöne Psälterlein?
Es ist das Liebe Calenderlein.

8.

Biss will khommen, du Edler Gast,
mich Teütschlandt nit verschmechet hast,
Vnnd kombt mit Dienmuet her zu mir,
wie soll ich ymmer danckhen dir!

9.

Ach Liebster Vatter aller Ding,
wie bistu worden so gering,
Das dein Cron vffin Callender Ligt,
von Alten Lumpen zue gericht.

10.

Vnd wer die welt vil mal so weit,
von Kaisern, Könige zu berait,
So wer sie doch nit genem,
noch deinem hölischen Stuel Bequem.

11.

Das Schwerdt, Huet vnd Pantöpffel dein
Sein worden ein Calenderlein,
Darauf du Babst, so gross vnd Reich,
her brangst, als wers dein hölisch reich.

12.

Das hat also gefallen dir,
die Thorhait an zu zaigen mir,
Wie Teutschen Fürsten, Ehr vnd guet
vor dir nichts gilt, nichts hilfft noch thuet.

13.

Ach mein Liebes Calenderlein,
mach dir ein rein sanfft Böthelein,
Zue rhuen in Teutschland so lang,
Biss frid vnd rhu hab noth vnd zwang.

14.

Dauon der Babst recht frölich sey,
Zue singen, yauczen jmmer frey
Das recht Crucificze schon
mit herczen Lust im Röhmischen Thon.

15.

Lob sey dir auch, Römischer Gott,
dem Alle Kaiser seindt ein spott,
Vnd was sie vor vil hundert Jaren
ins Reich Bracht vnd geordnet haben.

16.

Darauss all Welt, Baid Jung vnd Alt
Zue Narren worden vnd gespalt,
Gleich wie der Thurn zu Babilon
mit yrrig Zungen kam zue hon.

17.

Das Babstum drin verborgen ligt,
Zue solchem ist es mit list gericht,
Des frewet sich der Jesuiten schar
vnd singen vns diss Newe Jar.

VIII.

Ein anders Lied, wie die Alten zue | Mitfasten, den Tod auss-getriben, vnd | dar zue gesungen haben, also haben | fromen Christen fast für 50 Jarn | auch ein Bildt dem Babst gleich | gemacht, vnd mit folgentem | gesange zur Statt aussge | triben. vns zum Exem | pel, dass wir dem Babst | auch feindt vnd gram | sein sollen. |

1.

So treiben wir den Babst auss
durch vnser Statt zum Thor hinauss
Mit seinem Betrug vnd lüsten,
als den rechten Enthechristen.

2.

Wir stirzen in über Berg vnd thal,
da mit er sich zue Todte fal
Vnd vns nit mer Betriege
durch falsche Lehr vnd Luge.

3.

Vnd nun wir haben den Babst aussgetriben,
So bringen wir den Sommer her wider,
Den Sommer vnd den Mayen,
die Blüemlein mancherleyen.

4.

Die Blüemblein seindt das Göttlich wort,
das Blüet ieczundt an manchem orth.
Das würdt vns Rain gelehret,
Gott ists, ders hat bescheret.

5.

Des danckhen Gott von herczen wir,
Bittendt, dass er wöll senden schier
Christum, vns zu erlösen
vom Babst vnd allem Bösen.

IX.

Noch ain anders Lied von | den Cappacinern als | welschen ordens Leü | then. vnd ist in des | Rolandsthon |

1.

Hört, was ich will für Bringen,
merckht auf, ir Christen Leüt,
Von wunderlichen Dingen,
es seindt frembt Ordens Leüth
Auss dem Welschlandt her khommen,
vns Teütschen vnerkant,
Seind, wie ich hab vernommen,
Cappaciner genandt.

2.

Die von dem Babst gewaltig
haben iren aussgang,
Stellen sie gar einfaltig
mit grossem übertrang,
Den Catholischen Namen
füeren sie gar Ellendt,
Man spürt, das sy beysamen
all Romanisten seindt.

3.

Ir Predigen vnnd Lehren
raichet zue dem Vnfridt,
Wer sich daran wolt kheren,
het kain Christlich gelidt;
Luthers Lehr sie verdammen,
doch mit vnrechter Prob,
Des solten sy sich schamen,
die Leüt verfüer er grob.

4.

Es hat ir hartes Leben
ain betrüeglichen schein,
Haben durch solch für geben
alhie genisstet ein;
Von Keüschait sie vil sagen
vnder den Cappen ir,
Sy mit muetwillen tragen
dem lust fleisches Begür.

5.

Ir orden ist für trefflich
auf das Bethlen gericht,
Ja das gancz Babstum sträfflich
saumbt sich vor Innen nicht;
Bey grossen Pottentatten
Brachten sie zu der handt
Alles, warumb sie Batten,
vill Königreich vnd Landt.

6.

Dises seindt nun die grossen
Bettler in aller welt,
Sampt iren mit genossen,
wöllen haben kain gelt;
Secht an die Jesuiter,
die seindt wie obgemelt,
Des Bettlens Küene Rütter,
wa Inn etwas gefelt.

7.

Eben also hört Wunder
die Cappaciner klueg,
Nicht schlechte Bettler bsonder
haben Allhie genueg

Durch das Bethlen Bekhommen
sonderlich wie man Waist
Ain gab, das man darumben
sy auch speckhs Bueben haist.

8.

Wie solches sey geschechen
gebürt mir oder dir,
So scharpf nit nach zu sechen,
gnueg feindtschafft haben wir,
Das sie vns Keczer nennen,
Gancz vnuerschuldet doch,
Geben sie zu erkhennen
als feindt des höchsten hoch.

9.

Ir Bettlen Offenbarlich
ist woll ir Laster stain
Vnnd Innen hoch gefahrlich
Lehret die Schrifft gemain,
Das der Hailigen Samen
hie soll nit gehen nach Brott,
Des solten sy sich schamen,
die schnödt Abgöttisch Rott.

10.

Gualfartus ist ir aigen,
dem dienen sie altag
Vnd thon sie vor im naigen,
das er wöll auf ir klag
Vor Gott sein Ir für sprecher,
er ist ir gnaden Thron,
Nichts halten die verbrecher
auf Christum Gottes Sohn.

11.

Das ist wol zue Probiern,
o fromer Christen man,
Ein Blosses Creücz sie fiern,
Christi Bild nit daran,
Allein solche Waaffen,
damit sie woll seindt werth,
Sy selbs am Creicz zue straffen
als arge schalckh auf Erd.

12.

Ach wer wirdt sie erlaben
mit versöhnung vor Gott,
Weil sy Christum nit haben,
o Wehe der grossen noth,
Ir selb versöhnung Brächtig
vnnd Gualfartj für Bütt
Wirdt vor dem Höchsten mächtig
nien doch helffen nit.

13.

Das gancz Bäbstliche Wessen
hat weder Thon noch krafft,
Ire werckh auser Lessen
haben gar schlechte safft,
Weil sy nit glauben herczlich,
Das Christus sey ir Herr,
Werden sie sterben schmerczlich,
Ir Seeligkait ist fehr.

14.

Die Christlich Kirch genennet,
Recht Catholischer arth,
Christum allein Bekhennet
zue ewiger Wolfart,
Durch welchen alle frommen
her von Anfang der Welt
Seindt zue gnaden khomen,
ohn Christum alles felt.

15.

Alle Bäbstliche Orden,
als von Menschen erdacht,
Sambt der selben Consorten
seindt vor Gott hoch veracht.
Vergebens ir mich ehret,
spricht Gott, mit Menschen Tant,
Wie dort der Prophet Lehret
mit gründtlichem Verstandt.

16.

Die Cappaciner nichtig
allein in Irem Thon,
Als gegen dem Babst Pflichtig,
müessen zue Boden gohn.

Auf Gualfartum sy Bawen
mit seiner Hailigkait,
Vnd dem zuuil vertrawen,
o wehe, ir fehlets weith.

17.

Christus hat vns versönnet,
der ist vnser für Bitt,
Darumb Inn Gott hoch krönet,
Wer den anruffet nit,
Der hat es übel Troffen,
ist Gottlass vnd verfluecht,
Wer auf Menschen thuet hoffen,
das hail bei Innen suecht.

18.

Amen, das sey gesungen,
O andächtiger Christ,
Bekhenn mit mundt vnd Zungen,
Dein Gott zu aller frist.
Welcher Christum für stellet
zue ainem gnaden Thron,
Wer sich zue Dem gesellet,
Dem ist geholffen schon.

19.

Fleuch den Bäbstlichen hauffen,
Auf Menschen Lehr gegrindt,
Thue Innen nicht nach Lauffen,
dein Hercz wirdt sonst entzindt;
Die Cappaziner gröblich
Halt nit für hailig Leüth,
Fleuch die, es ist dir Löblich,
sy seindt schälckh in der heüt.

München. A. Birlinger.

Bemerkungen

über die Aussprache des deutschen g.

Die deutsche Sprache hat nur Einen Buchstaben, welcher Rednern und Sängern Schwierigkeiten bereitet: das g. Nicht etwa solche Schwierigkeiten, die dadurch entstehen, dass dieses g — bekanntlich in mehrfacher Weise gebräuchlich — den Sprachwerkzeugen einiger Individuen unnatürlichen Zwang auferlegt, wie z. B. ein schnarrendes r, ein zischendes sch, oder die sogenannten weichen und harten bp, dt, wf, an dem Organismus mancher Menschen und ganzer Volksstämme Widerstand finden (denn der Bau der Sprachwerkzeuge ist nicht bei allen Nationen ein und derselbe: was der polnischen Zunge ganz leicht wird, ist der deutschen fast unmöglich); sondern Schwierigkeiten in Folge Mangels einer bestimmten Regel darüber, wo wir das g in dieser und wo wir es in jener Weise anwenden sollen.

So ziemlich das Bedeutendste, was über diesen Gegenstand geschrieben und veröffentlicht worden ist, glaube ich aufmerksam gelesen und ernstlich geprüft zu haben: in den Sprachlehren von Adelung, Heyse, Heinsius, Schulz; in der Sprachbildungslehre von Grassmann; in der Lautlehre von Angermann; in der Lehre vom mündlichen Vortrag von Benedix; in einem dies Thema behandelnden sehr interessanten Abschnitt aus Bürger's vermischten Schriften; und die betreffenden Stellen in deutschen Gesangschulen nicht zu vergessen . . . Aber das Resultat bleibt immer dasselbe: Wir besitzen für die Aussprache des deutschen g keine allgemein gültige Regel; es muss also eine solche zu begründen versucht werden. Oder wo ist die deutsche Bühne, wo die Rednerbühne (Tribüne, Kanzel), auf welcher in der Aussprache des g dieselbe Regel befolgt wird? ja, wo ist ein deutscher Schauspieler, Sänger, Kammer- oder Kanzelredner, welcher wenigstens mit sich

selber über diesen Punkt ins Klare gekommen wäre? Aber wie soll man das von den Sprach- und Sangkünstlern verlangen, da die Schriftgelehrten selber uneinig sind. Denn es ist nicht genug, dass sich die obengenannten Autoren (von anno 1780 bis 1860) mitunter gradezu widersprechen — dieses Unglück wäre zu ertragen, indem man willkürlich Einem von ihnen unbedingt den Vorzug gibt und seiner Lehre blindlings folgt. Schlimmer ist dass jeder von ihnen mit sich selber in Widerspruch geräth, und dass ihre Versuche bestimmte Normen aufzustellen nirgends mit der gehörigen Consequenz durchgeführt werden konnten; hauptsächlich desshalb 1. weil bei weitem nicht alle Fälle, in denen das g in Collision mit andern Buchstaben geräth, berücksichtigt wurden; und 2. weil in vielen Fällen der Wohlklang entscheiden sollte. Ist aber schon der Mangel an Vorschriften ein gebrechliches Steuerruder, so wird die Maassregel „den Wohlklang entscheiden zu lassen" zur gefährlichsten Klippe; und an dieser Behauptung halte ich fest, nicht etwa parceque sondern quoique ich Tonkünstler bin. Abgesehen davon dass der Wohlklang eine Geschmackssache ist und dass dem Einen wohlklingt was dem Andern missklingt — so ist es gar nicht die Aufgabe des Redners oder Sängers: die Eigenthümlichkeiten der Sprache, welche oft eben im vermeintlichen Nichtwohlklang bestehen, diese Eigenthümlichkeiten zu verdecken oder zu verwischen. Wenn der gemeine Mann recht gewählt sprechen und aussprechen will, so macht er aus jedem e ein ö, und aus jedem i ein ü, weil ihm nach der Bauart deutscher Ohren wösentlich einen wesentlich nobleren Eindruck macht als wesentlich oder gar wäsentlich, und entschüden ihm entschieden vornehmer klingt als entschieden. Aber dürfen wir corriger la fortune und die zufällig uns eigenthümlichen Grundzüge der Muttersprache umarbeiten? Ein Deutscher, der sein deutsches Idiom so traktirte, dass ein Italiener italienisch zu hören glaubte — hat ganz gewiss eine erbärmliche deutsche Aussprache gehabt, trotzdem er die Täuschung der lingua toscana in bocca tedesca hervorzubringen wusste. Wenn also beispielsweise von Benedix verlangt wird: man soll die Vorsylbe ge in geliebt anders aussprechen als in gegeben (nemlich gheliebt, aber: jegheben, nicht: ghegheben) weil die wiederholten gleichmässig ausgesprochenen Sylben gege kakophoniren, so kommen wir auf diesem Wege zuletzt dahin dass unserer deutschen Sprache so manche Wörter (gleichviel ob mit oder ohne g) entzogen werden müssten, um nur dem Wohlklang das schul-

dige Opfer zu bringen; oder dass wir aus demselben Grunde Vocale und Consonanten willkürlich ändern — und auch dies nicht nach allgemeiner, sondern nach individueller Ueberzeugung: car telle est notre euphonie. Nein! das wahre Verdienst des Redners und Sängers, in Bezug auf Aussprache, kann nur darin bestehen: dass er allgemein verständlich und consequent nach einer und derselben Methode ausspricht. Von der verstorbenen Crelinger, einer Meisterin im mündlichen Vortrage, habe ich aber hören müssen: im Krieghe zum Sieje gheführt, nemlich das ge in Siege, wegen des darauf folgenden ge in geführt, anders ausgesprochen als das ge in Kriege, obwohl beide Wörter, Kriege und Siege ganz analog sind. Hätte sie mit demselben Recht nicht auch sagen können: im Krieghe zum Sieghe jeführt? Oder um noch mehr Abwechslung zu haben: im Krieje zum Sieghe jeführt? Und der berühmte Ludwig Devrient behauptete: das g in König müsse anders ausgesprochen werden als in der Zusammensetzung königlich; nemlich: Könich, aber königlich, nicht: könichlich. Und doch sagte er ganz gewiss nicht „er lobt nur einzik sich," obwohl dem Klange nach einzig sich ganz dasselbe beanspruchen darf wie königlich. Diesen ersten Grundsatz „dass es nicht in unserm Belieben stehen darf die der Sprache angebornen Härten (?) fort zu eskamotiren," diesen Grundsatz musste ich zuvor als leitendes Princip für eine geregelte Aussprache proklamiren, ehe ich in nähere Berührung mit unserm g, dem Proteus des deutschen Alphabetes, treten konnte. Mögen Schriftsteller und Dichter dem Wohlklang zu Liebe so gewählt als irgend möglich schreiben (indem sie z. B. die Wiederholung gleicher oder ähnlich lautender Vokale, Consonanten und ganzer Sylben vermeiden); aber Redner und Sänger, welche ihre Worte wiedergeben, sollen bei deren Aussprache keine Wahl haben.

Dass nun der Buchstabe g überhaupt verschieden ausgesprochen wird — gleichviel jetzt wo er steht, ob zu Anfang, ob zum Schluss, ob vor oder nach einem Vokal oder Consonanten — darüber sind alle Sprachforscher einig; aber in wie vielfach verschiedener Weise? darin differiren sie schon wieder. So nimmt z. B. Heinsius nur eine zweifache, Grassmann dagegen sogar eine sechsfache Aussprache an. Letzterer sagt: „g kann bezeichnen den sanften Kehlschluss; den scharfen Kehlschluss; den sanften hintern Kehlhauch gebildet bei der Zungenwurzel; den sanften vordern Kehlhauch gebildet bei dem Zungenrücken; den scharfen hintern Kehlhauch gebildet bei der Zungenwurzel; den

scharfen vordern Kehlhauch gebildet bei dem Zungenrücken.“ Es ist gar nicht meine Absicht eine specielle Kritik der obengenannten Autoren und ihrer Werke zu liefern; und so will ich denn auch in dieser detaillirten Beschreibung des gelehrten Grassmann, die gewiss erst nach langwierigen und ermüdenden Versuchen zu Stande kommen konnte, nichts Anstössiges finden. Aber zugleich erkläre ich mich entschieden gegen den praktischen Nutzen solcher Untersuchungen. Es ist für die Aussprache nicht minder unerheblich zu wissen ob Kehlschluss, Kehlhauch, Zungenwurzel oder Zungenrücken — als es für den Gesang gleichgültig ist ob larinx, pharinx, Ringknorpel, Schildknorpel oder Giesskannenknorpel. Rubini und Lablache hatten, um in ihrem Fach bedeutend zu werden, eben so wenig nöthig die Physiologie der Kehle und die akustische Architektonik des Theaters zu studiren, als Thalberg und Liszt die Anatomie der Hand und den Bau des Pianoforte, oder Hoguet und Taglioni die Muskulatur des Fusses und die Struktur des Parquetbodens. Achtung den Gelehrten, welche in die Geheimnisse der Natur auf wissenschaftlichem Wege einzudringen suchen! Achtung auch den Künstlern, die neben praktischer Tüchtigkeit noch für das innerste Wesen ihrer Organe und für den Organismus ihrer Instrumente (gleichviel ob Kehle, Hand oder Fuss) ein lebendiges Interesse bekunden! Aber von dergleichen Studien einen Nutzen für die eigentliche Werkthätigkeit zu erwarten . . . das ist vergeblich. Und um nun auf unsern speciellen Fall, auf die Aussprache des deutschen g, zurückzukehren, so würde eine solche Grassmann'sche Klassification (selbst wenn wir auch genau wüssten in welchen Fällen diese oder jene Sorte der Kehl- und Zungenmanoeuvres anzuwenden sei) für unsere Praxis nur in so fern eine mögliche Berechtigung haben, als wir die verschiedene Aussprache des g auf keine andere Weise darstellen könnten. Eine solche und zwar allgemein verständliche Darstellung findet aber, wie ich nachstehend zu beweisen hoffe, durchaus keine Schwierigkeit. Wo das deutsche Alphabet zur Bezeichnung und Erklärung einzelner Nüançen nicht ausreicht, werden wir das französische und italienische zu Hülfe nehmen; und diese beiden um so sicherer, da in ihnen gar kein Zweifel über richtige Aussprache vorkommen kann.

Allgemeine Bemerkungen.

1. Wo von dem Vokal e die Rede ist, wird überhaupt der e-Laut in

Betracht genommen, also auch ä und ö. — Wo von dem Vokal i die Rede ist, wird überhaupt der i-Laut in Betracht genommen, also auch e, ü, ai, äu, ei und eu. — Was für die Vokale a und u gilt, gilt auch für ihre Vereinigung in dem Doppellaut au.

2) Wo nach dem g eine Elision stattgefunden hat, bleibt die Aussprache meistentheils dieselbe wie vor der Elision; es wird also das g in heil'ger ausgesprochen wie in heiliger, in ertrag'ner wie in ertragener, in verbirg's wie in verbirg es, in verbürg's wie in verbürge es. Einzelne Ausnahmen werden späterhin angegeben.

3. Dass sich die Eigennamen in der deutschen, wie in jeder Sprache aller Regelmässigkeit entziehen, bedarf kaum der Vorerinnerung; wo sie dennoch als Beispiele gewählt wurden, geschah es nur um die betreffende Aussprache festzustellen, nicht aber als Beleg für die Regel.

Regeln für die Aussprache des deutschen g.

I. Erste Regel.

Das deutsche g wird ausgesprochen wie es die Franzosen in gazette, gloire, gondole, grand, guerre, guirlande und die Italiener in gazetta, gloria, gondola, grande, guerra, ghirlanda aussprechen. Dieser gh-Laut (Ghetto, Ghibelline) ist der unserm g einzig eigenthümliche, da die übrigen Arten seiner Aussprache mit andern Buchstaben (j, k, ch und deren Nüancen) übereinstimmen. Wir gebrauchen ihn

1) da, wo das g ein Wort beginnt: Gott, gesund, giessen, graben.

2) da, wo es eine Stammsylbe oder ein Stammwort beginnt, gleichviel wo dieselben stehen: Abgott, ungesund, vergiessen, begraben. Auch dann, wenn der Stamm ohne Zusammensetzung nicht mehr gebräuchlich ist: beginnen, ergötzen, vergessen, Bräutigam, Nachtigall.

3) da, wo das g (des Wohlklangs wegen?) vor die Stammsylbe eingeschoben ist: gegessen.

Anm. Wahrscheinlich der einzige Fall und eine Willkür der Sprache; denn müsste man nicht eben so gut wie gegessen statt geessen beliebt wurde, auch gegerbt statt geerbt und gegekelt statt geekelt sagen?

4) da, wo ein doppeltes g im einfachen Wort erscheint: Bagger,

Dogge, Egge, Flagge, flügge, Lugger, Roggen; wie in den Eigennamen: Baggesen, Brügge, Fugger, Mügge, Poggendorf, Schweigger, Toggenburg, Wiggers. Nicht aber in Essiggeist, oder in weggebracht; denn hier erscheint gg nicht im einfachen sondern im zusammengesetzten Wort.

5) in allen fremdländischen Wörtern, wenn wir nicht deren ursprünglich abweichende Aussprache beibehalten, wie z. B. bei französischen und italienischen, in denen g vor e oder vor i den Zischlaut erhält: Gemappes, Gironde, Gennaro, Reggio. Durchgängig aber in allen aus todten Sprachen entlehnten und in solchen Wörtern, welche bereits deutsches Bürgerrecht erhalten haben: Cigarre, Dragoner, Evangelium, Hugenotten, Megäre, Mongole, Pergamus, Portugal, Pygmalion, Regent, Quadriga, Zigeuner; desgleichen fast in allen Eigennamen, wenn das g zu Anfang der Sylbe steht: Hugo, Logau, Riga, Sagan, Sigurd, Wigand.

Dieses g der ersten Regel bezeichnen wir späterhin mit gh; z. B. Ghasse = Gasse.

II. Zweite Regel.

Das deutsche g, wenn ihm ein n vorangeht, mit welchem es zu Einem Stamme gehört (also nicht wie in eingehn, Unglück) bildet mit Ausnahme der in der dritten Regel bezeichneten Fälle einen eigenthümlichen Nasenlaut, wie ihn die Franzosen in der Aussprache der Wörter: bain, lundi, marin, non, vendredi hören lassen. Und sollte jemand wirklich nicht wissen wie die Franzosen die eben citirten Beispiele behandeln (in jeder grammaire findet man aber „on sprich wie ong") so gehe er zu seinem Nachbar — der weiss es ganz gewiss, und dann wird auch er selbst diesen nasalen Klang hervorbringen lernen. Solche Erklärung und dies Verfahren sind, glaube ich, deutlicher und praktischer als des verstorbenen Angermann's barbarisch stylisirte Analyse „das ng kann mit Intonation gebildet werden, wenn man es so bildet dass man den Zungenrücken und die Zungenwurzel wölbt und gegen den weichen Gaumen treten lässt, so dass die Mundhöhle so geschlossen wird, dass keine Luft in dieselbe treten kann, sondern dieselbe sogleich durch die Nasenhöhle dringt und in derselben die Resonanz erhält."

Der nasale Klang dieses Einem Stamm zugehörigen ng theilt sich aber nicht etwa nur dem g durch das voranstehende n, sondern eben

sowohl dem n durch das nachfolgende g mit, — was aber nicht der Fall ist, wenn n und g, ohne demselben Stamm anzugehören, unmittelbar aufeinander folgen. Man spreche sich z. B. laut und langsam vor: angeloben und: Angel oben, und zwar mit einer Pause: an...geloben, und dann: An...gel oben — so wird man sehr deutlich den Unterschied des ersten an von dem zweiten An heraushören, nicht etwa erst, nachdem das g von angeloben oder das g von Angel oben erklungen ist, sondern schon dann, sobald man nur die Absicht hatte, Eines oder das Andere folgen zu lassen.

Wir gebrauchen dieses nasale ng

1) in allen Wörtern und Stämmen, die mit ng schliessen: Gesang, lang, Liebling, Umarmung, gesanglich, Ringspiel, Singmeister, Springbock.

2) in solchen Wörtern, in denen das g, obwohl zum Stamme gehörig, doch erst in der nächsten Sylbe vorkommt, also in allen Abwandlungen der mit ng schliessenden Stämme: ginge, Lunge, Strenge, Gesanges, lange, Lieblingen.

Anm. Auf die Art der Sylbenabtheilung, welche bekanntlich nach verschiedenen Theorien behandelt wird, kommt es hier gar nicht an. Ob man abtheilt: Lieblin-gen oder Liebling-en ist für unsere Regel ganz gleichgültig, denn in der Aussprache wird das g immer nur zur letzten Sylbe gehörend erklingen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch erwähnen, dass das ng in dem Worte lang (selbst wenn man nach Heinsius ng am Schlusse immer wie nk aussprechen wollte) wenigstens bei den Norddeutschen niemals wie nk lautet, sobald das Wort als Zeitbestimmung gebraucht wird. Ein lank entbehrter Freund erweckt in uns die Vorstellung eines sieben Fuss hohen Mannes, während wir in dem Satze „der Speer war ungeheuer lank," also bei einer Raumbestimmung, keinen Anstoss finden. Nach meiner Ueberzeugung muss aber dies abschliessende ng jederzeit — also auch in lang — als nasaler Laut behandelt werden.

3) Der eigenthümliche nasale Ton dieses ng bedarf in der Aussprache noch einer besondern Uebung, wenn ihm das s des Genitiv nach elidirtem e folgt: Drangs, Gesangs, statt: Dranges, Gesanges; und auch dann, wenn ihm (dem ng) das sogenannte verschmelzende s (s euphonique) folgt, welches zwei Worte verbindet, deren erstes die Bedeutung des Genitiv führt: Frühlingslied, d. h. Lied des Frühlings. Diese Bedeutung des Genitiv bleibt auch in solchen Worten, die bei ihrer Declination kein s im Genitiv aufzuweisen haben: Trennungspein, d. h. Pein der Trennung, Hoffnungsschimmer, d. h. Schimmer der Hoffnung, oder: hoffnungslos,

d. h. der Hoffnung ledig. In allen diesen Fällen suche man den k-Laut zu vermeiden; also nicht: Dranks, Gesanks, Frühlinkslied, Trennunkspein, Hoffnunksschimmer, hoffnunkslos. Das gegen möge man sich immer ein elidirtes e vergegenwärtigen, als wolle man es beinahe wie ein dumpfes i kurz und stumm einschieben. Durch Aufmerksamkeit und Uebung stellt sich bald die richtige Mitte zwischen Dranks und Dranges heraus, so dass die Aussprache nichts Fremdartiges oder Geschraubtes verräth.

Dieses g der zweiten Regel bezeichnen wir späterhin mit *ng*; z. B. *Enge* = Enge.

III. Dritte Regel.

Das deutsche g wird ausgesprochen wie k

1) wenn ihm ein n vorangeht und unmittelbar ein s folgt, ohne dass ein e elidirt wurde: längs, rings. Es darf also des Rings statt des Ringes nicht ebenso ausgesprochen werden, wie die Partikel rings, sondern es muss in jenem Genitiv die oben angeführte Regel (II, 3) befolgt werden.

2) wenn ihm ein n vorangeht und ein t oder st folgt: Angst, ängstlich, Hengst, jüngst, längst, Pfingsten, bringt, bringst, verlangt, verlangst.

In beiden Fällen wird vorausgesetzt, dass ns, nt und nst zu Einer Sylbe oder zu Einem Stamm gehören; also nicht in den Wörtern: gesangsüchtig, Springteufel, langstenglich, welche nach Regel II, 1 zu behandeln sind.

Alle Sprachen haben ähnliche Beispiele aufzuweisen von Wörtern, welche — trotz ihrer verschiedenen Schreibart — gleichlautend ausgesprochen werden; z. B. im Französischen: sans, sang, sent, s'en. Oder sollen wir im Deutschen auch zwischen Thon und Ton, zwischen Stadt und statt u. s. w. einen Unterschied machen. Dass ng nicht immer wie nk zu klingen braucht, dass es in gewissen Fällen sogar sehr leicht davon zu unterscheiden sei, haben wir schon unter Regel II, 1, 2, 3 gesehen. Folgt aber auf ng in demselben Stamme ein t oder st — Laute, welche als Endpunkte mit so viel Prätension auftreten, dass sie sich den vorhergehenden Consonanten dienstbar machen — so drängt der natürliche Sprachorganismus deutscher Nation

auf Uebereinstimmung ihrer sonst verschieden klingenden Buchstaben, des weichen g und des harten k.

Anm. In gleicher Weise verwandelt sich vor t und st das weiche b in das harte p: Liebt und liebst klingt wie liept und liepst, während lieb's statt liebe es nicht wie lieps ausgesprochen werden darf, sondern den ursprünglichen weichen b-Laut mit nachgeschobenem kurzen stummen e (vergl. Regel II, 3) beibehält. Eben so wenig bewahrt das weiche d vor t und st seinen ursprünglichen Laut, sondern verwandelt sich in das harte t: beredt und redst klingt nicht anders als beree(t)t und reetst; dagegen Pfad's statt Pfades oder lad's statt lade es nicht wie Pfaats und laats klingen, sondern den weichen d-Laut mit nachgeschobenem kurzen stummen e beibehalten soll.

Man möge also keinen Unterschied machen zwischen Hengst und henkst. Hengst klingt grade so wie henkst, und henkst wie Hengst, wenn wir nicht zwischen g und st ein kurzes stummes e (Hengest oder Hengist) einschieben wollen, was aber eben so fehlerhaft wäre, als das Einschieben des e zwischen g und l, z. B. Gelanz und Gelück statt Glanz und Glück, wodurch sich Viele (namentlich Sänger) unvortheilhaft auszeichnen. Von zehn Deutschen, welche sich bemühen, in ihrer Aussprache dergleichen Unterschiede wie Hengst mit g und henkst mit k bemerklich zu machen, wird es nur Einem gelingen; und von zehn Andern, die solchen Unterschied in der doppelten Aussprache jenes Einen entdecken wollen, wird auch nur Einer der glückliche Finder sein; und von diesen beiden Einern wird sich wahrscheinlich wieder Einer oder der Andere getäuscht haben.

Das deutsche g wird ausgesprochen wie k

3) am Schluss einer Sylbe, deren Nachfolgerin mit s beginnt: ablugsen, bugsiren.

4) in den Partikeln flŭgs und wĕg. Hier lautet das g nur ausnahmsweise wie k, denn eigentlich müsste es wie ch ausgesprochen werden (flugs vergl. Regel IV, 3; weg vergl. Regel IV, 1). Aber der Sprachgebrauch hat in diesen Wörtern für k entschieden, wahrscheinlich weil flŭks und wĕk (flucks und weck) eilfertiger klingen (etwa wie fix) als fluchs und wech, sogenannte onomata poetica, d. h. Wörter, deren Sinn zum Theil schon im Klange ausgedrückt ist.

Dieses g der dritten Regel bezeichnen wir späterhin mit k; z. B. zwankst = zwangst.

Ehe wir nun zu den folgenden Regeln übergehen, ist Nachstehendes zu erwägen. Die Gaumenbuchstaben j, g, k, ch behaupten bei fast

allen Völkern eine Ausnahmsstellung. In den uns geläufigen romanischen Sprachen (französisch und italienisch), in welchen das c (das im Deutschen einer besonderen Aussprache entbehrt, denn es vertritt ja bei uns nur in Fremdwörtern die Stelle des z) die Stellung des dort fehlenden k einnimmt, wird die Aussprache dieses c mehrfach modificirt, je nachdem es vor den Vokalen e und i, oder vor a, o und u steht. Aehnlich behandeln diese Sprachen den Consonanten g. Als Beispiel dienen die französischen Wörter: ça, cabinet, célèbre, cire, clair, cocher, couronne und gage, gagner, gauche, geler, gilet, glace, gorge, gouverneur.

Anm. Ebenso sprechen wir in den lateinischen Wörtern casus, celeber, Cicero, cohors, cura das c verschieden aus; im Griechischen wird bei verdoppeltem g das erste wie ein n behandelt; dass im Italienischen das c und g vor e und i mit dem Zischlaut erklingt, ist bereits früher (vergl. Regel I, 5) erwähnt. Kurz ... überall Anomalie der Gaumenbuchstaben.

Wunderbarer Weise richten sich aber die Deutschen in der Behandlung ihrer Gaumenbuchstaben g und ch nicht darnach, ob dieselben vor, sondern ob sie hinter den Vokalen e und i, oder hinter a, o und u stehen. Von solcher Stellung hängt es lediglich ab, ob ch so oder so ausgesprochen wird. Das ch in den Wörtern dich, feucht, leicht, möchte, sprechen (und ebenso nach Consonanten: horch, mancher) klingt ganz anders als in focht, Schlacht, sprach, Schlucht. Nur die slavischen und czechischen Deutschen, zum Theil auch die Niederösterreicher, machen zwischen den Wörtern brach, brechen, bricht, gebrochen, Bruch keinen das ch betreffenden Unterschied, indem sie nämlich den tiefer in der Kehle gebildeten Gaumenlaut (brach) bevorzugen. Bürger ist meines Wissens der erste gewesen, welcher die beiden verschieden auszusprechenden ch mit Achlaut und Ichlaut bezeichnete. Da wir nun dem deutschen g gleichfalls diese doppelte Aussprache zuerkennen müssen, so ist in den nachfolgenden Regeln, der Kürze halber, jene schlagende Benennung beibehalten worden.

IV. Vierte Regel.

Das deutsche g wird ausgesprochen wie ch mit dem Achlaut nach den Vokalen a, o, u

1) wenn es eine Stammsylbe schliesst: Tag, log, Fug, Flug; also auch in den Zusammensetzungen: Tagsatzung, Befugniss, Flugmaschine.

2) wenn ihm zum Schluss der Stammsylbe noch ein Consonant folgt: Magd, tragt, Vogt, schlugt, magst.

In allen solchen Fällen sind die Vokale a, o, u gedehnt. Man spreche z. B. statt machst: maachst, oder statt Tracht: Traacht, so liegt der Unterschied zwischen măchst und māgst, oder zwischen Trăcht und trägt nur in der Kürze oder Länge des Vokal a; übrigens aber klingt das gst in māgst grade wie chst in măchst, das gt in trägt wie cht in Trăcht, das g in lōg wie ch in Lŏch, das gt in schlūgt wie cht in Schlŭcht.

Ausnahmsweise nimmt aber das g die Aussprache des ch mit dem Achlaut nicht an in dem Worte flugs (vergl. Regel III, 4).

Dieses g der vierten Regel bezeichnen wir späterhin mit CH; z. B. VocHt = Vogt.

Als Grundlage und zur Erläuterung für die nächste Regel spreche man sich laut vor: Welche Lage! die Kugel hat mich betrogen. Wer diesen Satz ohne Ziererei hersagt, wird finden, dass er natürlicher Weise nicht prononcirt: Laghe, Kughel, betroghen; auch nicht Lake, Kukel, betroken; auch nicht Lache, Kuchel, betrochen. Sondern das g in diesen drei Wörtern ist nur eine Abart und Abschwächung des Achlautes; dabei hat es einige Aehnlichkeit mit dem nasalen g, welches sonst nach dem n erklingt. Wenn der burschikose Bürger in „Johann von Paris“ von dem leeren Magen der Prinzessin spricht, und wenn der Herr Gross-Senechal dann entsetzt ausruft: „eine Prinzessin! und einen Maghen!“ so ist das ganz in der Ordnung. Nichts ist für die Bornirtheit jenes von Etikette überfliessenden Hofschranzen bezeichnender, als ein gh im Maghen. Aber vernünftige, gebildete Menschen sprechen nicht in dieser Weise, ebenso wenig wie sie ein Haghelwetter, ein Voghelnest oder einen Tughendhelden kennen. Unser neues g, welches dem Klange nach als eine Mischung des Achlautes mit dem nasalen ng zu definiren wäre, wollen wir „das gleitende“ nennen.

V. Fünfte Regel.

Das deutsche g wird ausgesprochen wie ein gleitendes nach den Vocalen a, o, u, wenn ihm in demselben Stammwort der Vokal e folgt: Tages, Vogel, erlogen, Jugend, Auge. (Dagegen lugersonnen

nicht mit dem gleitenden g, sondern nach Regel IV, 1 mit dem Achlaut, weil hier das g in lug den Stamm abschliesst.)

Dieses g der fünften Regel bezeichnen wir späterhin mit *g*; z. B. Bo*g*en = Bogen.

Vor Constatirung der nächsten Regel muss ich noch einmal — und zwar zum letztenmal — die Ansicht eines meiner Vorgänger anführen, um zu zeigen, in welcher Planlosigkeit und mit welchem Leichtsinn diese ganze Materie früher behandelt wurde. Der sonst sehr verdienstvolle Fr. Sieber sagt in seinem Lehrbuch der Gesangkunst: „Zungenlaute gebildet durch den Zungenrücken und die Gaumendecke sind: j, g, ch; durch den Zungenrücken und den Gaumenbogen: g, k. Wenn der nach oben gewölbte Zungenrücken bei geringer Contraction den hintern Theil des harten Gaumens oder der Gaumendecke berührt, so entsteht — je nachdem diese Berührung schwächer oder heftiger erfolgt — ein j, ch, oder g, nämlich ein g wie es am Ende der Sylben lautet, z. B. in heilig." Wunderbar! aber das ist ja eben der casus criticus, dass wir keine bestimmte Regel darüber hatten, wie das g in heilig lauten soll. Klingt es wie k? oder wie ch mit dem Achlaut? oder wie ch mit dem Ichlaut? oder wie j? oder wie gh? oder sollen wir uns die Sprachwerkzeuge ruiniren, um das g in heilig als gleitendes oder gar als nasales ng erklingen zu lassen? Wunderbar! und dazu diese physiologisch-anatomische Auseinandersetzung!

VI. Sechste Regel.

Das deutsche g wird ausgesprochen wie ch mit dem Ichlaut

1) wenn es nach den Vokalen e und i eine Sylbe wirklich (nicht etwa durch Elision) abschliesst: Wēg (subst.), Sieg, Teig, Essig, Neuigkeit, Heilig, Mächtigste.

Als Ausnahme die Partikel wĕg = wek (vergl. Regel III, 4).

2) auch wenn ihm nach e und i am Schluss der Sylbe noch ein t oder st folgt: legt, legst, mögt, mögst, liegt, liegst, steigt, steigst, beugt, beugst.

Anm. Ueber den Einfluss des t und st auf den vorangehenden Buchstaben, selbst wenn, wie in den obigen Beispielen, eine Elision Statt gefunden hat (legt statt leget u. s. w.), vergl. Regel III, 2 und die dazu gehörige Anmerkung.

3) wenn es nach den Consonanten l und r die Sylbe schliesst: Balg, Sarg, Berg, verbirg.

4) auch wenn ihm nach l und r am Schluss der Sylbe noch ein t oder st folgt: balgt, balgst, folgt, folgst, verargt, verargst, bergt, birgt, bürgt, borgt und bergst u. s. w.

Dieses g der sechsten Regel bezeichnen wir späterhin mit *ch*; z. B. We*ch* = Wēg.

In ähnlichem Verhältniss wie das gleitende g zum Achlaut steht, so verhält sich das j zum Ichlaut. Jenes gleitende g ist ein schwächerer gedämpfter Achlaut (Sache — Sage); dieses j ist ein schwächerer gedämpfter Ichlaut (Kriecher — Krieger, sprich Kriejer). Hiegegen vornehmlich werden sich Stimmen erheben; ich weiss, dass es für eine besondere Feinheit gilt zu sagen: im Reghen bestieghen die Kriegher den Hüghel u. s. w. Mir aber macht diese Ziererei jedesmal Maghendrücken, und ein Predigher, der mich mit dem Seghen des Herrn entlässt, verdirbt mir die ganze Andacht von der Wieghe bis zum Sarghe. Indessen soll auch dieser mir entgegenstehenden Ansicht im „Schlusswort" Rechnung getragen werden.

VII. Siebente Regel.

Das deutsche g wird ausgesprochen wie j

1) wenn ihm ein e oder i vorangeht und ein Vokal folgt: Seegen, wägen, mögen, Krieger, Hügel, steigen, Regung, Biegung, Beugung, Siege (also auch Sieg'; vergl. Allgemeine Bemerkungen 2).

2) wenn ihm ein e oder i vorangeht und ein n oder l folgt: Segler, Nachzügler, segnen, ereignen.

3) wenn ihm ein l oder r vorangeht und ein Vokal folgt: balgen, schwelgen, tilgen, folgen, bargen, bergen, bürgen, borgen, Burgen, Tilgung, Besorgung.

Dieses g der siebenten Regel bezeichnen wir späterhin mit j; z. B. Wejes = Weges.

Schlusswort.

Hiemit glaube ich alle Fälle, in denen das deutsche g mit andern Buchstaben collidirt, erschöpft und für jeden einzelnen Fall zum Erstenmal eine bestimmte Regel aufgestellt zu haben. Aber ich vermesse mich nicht zu dem kühnen Gedanken, dass dadurch der Confusion, über welche meine sämmtlichen Vorgänger zart hinwegschlüpften, ein Ende

gemacht sei. Besässen die Deutschen, wie die Franzosen schon seit 100 Jahren in ihrer Académie française, einen höchsten Gerichtshof der Sprache, welcher decretirte was richtig und was falsch sei, und gingen von einer solchen Körperschaft dergleichen Bestimmungen aus — oder hätten Männer wie die Brüder Grimm ihr deutsches Wörterbuch (welches jetzt leider nicht einmal bis zum Buchstaben g reicht) schon vor 30 Jahren beendigt, und wäre ihnen dann noch beschieden gewesen, fernere 30 Jahre in Wort und Schrift ihre Grundsätze zu predigen — dann freilich bestände sichere Hoffnung, das wir uns endlich einer Richtschnur für meinen speziellen Fall, wie für hundert andere fragliche Punkte in der deutschen Grammatik, resp. Aussprache und Orthographie, erfreuten. Aber eine Nicht-Autorität, wie Schreiber dieser Zeilen, konnte nur Aphorismen zu einer Monographie des Buchstabens g liefern;*) damit aber zugleich den Beweis: dass es überhaupt möglich sei, einiges Licht in dies Chaos zu bringen. Inwiefern Sprachlehrer, Redner und Sänger mit meinen Ansichten übereinstimmen oder nicht, steht zu erwarten. Aber es würde mich durchaus weder befremden noch beschämen, wenn Jemand, und sei er der gewiegteste Gegner, wider mich aufträte und meine sämmtlichen Regeln — obgleich ich sie der Umgangssprache gebildeter Männer abgelauscht zu haben glaube — von Grund aus umstürzte; wenn er z. B. überall ein gh verlangte, wo ich j verordnete, oder ein ch mit dem Achlaut an Stelle meines k empföhle, oder das gleitende g ganz und gar verbannte und dergleichen mehr; das alles wäre nebensächlich — denn das Hauptinteresse der Verhandlung bestand nur darin:

1) alle Fälle aufzufinden, in denen g mit anderen Buchstaben collidirt, und

2) für jeden Fall eine bestimmte Regel vorräthig zu haben.

Es sollte gezeigt werden, dass dies möglich sei, und ich überlasse es gern bewährteren Kräften, ein bisher brachgelegenes Feld zu bearbeiten und für Alle nutzbar zu machen. Vor der Hand versuche man das g in abwechselnder Weise nach meinen Regeln auszusprechen; ich habe dazu Tell's Monolog gewählt und die schon früher angedeutete Bezeichnung der siebenfach verschiedenen Aussprache des g hinzugefügt: I. gh; II. *ng* (das nasale); III. k; IV. ch (mit dem Achlaut); V. *g* (das gleitende); VI. *ch* (mit dem Ichlaut); VII. j.

---

*) Gammatikalische oder Gammatologische Notizen?

Durch diese hohle Ghasse muss er kommen;
Es führt kein andrer Wec*h* nach Küssnacht. — Hier
Vollend' ich's — die Ghelejenheit ist ghünstic*h*,
Dort der Hollunderstrauch verbirc*h*t mich ihm;
Von dort herab kann ihn mein Pfeil erla*ng*en;
Des Wejes E*ng*e wehret den Verfoljern.
Mach deine Rechnu*ng* mit dem Himmel, Vocht,
Fort musst du, deine Uhr ist abghelaufen.
Ich lebte still und harmlos — das Gheschoss
War auf des Waldes Thiere uur gherichtet,
Meine Ghedanken waren rein von Mord —
Du hast aus meinem Frieden mich heraus
Gheschreckt; in ghärend Drachenghift hast du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt,
Zum Ungheheuren hast du mich ghewöhnt —
Wer sich des Kindes Haupt zum Ziele setzte,
Der kann auch treffen in das Herz des Feind's.
Die armen Kindlein, die unschuldijen,
Das treue Weib muss ich vor deiner Wuth
Beschützen, Landvocht! Da, als ich den Bo*g*enstra*ng*
Anzoch — als mir die Hand erzitterte —
Als du mit ghrausam teufelischer Lust
Mich zwankst auf's Haupt des Kindes anzulejen —
Als ich ohnmächtic*h* flehend ra*ng* vor dir,*)
Damals ghelobt' ich mir in meinem Innern
Mit furchtbar'm Eidschwur, den nur Ghott ghehört,
Dass meines nächsten Schusses erstes Ziel
Dein Herz sein sollte. Was ich mir ghelobt
In jenes Au*g*enblickes Höllenqualen
Ist eine heil'je Schuld — ich will sie zahlen.
Du bist mein Herr und meines Kaisers Vocht,
Doch nicht der Kaiser hätte sich erlaubt
Was du — er sandte dich in diese Lande
Um Recht zu sprechen — stre*ng*es, denn er zürnet —
Doch nicht, um mit der mörderischen Lust
Dich jedes Ghräuels straflos zu erfrechen;
Es lebt ein Ghott, zu strafen und zu rächen.
Komm du hervor, du Bri*ng*er bittrer Schmerzen,
Mein theures Kleinod jetzt, mein höchster Schatz —
Ein Ziel will ich dir gheben, das bis jetzt
Der frommen Bitte undurchdri*ng*lich war —
Doch dir soll es nicht widerstehn. Und du,
Vertraute Bo*g*ensehne, die so oft
Mir treu ghedient hat in der Freude Spielen,
Verlass mich nicht im fürchterlichen Ernst!
Nur jetzt noch halte fest, du treuer Stra*ng*,
Der mir so oft den herben Pfeil beflüjelt —
Entränn' er jetzo kraftlos meinen Händen,
Ich habe keinen zweiten zu versenden.
Auf diese(r) Bank von Stein will ich mich setzen,
Dem Wanderer zur kurzen Ruh bereitet —
Denn hier ist keine Heimath — Jeder treibt
Sich an dem Andern rasch und fremd vorüber

*) In diesen letzten vier Zeilen kommen Sechs verschiedene g vor: anzog, grausam, zwangst, anzulegen, ohnmächtig, rang.

Und fra*g*et nicht nach seinem Schmerz. Hier gheht
Der sorjenvolle Kaufmann und der leicht
Gheschürzte Piljer — der andächt'je Mönch,
Der düstre Räuber und der heitre Spielmann,
Der Säumer mit dem schwerbeladnen Ross,
Der ferne herkommt von der Menschen Ländern,
Denn jede Strasse führt an's End der Welt.
Sie alle ziehen ihres Wejes fort
An ihr Gheschäft — und meines ist der Mord!
Sonst, wenn der Vater auszoch, liebe Kinder,
Da war ein Freuen, wenn er wiederkam;
Denn niemals kehrt' er heim, er brächt' euch etwas,
War's eine schöne Alpenblume, war's
Ein seltner Vo*g*el oder Ammonshorn,
Wie es der Wandrer findet auf den Berjen —
Jetzt gheht er einem andern Waidwerk nach,
Am wilden We*ch* sitzt er mit Mordghedanken:
Des Feindes Leben ist's, worauf er lauert.
Und doch an euch nur denkt er, liebe Kinder,
Auch jetzt — euch zu vertheid'jen, eure holde Unschuld
Zu schützen vor der Rache des Tyrannen,
Will er zum Morde jetzt den Bo*g*en spannen.
Ich laure auf ein edles Wild. — Lässt sich's
Der Jäjer nicht verdriessen, Ta*g*e la*ng*
Umher zu streifen in des Winters Stre*ng*e,
Von Fels zu Fels den Wa*g*espru*ng* zu thun,
Hinan zu klimmen an den ghlatten Wänden,
Wo er sich anleimt mit dem eijnen Blut,
Um ein armselig Ghratthier zu erja*g*eu.
Hier ghilt es einen köstlicheren Preis,
Das Herz des Todfeinds, der mich will verderben.
Mein ghanzes Leben la*ng* hab' ich den Bo*g*en
Ghehandhabt, mich gheübt nach Schützenrejel;
Ich habe oft gheschossen in das Schwarze
Und manchen schönen Preis mir heimghebracht
Vom Freudenschiessen. Aber heute will ich
Den Meisterschuss thun und das Beste mir
Im ghanzen Umkreis des Ghebirjs ghewinnen.

Berlin. Heinrich Dorn.

Orthoepische Betrachtungen

in Bezug auf Littré's Wörterbuch.

I.

Zandt (Französische Grammatik, Carlsruhe, Müller, 1847) bemerkt sehr richtig: „Eine richtige Aussprache ist nicht bloss Sache des Wohllautes und der Eleganz, wie Viele zu glauben scheinen, sondern sie ist auch, und zwar in viel höherem Grade als man gewöhnlich annimmt, eine nothwendige Bedingung für die Deutlichkeit der mündlichen Rede. Hieraus allein schon folgt, dass diejenigen Unrecht haben, welche die Aussprache als Nebensache ansehen möchten. Es kommt aber dabei noch ein anderer Umstand in Betracht, der das Erwerben einer richtigen Aussprache wenigstens als sehr nützlich erscheinen lässt. Für den Ausländer, welcher im mündlichen Gebrauche der französischen Sprache nur wenig geübt ist, wird es oft noch schwerer zu verstehen, als sich verständlich zu machen. Mancher, der trotz seiner schlechten Aussprache sich im Französischen so ziemlich verständlich machen kann, versteht in der Unterhaltung mit schnell sprechenden Franzosen oder gar in einem französischen Theater fast kein Wort; denn es fehlt nicht bloss seinen Organen die Fertigkeit, die französischen Laute rein nachzuahmen, sondern es fehlt auch seinem Ohr die Fertigkeit, sie aufzufassen und von ähnlichen Lauten zu unterscheiden. Da nun die richtige Aussprache diese beiden Fertigkeiten voraussetzt, so dient das Erwerben derselben ebensosehr zum Verstehen als zum Verstandenwerden."

So bereitwillig wir dem Vorstehenden aus ganzem Herzen beipflichten, eben so offen müssen wir jedoch auch erklären, dass die vielen Schwierigkeiten, welche die französische Aussprache in der Praecisirung der einzelnen Laute, in der Bindung, der Quantität, Betonung etc. bietet, trotz der grossen Verbreitung der französischen Sprache, in unserem Lehrapparat noch keineswegs die hinreichende Beachtung finden. Der Beweis dafür liegt nicht nur in dem oben Angeführten. Von dem Vorhandensein aber der vielfältigsten Schwierigkeiten zeugen die vielen theils sehr umfangreichen orthoepischen Arbeiten, welche die

Franzosen für ihre eigenen Landsleute geschrieben haben. Es giebt wohl nur sehr wenige in Frankreich erschienene Grammatiken und Wörterbücher, die die Aussprache nicht berücksichtigten.

Da die hierher gehörige Literatur sogar vielen Lehrern des Französischen nicht bekannt ist, so gedenke ich mir von Manchem einen Dank zu verdienen, wenn ich die hierher gehörigen Werke nach den Jahreszahlen ihres Erscheinens geordnet hier folgen lasse. Sollten in meiner Aufzählung Lücken bemerkt werden, so bemerke ich, dass ich mir dessen wohl bewusst bin; ich will aber nur die bekanntesten und als Autoritäten wichtigsten anführen, da es wohl überflüssig ist, jede Grammatik, die etwa einen Auszug aus der Aussprachelehre bietet, mit aufzuzählen. Bei den in Deutschland erschienenen Grammatiken möchte das Letztere sogar oft misslich sein, da in ihnen die Aussprache zum grössten Theil mangelhaft und vor Allem nicht erschöpfend behandelt ist.

Für die historische Entwicklung der Aussprache führe ich eine Zahl älterer Werke mit auf:

Palsgrave, Les clarcissement de la langue francoyse. Diese in englischer Sprache geschriebene Grammatik (in Folio) erschien 1530 zu London. Sie ist von Génin 1852 von neuem veröffentlicht worden.

Das erste Buch derselben (73 Capitel) ist betitelt: The fyrst boke, wherin the true towndynge of the frenche tonge restheth.

Loys Meigret (Lyonnais), Traité touchant le commun usage de l'escriture françoise. Paris, Jehan Longis 1542, in-4°., ou Paris, Jeanne de Marnef, 1545, in-8°.

Ackermann sagt von diesem Buch: Ouvrage curieux comme confermant la première analyse qui ait été faite des sons de la langue française, et les premiers projets de réforme orthographique.

Des Autelz, Traité contre l'ortographe des Meygretistes. Lyon 1548, in-8°. Défense de L. Meygret, Lyon 1550 in-8°.

Louis Meigret (Lionoes), Le trette de la Grammère françoeze. Paris, Chretien Weshel, 1550, in-4°.

Defenses de Louis Meigret touchant son ortographie françoese, contre les censures et calomnies de Glaumalis da Vezeles, et de ses adherans. Paris, Chrestien Weshel, 1550, in-8°.

Des Autelz, Réplique aux défenses de L. Meygret, Lyon 1551. Réponse de L. Meigret à la désespérée replique de G. Des Autelz, Paris 1851.

Jaq. Pelletier (du Mans), Dialogue de l'ortographe et prononciation françoese. Poitiers, Enguilbert Marnef, 1550, in-8°.

De la Ramée Gramere, Paris. André Wechel 1562, in-8°. Diese Gr. erschien auch 1583 zu Frankfurt in lateinischer Uebersetzung von Pontaton Thévenin.

De la Ramée Grammaire, Paris, Denis Duval 1587, in-8°.

Es ist dies eine neue Auflage des vorigen Werkes.

Hon Rambaud, Declaration des abus que l'on commet en escrivant etc., Lyon 1578.

Joubert, Dialogue sur la cacographie françoise.

A Sancto Vinculo, De pronunciatione linguae Gallicae, libri o, 8. Lond. 1580.

Th. Beza, De Francicae liguae recta pronunciatione tractatus. Genevae 1584.

P. Le Gaygnard, L'apprenmolire françois, pour aprendre les jeunes enfans et les estranges à lire en peu de temps les mots des escritures françoizes; avec la vraye ortographe françoize, Paris, Jean Berjon 1609, in-8°.

E. Simon (docteur en médecine), La vraye et ancienne ortographe françoise, restaurée. Paris, Jean Gesselin 1609, in-4°.

De Vangelas, Remarques sur la langue françoise, utiles à ceux qui veulent bien parler et bien écrire (1647, in-8°). Das in meinem Besitze befindliche Exemplar ist eine neue Ausgabe (revue et corrigée) in-12°., welche 1670 in Paris bei Louys Billaine erschien. Obwohl das für seine Zeit höchst wichtige Werk die Aussprache nicht besonders behandelt, so giebt es doch mehrfache Andeutungen für dieselbe.

Traite de l'ortografe françoise dans sa perfection, par J. d'Argent, Paris, Florentin-Lambert, 1666, in-12°.

Discours physique de la parole (par De Cordemoy). Paris, Flor. Lambert, 1668.

Les véritables règles de l'ortografe franceze, par Louis de l'Esclache. Paris, Laurent Rondet 1668, in-12°.

Traité de l'ortographe, où on établit les règles certaines pour écrire correctement et on examine celles qu'a données M. de l'Esclache, par le sieur de Monconduit. Paris, Jacques Talon, 1669, in-12°.

La véritable ortographe françoise, opposée à l'ortographe imaginaire, par le sieur de Lesclache. Paris, Jacq. Bottin, 1669, in-12°.

Les principes infaillibles et les règles assurées de la iuste prononciacion de nôtre langue, par le sieur L. (Lartigaut), Paris, Jean d'Hovry 1670.

Chifflet, Nouvelle et parfaite grammaire françoise, Paris 1673.

Das Werk wird von Littré häufig citirt.

Nouvelle méthode de la langue françoise, en quatre parties; la première de la prononciation des sons en général; la seconde de la prononciation en lisant; la troisième la grammaire; et la quatrième l'euphonie, ou la bonne prononciation des mots en parlant. Paris, Estienne Michalet, 1674, in-12°.

Bonhours, Remarques sur la langue françoise, Paris 1680.

L'Ortographe françoise, ou l'unique méthode contenant les règles qu'il est nécessaire de savoir pour écrire correctement, par le sieur Bleigny 3. édit. Paris, Presse de Bats, 1683, in-12°.

Dangeau, Reflexions sur toutes les parties de la grammaire, Paris 1684.

L'art de bien prononcer et de bien parler la langue françoise. par le sieur J. H. (J. Hindret). Paris, Ve Cl. Thiboust 1687, in-12°.

L'art de prononcer parfaitement le langue françoise par le sieur J. H. (J. Hindret) seconde édit. Paris, L. d'Houry 1696, 2 vol. in-8°.

Deux lettres d'un Académicien (l'ablé Dangeau) à un autre Académicien, sur le sujet des Lettres. Paris, J. B. Coignard 1694, in-4°.

Reignier Des Marais, Traité de la Grammaire françoise, Paris 1706. Mein Exemplar ist 1707 in Amsterdam erschienen.

Dangeau, Essais de grammaire qui contient: 1. un discours sur les voyèles; 2. un discours sur les consones; 3. une lètre sur l'ortografe; 4. un suplément à la lètre sur l'ortografe. Dangeau. Paris, Grégoire Dapuis, 1711, in-8°.

L'art de bien parler françois etc., par La Touche nouv. édit. Amsterdam, Wetstein 1720. 2 vol.

Die 90 ersten Seiten enthalten viel Bemerkenswerthes über die Aussprache der Vocale, Consonanten, Diphthongen, über die Elision, Quantität, über die Accente etc.

Idées nouvèles sur les diférantes matières de Grammaire, par l'auteur de la Geographie Historique (l'abbé Dangeau). Paris 1722, in-8°.

Méthode familière pour apprendre l'ortographe françoise la plus commune, dressée pour les enfans et les autres personnes qui n'apprennent point le latin. Toul, Alexis Laurent, 1708, in-8°.

Les règles de la prononciation pour la langue françoise, par M. B... (Billescq), Paris, Louis Sevestre 1711, in-12°.

Examen critique du traité d'ortographie de M. l'abbé Reignier des Marais, avec les principes fondamentaux de l'art d'écrire, par M. Dupont, avocat. Paris, Jacq. Quillau, 1713, in-12°.

L'ortografe françoise sans équivoques, et dans ses principes naturels, par l'abbé G··· Paris, Pierre Giffard, 1716, in-12°.

Abrégé de la grammaire françoise, comprenant la syntaxe, les règles de la prononciation et de l'ortographe, et la versification, par M. Gaullyer. Paris, J. B. Brocas etc. 1722, in-12°.

Grammaire françoise sur un plan nouveau, avec un Traité de la prononciation des e, et un Abrégé des règles de la poësie françoise, par le P. Buffier, jésuite; nouvelle édition. Paris, d'Honry, 1723, in-12°.

Principe de l'Ortographe françoise, ou Réflexions utiles à toutes les personnes qui aiment à écrire correctement (par L. Pierre de Longue), Paris, Prault, 1725, in-12°.

Furetière's Dict. de la langue françoise erschien mit einer Vor-

rede von Bayle 1691, wurde aber von Basnage de Beauval, und dann von Brutel de la Rivière weiter bearbeitet und herausgegeben. Das in meinem Besitze befindliche Exemplar hat 4 Foliobände und ist unter dem Titel: dictionnaire universel im Haag 1727 erschienen. Später ist es von dem Jesuiten-Collegium zu Trévoux unter dem Titel: Dictionnaire de Trévoux (1771, 8 Foliobände) erweitert worden.

Principes généraux et raisonnés de la grammaire françoise, avec des observations sur l'ortographe, les accents, la ponctuation et la prononciation; et un Abrégé de la prononciation françoise, par M. Restaut. Paris 1732, in-12°.

La bibliotèque des enfans, ou les premiers élémens des lettres, contenant le sisteme du bureau tipografique etc. (par Dl. Dumas) Languedocien, Paris, 1732 et 1783. 4 vol. in-4°.

L'art d'apprendre à lire en très-peu de temps en françois et en latin, en donnant aux lettres la dénomination la plus naturelle (par Joseph Vallart), Paris, Musier 1743, in-8°.

Girard, Vrais principes de la langue françoise 1747, 2 vol. in-12°.

La Méchanique des Langues, par Pluche. Paris 1751.

Oeuvres de M. Boindin, de l'Academie des Inscriptions et Belle Lettres. Paris, Prault 1753, 2 vol., in-12°.

P. de Tavannes, Essai sur l'art de s'énoncer et d'écrire correctement la langue françoise, 8., Berlin 1757.

Büchler, Versuch bei der Aussprache, beim Lesen und Reden. 8. Frankf. 1759.

Traité des sons de la langue françoise et des caractères qui les représentent, (par l'abbé Boulliette) Paris. J. Th. Herissant 1760. 2 vol. in-8°.

Traité de la manière d'enseigner à lire, servant de troisième partie au Traité des sons de la langue françoise. Paris, J. Th. Hérissant, 1760, in-8°., idem 1788.

Traité de la Formation méchanique des langues, et principes physiques de l'Etymologie (par de Brosses) 1765, 2 vol. in - 12°. avec planches.

Ackermann sagt von diesem Werk: La réimpression de Paris, an IX, est incorrecte.

Cet ouvrage est capital pour la question de l'Alphabet universel; le premier volume y est tout consacré. L'auteur est prolixe et un peu diffus, mais d'une grande portée d'esprit, riche en vues, érudit, et a le mérite d'avoir soulevé beaucoup de questions importantes. Je le crois le premier qui ait conçu l'idée d'un Alphabet universel. Mais sa théorie est fause généralement, son analyse de sons souvent erronée, et sa théorie aphabétique impratiquable.

Grammaire générale, ou Exposition raisonnée des éléments nécesaires du langage, par M. Beauzée, Paris 1767, 2 vol. in-8°.

Mit Dumarsais war Beauzée Verfasser der grammatischen Artikel der Encyklopädie.

Remarques sur la langue françoise, par M. l'Abbé d'Olivet. Paris, Barbou 1763, in-12°.

Das in meinem Besitze befindliche Exemplar ist 1783 in Paris, Barbou erschienen. Die erste höchst bemerkenswerthe Abtheilung (124 S.) ist betitelt Prosodie françoise.

Demandre (l'Abbé de Fontenai), Dictionnaire de l'élocution fr. 2 vol. Paris 1769, nouvel édit. 1802.

Histoire naturelle de la parole, extrait du Monde primitif, par M. Court de Gébelin. Paris, 1776.

Id. 2. édition. Paris, 1815.

Schuppius, Anweisung zur leichten und gründlichen Erlernung des französischen Lesens. 8. Cassel 1779.

Chastel, Traité méthodique de la bonne prononciation, de l'orthographe franç. In-8°. Marburg 1781.

L'Ortographe des Dames, ou l'Ortographe fondée sur la bonne prononciation, démontrée la seule raisonnable, par une Société de Dames (par de Wailly), Paris, Mérigot le jeune, 1782.

De Brancourt, Traité prosodique de la prononciation française. 8. Wetzlar 1783.

Wailly, Principes de Grammaire, Paris 1793.

Demangeon, Abhandlung über die französische Aussprache. 8. Leipzig 1791.

Féraud, Dictionnaire critique de la langue françoise Marseille 1787.

Domergue Grammaire franç. simplifiée, Paris 1796.

F. Kühne, Praktische Anweisung zur französischen Aussprache in Prosa und Versen. 8. Bremen 1800.

J. Pohlmann, Praktische Anweisung, Kindern etc. Erlangen 1802. Versuch die Kinder, die schon deutsch lesen können etc. Basel 1802.

Siccard, Eléments de Grammaire générale appliqués à la langue française, 2 vol. Paris 1801.

Dubroca, l'Art de lire à haute voix. Paris, Delaunay 1802.

L'Alphabet raisonné, ou Explication de la figure des Lettres, par M. l'abbé Moussaud. Paris, Crapelet, 1803, 2 vol. in-8°.

Renault, Règles fixes pour bien prononcer les sons français, suivies etc. — 12. Hanovre 1804.

Domergue, Abhandlung über die Richtigkeit und Schönheit der französischen Aussprache und des Lesens; aus dem Französischen übersetzt von J. Lang, gr. 8. Kempten 1808.

Aussprache derjenigen französischen Wörter, welche nicht durch allgemeine Regeln bestimmt sind. 8. Quedlinburg 1810.

Grammaire générale et raisonné de Port-Royal, par Arnauld et Lancelot; précédée d'un Essai sur l'origine et les progrès de la

langue française, par M. Pétitot; suivie du Commentaire de M. Duclos, auquel on a ajouté des notes, 2. edit. Paris, 1810, in-8°.

Catineau, Nouveau Dictionnaire de Poche de la langue française avec la prononciation, 4. edit. Paris, Lefevre 1812.

Szeleczky, Theoretisch-practische Anweisung, die französische Aussprache in Ermangelung eines Lehrers in kurzer Zeit zu erlernen, in-8°. Pressburg 1813.

Lévizac, L'art de parler et d'écrire correctement la langue française, ou grammaire philosophique et littéraire de cette langue. 2 vol. Paris, Rémont 1815.

Die erste Abtheilung des ersten Bandes (150 S.) behandelt die Aussprache.

G. F. Le Mang, Kunst rein und fliessend französisch zu sprechen und zu schreiben. 8. Aufl. Leipzig 1817.

Laveaux, Dictionnaire raisonné des difcultés de la langue française. 2 vol. Paris 1818.

L'Alfabet européen appliqué aux langues asiatiques, par C. T. Volney. Paris, Firnim Didot, 1819, in-8°.

Tabelle für die Aussprache in 23 Blättern mit Anleitung zum Gebrauch. Strasburg 1821.

J. A. Salomé, Theorie der Lautbildung mit Anwendung auf die deutsche und französische Sprache. 8. Stuttgard 1822.

Traité de la prononciation des Consonnes et des Voyelles finales des mots français, dans leur rapport avec les consonnes et les voyelles initiales des mots suivans; suivi de la prosodie de la langue française, par Dubroca, Paris, Delaunay 1824. (379 p.)

Anleitung zum richtigen Lesen und Aussprechen der franz. Sprache. Basel 1827.

G. Lange, Regeln über die franz. Aussprache nach den besten französischen Grammatiken zusammengetragen. 8. Darmstadt 1829.

H. Pierre, Nouvelle clef de la prononciation du français etc. 8. Francf. à M. 1831, édit. 4. Francf. à M. 1840.

Essai sur la composition d'un alphabet, pour servir à représenter les sons de la voix humaine et leur diverses modifications, avec beaucoup plus de fidélité que par tous les alphabets connus, par S. Faure. Paris, Firnim Didot frères, 1831, in-8°.

Histoire du prix fondé par le comte de Volney, pour la transcription universelle des langues, en lettres europiennes régulièrement organisées, et pour l'étude philosophique des langues, par M. de Brière. Paris, Dondey-Dupré 1833.

Précis élémentaire de Physiologie, par F. Magendie; 3. édit. Paris, Mequignon-Marvis père et fils, 1833, 2 vol. in-8°.

Frings, Die Aussprache aller Wörter und Silben der französischen Sprache für Deutsche. 12. Berlin 1833.

Rammstein, Cours académ. etc. Tome premier, Lect. première: de la prononciation. Edit. 3. Prague 1834.

Traité médicô-chirurgical des maladies des organes de la voix par Colombat de l'Isère, Paris 1834, in-8°, avec planches.

Notions élémentaires de linguistiques, ou Histoire abrégée de la parole et de l'écriture, pour servir d'introduction à l'alphabet, à la grammaire et au dictionnaire, par Charles Nodier, de l'Académie Française, Paris, Engène Renduel, 1834.

Genthe, Die richtige französische Aussprache nach Gir. Dav. Gr. d. Gr. Eisleben und Leipzig 1835.

Dictionnaire de l'Académie française, 1835.

Lemare, Cours de langue française, 1835.

Sophie Depuis, Traité de la prononciation, ou Nouvelle prosodie française, Paris, Hachette, 1836.

Dies von Schnitz in seiner Encyklopädie des philologischen Studiums der neuern Sprachen, p. 106 und 286 so sehr gelobte Buch ist im Buchhandel vergriffen.

Vocabulaire de la langue française avec les étymologies et la prononciation par M. C. Nodier, de l'Académie française, et M. Ackermann, 1836, in-8°.

Harnier, Étude complète de la langue fr. etc. I. nouvelle méthode phonétique, Berlin, Schüppel 1836.

Rapp, Die vergleichende Grammatik als Naturlehre dargestellt. 4 Bd. Stuttgard 1836—41.

Nobiling, Lehrbuch der reinen französischen Aussprache mit besonderer Berücksichtigung des prosodischen Accentes und einem Anhange practischer Uebungen, Berlin, Curths. 1836.

Das Büchlein hat 74 Seiten, von denen 13 (62—74) praktische Leseübungen sind. Es ist eine sorgfältige Zusammenstellung und wenn auch nicht erschöpfend, doch empfehlenswerth.

Hauschild, Grammatisches Handwörterbuch der französischen Sprache, Leipzig 1837.

Nadaud, Prononciation classique de la langue française, Bonn, Habicht, 1838 (35 S.)

Essai sur l'analyse physique des langues etc. par Ackermann, Paris et Leipzig (Brockhaus) 1838.

Boiste, Dictionnaire universel. 9. édit. Paris 1839.

Napoléon Landais, Grammaire générale ou résonné de toutes les grammaires franç. etc. 2. éd. Paris. Didier, 1839.

Hayne, Vollständiges Lehrbuch der reinen franz. Aussprache, ein Supplement zu jeder franz. Grammatik. Es ist der erste Theil der von Heyne mit Lafitte, Leipzig 1839, herausgegebenen Universalgrammatik der franz. Sprache für Schulen und zum Selbstunterricht.

Gérard, Dictionnaire de prononciation de la langue française Stoutgard 1839 (46 p).

Recherches sur les formes grammaticales de la langue française et de ses dialectes au XIIIe siècle par Gustave Fallot, publiées

par P. Ackermann, et précédées d'une Notice sur l'auteur par M. B. Quérard, membre de l'Institut. 1839.

Serrou et Bussi, Grammaire et traité de la prononciation française, Paris 1840.

Gramm, Theoretisch-practische Anweisung zur Aussprache des Französischen. 8. Halle 1840.

Mager, Vocabelbuch und Fibel, Tübingen 1840.

Krätky, Versuch einer vergleichenden Grammatik, Znaim 1840.

De Castres de Tersac, Polydidactische Grammatik der französischen Sprache etc. Erster Theil. Hamburg 1841. Behandelt eingehend die Aussprache (111 S.) und enthält neben vielem Verfehlten, besonders in der Aussprachebezeichnung, doch des Guten recht viel.

Steffenhagen, Französische Orthoepie, Parchim und Ludwigslust 1841 (586 S.) Dieses von ächt deutschem Fleiss und deutscher Gründlichkeit zeugende Werk sollte keinem Lehrer des Französischen fehlen. Eine neue Auflage wäre freilich sehr erwünscht.

Traité de l'accent etc. par P. Ackermann, 2e édit. Paris — Berlin (Asher), 1843, (72). (Sehr werthwoll!).

Brandon, Die französische Aussprache der Endbuchstaben in ihrer Beziehung zu den Anfangsbuchstaben der folgenden Wörter. Leipzig, Brauns, 1844 (58 S.)

Ife, Gründliche Anleitung zur richtigen Aussprache und Orthographie des Französischen nebst einer kurz gefassten Abhandlung über die französische Versification etc. Berlin, Moeser und Kühn. (154 S.) 1845.

Napoléon Landais, Dictionnaire général et grammatical des dictionnaires franç. extrait et complément de tous les dict. ancienne et modernes les plus célèbres etc., 8e édit. Paris, Didier 1845.

11e édit. Paris 1851.

Bescherelle, Dictionnaire national etc. 2 vol. 4. Paris 1845—46.

Leçons de prononciation française ou règles précises de la prosodie par de Roosmalen. Paris (123 p.). Das Buch trägt keine Jahreszahl, ist aber nach Notizen in demselben nach 1842 erschienen. Von demselben Autor: L'orateur, ou Cours de débit et d'action oratoires, contenant tout ce qui a rapport à la parole (550 p.), 2e édit. Auch finde ich von ihm verzeichnet: Dictionnaire de la langue franç., avec la prononciation notée, suivant la méthode du professeur etc. Ob und wann das letztere Werk erschienen, ist mir nicht bekannt.

P. Ackermann, Recherche des vrais principes de l'orthographe. Paris — Berlin (Asher) 1845.

Malvin-Cazal, Prononciation de la langue française au XIXe siècle, Paris. Imprimé par autorisation du Roi à l'imprimerie Royale 1846. (492 p.)

Es ist dies die gründlichste der in Frankreich erschienenen Orthoepien. Malvin-Cazal hat das oben angeführte Werk von Dubroce

vielfach weiter ausgebaut; doch Mangel an Uebersichtlichkeit erschwert den praktischen Gebrauch des Werkes.

Lesaint, Traité complet et méthodique de la prononciation française, Hambourg 1850 (304 S.)

Dieses Handbuch ist wohl von den orthoepistischen Büchern am meisten in Deutschland bekannt, so dass es überflüssig wäre, darüber noch etwas zu bemerken. Es ist eine gründliche und übersichtliche Arbeit und verdient keineswegs, trotz mancher Irrthümer, die es enthält, den harten Tadel Schmitz's, der in seiner Encyklopädie von dem Buche einfach sagt: „Nicht viel werth."

Girault-Duvivier, Grammaire des Grammaires etc. nouv. édit. augmentée d'un aperçu critique sur le dictionnaire de l'Académie par Lemaire. 1850.

Duquesnois, Nouvelle prosodie française à l'usage des gens du monde et des colléges et institutions, Paris, Delalain. 8. 1850.

Mozin, Dictionnaire complet des langues française et allemande, Stuttgard 1811, 5. Auf., durchgesehen und vermehrt von Peschier 1850—51, 4 Bd. — 4.

Dictionnaire de la Prononciation de la langue française, indiquée au moyen de caractères phonétiques précedé d'un mémoire sur la réforme de l'alphabet par Adrien Feline, Paris, Firnim Didot, 1851 (383 p.).

Phonologie française au dix-neuvième siècle suivie d'un cours de lecture et de débit etc., par G. H. F. de Castres, Leipzig, Brockhaus 1851 (224 p.).

Schade, Hilfsbüchlein für den ersten Unterricht in der französischen Sprache, Anclam 1851 (66 S.).

Chev. Louis de Coeckelberghe-Dutzele, Théorie complète de la prononciation de la langue française avec ses différentes modifications dans l'entretien familier, le discours d'apparet et les vers; fondée sur le bon usage manifeste, les autorités les plus imposantes, et sur les principes féconds et incontestables puisés dans la raison logique, l'histoire et le génie de la langue. 2 Bd. Wien 1852.

Gattel, Dictionnaire universel de la langue française avec la prononciation, les étymologie, les synonymes etc. 8. Aufl. Paris 1854.

Peucker, Clef de la prononciation française, Breslau, Trewendt 1854 (91 S.) — 12.

Hamann, Leitfaden zur Erlernung der franz. Aussprache. 1. Heft für Elementar- und untere Klassen: 1) Uebersicht der franz. Vocal- und Consonantlaute, 2) Vocabular. Potsdam 1854. in-8°.

2. Heft für obere Klassen: 1) Genauere Uebersicht der franz. Vocal- und Consonantlaute. 2) Anleitung zur Aussprache des Satzes. 3) Vier Tabellen über die Aussprache aller franz. Wörter etc. Potsdam 1854, in-4°.

Traité de Prononciation etc. par M. Morin (de Clagny) Professeur

de lecture à haute voix et de déclamation lyrique au Conservatoire impérial de musique et de déclamation, 4. édit. Paris, Tresse 1855 (208 p.).

Etudes sur la lecture à haute voix par M. E. Mennechet, Paris 1855 (284 p.).

Mätzner, Französische Grammatik mit besonderer Berücksichtigung des Lateinischen, Berlin, Weimann 1856.

Auch die Lehrbücher von Plötz, Schmitz etc. wären hier anzuführen.

Poitevin, Nouveau Dictionnaire universel de la langue française, Paris 1857—59.

Plan zu einem Wörterbuch der franz. Aussprache für Schüler von Dr. Plifke. Programm der Realschule zu Münster. 1857.

Planer, Sur la prononciation de la voyelle e etc. (Zeitschrift für das Gymnasialwesen. 1858).

Pflifke, Petit dictionnaire de prononciation française, Lahr 1862 (45 S.).

Littré dictionnaire de la langue française etc., Paris, Hachette 1863, bis jetzt 1 Band (A-H) erschienen.

Plötz, Französisch-deutsches und deutsch-französisches Handwörterbuch mit Bezeichnung der Aussprache. 2 Bd. Berlin, Herbig, 1865.

Duquesnois, Manuel de l'orateur et du lecteur ou méthode de prononciation et de lecture expressive à l'usage des lycées impériaux etc., 17e édit. Paris, Delalain, 1865.

Waldow, Handbuch der französischen Aussprache nach den besten französischen Quellen bearbeitet. Berlin 1866 (116 S.).

Auch die englisch-französischen Wörterbücher, die die Aussprache berücksichtigen, sind zu erwähnen; es sind solche erschienen von Boyer, Flemming und Tibbins, Spiers, Sadler, Tarver, James und Molé, Meadows (in New-York 1846) etc.

Ich führe noch folgendes Buch an: Pronunciation of the French Language as spoken in the Middle of the Nineteenth Century, by M. Darqué, London (Longman) 1839.

Wer sich eingehender mit der Aussprache beschäftigt, wird auch die bei dem Elementarlehrunterricht in Frankreich üblichen Syllabaires und Lehrbücher einer näheren Prüfung unterwerfen. Ich verweise auf den Catalog der Hachette'schen Buchhandlung, der deren eine grosse Zahl enthält. Ausser diesen möchte ich noch empfehlen Michel, Cours méthodique de lecture et de prononciation (Guide de mâche) Paris, Tandon, 1865.

Beim näheren Vergleich dieser Werke finden wir jedoch in der Bezeichnung einzelner Laute namhafte Abweichungen, und eine Reihe von schwankenden, noch nicht gehörig fixirten Aussprachen zeigt uns, dass wir es mit einer lebenden, auch in der Aussprache sich stets fortentwickelnden Sprache zu thun haben. In Bezug hierauf theilt Littre in der Vorrede zu seinem Wörterbuch mit, dass sein im hohen Alter

verstorbener Freund Guérard, ein fleissiger Besucher des théâtre français die dort geltende Aussprache stets sorgfältig notirte und selbige im Laufe seines langen Lebens sich bedeutend ändern sah. Leider theil Littré von diesen interessanten Aufzeichnungen nichts Näheres mit.

Beim Erscheinen eines neuen die Aussprache berücksichtigenden Werkes in Frankreich wird man gerade auf diese schwankenden Punkte seine Aufmerksamkeit richten; um so mehr, wenn das fragliche Werk eine Autorität zum Verfasser hat.

Dieser Gesichtspunkt leitete mich, als ich das nun bis zum Ende des ersten Bandes, der mit dem Buchstaben „H" abschliesst, vollendete Wörterbuch von Littré in Bezug auf die Aussprache näher prüfte.

Ich glaube, es wird manchem Leser nicht unangenehm sein, wenn ich hier Einiges über Littré mittheile:

Maximilien Paul Emile Littré wurde am 1. Februar 1801 zu Paris geboren. Nach glänzenden Vorstudien widmete er sich dem Studium der Medicin, doch vernachlässigte er dieses bald, um sich ganz philologischen Studien zu ergeben; gleichzeitig war er ein fleissiger Mitarbeiter an verschiedenen wissenschaftlichen Journalen. Nach lebhafter Betheiligung am Juliaufstand trat er in die Redaction des National ein. Im Jahre 1839 ernannte ihn die Académie des Inscriptions zu ihrem Mitgliede. Nach der Revolution des Jahres 1848 zog er sich von der Politik zurück, legte sein Ehrenamt als pariser Stadtrath nieder (den Orden der Ehrenlegion hatte er schon ausgeschlagen), um sich fortan nur mit sprachlichen und medicinischen Studien zu beschäftigen. Im Jahre 1854 wurde er vom Minister zum Redacteur des Journal des savants berufen. Nicht nur dies Journal, wie auch die revue des deux mondes, sondern auch mehrere medicinische Zeitschriften haben Abhandlungen von ihm aufzuweisen.

Werke Littre's:

1) Edition et traduction des oeuvres d'Hippocrate (1839—1861), 10 vol. in-8°.

2) Traductien de la vie de Jésus du docteur Strauss (1839—40) 2e édit. 1855 en 4 part. in-8°.

3) 1844 wurde er an Stelle Fauriel's Mitarbeiter an dem 21., 22., 23. Bande der Histoire littéraire de France.

4) Résumé de la Philosophie positive, Paris 1845, in-8°.

5) Traduction de l'histoire naturelle de Pline 1848, 2 vol. in-8°.

6) Application de la philosophie positive au gouvernement des sociétés et en particulier à la crise actuelle. 1849.

7) Les oeuvres complètes d'Armand Carrel. 1857.

8) Paroles de philosophie positive. 1859.

9) Histoire de la langue française. 2 vol. 1862.

10) Auguste Comte et la philosophie positive. 1863.

11) Dictionnaire de la langue française etc. 1863 — bis jetzt der erste Band (A—H.) erschienen.

Littré's Wörterbuch hat erst vor kurzem eine eingehende Beurtheilung von B. Schmitz (Die neuesten Fortschritte der franz.-englischen Philologie, Greifswald 1866) erfahren; ich muss, wenn ich auf dieselbe verweise, vor Allem mein Bedauern aussprechen, dass Sch. das dict. national von Bescherelle nicht zu kennen scheint, denn sonst hätte ihn dies viel mehr wie Boiste (S. 18) zu einem Vergleich mit Littré auffordern müssen. In seiner Encyklopädie p. 115 weiss er von der bedeutenden Arbeit Bescherelle's nur anzuführen: dieses ist nach de Castre's Grundriss der franz. Litt. Gesch. das reichhaltigste und beste aller französischen Wörterbücher.

De Castres sprach dies 1854 aus; doch muss ich behaupten, er hat noch heute vollkommen Recht; denn es ist nicht nur bedeutend reichhaltiger als das Littré'sche Werk, sondern wiegt die Vorzüge des Letzteren z. B. in der Etymologie etc. vollkommen auf; um so mehr, wenn man sieht, dass die scheinbar originalen etymologischen Forschungen Littré's einfach dem Diez, Scheler etc. ohne Quellenangabe entlehnt sind. — Uns jedoch darf hier nur die Aussprache interessiren.

Littré giebt bei jedem Wort die Aussprachebezeichnung. Er hat sich dabei nicht eines besonderen phonetischen Alphabets bedient, wie etwa Feline in seinem Dictionnaire de la prononciation française (Paris Didot 1851), sondern er bildet die Aussprache, ähnlich wie die meisten französischen Orthoepisten und Grammatiker durch bekannte französische Laute nach; wobei er freilich nur die groben Nüancen des E-Lautes berücksichtigt, und den Laut oi gar nicht weiter bezeichnet, sondern denselben als solchen einfach seiner Aussprachebezeichnung einreiht.

Zu bedauern ist ferner, gerade in Bezug auf die Aussprache, dass Littré alle Eigennamen, soweit solche nicht gleichzeitig als Hauptwörter im Gebrauch sind, ausschliesst. Im Uebrigen decretirt Littré in seiner Aussprachebezeichnung stets aus eigener Autorität, und berücksichtigt auch nicht im geringsten andere bedeutendere Orthoepisten und Lexicographen seiner Zeit, wenn man nicht etwa verächtliche Aeusserungen, wie: Quelques-uns, plusieurs disent etc. . . ., als auf sie hinweisende annehmen will.

Ehe ich jedoch auf die Einzelheiten des betreffenden Werkes näher eingehe, möchte ich einige allgemeinere Punkte näher betrachten.

In der Lehre von der französischen Aussprache ist das Kapitel von der Bindung der Endconsonanten wohl das schwierigste, da hier noch viele abweichende Ansichten geltend sind. Littré führt zwar bei einer grossen Zahl von Wörtern die Art der Bindung an; in einem Wörterbuch jedoch möchte dies Kapitel nicht ohne grosse Schwierigkeiten und Wiederholungen durchzuführen sein, da bei allen consonantisch auslautenden Wörtern darauf Rücksicht genommen werden müsste.

Letzteres hat nun Littré nicht gethan, ohne dass man etwa an-

nehmen könnte, bei den nicht berücksichtigten Wörtern fände überhaupt niemals Bindung statt.

Ein Punkt ist nun aber in diesem Capitel von ganz besonderer Schwierigkeit, und da Littré über ihn seine Meinung äussert, so will ich auf denselben näher eingehen.

Ich meine die Bindung der reinen nasalen Endungen: an (en), in (ain, ein), ien, on, un. Die Frage, wann in diesem Fall eine Bindung eintreten muss, kann hier natürlich nicht beantwortet werden, umsomehr da das Littré'sche Werk hierüber nichts Vollsfändiges giebt. (In Bezug hierauf verweise ich auf Dubroce und Malvin-Cazal); aber die wichtigere Frage, wie bei eintretender Bindung die Aussprache der nasalen Endungen sein müsse, möchte ich näher untersuchen.

Vaugelas (in seinen Remarques sur la langue françoise 1647) sagt beim Artikel n: On prononce en affaire tout de mesure, que si l'on écrivoit en naffaire, comme beaucoup de femmes ont accoûtumé d'ortographier. En honneur, comme si l'on écrivoit en nonneur etc.

Ferner. (Rem. deux mauvaises prononciations, qui sont très-communes, mesure à la Cour). On prononce: on a, on ouvre, on ordonne, comme si l'on écrivoit on-n-a, on-n-ouvre, on-n-ordonne, qui est la plus douce prononciation que l'on sçauroit trouver en ces mots là sans en chercher une autre.

Es war dies zu jener Zeit auch die gebräuchlichste Aussprache, wie wir aus den Arbeiten des Abbé de Dangeau (starb 1723) ersehen, der wohl zuerst diesen Punkt in einer der Academie verlesenen Abhandlung: Discours des voyelles, eingehender beleuchtete.

Er sagt in derselben: „Remarquez ce qui arrive à ceux qui récitent sur le théâtre on à ceux qui veulent chanter. Quand un musicien voudra chanter ce vers:

Ah! j'attendrai longtemps: la nuit est loin encore
il fera tout cequ'il pourra pour éviter le bâillement.

Ou il prendra une prononciation normande, et dira: La nuit est loin-n-encore; ou il mettra un petit g après loin, et dira: la nuit est loing-encore; ou il fera une petite pause entre loin et encore. La même chose arrive aux comédiens dans les rencontres semblables. Mais, quelque expédient que prennent le musicien ou le comédien, ils tomberont dans de nouveaux inconvénients, en voulant éviter celui du bâillement.

Er kommt zu dem Schlusse, dass die Nasallaute reine Vocale seien, deren Zusammenstoss mit andern Vocalen in der Poesie zu vermeiden wäre. Er sagt weiter: Ich las, um zur klaren Ansicht von der Sache zu kommen, den Cinna des Corneille zu dem Zwecke, um die Stellen zu zählen, in denen der Hiatus durch Zusammenstoss des Nasallautes mit dem Vocale entsteht; ich fand solcher Stellen 26. Ich dachte, Corneille mit seiner normannischen Aussprache hat dergleichen Dinge wohl nicht so scharf gehört, und las den Mithridate des Racine; ich fand 11 ähnliche Stellen; doch fast nur da, wo durch

eine eintretende Pause der Hiatus verdeckt wird. Ich dachte weiter, wer Dichter und Declamator zugleich ist, muss hierin noch ein feineres Ohr haben; ich las den Misanthrope des Molière; hier fand ich nur 8 dergleichen Stellen. Noch weiter dachte ich, wer Dichter und Musikus zugleich ist, der muss es am besten wissen; ich las einen Band Opern von Quinault, der 4 Stücke enthielt. In einem Stücke war keine einzige Stelle, in den andern dreien waren zwar einige Stellen, aber in der Musik so angebracht, dass durch scharfe Trennung der Wörter jeder Misslaut aufgehoben wurde. — Hieraus scheint mit Recht der Schluss entnommen werden zu müssen, dass, so lange kein anderes Auskunftsmittel zur Aufhebung des Hiatus ausfindig gemacht ist, man dergleichen Verbindungen in der Poesie geschickt vermeiden müsse.

Solche zu tadelnde Verse wären z. B.:

Qu'à son ambition ont immolé ses crimes.
Corneille, Cinna I, 2.

Celui qui met un frein à la fureur des flots.
Racine, Athalie I, 1.

Doch gilt dies nur von der Poesie; welche Aussprache Dangeau später für die Prosa vertrat, werden wir gleich sehen.

Zwei dem Sinne nach zu einander gehörige Wörter werden in der flüssigen Sprache durch Bindung eng mit einander vereint, sie fliessen zusammen und bilden gewissermassen ein Wort. Es scheint daher das natürlichste Verfahren, diese eng verbundenen Wörter, selbst wenn das erste nasal endet, wie dies bei andern Endconsonanten auch geschieht, in der Aussprache wie ein Wort zu betrachten, und in Betreff des auslautenden n denselben Regeln zu folgen, die für die Aussprache der Consonanten im Worte überhaupt gelten, d. h. man müsse verbundene Wörter so sprechen, wie zwei wirklich zu einem zusammengesetzten Worte verschmolzene Wörter, also nach der Analogie von bonheur, bienheureux, inactif, nonobstant, vinaigre etc. Es würde dabei aus an (en) ă, aus in i, aus ain, ein ĕ, aus on ŏ, aus un u werden, während das n zum Anlaut des folgenden Wortes würde.

Diese Art der Bindung ist als die natürlichste für die gewöhnliche Umgangssprache auch wohl die am allgemeinsten verbreitete. Je mehr die Rede aber sich der feierlichen Declamation nähert, je langsamer sie somit wird, desto häufiger behalten die nasalen Endungen ihren eigenthümlichen Werth. Es wäre wohl nur zu bemerken, dass aus un nicht allgemein u wird, obwohl Dubroca (Traité de la pron. 55) behauptet, dass selbst berühmte Schauspieler so sprächen. Un wird bei dieser Art der Bindung zum kurzen Ö-Laut, etwa wie die erste Silbe vom Worte könnte: un ami.

Die zweite Art Nasallaute zu binden besteht darin, dass man ihnen ihre nasale Aussprache lässt, ausserdem aber ein zweites n zum Anlaut des folgenden Wortes macht: un nami.

Diese Art der Bindung nennt man in Frankreich die normannische, da sie in der Normandie allgemein gebräuchlich ist. Ich möchte hier eine Anecdote mittheilen, die Abbe d'Olivet erzählt:

Mélin de Saint-Gervais, Bibliothekar Franz's I., behauptete, er würde im Stande sein, jeden vom Könige in Versen begonnenen Satz mit denselben Reimen zu vollenden. Als der König einst sein Pferd besteigen wollte, und dasselbe, dabei Saint-Gervais bedeutungsvoll anblickend, also anredete:

Joli, gentil petit cheval
Bon à monter, bon à descendre

vollendete Saint-Gervais augenblicklich:

Sans que tu sois un Bucephal,
Tu portes plus grand qu'Alexandre.

Im Namen der Academie zu Caen forderte nun später Herr von Segrais durch Huet die französische Academie auf, zu entscheiden, ob man bon à monter oder bon nà monter sprechen müsse. Die Academie entschied, dass, da man zwischen bon und à monter ein Adverb einführen könne, keine Bindung eintreten dürfe. Mézerai, der Secretair der Academie, aus der Normandie gebürtig, widersetzte sich allein dieser Entscheidung, musste diese jedoch in der ausgesprochenen Form abfassen; doch konnte er sich nicht enthalten hinzu zu fügen: Et sera ainsi prononcé nonobstant clameur de haro.

Die Vertreter dieser letzteren Aussprache sind: der schon erwähnte Vaugelas; Dangeau (Essais de gram. 30), d'Olivet (Remarques sur la langue française), La Touche (Art de bien parler fr.), Restaut (Principe de la gram. fr. 445), Lévisac (Gram. fr. I, 55), Girault-Duvivier (Gram. des Gram. I, 19), Laveaux (dict. raisonné II, 625), Lesaint (traité de la pron. fr.)

Génin (des variations du langage fr. depuis le XIIe siècle) sagt pag. 60: On prononçait mo-nami, bo-nenfant. La prononciation actuelle suppose deux n: mon na mi, bon nenfant, ton-nâme, son népée. On dit de même et à tort un nenfant. La prononciation légitime et conforme à l'ancien usage est u-nenfant.

Wie aus letzterem Zusatz zu schliessen, scheint Génin beide n sprechen zu wollen, also nicht on nasal in mon nami, sondern mo*n* nami etc. Ist dem so, so gehört er zu den Vertretern der ersten Art zu binden, für welche Aussprache eine grosse Zahl Gewährsmänner anzuführen sind: Regnier-Desmarets (Traité de la gram. fr. 37), Féraud (Dict. gram. II, 170), Dubroca (Traité de pron. 27—66), Feline (dict. de la pron. fr. 259), Lemare (cours de la langue fr.), Nadaud (pron. classique de la langue fr.), Brandon (die Aussprache der Endbuchstaben pag. 9) etc.

Denjenigen, welchen das Dubroca'sche Buch nicht zugänglich ist, glaube ich einen Gefallen zu erweisen, wenn ich nachstehend aus diesem Werke (Dubroca traité de la prononciation des cons. et voy. fina-

les, p. 35) ein Kapitel: De la manière de lier les voyelles nasales, hier vollständig mittheile:

Ce premier point de discussion demande une attention particulière; et je la réclame avec autant plus de raison, que mon opinion sur la manière de lier les voyelles nasales se trouve en contradiction avec celle qui est proposée par beaucoup de grammairiens et qui est adoptée par quelques personnes. Je vais d'abord exposer les principes et la doctrine de ces grammairiens; je présenterai ensuite mon opinion avec les motifs qui la justifient, et sur cette question qui est encore livrée aux jugemens arbitraires, chacun pourra se décider suivant le degré de justesse et de raison que présenteront ces sentimens opposés.

Suivant le système des grammairiens dont je parle, la manière de lier les voyelles nasales est celle-ci: il faut d'abord conserver à ces voyelles leur caractère d'indivisibilité, c'est-à-dire les prononcer avec le retentissement du *n* comme dans bon; tandisque ce même n, changeant de nature, et devenant pure consonne, doit aller s'attacher à la voyelle initiale du mot suivant pour former la liaison du son nasal avec lui; et ils en concluent qu'on doit prononcer bon-n'ami. J'ignore quelles peuvent être les raisons qui appuient un tel principe de prononciation; j'en ai bien trouvé le signe dans beaucoup de grammaires que j'ai lues; mais j'ai vainement cherché les motifs raisonnables qui la justifient: ne serait-ce point parce que ces grammaires ne sont à cet égard qu'une copie les unes des autres, et qu'il est bien plus facile de transcrire des signes que de raisonner sur leur validité? Pour moi, je ne vois dans cette manière de lier les voyelles nasales qu'une inconséquence manifeste, et qu'il ne me paraît pas possible de soutenir Je vois que c'est faire un emploi contradictoire du même son; que c'est vouloir lui conserver d'un côté son caractère de voyelle simple, et de l'autre, le soumettre à une articulation qui ne peut appartenir qu'aux consonnes; que c'est diviser ce qui est indivisible par essence, et donner une double fonction à ce qui ne peut et ne doit en avoir qu'une. Je dis plus; c'est que la pononciation qui en résulte n'est ni naturelle ni conforme au génie de la langue française. Cette double nasalité que l'on entend forme à l'oreille une dissonance toujours désagréable et pénible, et je ne conçois même pas que l'on ait pu en présenter le signe aux étrangers qui, n'étant pas à portée de saisir les adoucissemens qu'on peut lui donner pour la rendre supportable, ne peuvent en faire résulter qu'une prononciation barbare. Un autre inconvénient de cette manière de lier les voyelles nasales c'est que le sens des idées peut en être quelquefois tellement altéré, que l'on entend précisément toute autre chose que ce qu'on voulait dire. Je suppose en effet que l'on ait à prononcer ces mots: il est en âge. Si l'on conserve à la voyelle nasale an, sa nasalité, et si en même temps on fait sonner le *n* avec la voyelle initiale du mot âge, il arrivera qu'au lieu de prononcer, il est en âge, on dira bien distinctement: il est

en nâge; ce qui est bien différent. Au reste, je préviens que c'est dans la prononciation réelle, d'un lecteur de société que j'ai puisé cet exemple. Entendit qui voulut: Il est en nâge, car il n'y avait pas la moindre équivoque dans sa manière d'énoncer ces mots. Ailleurs, j'ai entendu on-n'a dit, on-n'a-fait, on-n'a-cru; pour on a dit, on a fait, on a cru. Toutes ces prononciations vicieuses et subversives du sens des idées, sont une suite nécessaire du principe que je combats, et des signes employés dans les grammaires pour le représenter.

J'en ai une sous les yeux dont le titre est d'autant plus imposant, qu'il annonce une Analyse raisonné des meilleurs Traités sur la langue française. Voici de quelle manière s'y trouvent exposés les signes de la prononciation des voyelles nasales dans le cas de leur liaison; pour faire prononcer les mots; ancien ami, certain auteur, un oiseau, il écrit: Ancien-nami, certain-n-auteur, bon-n-ange, un-n-oiseau; ailleurs, pour faire prononcer les pronoms possessifs, mon, ton, son, avec des mots commençant par des voyelles; il écrit: Mon-n-intime ami, son-n-entière défaite, et plus bas, on trouve: En-n-homme, en-n-Italie, en-n-un moment, je n'en-n-ai point, pour indiquer la prononciation de ces mots: en homme, en Italie, en un moment, je n'en ai point. — Or, je demande si un homme qui cherche à s'instruire sur la prononciation française, si un étranger, pourra, sur de pareils signes, se former une idée exacte de la manière de lier les voyelles nasales, ou plutôt s'il n'en recevra pas l'idée de la prononciation la plus fausse? Encore, si ces signes etaient accompagnés de quelque explication qui pût en donner l'intelligence; mais non; ils sont présentés séchement, sans accessoire, sans aucune sorte d'éclaircissement: c'est l'oeil seul qui est frappé et guidé. Est il étonnant après cela qu'il y ait tant de prononciations vicieuses dans l'emploi de nos voyelles nasales? Est-il étonnant que l'on entende: Il est en nâge, pour il est en âge, et d'autres erreurs dont la diction publique est tous les jours remplie et défigurée.

C'en est assez sur la doctrine que j'attaque, et je passe au développement de mes principes sur les conditions de la liaison des voyelles nasales. Mon opinion est que, lorsqu'il s'agit de lier les voyelles nasales, leur propriété grammaticale disparaît entièrement; que la voyelle qui précède le n final reprend sa prononciation naturelle; qu'on l'énonce dégagée de toute espèce de nasalité, et que le n va s'attacher comme une consonne pure à la voyelle initiale du mot suivant, avec laquelle il forme une syllabe. Soient les mots bien aimé, bon ami, vain effort et certain homme: voici les changemens qui s'opèrent dans leur prononciation, par l'effet de la liaison des voyelles nasales, bien, bon, vain et certain. Dans les premiers, bien aimé, on prenonce purement et simplement la diphthongue bié, dont l'*é* est ici formé,

tandisque le *n* devient sonore et se joint à la voyelle suivante du mot aimé, et l'on dit: bié-n'ai-mé, et non pas bien-n'aimé. Par le même principe, on prononce: bo-n'ami, et non pas, bon n-ami; vai-n'effort, ou vè-n'effort, et non pas vain-n'éffort; et enfin certai-n'homme ou certè-n'homme, et non pas certain-n-homme.

Cette manière de lier les voyelles nasales me paraît sauver tous les principes, et ne jette pas dans l'insoutenable considération du double emploi du son nasal, considéré comme son simple et indivisible; le caractère grammatical de ces voyelles est renversé à la vérité, mais c'est pour en faire résulter un ordre naturel et tout simple; un ordre que nous exécutons dans un très grand nombre de nos mots, sans contestation et sans difficulté. Que l'on observe en effet notre manière de prononcer les mots: Inattentif, inabordable, inexact, inhumain etc.? Quelqu'un s'avise-t-il de dire: In-nattentif, in-nabordable, in-néxact; in-n'humain? Non, sans doute, et cependant tout le monde sait que ces mots sont composés de la voyelle nasale in, qui répond à la préposition latine non, voyelle que l'on fait toujours distinctement sentir dans les mots où elle est suivie d'une consonne, comme dans in-décent, in-tempérant etc. Que fait-on donc dans le premier cas? On prononce l'i naturellement, et sans aucune sorte de nasalité; ou en forme une syllabe, tandis que le *n* va se réunir comme une pure consonne à la voyelle suivante; et l'on dit: i-nattentif, i-nabordable, i-nexact, i-nhumain.

Tel est le principe qui doit régler la prononciation de nos voyelles nasales, toutes les fois qu'il s'agit de les lier; car pourquoi y aurait-il deux manière d'effectuer leur liaison? Celle-ci est dans les habitudes, non seulement de la langue française, mais encore de la langue latine où elle est exactement la même, et de qui nous l'avons sans doute reçue: celle que je combats est sans autorité, et n'existe que dans les livres de quelques grammairiens modernes qui ont prétendu faire une loi de leur mauvaise prononciation, et qui l'ont rendue plus mauvaise encore en voulant en présenter le signe. Celle que je propose est simple, naturelle et facile à exécuter; et l'autre, compliquée, contradictoire et d'une exécution très difficile, surtout quand on veut lui donner la douceur qui convient à la prononciation française. Enfin, en liant les voyelles nasales suivant le système que je défends, il n'en résulte jamais d'équivoque pour le sens, et la prononciatio nen est intelligible, constante et douce, tandisque du système opposé, résultent, comme on l'a vu, les erreurs les plus graves contre l'intelligence des idées, et une dissonance à l'oreille nécessairement fatigante et pénible.

Au reste, ce n'est point ici une opinion particulière et nouvelle que je présente, en exposant la manière de lier régulièrement les voyelles nasales. Si celle qui lui est opposée à des partisans, elle a aussi des adversaires d'un nom célèbre parmi les grammairiens fran-

çais, et je ne pense pas d'ailleurs, qu'elle ait pour elle l'usage de ceux qui se piquent de bien parler. J'ai consulté à cet égard des hommes instruits; j'ai cherché à saisir la prononciation de beaucoup d'autres et j'ai vu que tous s'accordaient à lier les voyelles nasales conformément aux principes que j'ai exposés. Il serait temps que toute incertitude sur ce point fût enfin fixée: rien ne paraît plus extraordinaire aux étrangers que de trouver parmi nous cette diversité d'opinions et de jugemens. Cela ne répond point à la haute idée qu'ils s'étaient formés de notre langue, et leur étonnement redouble, quand on leur dit que rien n'est encore fixé à cet égard; que les opinions contradictoires dont ils sont frappés, n'appartiennent qu'à des individus sans mission et sans caractère, et qu'il n'est pas possible de s'autoriser sur cet objet du jugement des instituteurs nés de la langue française. Que répondre aux questions qui naissent de leur surprise; et comment déterminer leur confiance au milieu des embarras qu'ils éprouvent?

Mätzner sagt in seiner französischen Grammatik, p. 39: die nasale Aussprache wird bei der Bindung unentschieden und der Vocallaut, welcher sich in ein consonantisches n zu verlieren sucht, nimmt einigermassen die Färbung des dem n vorhergehenden Vocales an, in on die des o, in ain, ein, ien die des e, in un die des eu, oder selbst die des u (namentlich in Paris).

Bescherelle sagt im dict. national: Ici la difficulté semble se compliquer: vain espoir, on est ici; doivent-ils se prononcer comme s'il y avait: vainespoir, o-nest ici, ou vain nespoir, on nest ici? L'abbé Dangeau et après lui quelques autres grammairiens soutiennent que dans ces circonstances, on doit nécessairement introduire un *n* entre la nasale et la voyelle initale. Le ridicule de cette prononciation avait suffi pour faire tomber le système de Dangeau, quand bien ce système n'aurait pas été tout-à-fait contraire à la marche que suivent les syllabes dans leur formation. En effet, toute syllabe se termine naturellement par une voyelle. On ne déroge à cette règle que lorsqu'il y a impossibilité d'y obéir, et cela arrive dans respect, martyr et dans tous les cas où, quand la voix est émise, l'articulation ne trouve pas une voix qu'elle puisse saisir et modifier. Que l'obstacle soit levé, qu'après la consonne il n'y ait pas une autre consonne, on dira ma-ri, ty-rien, ou qu'il y ait deux consonnes qui s'unissent facilement, on dira encore ou-bli, qua-tri-ème. Il résulte de là que la consonne quitte la syllabe énoncée pour s'unir à la voyelle qui suit, et sans laquelle elle ne pouvait exister. Or, dans vain espoir, on est ici, je prononce vai, o et la syllabe étant énoncée, le n appartient à la voyelle qui suit: vai-nespoir, o-nest ici; c'est ainsi qu'il faut prononcer.

Malvin-Cazal (Prononciation de la langue fr. au XIXe siècle pag. 233) sagt: Parmi les voyelles les plus difficiles à lier, soit entre elles, soit avec la voyelle du mot qui suit, il faut placer les voyelles

nasales, dont l'union avec la voyelle du mot qui suit ne doit avoir lieu, que dans le cas où l'usage le prescrit formellement; et dans ce cas leur propriété alphabétique disparaît, c'est-à-dire leur nasalité, et la voyelle qui précède l'n finale reprend son son naturel, en même temps que cette n va s'attacher, comme consonne à la voyelle initiale du mot suivant, avec laquelle elle forme syllabe. C'est ainsi, par exemple, que dans les locutions: bon époux, un bon avis, mon habit, malin esprit, vain espoir, un ancien ami, pour rien au monde, en un moment, un enfant gâté, aucun étranger etc. on prononce purement et simplement la voyelle qui commence le mot suivant. On prononce donc: bo-n'époux, bo-n'avis, mo-n'habit, malè-n'esprit, vai-n'espoir, eu n'anciè-n'ami, pour riè-n'au monde, a-n'un moment, eu-n'enfant gâté, auceun'étranger

Jedoch darf nicht verschwiegen werden, dass Malvin später (p. 236) in Bezug auf en (en avant, en un jour etc.) sagt: Mais dans ces exemples, comme dans tous ceux qui suivent, il faut conserver dans ces liaisons une légère nasalité au son fondamental de la voyelle qui précède la touche n que l'on lie avec la voyelle suivante. An einer andern Stelle: la finale ien de combien, rien et bien conserve un peu de sa nasalité, malgré la liaison de l'n avec la voyelle suivante, au lieu que dans ancien la nasalité disparaît entièrement à la liaison.

Vielleicht haben diese Anmerkungen Mätzner zu der Fassung seiner Regel veranlasst; ich meinerseits kann mir keine Vorstellung machen, wie die nasale Aussprache unentschieden werden soll, was eine légère nasalité ist, und wie eine Endung ein Weniges von ihrem Nasallaut beibehalten will." Eine Silbe ist entweder nasal, oder das n nach dem Vocal wird consonantisch; einen Mittelzustand kann ich mir nicht denken. Jedenfalls spricht Malvin-Cazal in seinen angeführten Beispielen: en avant, en Italie, il mange son bien en herbe etc., en nasal und schiebt das sonst von ihm verworfene n ein. Auch Hamann spricht in einzelnen Fällen von halben Nasallauten.

Napoléon Landais vertritt ebenfalls in der grammaire générale p. 37 die erste Art der Bindung. Er spricht to-nesprit, bo-nange, certai-nauteur, o-narrive.

Die Verfasser der grammaire nationale sind (p. 161) auch für diese Aussprache. Sie führen folgendes Beispiel an: Nous sommes perdus, si l'on en décide autrement, welches bei der zweiten Art zu binden l'on nen mit dem negativen Beispiele: nous sommes perdus si l'on n'en décide autrement, zu verwechseln wäre.

Siehe auch de Castres Phonologie, p. 80 etc.

Wie stellt sich nun Littré zu dem streitigen Punkt? In der Vorrede führt er die Nasallaute an, die er als solche seiner Aussprachebezeichnung einreihen will, und setzt hinzu: S'ajoute seulement que la consonne qui les termine ne doit jamais, dans cette figuration,

être entendu ni s'appuyer sur la voyelle qui suit; elle doit être prononcée comme si elle était isolée: enivrer, an-ni-vré; an prononcé comme dans l'an. Das heisst also der betreffende Laut bleibt nasal und ein zweites „isolirtes" n lautet die folgende Silbe an, wie er es uns auch in dem betreffenden Beispiele bildlich zeigt; er vertritt damit die zweite Art der Bindung. Sehr bald aber finden wir in ihm einen ganz entschiedenen Vertreter der ersten Art zu binden. Beim Worte bien sagt er: devant une voyelle ou une h muette l'n se lie: bien honorable, bien écrire, dites: bie n'honorable, biè-n'écrire; quelques uns disent biin n'honorable, biin n'écrire, en donnant à bien le son nasal de in dans indigne, cela n'est pas bon; la règle générale de ces prononciations, sauf exception, est donnée par vinaigre, qui n'a pas souffert du mauvais usage.

Auch spricht er bien-aimé = biè-n'aimé.

Auch bei bon bleibt er dieser Regel getreu. Hier sagt er: l'n ne se lie pas quand bon n'est pas devant son substantif: il est bon et brave, dites: bon, et brave; mais l'n se lie quand bon est devant son substantif: un bon ami, dites bo-nami. Doch schon bei brun weicht er wieder von dieser Aussprache ab: l'n ne se lie pas; si brun se trouvait devant son substantif, ce qui n'arrive presque jamais, l'n se lierait: un brun n Allemand, brun ayant le son du nom de nombre un.

Auch bei folgenden Wörtern folgt er der ersten Aussprache: commun: n se lie commun n intérêt; d'autres fügt er jedoch hinzu, ne conservant pas à la syllabe un la nasalité, disent un commu nintérêt; während er umgekehrt bei aucun (ô-keun) den Nasallaut aufheben und aucu-n'ami sprechen will; und die Aussprache aucun-nami verwirft!

divin: di-vin, devant une voyelle la syllabe in garde le son nasal comme dans indigne, et l'n se lie, divin namour; d'autres ôtent la nasalité divi-namour.

en suivi d'une voyelle ou d'une h muette se prononce comme le substantif an; mais, ce qui n'a pas lieu pour le substantif an, l'n s'appuie sur la voyelle qui suit: en avant, dites an-navant; je n'en ai pas, il s'en amuse, le succès en est douteux, dites: je nan nai pas, il san namuse, le succès an nest douteux. Quelques personnes prononcent: je n'a nai pas etc.; mais cette prononciation peut-être plus conforme aux autres analogies, est aujourd'hui provinciale.

Das ist Alles, was bis jetzt in Littré über die Bindung der Nasallaute zu finden ist. Bei ancien, bénin, citoyen, combien, féminin, fin etc. sagt er nichts. Ist hier keine Bindung erlaubt? warum sagt er es nicht, da er doch bei chacun hinzufügt: l'n ne se lie pas?

Also auch Littré liefert in seinen Aeusserungen über den fraglichen Punkt nur den Beweis, dass die Aussprache der nasalen Bindung in der Sprache noch nicht fixirt ist.

Dass jedoch für die Declamation im Allgemeinen die zweite Art der Bindung, d. h. die Beibehaltung des Nasallautes und Einschiebung

eines n die gebräuchlichste ist, darauf habe ich schon oben hingewiesen; auch liefert folgendes Buch davon einen Beweis: Traité de prononciation par Morin, Professeur de lecture à haute voix et de déclamation lyrique au conservatoire impérial de musique et de déclamation. Dahingegen ist die erste Art zu binden in der gewöhnlichen Lecture und in der Umgangssprache, wenigstens für die Endungen on und ien am allgemeinsten verbreitet.

Ich komme nun zu einem zweiten schwierigen Punkt, nämlich zu der Aussprache des mouillirten l. Auch hier ist eine mehrfache Aussprache üblich. In Paris und in andern grossen Städten des nördlichen Frankreichs spricht man in der Umgangssprache diesen Laut so weich, dass das l ganz verschwindet und der Laut fast unserm deutschen „j" gleich wird. Die Meinungen der französischen Grammatiker und Lexicographen divergiren aber in Bezug auf die Aussprache dieses Lautes, und da Littré seine ganze Autorität gegen die erwähnte Aussprache aufbietet, so sei es mir gestattet, auch die Ansichten der übrigen namhaften Orthoepisten darüber anzuführen.

La Touche (L'art de bien parler françois 1720): Quand deux l sont précédées d'un i, elles ont ordinairement un son qu'on apéle liquide ou mouillé, et qui se forme en approchant la langue des dents. Il est tel que le gli des Italiens.

Boiste (dict. universel) L présente des difficultés 1. dans le milieu des mots où il devient mouillé, chose connue de tout le monde dans la pratique, mais qu'il est difficile d'expliquer en théorie: ce sont de ces expressions de convention dont le sens, tout obscur qu'il est, justifié par l'usage, ne peut être éclairé par les plus longues dissertations. Ainsi disons que l'l est mouillé dans fille etc., j'aimerais tout autant dire qu'il disparaît et se remplace par l'ï tréma, car on prononce fiie dans la conversation: au théâtre on rétablit l'l.

Napoléon Landais (Gram. générale pag. 57. 1839): Le son dit mouillé est une des plus grandes difficultés de notre langue. Nous avons que les avis sur cette matière sont plus que partagés, qu'ils sont même en opposition directe. Jusqu'ici les lexicographes n'ont point osé prononcer franchement sur le double l précédé d'un i, ou sur l final, dont l'articulation doit, disent-ils, être mouillée. Les uns se sont contentés décrire à côté du mot: ll mouillés; à vous de prononcer, si vous savez, si vous comprenez ce que c'est que ll mouillés; le savant Gattel, celui qui a le plus approfondi la question de prononciation, donne l'avis de prononcer ces ll à la manière des Italiens, comme ils prononcent gli; mais s'il vous plaît, comme prononcent-ils le gli? Nous devons supposer qu'on n'en sait rien. C'est donc à nous de l'orthographier de notre mieux, cette infernale prononciation. — Nos puristes français veulent qu'en même temps que l'on fait entendre le ie on fasse un peu sentir l'un des deux l qui composent le mot. Cette méthode peut être fondée sur la raison, car les

lettres sont faites pour être prononcées; mais nous, nous ne craindrons pas de proclamer hautement que la généralité des Français qui parlent leur langue simplement et sans aucune espèce de prétention font sonner ie les l vulgairement dits mouillés, son peu harmonieux, il est vrai, mais simple, mais facile. C'est aussi l'opinion de Beauzée, qui dit que „dans les mots paille, abeille, vanille, feuille, rouille et dautres, terminés par lle, quoique la lettre l ne soit suivie d'aucune diphthongue écrite, on y entend aisément une diphthongue prononcée ie.“ Voilà la règle que nous avons suivie, et que nous proposons; cette règle nous a semblé établie sur la base généralement adoptée. Nous faisons prononcer fie, piage, cotion (fille pillage, cotillon). Certes nous ne croyons pas, et nous en appelons ici à tous ceux qui n'ont pas d'intérêt à accepter telle prononciation plutôt que telle autre, nous ne croyons pas, que le plus grand nombre des Français prononce fil-ie, pil-iage, kotil-ion.

Bescherelle (dict. national. 1846). Comme la prononciation de ce l (mouillé) a soulevé bien des discussions, avant de porter une seule règle à cet égard, examinons sur quoi nous devons baser notre jugement. Dans l'état actuel de la langue française, le l mouillé se prononce de deux façons. Dans les provinces du midi on prononce les deux ll de billet, comme gl dans l'italien bigletto. A Paris et dans d'autres localités on les supprime dans la conversation et on dit bi-iet. Sur le Théâtre Français, où se conserve la pureté de la diction française on a toujours entendu les Talma, les Mars, les Duplessis articuler à la manière méridionale, billet, piller, meilleur. Comme nulle règle de prononciation ne peut être donnée qui ne soit basée sur l'usage le plus général et le meilleur, que faut-il conclure de ces données? Faudra-t-il prendre la province pour modèle? De quel point de la France doit partir la véritable prononciation française? Sera-ce de Bordeaux ou de Marseille, de Lyon ou de Rouen? Bescherelle kommt endlich zu dem Schlusse, dass man die Aussprache von Paris zum Muster zu nehmen habe. Er findet daher, dass man in der Declamation den Mouillé-Laut wie gli der Italiener zu sprechen habe. (Billard z. B. ungefähr biliard). „Dans les mots, fährt er fort, où l'i est précédé d'une voyelle, comme la syllabe se trouve suffisamment pourvue, cet i ne sonne plus quaprès le l et seulement pour le mouiller. Ailleurs, meilleur, tailleur, feuille se prononcent à peu près alieurs, mélieurs, tâlieurs. Nous disons à peu près, car nous sommes loin de partager le sentiment de ce grammairien qui veut qu'on n'établisse aucune différence entre souiller et soulier, rouiller et roulier, piller et pilier. Le mouillé dans le ton ordinaire de la conversation consiste à supprimer presque entièrement le l, ou plutôt à changer son articulation en une aspiration toute particulière et qu'il faut entendre pour s'en faire une idée exacte. Cette suppression ou ce changement d'articulation n'a rien de ridicule ou de trivial, comme le veulent les

méridionnaux. Au contraire, elle donne à la conversation une grâce particulière que ne lui donnerait point toute autre articulation. Si l'on faisait sentir intégralement tous les l mouillés, même dans le discours soutenu, lorsqu'ils se rencontrent à des intervalles trop rapprochés les uns des autres, cela produirait un effet choquant pour toute oreille tant soit peu française. Il y a même des mots qui rejettent entièrement le l mouillé: Poulailler se prononce toujours pou-la-ier; pou-la-lier serait trivial, parceque ce mot n'est que du style familier, et que d'ailleurs le l ordinaire et le l mouillé ne marchent point gracieusement ensemble dans le même mot. Dans la conversation on prononcera bi-iard, bi-iet, bi-iot etc. pour billard, billet, billot. La conséquence de cette règle est que plus les mots seront communs ou ordinaires, plus il y aura nécessité de ne pas faire sentir le l. Lorsque l'i qui est ordinairement sous-entendu après le l, se trouve effectivement représenté et placé devant une autre voyelle avec laquelle il forme diphthongue, le mouillé doit avoir lieu dans toute son intégrité, même dans le ton ordinaire de la conversation. Toutefois ce mouillé est moins éloigné du l ordinaire. Exemples: Million, millier, milliard, billion, liard, milier, bailliage, allier, familier, fourmilière, Villiers, Radonvilliers. C'est le seul cas où le mouillé ne peut jamais se supprimer. Le son du l ordinaire serait préférable à la suppression totale du l mouillé; quelques Parisiens cependant, dépourvus d'oreille et de goût, se plaisent à prononcer mi-ion, bi-ion, mi-iard etc. C'est en ceci qu'ils encourent avec raison les reproches des méridionnaux. L'adverbe ailleurs ne permet pas non plus cette suppression du l mouillé. La raison en est, que ce mot venant du vieux substantif lieur, qui s'est dit pour lieu, l'usage en a conservé la prononciation. On ne saurait trop expliquer pourquoi l'on a préféré ailleurs à alieur etc. . . .

Lesaint (Traité de Prononciation, 1850). Quand la lettre l, simple ou double, a le son mouillé, l'articulation propre de cette consonne disparaît tout-à-fait, et est remplacée par un son que l'on pourrait représenter par ye. Par exemple, les mots bâiller, tailleur, meilleur, habitant, travaillons etc. se prononcent exactement bâ-ié, ta-ieur, mé-ieur, a-bi-ion, tra-va-ion. Cette prononciation qui est la seule en usage à Paris et dans toutes les grandes villes de France où pénètre le bon ton parisien, est aussi la seule qui soit adoptée dans tous les ouvrages autorisés par le conseil de l'instruction publique. — Prononcer bâ-lié, ta-lieur, mé-lieur etc., c'est donc imiter le langage affecté de la plupart des provinces éloignées de la capitale, et surtout des provinces du midi.

Feline (Dict. de la pron. de la langue fr., Paris 1851). Feline bildete zur Festellung seines phonetischen Alphabets eine Commission, zu der drei Mitglieder der Academie, Lomard, Mérimée und de Saulcy, ferner Dufau, Director des Blindeninstituts und Professor Delahaye gehörten. Diese prüften gemeinsam sämmtliche Laute, um deren gebräuchlichste Aussprache und die Bezeichnung derselben festzusetzen.

In Bezug auf den fraglichen Laut theilt er als Resultat der gemeinsamen Berathungen Folgendes mit: Le l mouillé fut l'occassion d'une assez grande diversité d'opinion. L'un des membres de la réunion pensait qu'il n'est autre chose que le son indiqué le plus souvent par y, et qu'il faut le prononcer comme on prononce cette dernière consonne dans le mot Bayeux. Mais les autres membres, tout en reconnaissant que cette manière de faire entendre le l mouillé est en effet très-usitée, ont fait remarquer qu'elle n'est pas générale et qu'on doit l'attribuer à l'abitude d'une prononciation négligée ou vicieuse. Pour moi je dis que je considérais notre l mouillé comme la réunion des consonnes l et y; que c'est à mes yeux une consonne double comme ks ou gz représentés dans notre alphabet par un x, comme le dj et le tch des Italiens, qui les écrivent par une seule lettre et dans lesquels notre oreille perçoit deux consonnes. Il me semblait qu'un alphabet rationel distinguant tous les sons primitifs, ne devait pas admettre un seul signe pour deux sons. Mais la majorité a persisté dans la pensée que le l mouillé forme un son propre et unique qui doit avoir un signe spécial.

Malvin-Cazal (Prononciation de la langue fr. etc. p. 400) nimmt einen starken und einen schwachen Mouillé-Laut an, den letzteren mit vollkommen verschwindendem l, der in der Umgangssprache allein üblich sei, bezeichnet er mit y'.

Auch die meisten mir zu Gesicht gekommenen, für die écoles primaires verfassten und eingeführten Syllabaires, méthode de lecture etc. geben den schwachen Mouillé-Laut an.

Ife in seinem 1845 herausgegebenen Hefte über die fr. Aussprache (siehe Lit.), führt in einer Anmerkung S. 23 an: Ich kann nicht umhin, hierbei zu bemerken, dass ich während meines Aufenthalts in Frankreich, namentlich in Lyon (in Paris war ich nicht), sowie bei meinem öfteren Umgange mit geborenen Franzosen in Deutschland, beim Moulliren der betreffenden Wörter nur höchst selten die gänzliche Verschweigung des l oder ll gehört habe, z. B. ma fii-e s'évè-i-a. Auch habe ich sehr oft von französischen Militärs die Wörter artilleur, bataille, bataillon etc. aussprechen hören, und immer mit einem mehr oder minder hörbaren Laute des ll, in dem Worte bataillon beim Commandiren sogar zuweilen ziemlich hart, nie aber artii-eur, batâ-ie, bata-i-on. Dass übrigens, wie oben gesagt ist, Niemand bataille wie batahlja ausspricht, oder doch nicht so aussprechen sollte, ist wohl nicht zu bezweifeln.

Plötz (Vocabulaire systématique, 394):

A. Enfin, j'ai à vous reprendre pour votre prononciation du son mouillé de la consonne l. Quand la lettre l, simple ou double, a le son mouillé, l'articulation propre de cette consonne disparaît tout-à-fait, et est remplacée par un son que l'on pourrait représenter par y e ou ie. Par exemple les mots tailleur, meilleur se prononcent à peu près taieur, mé-ieur.

B. On m'avait dit au contraire, monsieur, que c'était là la prononciation affectée des Parisiens et que, pour bien prononcer, il fallait conserver à la lettre l un peu de son articulation propre.

A. Ce peu dont vous parlez, l'usage devenu général l'a réduit à rien. Je ne nie pas qu'il n'y ait eu d'abord de l'affectation à parler ainsi, mais le fait est que, dans toutes les villes de France, celles du midi exceptées, on ne fait plus entendre dans la prononciation du son mouillé de la consonne l, une ombre de l'articulation propre de cette lettre. On prétend que dans le discours soutenu dans la déclamation, il faut un peu conserver ce son; mais allez au Théâtre français, et votre oreille vous apprendra que depuis longtemps les acteurs de ce premier théâtre de la capitale ont adopté la prononciation de tout le monde.

Auch Mätzner (fr. Gram.. 21) spricht sich für den abgeschwächten Monillé-Laut aus.

Noch ein seltsames, freilich auch manches Gute enthaltende Buch will ich hier anführen. Auburtin, Grammaire moderne des écrivains français, Paris 1861. Der Verfasser sagt pag. 28: Il faut observer que le son mouillé français ne ressemble pas au son mouillé italien, avec lequel il est si confondu en Europe et plus loin. Papillon se prononce papi-yon et non papi-lion. Er bezeichnet den betreffenden Laut daher stets mit dem consonantischen y. z. B. oreille = orè-ye, cueillir = keu-yir. Mindestens sehr eigenthümlich ist das, was er über den moullirten Laut a i l sagt: Ai devant l et ay devant e forment le son mouillé de l'italien Félicaia, ajo; de l'allemand ei (oeuf); de l'anglais I (je ou moi). Ainsi a i l (véget.) se prononce comme l'anglais I.

Littré endlich ist in seinem Wörterbuch noch nicht bis zum Buchstaben L gekommen; doch hat er vielfach Gelegenheit gefunden, sich bei den einzelnen Wörtern darüber zu äussern. In der Vorrede sagt er: La juste prononciation des ll mouillées est souvent manquée; en Flandre, on fait seulement entendre une l: bou-tèl'; à Paris on les prononce souvent comme un y; bon-tè-ye partout je previens contre cette prononciation vicieuse.

Er schreibt nun bei allen hierher gehörigen Wörtern: ll mouillées ne prononcez pas... und fügt dann die Aussprache mit schwachem Mouillé-Laut an.

Beim Worte a i l l e u r s finden wir noch: Ayez soin de mouiller les ll et de ne pas dire comme plusieurs a-yeur. Ménage rémarque que les badauds de Paris prononçaient a-li-eurs en trois syllabes, ce qu'il réprouve; on entend encore quelquefois cette prononciation; elle est très-fautive.

Ob es jedoch Littré gelingen wird, den schwachen Laut aus der Umgangssprache zu verbannen, möchte wohl sehr zweifelhaft sein.

Einen dritten allgemeinen Punkt muss ich ferner anführen, in Bezug auf welchen Littré eine neue streitige Aussprache geschaffen hat.

Es handelt sich um die Aussprache des g mit vorhergehendem

Vocal vor irgend einer Silbe. Im Allgemeinen hat in diesen Fällen y den Werth eines vocalischen mit dem vorhergehenden Vocale diphthongirenden i, und eines zweiten die folgende Silbe consonantisch anlautenden i. Ausnahmen möchten sich wohl nur bei Eigennamen und einigen Wörtern mit ay finden, in denen y reiner Consonant ist, z. B. Bayard, Lafayette, Mayence, aiguayer, bayer etc.

Littré macht nun auch bei oy eine Ausnahme von dieser Regel, indem er hier allgemein y als Consonanten behandelt. Er spricht also: fosso-yeur, foudro-yer, envo-yer, coudro-yer, festo-yer, cro-yable, déloyal, effro-yable etc.

Jedenfalls ist er aber im Irrthum, wenn er bei vielen dieser Wörter hinzufügt: plusieurs oder quelques-uns prononcent oi-y .... Ganz entschieden ist envoi-ié, croi-iable, citoi-ien (envoyer, croyable, citoyen) die üblichste Aussprache. Auch nicht ein einziger von allen Orthoepisten und Grammatikern, die irgend welche Bedeutung haben, steht in Bezug auf diese Aussprache auf Littré's Seite.

Endlich noch einen allgemeinen Punkt der französischen Aussprache, wohl den charakteristischsten. Es ist die Aussprache des E-Lautes.

Das deutsche E ist bekanntlich das Zeichen für eine ganze Scala der verschiedenen Abstufungen des E-Lautes, von dem verschwindenden stummen e bis zum offenen e; das ganz offene e bezeichnen wir durch ae. Aehnlich ist es im Französischen; auch hier repräsentirt das E-Zeichen eine ganze Reihe der verschiedensten E-Laute. Die neufranzösische Sprache hat jedoch schon den Vortheil vor der deutschen Sprache, dass sie für die Lautreihe ausser den Diphthongen ai, ei auch (ey, ay, oe, ae) noch vier besondere Zeichen besitzt: e, é, è, ê. Da aber auch diese noch nicht alle Nuancen des Lautes genau bezeichnen, so haben die Grammatiker, Lexicographen und Orthoepisten noch verschiedene Zwischenstufen angenommen.

Boiste (Observations sur le prononciation. Dict. univ. 106) sagt: Il serait trop long de donner ici les nuances presque infigurables de ces prononciations variées à l'infini. L'e est comme l'âme de la langue française; c'est la lettre la plus nombreuse, la plus mobile, la plus susceptible de métamorphoses; c'est elle qui fait le désespoir des compositeurs qui reprochent à la langue française de n'être pas musicale; c'est elle qui exige le plus d'habitude dans la Prononciation: il faut nécessairement renvoyer le lecteur aux exemples du dictionnaire et aux Rimes, et mieux encore à la société de ceux qui parlent bien. Il faudrait un volume pour décrire hasardeusement les nuances de sa Prononciation, et la mémoire s'userait à vouloir retenir, par une longue étude, ce qu'une oreille délicate peu apprendre en peu de temps, ce que l'habitude grave après dans la mémoire sans fatiguer en rien son attention.

Bescherelle (dict. nat.): L'Academie ne reconnaît que trois sortes d'e: l'é fermé, l'è ouvert, et l'e muet. Ouvrez la méthode de Port-

Royal et vous y verrez que nous avons quatre sortes d'e, dont la prononciation se retrouve dans le mot déterrement. Consultez Duclos, son habile commentateur, il vous en indiquera un cinquième, qui est moyen entre l'é fermé et l'è ouvert. Prenez Trévoux, il vous en fera connaître six, même sept; enfin, ayez recours à la volumineuse Encyclopédie, et Dumarsais vous en montrera jusqu'à huit ou neuf, et peut-être même d'avantage. Il est incontestable que de l'e muet à l'é fermé, et de l'é fermé à l'è ouvert, il y a une infinité de gradations ou nuances qui entrent réellement dans la langue écrite.

De Castres (Phonologie 10, Anm. 2.): Girard regrettait que l'Académie n'eût pas, dans son dictionnaire, fixé la vraie prononciation des mots français. Mais par quel moyen pouvait-elle indiquer les nuances qui distinguent le seul son de la voyelle e, simple ou composée, dans les mots honnêteté, succès, bonté, Grèce, graisse, veine, vaine, piège, pièce. Elle a marqué piége d'un accent aigu, et pièce d'un accent grave; et cependant l'e pénultième du premier mot ne se prononce pas comme dans bonté, ni celui du second comme dans succès; mais tous deux ont un son identique (intermédiaire entre l'aigu et le grave) que Restaud proposait avec raison de marquer d'un accent droit (é). Du reste Girard n'ignorait pas qu'en vertu de l'usage, quem penes arbitrium est et norma dicendi (Horat.), on ne pouvait pas contraindre un habitant du midi de la France à prononcer, comme à Paris, le Tarne, le Gère, les fleuves Tarn, et Gers, qu'il prononce le Tar, le Gerse.

Ces nuances du son e, inconnues dans les départements méridionnaux, sont aussi variées et aussi délicates, que l'étaient chez les anciens Grecs celles du son e, entièrement inconnues chez les Grecs modernes, qui prononcent d'une manière identique: ἴσω aequali, ἧσω mittam, ὕσω pluam, εἴσω intra, οἴσω feram, ἡμεῖς nos, ὑμεῖς vos, λιμος lames, λοιμός pestis, Ἥρη Juno, Ἶρι Iris, voc. — Cette confusion des différentes nuances avait déjà lieu dès le XIIe siècle, comme le démontre d'après Eusthathe, M. Lecluse, Dissertation sur la prononciation grècque, Toulouse 1829.

Es ist wahrlich nicht nöthig, noch andere Lexicographen und Grammatiker anzuführen, welche die vielen Nuancen der E-Laute bestätigen. Dass das unaccentuirte e die ganze Stufenreihe der E-Laute, je nach der Einwirkung der vorhergehenden und nachfolgenden Consonanten, darstellen kann, das ist uns leicht begreiflich. Ebenso werden wir es nicht auffällig finden können, dass das offene e, je nach dem Einfluss seiner Umgebung, bald mehr bald weniger offen klingen wird. Doch das é muss stets, meine ich, ein geschlossenes e darstellen; denn dass in der flüssigen Sprache des gewöhnlichen Lebens der Laut auch dieses E mehrfach undeutlich wird, gerade wie es auch dem geschärften E im Deutschen ergeht, dies kann doch unmöglich die Regel rechtfertigen, dass in diesem oder jenem Worte é wie è zu sprechen sei, da

beim langsamen deutlichen Sprechen auch der gebildete Nationalfranzose in der Aussprache dieses Lautes stets der Orthographie folgen wird. Wenn also Littré sagt: Les e marqués de l'accent aigu au commencement ou dans l'intérieur des mots ont le son bien plus ouvert que l'é final; ainsi intérieur, médecin, se prononcent plutôt intèrieur, mèdecin, qu'avec l'accent aigu, so wird man einer solchen Angabe, die den Werth der geschlossenen é vollkommen in Frage stellt, wohl nicht blindlings folgen dürfen.

Schon verzeihlicher ist die Littré'sche Aussprachebezeichnung évènement, complètement für die Wörter événement, complétement; doch wäre es dann wohl Sache des Lexicographen gewesen, die Schreibart dieser Wörter entsprechend zu ändern.

Ein Druckfehler ist es wohl nur, wenn Littré die Aussprache von conquérant conquèrant orthographirt, da er im Uebrigen, trotz obiger Bemerkung, in seiner Aussprachebezeichnung das é beibehält?

Eine andere hierher gehörige, von der Academie sanctionirte Orthographie möchte jedoch nach allgemeinem Urtheil mit der Aussprache in Widerspruch stehen und Littré ist also im Recht, wenn er selbige stets (wie auch Bescherelle und andere Lexicographen) tadelt. Er aber hat ebensowenig wie die Andern den Muth gehabt, sich dem Decret der Academie offen zu widersetzen, und durch Veränderung der Orthographie letztere mit der Aussprache in Harmonie zu bringen.

Nach dem Ausspruch der Academie behalten nämlich die Verben auf éger den accent aigu in allen Formen bei; ferner die Verben mit demselben Accent in der penultima behalten diesen, trotz der folgenden stummen Silbe, im Futur und Conditionnel; ferner schreibt die Academie die Substantiva auf ege mit einem accent aigu in der vorletzten Silbe.

Diese Regel widerspricht dem sich in den mannigfaltigsten Beispielen offenbarenden Geist der französischen Sprache, welcher vor einer stummen Silbe stets ein offenes è verlangt.

Landais (Grammaire générale, 173). Pour rester partisan de cette orthographie systématique et difficultueuse en même temps, parce qu'elle sort des règles ordinaires, qui veulent qu'une syllabe finale et muette, soit précedée d'une syllabe grave, il faudrait avoir bien consulté son oreille, être bien certain que collége, solfége etc. se prononcent comme ils sont écrits, avec le son de l'é fermé; nous prétendons, nous, que tout le monde, même ceux qui écrivent collége, solfége etc. prononcent comme s'il y avait collège, solfège etc.

Ebenso spricht sich Bescherelle aus. Im Artikel Accent sagt er: L'accent grave est placé sur les mots où l'e est suivi d'une syllable sourde muette, tels que èbe, hièble, algèbre, sèche, siècle, exècre, cède, cèdre, nèfle, règle, règne, intègre, collègue, diadème, hydrogène, lèpre, hypothèque, cratère, athlète, baromètre, trève, chèvre, fidèlement, pèlerin, ils digèrent, ils manoeuvrèrent etc.

Ce n'est pas sans dessein que nous avons rapporté ici la presque totalité des cas où cette règle peut s'appliquer. Nous tenions à en faire sentir toute l'étendue, afin de prouver combien est grande l'erreur de l'Académie qui en distrait les mots en ege, qu'elle écrit avec un é fermé, ége. C'est une innovation malheureuse et que rien ne justifie. Notre langue n'est-elle pas déjà trop surchargée d'exceptions et de bizarreries, sans chercher encore à en augmenter le nombre? Quel est donc l'académicien qui a pu proposer et faire adopter une telle prononciation? Nous en appelons à l'usage universel et à l'autorité des personnes qui parlent le mieux, est-il permis de prononcer autrement qu'avec le son de l'è ouvert les mots suivants: collège, manège, siège, piège, privilège, liège, cortège, solfège, aimè-je, puissè-je, dussè-je etc. lesquels sont en parfaite harmonie avec ceux-ci: neige, sais-je, fais-je, pleige, ferais-je, ai-je etc.? Toute autre prononciation est ridicule, affectée, inélégante et contraire au principe qu'il ne faut pas perdre de vue, c'est que toute syllable finale sourde rend l'e qui precède toujours ouvert etc. etc.

Ebenso spricht er sich in dem Artikel E gegen die Regeln der Academie aus: Il est facile de voir, avec combien peu de raison l'Académie fait une loi d'écrire avec un é les mots collége, solfége, manége, siége, et les verbes aimé-je, veillé-je, regné-je etc. L'usage universel et l'autorité des personnes qui parlent le mieux démentent journellement cette fausse prononciation etc.

Durch viele andere Citate könnte diese Aussprache noch weiter bestätigt werden; doch auch so werden wir mit Littré übereinstimmen, der die Endung ége, „bien que l'Académie mette un accent aigu", mit dem accent grave sprechen will.

In der Zeitschrift für das Gymnasialwesen vom Jahre 1858 hat der Oberlehrer Herr Planer eine Abhandlung: Sur la prononciation de la voyelle e, représenté par les signes è, ê, é et e sans accent. Auch er bestätigt die erwähnte Aussprache. Für die übrigen Fälle aber, in denen nach seiner Behauptung das é wie è gesprochen wird, gilt das bereits Gesagte. Er meint nämlich, dass é vor r stets offen zu sprechen sei, z. B. in opérer, libérateur, miséricorde, littérature etc.; ferner im Futur und Conditionnel der Verben auf éer, z. B. agréerai (pr. agrèrai). Nur in den Worten, in denen dem é ein n vorhergeht oder die Verbindung ri mit einem Consonanten oder stummen e folgt, meint er, behielte das é seinen ihm eigenen Werth, z. B. inhérent, chérie, mérite. Ferner behauptet er, dass mit Ausnahme des Verbs répéter alle andern Verben auf éter mit offenem e gesprochen würden. Auch das Imperfectum und Participium praesentis von être und die Wörter affréteur, apiécer, fréteur, inquiétant, inquiétude, prétoire, préteur, préture, rapiécer, tréteau spricht er mit offenem è.

Sicherlich wird man dem so wenig zustimmen können, wie der obigen Littré'schen Behauptung, ohne dabei in Abrede zu stellen, dass

Herr Planer in den angeführten Beispielen den flüchtig gesprochenen Laut während seines Pariser Aufenthalts wirklich häufig so gehört hat. Der gründlichste der französischen Orthoepisten, Malvin-Cazal, der in seinem Werke der Aussprache des e muet allein 28 Seiten widmet, weiss davon nichts. Ihm ist der Laut des é stets „constant et invariable."

Wie übrigens beim Vergleich mit dem Deutschen Fehler selbst von gelehrten und gebildeten Leuten gemacht werden, zeigt Schmitz in seiner Encyclopädie, der demselben Planer vorwirft, er könne nicht einmal das erste e in den Wörtern sehen und geben unterscheiden, d. h. Herr Schmitz spricht dieselben verschieden aus. So will ja auch J. Grimm, dass das e in legen, Regen uns durchaus anders klinge, als in den Wörtern gelegen, regen. Ferner De Castres bezeichnet (sowohl in seiner Phonologie, wie auch in seiner polydidactischen Grammatik) das offene è durch das deutsche e in dem Worte Mehl; und wenn man die Werke ansieht, die es sich zur Aufgabe gemacht, den französischen Laut durch deutsche Zeichen nachzubilden, so wird man in sehr vielen derselben weitere Belege für meine Behauptung leicht finden.

In Bezug auf die Aussprache der Conjunction und, et, ist Littré ferner nicht nur mit der Academie, die sagt: on prononce é sans faire sentir le t, sondern auch mit allen andern Orthoepisten im Widerspruch, wenn er die Aussprache derselben mit è bezeichnet.

Auch das Wort antéchrist möchte hier zu erwähnen sein, welches Littré mit é schreibt, aber antecri sprechen will. Er fügt ausdrücklich hinzu: Ne dites ni antécri, commes quelques-uns, ni comme d'autres antécrist. — Bescherelle, Féline und Malvin-Cazal wollen dieselbe Aussprache, orthographiren aber auch demgemäss; sie haben kein é fermé in dem Worte. Ich will hierbei noch bemerken, dass Plötz in seinem Wörterbuch antécrist mit hörbarem st sprechen lässt.

Wenn Littré so wenig zwischen é und è unterscheidet, so kann es uns nicht wundern, dass er bei der Bezeichnung der Laute ai und oi noch schwankender ist.

Ich muss auch hier im Allgemeinen der mangelhaften, meist sogar gar nicht berücksichtigten Quantitätsbezeichnung erwähnen. Ferner ist es für ein Wörterbuch, welches für jedes Wort die Aussprache angeben will, eine grosse Lücke, dass diese bei Verben nur die Infinitifform bezeichnet; jede andere für die Aussprache Schwierigkeiten bietende Verbform aber ohne Aussprachebezeichnung geblieben ist. Ich will nur einen Fall anführen: Wie spricht man das Praesens Indicativ von acquérir, conquérir? Die Regel sagt: acquié, conquié, und doch muss das r gesprochen werden; also acquière, conquière, (Malvin-Cazal, 384, Lesaint traité de la conjugation, 160).

Ich lasse nun einzelne Wörter, deren Aussprache-Bezeichnung bei Littré zu Bemerkungen Anlass giebt, nach alphabetischer Ordnung folgen:

Das Wort adéquat bezeichnet Littré a-dé-koua. Bescherelle führt die Aussprache a-dé-kou-a und a-dé-kou-a*t* an. Malvin-Cazal 284, Féline, Nodier (vocabulaire de la langue fr.) sprechen a-dé-koua*t* mit hörbarem t.

In adjoint soll nach Littré das t stumm sein, wenn das Wort Adjectiv, laut dagegen, wenn es Substantiv ist. Ich habe diesen Unterschied sonst nicht gefunden.

Bei aiguayer (baden von Thieren) sagt Littré: Il y a deux prononciations pour gua: ga-ié et ghé-ié; ga-ié est préférable. Féline will éghé-ié sprechen.

Allié spricht Littré dreisilbig a-li-é.

Bei alors sagt er: Quelques-uns font sentir l's: alor*s*, mais c'est une faute. Bei dieser Warnung hat er die übrigen Orthoepisten auf seiner Seite.

Bei aoriste sagt Littré: L'académie dit qu'on prononce oriste, cette prononciation n'est pas en usage, et dans les colléges, on dit a-o-riste. Er stimmt hierbei mit Bescherelle überein; Malvin-Cazal (98) jedoch auch Feline, De Castres (phonologie 16) sprechen oriste.

Bei dem Namen des Monats August, août, den Littré ou spricht, bemerkt er: l'a ne se prononce pas; pourtant quelques personnes prononcent a-ou. Schon Vangelas (Remarques sur la langue française) sagt: Ce mot ne fait qu'une syllable, qui est triphtongue, qu'ils appellent, c'est-a-dire, composée de trois voyelles. Elle se prononce donc, comme si, l'on écrivait oust, et qu'il n'y eut point d'a; car ceux qui prononcent a-oust, comme fait le peuple de Paris, en deux syllabes, font la même faute, que ceux qui prononcent ayder en trois syllabes, a-y-der, quoi qu'il ne soit que de deux. Hierbei wäre noch anzuführen, dass auch Voltaire in Bezug auf la mi-août sagt: Si l'on disait mi-a-ou on imiterait parfaitement le miaulement du chat. Doch eine andere Aussprache hätte Littré erwähnen sollen, die jedenfalls auch nicht vereinzelt dasteht, da in Dubroca (Traité de la prononciation etc., 75) und Malvin-Cazal (98, 285) ihre Vertreter findet. Diese sprechen oû*t* mit hörbarem t. Ich habe letzthin diese Aussprache auch in einem Werke vom Jahre 1855 gefunden, in Meunechet's études sur la lecture à haut voix (86).

Dagegen spricht Littré das a in den Wörtern aoûter, aoûtement, aoûteron. Bei dem letzten Worte aber stimmt er mit Bescherelle, Malvin-Cazal (98) und Féline nicht überein; diese sprechen oûteron.

In apaiser bezeichnet Littré den Laut ai mit è, Malvin mit é.

Bei appendice (a-pin-di-s') sagt Littré: Plusieurs disent a-pandi-s'. Ich habe die getadelte Aussprache nirgends gefunden.

Arsenic (arse-ni-k' ou ar-se-ni). Plusieurs ne font pas entendre le c; d'autres ne le font entendre que devant une voyelle. (Siehe Malvin-Cazal, p. 436, Ann. 4). Bescherelle bezeichnet arsenic, und Féline arseni, will aber das c wie k binden.

as; às, quelques-uns cependant disent: l'â de coeur, l'â de pique contre l'usage général.

Ein grosses Schwanken herrscht in der Aussprache der Wörter, welche auf ect endigen. Soll man diese Endung è, ek oder ekt sprechen? Es ist bei den einzelnen Wörtern darüber viel gestritten worden, und wie wir aus Littré sehen werden, ist der Streit darüber noch nicht geschlichtet. Es ist zu bedauern, dass er dieses Schwanken bei den einzelnen Wörtern nicht durch Annahme der von Malvin-Cazal aufgestellten Regel vermieden hat. Diese Regel lautet: Lorsque ect final est précédé d'une autre consonne que *p*, on prononce toujours la double articulation ct quand le mot est final ou suivi d'un mot commençant par une consonne, mais lorsque p précède ect, alors t devient muet, et on n'articule que le *c*. Er spricht also abjèct, infect, intellect, direct, indirect, correct, incorrect; aber auspect, aspect, circonspect, respect, suspect, — ect = ek. In den letzteren Wörtern auf pect ist ihm das t auch in der Bindung stumm; er bindet mit dem c, wie auch Dubroca (Traité de la prononc. 133) un aspect imprévu = eu-n'aspè-kimprévu. Littré nun giebt uns für die betreffende Endung keine sichere Aussprache. Er hat hierhin und dorthin gehorcht, doch keine Regel entdeckt. Aspect spricht er aspè und fügt hinzu: La prononciation de ce mot est douteuse; plusieurs disent a-spek; d'autres a-spèct'. La liaison la plus ordinaire est de faire sentir le c. — Auch circonspect spricht er circonspè und fügt auch hier hinzu: la prononciation de la finale masculine est très-peu assurée; les uns disent spè, les autres spect; au pluriel *s* se lie: circonspè-z et prudents. Conspect, respect spricht er ebenfalls conspè und respè; dagegen spricht er auspect nach Maivin's Regel auspèk. Abject spricht er abjèk ou abjè, und bei correct spricht er auch das t, also corrèkt. Er fügt hinzu: le ct se prononce; Chifflet gramm., p. 208, l'indique dans le XVIIe siècle. Le pluriel se prononce comme au singulier: des auteurs corrects et élégants, dites: des auteurs ko-rrè-kt et élégants; mais comment faudrait-il prononcer: ô vous corrects anteurs?

Ko-rrèkt auteurs serait le plus conforme aux anciennes habitudes; mais la prononciation la meilleure serait de prononcer comme respects, c'est-à-dire comme respè.

In dem Wort asthme (Asthma, Engbrüstigkeit) ist bekanntlich das t stumm, wie ist aber das s zu sprechen? Die Academie und Malvin-Cazal wollen azm'; Littré aber asm' mit scharfem *s*. Er stimmt hier mit Féline und Bescherelle überein. Letzterer sagt ass-me et non comme l'Académie l'indique à tort. Plötz lässt in seinem Wörterbuch aztm sprechen.

Bei avant-hier (avan-tièr) fügt Littré hinzu: d'autres prononcent sans faire sentir le t, avan-ièr. In dieser Aussprache stimmt Littré mit allen Orthoepisten überein.

Ganz neu war mir, was Littré beim Worte avec sagt: a-vèk, de-

vant une consonne, le c ne se prononce pas; avec vous dites, avé vous; cependant plusieurs le font entendre, même devant une consonne avec vous.

Die übrigen bedeutenderen Orthoepisten wissen davon nichts, und trotz Littré kann man wohl behaupten, dass diese plusieurs die grösste Zahl der Franzosen sind.

Beau-fils spricht Littré bô-fi; ebenso Bescherelle.

Vom Worte bloc sagt Littré: bloc (blok). Le c ne se prononce que quand le mot est isolé: voyez ce bloc, mais un bloc de marbre; on prononce encore le c quand bloc est suivi d'une voyelle ou d'une h non aspirée: un bloc énorme, dites: un blo-kénorme; cependant plusieurs prononcent en toute occasion le c et disent: un bloc de marbre. Au pluriel les règles sont variables: des blo de marbre, ou des blok de marbre, suivant la prononciation que l'on suit au singulier: quant à l's on dira, encore selon la prononciation que l'on suit: des blo-zénormes, ou des blokénormes, ou même suivant quelques-uns: des blok zénormes Malvin, 436, spricht ohne Ausnahme das c.

Das Wort bourg spricht Littré bour und fügt hinzu: le g ne se fait pas entendre, bien que l'Académie dise qu'on prononce bourk. Cette prononciation qui n'a plus pour elle l'usage, n'a par conséquent rien qui la justifie. Devant une voyelle plusieurs prononcent le g comme un k: un bour kétendu; d'autres disent un bour étendu. Au pluriel l's ne se lie pas: des bourgs étendus dites: des bour étendus; cependant plusieurs prononcent en liant des bourg-zétendus.

Malvin-Cazal spricht wie die Academie bourk (451. Anm. 1) und bindet demgemäss das c wie k (454). Ebenso sprechen Feline, Dubroca, Laudais, Nadaud. Bescherelle hingegen will bourk nur vor Vocalen sprechen.

Das Wort bris (Das Aufbrechen eines Siegels, einer Thür etc.) spricht Littré bri, und fügt hinzu: l'Académie dit qu'on prononce l's cela est une erreur; on ne dit jamais que le brî de scellé. — Malvin-Cazal folgt der Academie, Bescherelle giebt keine Aussprachebezeichnung, Féline aber spricht wie Littré bri.

Das Wort broc will Littré stets bro sprechen. Er sagt: le c ne se prononce jamais en prose, pas même devant une voyelle ou une h muette; cependant en vers on fait rimer ce mot avec broc, froc etc.

Ebenso äussert sich Bescherelle im Wörterbuch und auch die Academie. Féline spricht bro und brok nur in der Redensart de bric et de broc (durch jedes Mittel, auf allerlei Wegen). Malvin (436) sagt: Dans les mots broc, croc, accroc, raccroc, escroc, le c final ne se fait jamais entendre, même lorsque le mot qui suit commence par une voyelle ou une h non aspirée, excepté dans ces locations: Manger de la viande de broc en bouche — croc en jambe — de bric et de broc, et point d'autres.

Die Wörter bruyant, bruyère spricht Littré bru-ian, bru-ière,

und fügt hinzu: plusieurs prononcent brui-ian; brui-ière. Auch hier vertritt wohl Littré ebensowenig wie bei oy— die üblichste Aussprache.

But spricht er bu, bindet aber das t: un bu-téloigné; plusieurs disent que le t se fait sentir quand but termine une phrase: mais cela ne vaut rien et est un effet de la tendance vicieuse que la prononciation a presentement à faire sonner les consonnes. Zu den ‚plusieurs' gehört auch Féline, Malvin-Cazal, Laudais. Auch Bescherelle sagt: On prononce le t final quand ce mot termine la phrase, viser au but, ou quand il est devant une voyelle ou une h non aspirée. On ne prononce point le t devant une consonne. Pourquoi cette exception à la règle générale? Il n'y a plus de raison de prononcer le t dans but, que dans début, tribut etc.

Cassis = ka-si, quelques-uns prononcent l's, ce qui est moins bien. Bescherelle z. B. bezeichnet ka-ciss; auch Malvin-Cazal.

Ce cet bezeichnet Littré se sè-t, z. B. sè-thomme = cet homme; also gerade so auszusprechen wie cette, oder sept hommes. Die Frage, wie cet zu sprechen sei, ist im Grunde eine müssige, da das Wort alleinstehend gar nicht vorkommt. Will man das Wort als solches anführen, so mag man wie Littré sèt sagen, sonst aber ist es ganz natürlich wie ce zu sprechen, und das t dient nur zur Bindung. Dubroca (Traité de la prononciation etc. 139) bestätigt diese Ansicht: Dans le pronom cèt, qui est le même que ce, le t n'a été ajouté que par euphonie, et pour éviter la rencontre de deux voyelles; c'est à dire qu'il se lie. Und wenn er trotzdem cè t'ami schreibt, so ist das nach Obigem nur eine unvollkommene Bezeichnung, er sprach sicherlich nicht cet ami wie cette amie oder wie sept amis. Malvin-Cazal schreibt ce-t'animal, ce-t'oiseau, ce-t'homme (313). Die Sache ist so natürlich, dass die meisten Orthoepisten sie als selbstverständlich voraussetzen und darüber schweigen. Schmitz bemerkt ganz richtig, dass wohl Littré selbst, wenn er einigermassen geläufig sagt: Je ne connais pas cet homme, eher ce-thomme als cè-thomme ausspricht.

Bei dem Worte cens, welches Littré san spricht, sagt er: Quelques-uns font sentir l's et disent sans. Sind dies wirklich nur „quelques-uns"? Fragen wir einmal die übrigen Orthoepisten. Sans also mit lautem s sprechen die Academie, Malvin-Cazal (357), Boiste (dict. universel), Mozin (Wörterbuch), Bescherelle (dict. nat.), Féline, Dubroca (Traité de la pron. 73), (Lesaint traité de la pron. 155), Plötz etc. Das Wort cep spricht Littré sè; le p ne se fait point sentir, fügt er hinzu: un sè de vigne; le p se lie: un sè-pet son échalas. Quelques-uns font entendre le p, quand cep est final; cela n'est pas bon.

Die Academie hat über cep nicht entschieden; Nap. Landais (Gram. 59) sagt, cep habe ein lautes p. Bescherelle giebt die Aussprache nicht an. Féline will sêp sprechen, fügt aber als Anmerkung bei: En prononçant on élide souvent le p lorsque le mot qui suit commence par une consonne. On élide toujours au pluriel. Dubroca spricht

un cep de vigne. Boiste (observ. sur la pron. 105) sagt: dans cep on prononce c'est un cêt. Das dict. des dict. (Brux. 1837) sagt: Prononcez cèpe seul ou à la fin d'une phrase et cè dans le corps d'une proposition. Lévisac (Gram. I. 87) spricht cep. Malvin-Cazal endlich spricht in der Einzahl cep (259). Von der Mehrzahl sagt er: Quand le mot ceps signifie liens, chaînes, il se prononce sè, quand il est final, ou devant un mot qui commence par une voyelle. Les sè sont rompus, rompre les sè, avoir des sè-zaux pieds. Le p ne se fait entendre que lorsque le mot ceps signifie ceps de vigne.

Der Hirsch cerf. Littré spricht sèr; un serf dix cors, dites un sèr dix cors, L'Académie ne dit rien sur la prononciation de ce mot, qui est loin d'être bien fixée; au singulier plusieurs font entendre l'f; Ménage écrivait sêr, preuve que de son temps, l'f ne se prononçait pas; quelques-uns veulent que l'f se fasse entendre seulement quand cerf est isolé ou final: Le chien a forcé le sèrf; mais cette exception ne paraît pas fondée sur un veritable usage; au pluriel l'f ni l's ne se prononcent: les sèr et les daims; cependant quelques-uns disent les sèr zet les daims.

Feline spricht in der Einzahl sêrf. in der Mehrzahl aber sèr. Das letztere findet Bestätigung in den Versen Andrieux's aus seinem Gedicht: Le meunier de Sans-souci:

> Il pût, non végéter, boire et courir des cerfs,
> Mais des faibles humains méditer les travers.

Napoléon Landais (gram. générale, 51) sagt: d'après l'académie cerf le nom de l'animal se prononce cère, et le nom de l'esclave, serf, se prononce cèrfe.

Bescherelle spricht cèr, ebenso Dubroca und Malvin-Cazal sagt: L'f du mot cerf, ne se fait entendre que quand le mot est isolé, ou a la fin d'une phrase. Partout ailleurs, ainsi qu'au pluriel cerfs, on prononce sèr. Die Littré'sche Aussprache sèr ist somit wohl die als richtig anerkannte.

Das Wort chas (das Loch in der Nadel. Nadelöhr) spricht Littre châ; ebenso Feline; doch Malvin-Cazal will chas sprechen.

Die Christenheit, chrétienté, spricht Littré kré-tiin-té und fügt hinzu: et non comme disent quelques-uns kré-tièn-té; ebenso Feline und Bescherelle. In Malvin-Cazal finde ich in Bezug auf dies Wort einen Widerspruch: Seite 53 sagt er: Dans le mot chrétienté, ou la consonne n fait un double emploi, en ce qu'elle donne à l'e qui la précède le son nasal in, et qu'en même temps elle conserve son articulation propre: prononcez: cré-tiin-ne-té, en coulant légèrement sur ne. Dagegen pag. 142 will er cré-tiè-ne-té sprechen.

Die Augenwimper, cil, spricht Littré sil und fügt hinzu: l'Académie dit qu'on mouille l, *sill*, cependant l'usage le plus générale est de ne pas la mouiller.

Trotz des Ausspruches der Academie ist diesmal Littré mit seiner Behauptung wohl im Rechte. Auch Bescherelle bezeichnet cile, und Fe-

line giebt zwar die mouillirte Aussprache der Academie an, fügt aber in einer Anmerkung hinzu: En donnant à l'l du mot cil l'articulation mouillée, nous nous conformons à une prescription du Dictionnaire de l'Académie; mais nous devons dire que l'usage presque générale est de prononcer sil. Auch das jetzt veraltete Wort connil (Kaninchen), das Malvin-Cazal, Mozin und Andere mit mouillirtem l sprechen wollen, spricht er co-nil.

Le coq (der Hahn) Littré spricht cok, fügt aber hinzu: dans plusieurs provinces on prononce non pas des kok, mais des kò, qui est une prononciation ancienne. Letztere Aussprache vertritt auch Malvin-Cazal (468): La lettre q ne se prononce jamais dans le pluriel du mot coq. Les cò-zont éveillé tout notre voisinage.

La couenne (die Schwarte) spricht Littré koua-ne. Dieselbe Aussprache finden wir bei Malvin und den meisten Orthoepisten; Feline bezeichnet kŵèn, und Bescherelle kou-ène; doch glaube ich, werden beide wohl gerade so wie Littré sprechen. Wir haben es hier mit dem Laute des von den französischen Orthoepisten so abweichend bezeichneten Diphthongen oi zu thun.

Couguar: Littré: kou-gar. Malvin (182) spricht cougouar und schreibt couguard.

Der Lauf le cours spricht Littré: kour, und fügt hinzu: Quelques personnes prononcent l's, disant kours, ce qui est mauvais, l's ne se lie pas, kour éternel; cependant quelques personnes lient cette s; kour zéternel.

Bescherelle sagt: kour. même devant une voyelle.

Auch Feline spricht kûr, bindet aber das s.

Die von Littré gerügte Aussprache kours rührt jedenfalls von einer Verwechslung mit dem Worte la course her.

Cresson = krè-son; plusieurs personnes prononcent kre-son, mais à tort.

Die Wagenwinde le cric spricht Littré kri. Auch Bescherelle, Feline sprechen kri; Malvin-Cazal (436) aber sagt: Dans cric (machine) le t final ne se fait entendre que lorsque le mot qui suit commence par une voyelle ou une h non aspirée; hors ce cas toujours muet.

Der Titel der russischen Herrscher czar wird vielfach verschieden gesprochen. Mozin spricht sar. Hamann spricht tçar. Lesaint, Landais = kzar, Feline = gzar. Auch Malvin und Bescherelle geben gzar an, fügen jedoch hinzu, dass die Aussprache tchar richtiger sei.

Désir, désirable, désirer etc., werden von der Academie mit é fermé geschrieben; doch fügt sie schon hinzu, dass man mehrfach, besonders in der Conversation mit stummem e spräche.

Féline schreibt und spricht désir.

Bescherelle sagt: La prononciation régulière de ce mot est dézir; cependant on peut aussi prononcer dezir dans la conversation. M. Landais donne pour raison de la prononciation avec l'é fermé, que s n'est

pas une lettre euphonique dans desir, d'où l'on doit conclure que s euphonique détermine la prononciation avec l'e muet quand cet e précède: or, c'est précisément le contraire; exemples: Désapprendre, désemplir, déshabiller, déshonneur etc.

Littré: dé-zir, plusieurs, dit l'Académie écrivent désir et prononcent dezir; er hält also beide Aussprachen wie die Academie zulässig. Der Umgangssprache ist jedoch das geschlossene é fremd.

District = distrik; prononciation mal fixée: les uns disent distrikt, en prononçant toutes les consonnes finales; les autres disent distrik; d'autres enfin distri.

Auch hier trifft wohl Littré die verbreitetste Aussprache. Wie er sprechen distrik: Malvin-Cazal (439) Dubroca, Lesaint, Feline, Mozin, Nodier und Andere.

Bei donc sagt Littré: don ou donk, suivant le cas; on prononce don, sans lier le c, quand il est placé dans le milieu de la phrase et qu'une voyelle ne le suit pas. Allons don nous promener; jusqu'à quand prétendez-vous don me dicter des lois! Au contraire on prononce donk en faisant sentir le c, quand donc commence ou termine la phrase: Donk vous devez l'aider; que pourrait-ce être donk? Cependant on dit plutôt: adieu don, que adieu donk. On prononce donk et on lie le c, quand donc, placé dans le milieu de la phrase, est suivi d'une voyelle: notre frère est don karrivé?

Malvin 437 spricht donk, wenn donc am Anfang des Satzes, oder allein, oder vor Vocalen steht. Auch am Ende des Satzes: Qui pourait-ce être donc? Feline bezeichnet im Allgeminen donk und fügt hinzu: Souvent, au milieu des phrases, on ne fait pas sentir le k. Dubroca (Traité de la prononc. 81) spricht da c nur in der Bindung. Lévisac (Gram. I, 76) sagt: Si donc commence un membre de phrase, le c conserve sa prononciation, quoique le mot suivant commence par une consonne. Votre frère vous aime, donc vous devez l'aimer.

Bescherelle schweigt über die Aussprache.

Domergue: Dans les phrases que dicte un mouvement de l'âme soit passionné, soit d'indignation, soit de colère etc. prononcez donque p. e. Jusqu'à quand prétendez-vous donc me dicter des lois?

Höchst bemerkenswerth ist jedenfalls die von Steffenhagen (Orthoepie 264) aufgestellte Regel: Man verwechsele nicht die Wörter donc folglich und donc denn (in Fragen); ersteres hat immer ein lautes c, letzteres bekömmt es nur vor einem nachfolgenden Vocale; z. B. votre ami est dans le besoin; donc vous devez l'aider. — Je pense; donc je suis. Man spreche in beiden Beispielen donk. Dagegen in votre frère est donc sorti spreche man don sor-ti; ebenso: verrez donc, allons donc, sprich vené-don, allon don; wiederum in votre fils est donk arrivé, spreche man donk wegen des nachfolgenden Vocales. In folgendem Citate heisst donc folglich, muss daher donk gesprochen werden: Dieu a uni votre âme avec votre corps, et vous l'en séparez:

vous vous opposez donc à ses desseins (Montesquieu Lettres pers. LXXIV.)

Douaire, douairier ... ère. nach Littré gleich dou-ér; on prononçait encore au commencement de ce siècle dou-arié etc.

Becherelle hat dieselbe Aussprache: auch Feline. Malvin 168: Quelques grammairiens indiquent la prononciations de ces deux derniers mots comme s'ils étaient écrits doua-rié, doua-rière, et c'est en effet l'intonation la plus générale, dans la conversation surtout.

Echec spricht Littré échek; au pluriel: des échek-zinattendus; aber die Schachspiele: les échè. Steffenhagen giebt folgende Regel p. 262 echec Schach in der Einzahl hat ein lautes c; die Mehrzahl échecs in der Bedeutung Schach hat ein stummes c, in der Bedeutung Verlust hat es im Singularis und Pluralis ein lautes c.

Feline: échek und fügt hinzu: le k final ne se prononce pas au pluriel. On dit des échê, le jeu d'échê; ebenso Bescherelle.

Das Wort elle bezeichnet Littré è-l', und jedenfalls ist auch diese Aussprache natürlicher und daher üblicher als die häufig angeführte él'.

Empoigner (po-gné). Quelques-uns disent empoi-gner; mais cette prononciation est beaucoup moins usitée.

Feline gehört zu diesen; während Bescherelle der Meinung Littré's ist.

Littré spricht équiponderant und équipondérance, also qui = kui; ebenso Bescherelle; doch Malvin-Cazal spricht ki.

Das Wort ès, die bekannte in einigen Redensarten vorkommende Contraction aus en und les (docteur, bachelier ès lettres) sprechen Feline und Bescherelle (ès, èce). Littré will vor Consonanten ê sprechen und vor Vocalen das s binden, also: Bachelier ê lettres, maître ê zarts. Plusieurs, sagt er, prononcent l's = ès lettres.

Beim Worte Osten est sagt Littré: L's et le t sont nuls dans la prononciation, lorsque ce mot termine le nom d'une aire de vent; ainsi sud-est, nord-est se prononcent su-è, nor-dè, que ces expressions soient ou ne soient pas précédés du nom d'une autre aire de vent. Legorant. Cette prononciation est la prononciation constante des marins, mais dans l'intérieur et particulièrement à Paris, on fait sentir l's et le t. Jedenfalls ist wohl su-è ein Druckfehler und soll su-dè lauten. Alle andern Orthoepisten, welche ich nachgeschlagen, wissen von dieser Aussprache nichts.

Bei Estomac sagt Littré: le c ne se fait jamais sentir; cependant quelques uns prononcent le c devant une voyelle.

Dubroca spricht z. B. un estoma-kintraitable; auch Feline spricht das c. Malvin-Cazal (436): Dans les seuls mots estomac et tabac, le c final ne s'articule point quand ils terminent une phrase ou qu'ils sont suivis d'un mot commençant par une consonne: Un estoma délabré. Du taba de Virginie. Mais le c sonne quand le mot suivant commence par une voyelle ou une h non aspirée.

Bei examen = egzamin sagt Littré: Quelques personnes pro-

noncent èn, mais cette prononciation est affectée, autrefois c'était la bonne. Diese gerügte Aussprache examène finde ich auch bei Malvin 60 (ègzamène). Auch Plötz Wörterbuch giebt sie. Die übrigen Orthoepisten sprechen wie Littré. Eines originellen Citats wegen verdient hier die Bemerkung der Academie angeführt zu werden. Sie sagt: On prononce ordinairement la syllable finale comme celle de chemin; quelques-uns au contraire font sentir l'N au singulier comme dans le mot latin (?) amen.

Das Hauptwort fait spricht Littré fè. Malvin-Cazal will das t im Singularis hören lassen: des voies de fait, un fait remarquable. — Feline giebt auch die Aussprache fèt an. Bemerkt aber: On prononce fé lorsque ce mot est suivi d'une consonne. On ne fait pas non plus sentir le t dans le pluriel faits, et dans la locution tout-à-fait, si ce n'est pour former la liaison avec le mot suivant s'il commence par une voyelle: tût a fè juste; tût a fait équitable. Auch De Castres (phonologie 30) und Gattel sprechen das t.

Das Wort fat soll nach dem Ausspruch der Academie fat mit hörbarem t gesprochen werden. Diesem Ausspruch folgen die übrigen Orthoepisten; Littré aber sieht keinen Grund, es anders zu sprechen wie rat, plat etc., deren t stumm ist.

Der Heuschoppen le fenil spricht Littré mit mouillirtem l, und fügt hinzu: Plusieurs prononcent feni même devant une voyelle.

Auch die Academie, so wie Landais, Levisac (Gram. I. 81); dagegen spricht Feline: fenil. Malvin 410 sagt: Le dictionnaire de l'Académie dit que l'l se mouille dans fenil. L'usage est contraire à cette liaison, particuliairement dans la conversation; on dit: le feni est tout plein.

Ueber die Aussprache des Wortes fils ist vielfach gestritten worden Ich gebe hier erst die Meinung Littré's und lasse dann die anderer französischer Orthoepisten folgen. Littré spricht fi, bindet aber das s le fi zaîmé. Er fügt dann hinzu: Beaucoup de gens ont pris depuis quelque temps l'habitude de faire entendre l's quand le mot est isolé ou devant une consonne, un fiss; c'est une très mauvaise prononciation. Auch in der Vorrede eifert er schon gegen die Aussprache fiss.

Hören wir nun die andern Orthoepisten:

Féraud (dict. gram. I. 1. p. 149) sagt: Quand il ne termine pas la phrase, on ne fait point sentir l's: fi.

Gattel (dict. univ.) sagt bei fils: l'l ne se prononce jamais, et quand ce mot ne termine pas la phrase on ne fait pas sentir l's.

Domergue (Manuel des étrangers 459). Les sentiments sont partagés sur la prononciation de ce mot. On dit mon fi et mon fis. Cette dernière prononciation plus marquée me paraît convenir mieux à l'intérêt que ce mot réveille. Girault Duvivier (Gram. I. 63 Not. 42) fügt hinzu: Dans le discours soutenu il est mieux, tant en vers qu'en prose de faire sonner le s; et de prononcer fis, même devant une con-

sonne; mais à la fin des vers, ce mot rime également bien avec Laïs, Paris, gratis, où le s est sonore et avec coloris, lambris, avis, où cette lettre est muette; alors seulement le goût prescrit quand il faut prononcer fi sans sentir le s final. Kratky (in seinem Versuche einer vergleichenden Grammatik Znaim 1840. 28) meint: Am Ende der Phrase oder vor einer Pause spreche man besser fice, ebenso fice vor einem Worte, mit welchem Liaison statt finden kann; jedoch in beau-fils und vor einem Consonanten ohne eintretende Pause sage man immer fi. — In Bezug auf das letztere Wort beau-fils stimmt er mit Littré und Bescherelle überein.

Feline giebt nur die Aussprache fis an: auch Dubroca spricht fis vor Consonanten.

Malvin-Cazal 499. Dans le mot fils, l's seul s'articule devant un mot commençant par une consonne. Un fis docile, un fis légitime; elle s'articule également seule et se lie comme z devant une voyelle ou une h non aspirée. Un fi-zingrat. Mon fi-zhérite. An einer andern Stelle aber p. 357, obwohl er dabei auf das bereits Gesagte verweisst, sagt er gerade das Gegentheil: On prononce fis devant une voyelle ou à la fin d'une phrase; partout ailleurs on prononce fi.

Mozin spricht fi aber fice vor Vocalen und am Ende des Satzes. Boiste will fis sprechen. Endlich Bescherelle sagt: Les sentiments sont partagés sur la prononciation de ce mot. On dit mon fi et mon fis; cette dernière prononciation plus marquée paraît convenir mieux à l'intérêt que ce mot réveille. Aussi est-elle prescrite par la plupart des grammairiens et usitée par toutes les personnes qui parlent bien. Il serait ridicule dans le discours soutenu, de ne pas faire sonner l's dans toutes les circonstances où ce mot peut se trouver. Toutefois devant un mot qui commence par une voyelle, l's de fils a le son du z; des fils aimables, des fils ingrats, se prononcent des fi-zaimables, des fi-zingrats. A la fin d'un vers on prononce fi ou fis, selon que la rime l'exige; car ce mot rime également bien avec Laïs, Pâris, gratis, où t est sonore et avec coloris, lambris, avis, rubis, où cette lettre est muette. Auch De Castre (phonologie p. 31) spricht fis.

Das Wort f o è n e (Fischgabel) bezeichnet Littré fouène.

F o u e t t e r spricht er fouè-té, und fügt hinzu: Quelques-uns disent foi-té, mais cette prononciation n'est pas bonne.

Bescherelle bezeichnet: fou-ê-té; Feline aber fûaté.

F r e t (louage d'un vaisseau) spricht Littré wie auch Bescherelle fré; doch Malvin-Cazal wie Feline folgen der Academie und sprechen fret mit hörbarem t.

Bei dem Worte Brand la g a n g r è n e sagt Littré: L'académie dit qu'on prononce kangrène; c'est une prononciation ancienne, la plus reçue au XVII siècle; il faut prononcer cangrène, disent Marg. Boufflet, observ. p. 134 et Chifflet gram. 227. Cette prononciation qui

etait suggérée par le desir d'éviter deux syllables commençant consécutivement par g, n'a plus l'usage pour elle, quoi qu'en dise l'Académie; les médecins, qui sont ceux qui se servent le plus de ce mot, ne disent que gan-grène.

Wir müssen dies Littré, dem Arzte, schon glauben; selbst wenn wir diese Aussprache nicht von Feline und Bescherelle bestätigt fänden. Malvin-Cazal sagt p. 448: Les mots gangrène, se gangrener, gangréneux et gangréneuse, se prononcent: can-grè-n', se can-gre-ne', can-gré-neu, can-gré-neuz'; mais, dans la conversation, on conserve au g initial son son propre. — Nun in der höheren Poesie und Prosa möchten wohl diese Wörter schwerlich vorkommen.

Plötz giebt in seinem Wörterbuch kangrène an.

Das Wort gars (der Bursche) spricht Littré gar ou ce qui est la prononciation la plus usuelle gâ. — Voilà un beau gar.

Feline bezeichnet gleichfalls gar ou gâ und fügt in einer Anmerkung hinzu gar est un mot du vieux français; gâ est populaire et usitée dans plusieurs provinces.

Ich komme nun zu einem viel gebrauchten Wort, dessen Aussprache trotzdem aber schwankend ist. Ich meine das Wort gens. Littré bezeichnet jan und fügt hinzu l's se lie: des jan-zaimables; quelques personnes font sentir l's: des jans; mais c'est une mauvaise prononciation.

Dubroca (traité de pron. 73) will jans sprechen. Bescherelle gibt eben so wenig wie die Academie eine Aussprachebezeichnung an; woraus wohl hervorgeht, dass sie regelrecht jan sprechen wollen. Auch Feline spricht jan; ebenso Catineau in seinem Wörterbuch.

Malvin-Cazal sagt p. 362: En général, l's se fait entendre dans les mots gens et sens, lorsque, après eux, on peut faire une pause; mais s devient nul, si la est impossible, c'est-à-dire si sa clarté de la phrase exige que l'on prononce le mot suivant sans suspension, ce qui a lieu lorsque gens est suivi d'un pronom, ou d'un adjectif, ou d'un participe qui s'y rapporte; on dit, sans faire sonner l's: les bonnes gen ne savent ce qu'ils veulent. — Ce sont les plus sottes gen qu'on ait jamais vus. — Ce sont des gen d'honneur — des gen de qualité — des gen de marque — des gen d'affaires — des gen sans aveu — Tous mes gen sont malades etc. — Hors ce cas on fait toujours entendre l's: Le droit des gens. — Il y a des gens qui pensent ainsi — Ce sont de fort dangereuses gens — Les gens du roi etc. Lesaint (traité de la pron. fr. 221), spricht sich breit über die Aussprache dieses Wortes aus. Lesaint spricht vor Vokalen jan und bindet das s wie z, also des jan zheureux. Er sagt weiter: Mais devant une consonne, ou à la fin d'une phrase, la prononciation de ce mot est moins certaine; l'Academie n'en parle pas, et les lexicographes modernes ne s'accordent pas sur la manière de prononcer ce

mot: les uns disent de faire sentir l's dans tous les cas; les autres, seulement devant une voyelle, ou une h muette.

Il est certain que, dans la bonne société, les mêmes personnes prononcent tantôt jance, et tantôt jan, selon la place que le mot occupe dans la phrase.

A notre avis, la prononciation jance doit être préféré: l's prononcée avec peu de force, retire tout ce qu'il y a désagréable dans le son nasal a n, et ne fournit plus aux plaisants l'occasion d'ajouter une des épithètes que le mot Jean, homonyme de gens, traîne à sa suite. — Nous devons dire toutefois qu'on ne se conformerait pas à l'usage général, si l'on prononçait l's de gens dans les façons de parler suivantes:

Es folgen nun eine Reihe von Beispielen; gens mit folgendem de (gens de guerre, d'Eglise, de loi etc.) und mit dem Genitif (gens de la ville, de la campagne etc.) unter ihnen auch gens du roi, wo Malvin jans spricht; ferner folgende Beispiele: Tous ces gens-ci, tous ces gans-là, vous êtes de bonnes gens — tous les honnêtes gens — vous autres, bonnes gens, vous croyez cela — Les vieilles gens sont soupçonneux. — Les jeunes gens sont imprudents etc. Plötz (Wörterbuch und Syntax 47) gibt schlechtweg jance an.

Das h aspirée macht Littré auch Schwierigkeiten.

Das h ist im Französischen entweder rein etymologisch und wird dann als nicht vorhanden angesehen, es lässt Elision und Bindung zu; oder es ist aspirirt; verhindert die Elision und Bindung, d. h. es wird als Consonant behandelt.

Für uns hat hier nur die Frage Werth: Wie wird das letztere consonantische, sogenannte aspirirte h gesprochen; oder verstummt es ganz? Dass der deutsche Hauchlaut der romanischen Sprachen überhaupt, und auch der französischen fehlt, das wird von Niemand bestritten, nur wollen die Einen, dass das h aspirée ganz verstumme und sein Dasein nur durch die verhinderte Elision und Bindung verrathe, während die Andern meinen, es habe einen hörbaren schwachen Hauchlaut. Wie schon angeführt hatte Feline eine Commission gebildet, um ein phonetisches Alphabet festzustellen, von der jeder einzelne Laut geprüft wurde, um das Zeichen dafür zu finden. In Bezug auf h theilt er uns mit: Le dissentiment a été grand relativement au h aspirée. L'un des membres était d'avis qu'il modifie d'une manière sensible la voyelle qu'il precède. Les autres ont répondu d'abord que, dans ce cas, ce ne serait pas un son véritable, susceptible d'être representé par une lettre, mais une variante dans la prononciation de la voyelle, variante qu'il suffirait d'indiquer par un signe, et ils ont fini par ne pas reconnaître cette modification. Certains mots ont dû admettre le h comme articulation gutturale, ainsi que plusieurs idiomes nous le présentent encore. Le bas-breton, ancienne langue celtique qui était

parlée dans toute la Gaule et qui a nécessairemeut fourni un grand nombre de mots à la langue fançaise, fait un grand usage de cette articulation et lui donne autant de rudesse qu'elle en a dans l'arabe; il est probable que, l'organe des peuples conquérants se refusant à une articulation d'un si grande dureté, elle aura d'abord été adoucie, puis supprimée, et le h n'a plus eu pour fonction que d'empêcher la liaison avec le mot précédent.

Rapp in seiner Physiologie der Sprache Stutt. 1836 I. 62 sagt: dass die Alten ein anderes weiches h gesprochen haben, ist eine Chimäre; denn das h lässt sich nur sprechen oder nicht sprechen; es ist dasselbe Mährchen, wie die deutsch-französischen Grammatiker immer noch fortführen, das französische h aspirée sei kein stummes, sondern weicheres h, während es doch kein richtig sprechender Franzose jemals hören lässt.

Als Vertreter der erwähnten deutsch-französisehen Grammatik möchte ich den gründlichsten derselben hier anführen. Mätzner sagt in seiner französischen Grammatik (29): das sogenannte aspirirte h, welches die Elision eines vorangehenden Endvocales und die Bindung eines Endconsonanten aufhebt, indess weit schwächer als das deutsche h vernehmlich wird, wird dem Sprechenden insbesondere dann in seinem Unterschiede vom stummen h klar, wenn demselben ein Vocal vorangeht, wie in hazard. Es wird nämlich in diesem Falle vor dem aspirirten h das e intonirt und ohne Absatz mit dem a (in ha) durch die Aspiration in Continuität erhalten; diese sofort mit dem Anschlagen des a erlöschende Aspiration ist der spiritus lenis, welcher, wie in der Zeitdauer, so in der Lautfärbung sich vom deutschen h wesentlich unterscheidet etc.

Littré sagt nun von diesem Laut: H aspirée initiale se prononce et empêche l'élision des voyelles ou la liaison des consonnes. Ainsi on écrit et on prononce: le hasard, la haie, belle harangue etc. Je n'aime pas les h aspirées, cela fait mal à la poitrine, je suis pour l'euphonie; on disait autrefois je hésite et à présent on dit j'hésite; on est fou d'Henri IV et non plus de Henri IV. (Volt. Lettre Bordes 10. juillet 1767). Cette boutade de Voltaire n'est qu'un caprice individuel, l'aspiration est un son qui ne mérite aucune condamnation et qui se trouve dans les langues les plus harmonieuses. Aujourd'hui surtout à Paris beaucoup n'aspirent pas l'h et se contentent de marquer l'hiatus: le éros, la onte etc.; mais dans plusieurs provinces, la Normandie entre autres, l'aspiration est très nettement conservée, et cela vaut mieux.

So sagt er auch bei dem Worte hic (der Knoten, die Hauptschwierigkeit), welches Bescherelle, Malvin-Cazal, Feline etc. mit aspirirtem h angeben: mais bien que l'h ne soit pas aspirée, on n'élide pas l'e muet de l'article.

Aehnlich äussert er sich bei den Wörtern hiérarchie und bei dem Zahlworte huit. Bei dem ersten sagt er: i-é-rar-chie; bien que l'i ne soit pas aspirée, on n'élide pas l'a de l'article; la hiérarchie: on ne lie pas les consonnes: les troi hiérarchies, et non les trois zhiérarchies. Chifflet et Bonhours remarquent qu'on prononçaient de leur temps jérarchie. Chifflet's Grammatik erschien 1673; ich will zur Erläuterung der von ihm angeführten Aussprache eine Stelle aus der 1720 erschienenen Grammatik La Touche's (L'art de bien parler françois) hier anführen: Derselbe sagt p. 24: Ces mots Hiérusalem, Hiérôme, Hiéronimite se prononcent et s'écrivent mieux Jérusalem, Jérôme, Jerominite.

Le P. B. prétend qu'on doit prononcer de même Jérarchie, au lieu de Hiérarchie. Je crois qu'il y a peu de gens de son opinion.

Bei huit sagt Littré: ui; le t se lie: ui-thommes; le t ne se prononce pas devant une consonne: ui chevaux, excepté quand huit finit un membre de phrase: ils sont huit, et grand huit est seul; cinq, six, sept, huit. L'h n'est pas aspirée dans huit; cependant l'article ne prend pas d'apostrophe et se prononce: le huit; on dit de même ce huit et non cet huit, un énorme huit et non un énorme' huit. Les consonnes qui le précèdent ne se lient pas avec huit: nn huit, excepté dans les nombres composés avec dix et vingt et huit: dix-huit, dites di-zui, vingt-huit, dites ving-ui. Ces composés se comportent ensuite comme huit lui-même: di-zui-thommes, di-zui chevaux, il sont di-zuit.

Littré will also eine wirkliche Aspiration des h und nimmt Wörter an, die jenen leisen Hauchlaut nicht haben, dennoch aber Elision und Bindung nicht eintreten lassen; ähnlich wie etwa oui, ouate, onze, ouïr, bei denen die anderen Grammatiker ebenfalls eine Aspiration annehmen; man kann also gespannt sein, was er über diese Wörter sagen wird.

Auch bei huitain (ui-tin) sagt er l'h sans être aspirée, fait qu'il n'y a pas d'élision ni de laison: le huitain, les huitains.

Und bei huitième: ui-tiè-m'; bien que l'h ne soit pas aspirée il n'y a ni liaison ni élision: le huitième.

Das Wort hameçon bezeichnet Littré ameçon; dagegen hameçonné = hameçonné, also mit aspirirtem h.

Ebenso bezeichnet er hanséatique = anséatique, hanse aber mit aspirirtem h.

Die Interjection hélas spricht er élâ, und fügt hinzu: l's se lie; quelques personnes font entendre l's, cette prononciation n'est pas a recommander; las n'étant dans ce mot que l'adjectif las qui ne se prononce jamais las. In den meisten deutsch-französischen Grammatiken und Wörterbüchern wird hélas mit lautem s angegeben; so bei Mätzner, Knebel, Plötz (auch Syntax 75) etc. Steffenhagen will es nur im pathetischen Vortrag so sprechen. Auch Feline und Bescherelle wollen

es laut sprechen. Letzterer fügt noch besonders hinzu: Quoique le s soit sonore dans ce mot, il faut laisser aux poètes la liberté de le supprimer à la prononciation, ou de le faire sentir, suivant le besoin de l'oreille ou de la rime. — Auch Malvin-Cazal spricht das s. (350).

Sowohl Henri wie henriade gibt Littré ohne aspirirtes h an. Malvin-Cazal sagt 462 L'h de ce nom propre doit être aspiree dans le discours oratoire et la poésie élevée seulement:

Elle aperçoit | Henri, se détourne et soupire Henriade.

Mais hors de là, ce serait une affection qu'il faut éviter. On dira donc:

Viv' Henri quatre etc.

en liant le second v de vive avec la syllable suivante hen (prononcée an), et en élidant l'e muet qui termine vive. Dans son dérivé Henriette, l'h ne s'aspire dans aucun cas.

Bescherelle dagegen gibt ein aspirirtes h an. Er sagt: On trouve beaucoup d'exemples pour et contre l'aspiration; cependant le mieux est d'aspirer le h dans ce mot. Dans le style soutenu, il faut aspirer le h.

Beim Worte heurt (heur) bemerkt Littré: Chifflet Gram. p. 217 dit que le t se prononce; aujourd'hui il ne se prononce plus. — Bescherelle, Feline, Malvin-Cazal, Landais, Nodier, De Castres, Gattel etc. sprechen das t; überhaupt habe ich das Wort mit stummem t nirgends weiter gefunden.

Bei hôpital (o-pi-tal) sagt er: l'accent circonflexe ici ne se fait pas sentir. Er stimmt darin mit Malvin-Cazal überein. Letzterer aber rechnet hierher auch hôtel, welches Littré mit langem ô sprechen will ôtel.

Bei huis (ui) sagt er l's se lie: à ui-zouvert; l'h n'est pas aspirée, l'huis; mais par exception l'on dit le huis clos, à la fin de huis clos, ce huis clos.

Auch Bescherelle hat es nicht aspirirt, aber er führt ebenfalls die Redensart: demander le huis clos an.

Das Wort hymen bezeichnet Littré: i-mèn und fügt hinzu: d'après l'Académie et Chifflet au XVII. siècle qui veulent qu'on prononce l'n; d'autres prononcent; i-min; les deux prononciations sont usitées. Feline spricht imên: ebenso Bescherelle (imenn) und die Academie (hymène). Malvin-Cazal sagt p. 489: Les avis sont partagés sur la prononciation du mot hymen. Quelques auteurs voudraient qu'on le prononçât avec le son nasal in. Delille, par exemple, le fait rimer avec main:

Sa docile pudeur m'abandonnant sa main
Je la prends, je la mène au berceau de l'hymen.
Paradis perdu VIII.

Cette intonation n'est pas heureuse, sourtout dans la haute poésie. Le dictionnaire de l'Académie, d'accord en cela avec le bon usage et l'opinion de tous les grammairiens, prononce hymen en donnant à l'e inaccentué le son de è moyen, et en articulant l'n final.

Es geht wohl daraus hervor, dass die von Littré als minder gut bezeichnete Aussprache hymène die am meisten verbreitete ist.

Berlin. Dr. Muret.

Ueber die Sprache Froissart's.

Ueber die französische Sprache des 14. Jahrhunderts herrscht, in Folge mangelnder guter Handschriften, eine sehr unklare und zum Theil falsche Ansicht. Burguy, in seiner sonst werthvollen Grammaire de la langue d'oïl, wendet seine Aufmerksamkeit hauptsächlich der klassischen Periode des Altfranzösischen zu und fertigt die darauf folgende Zeit mit einer kurzen Bemerkung ab. Er sagt: Au XIIIe siècle, il n'y avait en France que des dialectes, plus tard il y a une langue française et des patois. Die nähere Bestimmung dieses plus tard, sowie den Nachweis der Richtigkeit dieser Ansicht bleibt Herr Burguy uns schuldig.

Sich auf die Autorität Burguy's stützend, lässt Monnard, in seiner Chrestomathie des prosateurs français, mit dem 14. Jahrhundert eine neue Periode in der Geschichte der französischen Sprache beginnen, die sich von der ihr vorhergehenden dadurch unterscheidet, dass in ihr der Dialect der Ile de France alleinige Schriftsprache geworden ist und die übrigen Dialekte zu patois herabgedrückt hat. Die wenigen Belegstellen, die Monnard in seiner Grammatik für diese Ansicht anführt, sind für das 14. Jahrhundert wenigstens vollständig werthlos, indem sie durchaus unzuverlässigen und offenbar corrumpirten Quellen entnommen sind. Anstatt so viel als möglich handschriftliches Material zu benutzen, begnügt Monnard sich damit, den verschiedensten Zeiten angehörende Ausgaben ohne jedwede kritische Sichtung, in seine Chrestomathie aufzunehmen und sie zur Grundlage seiner Grammatik zu machen. Dieses unwissenschaftliche Verfahren zeigt sich besonders bei den Chroniques de Froissart. Dieselben sind der bekannten und schon dem Historiker verdächtigen Buchon'schen Ausgabe entnommen, obgleich der Heraus-

geber offen in der Vorrede zum ersten Bande erklärt, dass er, der besseren Verständlichkeit wegen, sowohl die alte Schreibweise, als auch ganze Ausdrücke verändert habe. Es liegt auf der Hand, dass durch ein solches Verfahren selbst die besten Handschriften für philologische Zwecke untauglich gemacht werden. Monnard's Grammatik kann daher für die Bestimmung der Sprache des 14. Jahrhunderts nicht massgebend sein.

Da alle bisher bekannten Handschriften die Resultate dieser beiden Gelehrten zu bestätigen schienen, so ist die Ansicht, dass die Dialecte im 14. Jahrhundert aufgehört hatten Schriftsprache zu sein, allgemein adoptirt worden. Einem 1863 im Vatican aufgefundenen Manuscripte der Chroniken Froissart's zu Folge muss dieser Ansicht aber entschieden widersprochen werden. Eine philologische Untersuchung dieser auch für Historiker höchst wichtigen Handschrift, lässt nicht bezweifeln, dass sich Froissart, der wichtigste Geschichtsschreiber seiner Zeit, bei der Aufzeichnung seiner Memoiren des heimathlichen, picardischen, und nicht des französischen Dialects bedient hat. Spuren von Vermischungen mit anderen Mundarten, die sich hin und wieder in den Chroniken vorfinden, dürfen uns nicht wundern und widersprechen auch unserer Behauptung nicht, da dergleichen Mischungen, soweit wir sie überhaupt mit Sicherheit zu bestimmen vermögen, schon im 13. Jahrhundert nicht unerhört waren.

Ehe wir zu der Aufstellung der Grammatik der Sprache Froissart's übergehen, wollen wir die uns vorliegenden Ausgaben einer kurzen Kritik unterwerfen.

Les trois volumes de l'histoire et chronique de messire Jehan Froissart etc. par Sauvage de Fontenailles. Lyon 1559. Die Sprache, in welcher diese Ausgabe abgefasst ist, ist ein Gemisch der Sprache des 14., 15. und 16. Jahrhunderts. Dasselbe gilt von der folgenden, in gothischen Lettern geschriebenen, Ausgabe. Ihr Titel, welcher sich am Ende eines jeden der drei Bände befindet, lautet: „Cy fenest le quart volume de messire Jehan Froissart etc. Imprimé à Paris par Michel le noir. L'an 1515, 28 cour de mai.

Eine neuere Ausgabe der Memoiren Froissart's findet sich in den 1820 von Buchon veröffentlichten Collections des chroniques nationales françaises. Sie bestehen aus einer ohne jedwede kritische Sichtung vorgenommenen Compilation von Handschriften und älterer Ausgaben, deren Abfassung den verschiedensten Zeiten angehört und die vom

verschiedensten Werthe sind. Da ausserdem Buchon, wie wir schon vorhin bemerkten, des besseren Verständnisses wegen, den Text willkürlich verändert hat, so ist diese Ausgabe für philologische Zwecke kaum zu benutzen. Anders verhält es sich mit den, gleichfalls von Buchon in derselben Sammlung herausgegebenen Gedichten Froissart's; sie sind einer guten, wenn auch jüngeren Handschrift entnommen, und Reim und Versbau haben sie vor Correcturen bewahrt. Abgesehen von einigen sich in ihnen vorfindenden Abweichungen von dem Vat. Ms. — tieferer Verfall der altfranzösischen Declination, unorganisches s in der ersten Person Sing. etc. — die einer jüngeren Abfassung der betreffenden Handschrift zuzuschreiben sind und sich leicht erkennen und absondern lassen, sind sie für die Erforschung der Sprache Froissart's, namentlich für die Lautlehre, von der grössten Wichtigkeit. Manche alterthümliche Worte und Formen finden sich in ihnen, die von der Prosa schon aufgegeben waren; ja, zuweilen trifft man Formen an, die schon im 13. Jahrhundert für archaistisch galten, z. B. il baset = il baise.

Im December des verflossenen Jahres (1864) erschien in dem ersten Bande der Bibliothèque de l'Ecole des Chartres (Paris 1864) ein Aufsatz von Gaston über die Wiederauffindung einer verloren geglaubten, angeblich sehr wichtigen, Handschrift der Chroniken Froissart's. Dieselbe war von Dacier, im vorigen Jahrhundert (1777), theilweise zu einer neuen Ausgabe unseres Historikers benutzt worden, dann aber in den Stürmen der französischen Revolution abhanden gekommen. Gegen die von Gaston angeführten Gründe für die Identität der Handschrift lässt sich nichts einwenden; was aber seine Beweisführung für das Alter derselben anbetrifft, so ist dieselbe durchaus unzulänglich, ja, die Beweise, die er der Sprache entnimmt, sprechen grade für das Gegentheil seiner Behauptung. Hören wir ihn selbst: La langue, dans laquelle il (le manuscript) est écrit n'offre pas de ces particularités excentriques et persistantes, qui caractérisent les différents dialectes de la France septentrionale, elle semble le résultat d'une fusion réflechie et d'une épuration déjà savante. A ces indices il serait difficile de ne pas reconnaître le vrai français, de France, c'est à dire le Français parlé dans l'Isle de France et au bord de la Loire que dès le douzième siècle on considérait comme le meilleur. Die Autorität, auf welche Gaston sein Urtheil stützt, ist Ampère; das Vat. Ms. scheint ihm nicht bekannt gewesen zu sein, da er es nie erwähnt.

Die für die Erforschung der Sprache Froissart's wichtigste Aus-

gabe ist 1863 von Kervyn de Lettenhove, nach einem von ihm im Vatican zu Rom entdeckten Manuscripte, besorgt worden. Der Werth derselben für die Geschichtsforschung ist bereits allgemein anerkannt, für philologische Zwecke ist sie unseres Wissens noch nicht benutzt worden. Lettenhove schreibt die Abfassung dieser Handschrift Jehan de Morcuil, einem Zeitgenossen und Freunde Froissart's zu, und setzt sie in das erste Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts.

In sprachlicher Beziehung unterscheidet sich dieses Manuscript von allen anderen dadurch, dass es sich am meisten dem Altfranzösischen des 13. Jahrhunderts nähert und, was das Wichtigste ist, im Picardischen geschrieben ist, während alle andern Handschriften und Ausgaben im, mehr oder weniger mit andern Mundarten gemischten, französischen Dialekte abgefasst sind. Die auch in dem Vat. Ms. vorkommenden Beimischungen lassen sich auf die schon vorhin erwähnte Weise erklären.

Gestützt auf diese Thatsachen, deren specieller Nachweis in den nachfolgenden grammatikalischen Bemerkungen zu finden ist, können wir daher erklären, dass im 14. Jahrhundert der Dialekt der Ile de France noch nicht alleinige Schriftsprache gewordən ist und noch nicht alle anderen Mundarten zu Patois herabgedrückt hat.

Zur Vergleichung mögen hier Sprachproben aus der Buchon'schen Ausgabe, dem Vat. Ms. und der von Gaston in St. Vincent aufgefundenen Handschrift folgen.

Buchon'sche Ausgabe.

Lors se partit des crenaux messire Jean de Vienne et vint au marchet et fit sonner la cloche pour assembler toutes manières de gens en la halle. Au son de la cloche vinrent hommes et femmes, car moult desiroient a ouir nouvelles, ainsi que gens astreints de famine que plus n'en pouvoient porter. Quand ils furent tous venus et assemblés en la halle, hommes et femmes messire Jean de Vienne leur demontra moult doucement les paroles toutes telles que cidevant sont

Vincent. Ms.

Lors se partit des crénaux messire Jean de Vienne et vint au marchie et fist sonner la cloche pour assembler toutes manières de gens en la halle. Au son de la cloche vendrent tous hommes et femmes, car moult desiroient a avoir nouvelles ainsi que gens si astreints de famine que plus n'en pouvaient porter. Quand ils furent venus et assembés Jehan de Vienne leur remonstra les paroles telles que cy devant sont recitées moult doucement et leur dit bien que autre-

Vat. Ms.

Lors reparti messires Jehans de Viane des barrieres et vint sus le marchie et fist sonner la cloce pour assembler toutes manieres de gens. Au son de la cloce vinrent ils tous hommes et femmes car moult desiroient a oir nouvelles, ensi que gens si astrains de famine que plus ne povoint. Quand il furent tout venu et assemblé en la place, messire Jehan de Viane lor remonstra moult doucement les paroles toutes et telles que chydevant sont dittes et recitées et leur dist

recitées et leur dit bien que autrement ne pouvait estre et eussent sur ce avis et brève reponse. Quand ils ouirent ce rapport ils commencerent tous à crier et a pleurer tellement et si amerement qu'il n'est si dur coeur au monde s'il les eut vus ou ouis eux demener, qui n'en eut en pitié.

Et n'eurent pour l'heure pouvoir de reponse ni de parler et mèmement messire Jean de Vienne en avoit telle pitié qu'il lacrymoit moult tendrement. etc.

ment ne pouvoient estre et eussent sur ce advis et breeve réponse. Quand ils oyrent ce rapport ils commencerent tous a crier et a pleurer tellement et si amèrement qu'il ne fust si dur cuer au monde, s'il les veist oyst demener qu'il n'en eut pitié. Et n'eurent à l'heure pouvoir de repondre ne de parler et messire Jehan de Vienne mesmes en avoit telle pitié qu'il en lacrymoit moult tendrement. etc.

bien que aultrement ne pooit estre et euissent sur ce avis et brief consel, car il en convenoit faire reponse. Quand il oirent ce raport ils commenchierent tout a crier et a plorer si tendrement et si amerement que il ne fust si durs coers au monde, se il les veist et oist euls demener, qui n'en eust pitié, et n'orent pour l'heure nul pooir de respondre ne de parler et mesmement Jehan de Viane en avoit telle pitié que il en lacrimoit moult tendrement. etc.

Grammatikalische Bemerkungen.

Die mit einem p bezeichneten Citate sind den Gedichten entnommen und finden sich nicht in dem Vat. Ms.

Vocale.

i steht für neufrz. e und ei in millour, corbille, primer (p 191) licons, pensis (pensez).

o „ „ „ eu „ demorer, jone.

e „ „ „ ai „ plest, ensi, engles.

Vocalverbindungen.

ie für e in der ersten Conjugation, wo e betont ist: commenchier, parlierent, parliet.

ou „ eu in der aus lat. orem entstandenen Endsilbe eur: valour.

Consonanten.

l ist zwar meistens vor a, e und o zu u erweicht, bleibt aber neben u häufig als stummes etymologisches Zeichen stehen: royaulme, mieuls. Vor Consonanten ist l stets stumm und fällt zuweilen aus: mieuls, mieus.

m geht auslautend und meistens vor Consonanten in n über. So im Präsens von cremir (lat. tremere): je criens, crieus, crient, cremons.

s für x und z (eine der charakteristischen Eigenthümlichkeiten des picardischen Dialects): mieals, parles (parlez).

Inlautendes s ist vor Consonanten stumm, oultre reimt (p 392) auf moustre

Auslautendes s muss noch hörbar gewesen sein, da es den Ausfall oder die Verstummung des vorhergehenden Consonanten bewirkt: grans, hauls, bons, petis.

s und c stehen häufig für etymologisch begründetes t in der Endung sion, cion (lat. tio, tionem).

Die Gedichte und das Vinc. Ms. setzen für picardisches s meistens x und z.

Die Media geht auslautend meist in die Tenuis über (wie im Mittelhochdeutschen): grande, grant, longe, lonc, — brieve, brief.

Die Dentalen fallen häufig auslautend aus: gran.

Der dem picardischen Dialecte eigenthümliche Uebergang der auslautenden Dentalen in c und ch zeigt sich namentlich im Präsens von prendre: prend, prent, prenc, prench.

Um den gutturalen Laut des g vor e und i auszudrücken, bedient sich Froissart des h: enghien (1, 26).

Anlautendes stummes h wird häufig abgeworfen: evier (hiver), iretage (heritage). Vergl. Mitteldeutsch ernieder für hernieder (Luther). Mittelhochdeutsch er = herr, Yorkshire-Dialect as = has.

Formenlehre.

Der Artikel.

a. Der bestimmte Artikel.

Singular.

	Mascul.	Fem.
Nom.	li, le, l'.	la, li. le.
Gen.	del, dou, de l'.	de la, de li, de le.
Dat.	el (p 240) ou, au.	à la, à li, à le.
Accus.	li, le, l'.	la, li, le.

Plural.

Nom. li, les, lis (selten).
Gen. des.
Dat. aus, as (aux Vinc. Ms. und Gedichte).
Accus. li, les.

Der dem picardischen Dialecte eigenthümliche Gebrauch der Formen li und le für Masc. und Fem. besteht noch fort; jedoch findet sich für das Femin. meistens schon la (a le fois, li perte, [2, 156]). Wenn li und le für la stehen, werden sie nicht mit den ihnen vorangehenden Präpositionen de und a zu dou und au contrahirt.

Archaistische Formen sind del und el. Letzteres ist die picardische Form für al, und darf nicht mit el, contrahirt aus en le, verwechselt werden. (Burguy 1, 50.)

b. Der unbestimmte Artikel.

Mascul. un, ung, und mit flexivischem s uns.
Fem. une.

Die Declination des unbestimmten Artikels gleicht der der Adjectiva.

Si j'eusse esté uns plus grans
Uns bons nobles, ou uns bons francs (p 106).

Das Hauptwort.

Declination.

Die altfranzösische Unterscheidung des Nominativs von den Casus obliqui durch die Flexion (Mätzner Franz. Gram. 118) ist ziemlich treu bewahrt worden. Ein Verfall der Declination macht sich namentlich in den Wörtern mit fortspringendem Accent bemerkbar, indem das Verständniss derselben gänzlich verloren gegangen ist. Die Nominativformen haben schon meistens den Accusativformen weichen müssen, und da, wo sich beide Formen noch vorfinden, werden sie ohne Unterschied gebraucht.

Singular.

Nominativ. le perte et le damage (p 2, 156) madame, respondit le chevaliers.

Cas. obl. sur ceste parole, sus ce chemin.

Plural.

Nom. le contes de Derbi et ses routes, si compagnon resterent (2, 161), apries toutes ces ordonnances.

Formen mit fortspringendem Accent sind: soror, serour, emperair — emperaires (1, 234.) — emperadour (1, 234), signour — sires — messires (1, 149) — seigneur (2, 151), nies (1, 228) — neveu (1, 21), cuens (lat. comes) (p 30) — contes (1, 137).

Das Vat. Ms. kennt kein anderes Flexionszeichen als s, während die Gedichte und das Vinc. Ms. auch z und x haben.

Geschlecht.

Vom Neufrz. abweichendes Geschlecht haben: la glave (1, 464) = le glaive, amour (stets fem.), le pierre = la pierre, une honneure. (1, 223).

Das Eigenschaftswort.

Die Declination desselben gleicht der der Substantiva: Que nuls pauvres bacheliers s'excuse (1, 3).

Das Geschlecht der Adjective ist im Ganzen noch dasselbe als im 13. Jahrhundert, d. h. die lateinischen dreigeschlechtlichen Adjective sind zweigeschlechtlich, und die zweigeschlechtlichen eingeschlechtlich geworden. Ausnahmen finden sich wie schon im Altfrz. (Mätzner Frz. Gram. 147) brief reponse (1, 265).

Adverbien und Adjective werden noch nicht von einander unterschieden: petit a petit = peu a peu, male royne (1, 68).

Comparation.

Altfranzösische Comparative und Superlative sind: grignour (lat. grandior) 1,72, proisme (proximus), 1, 75 saintisse (sanctissimus).

Zahlwörter.

Cardinalzahlen. Ihr Unterschied von dem Altfrz. ist sehr gering und besteht nur in Lautveränderungen: noef, neuf — nonne (novem) (1, 86); doi und deus (2, 261, 2, 194), werden nicht von einander unterschieden.

Ordinalzahlen. Die gewöhnliche Endung derselben ist ime (sissime), daneben seltener ieme.

Bemerkenswerth sind die fünf ersten Zahlwörter: li premiers, prime (immer sus l'heure de prime), second, secont, deuxime, deuxieme, deusime etc. tierce, tiersc, terce, terse, tierch etc. quatrime (1, 101), quatrième (2, 219), quaresme (2, 312), quart (p 201), quint (p 201).

Fürwörter.

Persönliche Fürwörter.

Neben moi, toi, soi finden sich mi, ti, si. Bei reflexiven Verben unterscheidet Froissart gewöhnlich den Nominativ nous, vous von dem Accusativ nos, vos. On vous vos vodres retraire (1, 21). Das Fürwort le wird, wie der bestimmte Artikel le, auch weiblich gebraucht. Die alleinstehenden Pronomen werden noch nicht von den verbundenen unterschieden. Je Jehans Froissart (1, 1). Eine archaistische Form für je ist jou (1, 247).

Zueignende Fürwörter.

Die Formen mien, tien, sien werden substantivisch und adjectivisch gebraucht und werden im letzteren Falle ganz wie Adjective behandelt. Neben mon, ton, son finden sich mi, ti, si. Mes, tes, ses ist zuweilen noch Nom. Sing. (So 1, 27.)

Das possessive Verhältniss wird häufig durch den nach dem Substantiv stehenden Genetiv des persönlichen Fürworts ausgedrückt: li freres de li = son frère (vergl. *ὅ τινός σου*, a friend of mine.)

Hinweisende Fürwörter.

Die zahlreichen altfrz Formen sind meistens geblieben, ohne jedoch ihren eigenthümlichen Gebrauch bewahrt zu haben.

Mascul.

Sing. ce, cel, celi, cesti, ceul, cheul, chieul, cet.

Plural. chil, ces, ceuls. Chiau (2, 237) und ceauls (1, 43) kommen nur substantivisch vor, während alle anderen Formen zugleich substantivisch und adjectivisch gebraucht werden.

Femin.

Sing. cette (selten), ceste, celle, celi, cel, chesti.

Plural. ces, celles.

Bezügliche Fürwörter.

Lequel und liquel sind als Adjective theils zwei-, theils eingeschlechtlich. Es finden sich daher für das Femin. folgende Formen: laquelle, laquel, liquel, lequel. (Siehe „Artikel".)

Fragende Fürwörter.

Sie gleichen in ihren Formen den bezüglichen Fürwörtern.

Unbestimmte Fürwörter.

Formen, die sich im Neufranzösischen nicht mehr vorfinden, sind: moult (lat. multum), tamainte (Diez Etymol. Wb. II, 356), quant oder quans (lat. quantus, neufrz. combien, quans jours (2, 103), nullui (im Altfrz. nur substantivisch und im Accus. gebraucht) hat bei Froissart häufig die Bedeutung von ne-rien; se doubter de nullui (2, 328).

Das Zeitwort.

Das Verb ist im Ganzen im 14. Jahrhundert, wie es im Altfranzösischen war. Indessen zeigen sich schon einige Anomalien, die auf einem Mangel des Verständnisses der Sprache beruhen.

Personalflexion.

Erste Person Sing. Dieselbe hat im Vat. Mn. selten ein besonderes Flexionszeichen; in den Gedichten und dem Vinc. Mn. zeigt sich das später allgemein gewordene s schon häufiger. Der finale Stammconsonant erleidet die durch die Lautgesetze bedingten Veränderungen: parl, troef (trouve), truis (trouve), finis, serf, vent.

Zweite Person. Flexivisches s bewirkt meistens den Ausfall eines vorhergehenden Dentalen: vens.

Dritte Person. Ursprüngliches t in der ersten Conjugation ist im Präsens bereits regelmässig abgeworfen; es findet sich nur (p 226) il baset. Die zweite Conjugation schwankt im Gebrauche des ursprünglichen t im Perfect, während es sich dort in der dritten Conjugation ziemlich regelmässig findet.

Erste Person Plural. Für die ursprünglich picardische Endung omes steht überall ons. Eine anomale Form im Perfect ist mesins (= mimes). Dieselbe scheint dadurch entstanden zu sein, dass, nach Ausfall des vor s befindlichen e, m in n den Lautgesetzen gemäss verwandelt ist.

Zweite Person. Das Vat. Ms. setzt immer die picardische Endung es. In den Gedichten und den Vinc. Mn. findet sich ez.

Dritte Person. Die Personalflexion ist wie im Neufrz.

Tempusflexion.

Das Präsens hat keine eigenthümliche Tempusflexion. Die stammbetonten Personen diphthongiren überall, wo der Vocal eine Diphthongirung zulässt. Ausnahmen sind selten:

a	diphthongirt	in	ai, amer, aim, selten am.
e	„	„	ie, venir, vient.
e	„	„	oi, devoir, doit.
o	„	„	ou, plorer, plour.
o	„	„	oe, trover, troef.
o	„	„	ui, trover, truis (selten).

Zuweilen ist diese Diphthongirung bereits in die flexionsbetonten Formen eingedrungen: trouvons etc.

Imperfect.

Seine Tempusflexion ist oie.

Perfect.

Wir werden das Perfect bei den einzelnen Conjugationen näher betrachten. Der Conjunctiv bietet wenig Eigenthümlichkeiten dar.

Erste Conjugation.

Verba, welche im Präsens diphthongiren, sind:

trover; je troeve, troef, trouve (selten), truis (nach Burguy eine burgundische Form).

lever; je lieve neben leve und lieuve (2, 13).

griver; je grief (englisch grief).

amer; j'aime.

Die auf rer ausgehenden Verba versetzen häufig im Futur aus euphonischen Gründen den Charactervocal e: monstrerai und monsterrai. Durch Ausstossung des e entstehen die Formen donrai und jurrai (2, 22). Für modernes enverrai steht das regelmässig gebildete envoyerai (Herrig's Archiv 29. Bd. p. 358).

Im Imperfect des Conjunctivs findet sich neben asse meistens aisse, welches in den flexionsbetonten Formen zu i wird: parlaisse, parlasse, parlissions.

Die Bildung des Präsens des Conjunctivs vermittelst eines g ist aufgegeben; dagegen findet sich noch doinst; so in der Formel Dieu doinst = möge Gott geben (2, 300). Ueber den Ursprung dieser Form bemerkt Th. Müller: oi ist nach Analogie anderer Verben gebildet, die im Präsens diphthongiren, s ist für g, welches gleichfalls den Zischlaut hat, gesetzt: Finer, coeiller — quellier — coeiller — quellir, und deren Composita schwanken zwischen der ersten und dritten Conjugation (1, 24 p 40). Neben laisser findet sich noch laier. Von paroler kommt nur je parole vor.

Zweite Conjugation.

Die erste Person Singular des Präsens bietet folgende, durch die Lautgesetze zu erklärende Formen dar: attend, attent, attenc. attench, attens, atens, aten.

Im Imperf. Conjunct. findet sich rendesisse (p 257; 2, 340).

Dritte reine Conjugation.

Nach dieser Conjugation gehen: covrir, ofrir, sofrir, dormir, partir, sentir, oir, vestir, mentir, ferir, coellir, guerpir.

Die mannigfaltige Gestalt des finalen Stammconsonanten erklärt sich aus den Lautgesetzen. je dorm (p dors), tu dors, il dort; je serf, tu sers, il serf, nous servons etc.

Von issir findet sich neben dem Futur issirai noch isterai (p 142) (mit eingeschobenem euphonischen t, von einem Infinitiv ister gebildet). Ebenfalls

sind aus einem auf er ausgehenden Infinitive, mit oder ohne Umstellung des e folgende Formen abzuleiten: ouvrerai (2, 1), ouverrai, souffrerai und soufferrai (1, 7).

Soir, partir, guerpir schwanken zwischen der dritten reinen und gemischten Conjugation (partissoit 1, 272, guerpissoient und guerpient etc. p 331).

Doppelte Formen für das Particip des Perfect haben vestir und issir, vesti, issi, vestu, issu.

Das Perfect. Die dritte Person Singular hat meistens finales t abgeworfen (il servi). Eine Form auf st (reconquist 1, 68) scheint auf eine Mischung mit der dritten gemischten Conjugation hinzuweisen.

Haïr conjugirt im Präsens he, hes, het, haons etc., Futur harrai.

Oir und issir haben noch ihre vollständige Conjugation.

Dritte gemischte Conjugation.

Die dritte Person Singular des Perfects lautet: obeist, obeit, obei.

Hilfszeitwörter.

Avoir.

Das Perfect hat folgende Formen:

eui, euc, euch (1, 84).
euis, eus, as (p 356).
euist (2, 8), eust (1, 183), eut (122), at?
euismes, eusmes, euimes (1, 165).
euistes, eustes.
euirent(?), eurent, orent.

Futur.

averai (p 125), auerai, aurai, arai (1, 177).
Eui und euch sind speciell picardische Formen.
(Ueber den Uebergang des i in e und ch siehe Burguy 1, 249).

Estre.

Perfect.

1. Sing. fui (1, 81), fuis (p), fus (1, 5).
1. Plur. fuimes (1, 161), fumes (1, 30), fusmes (p 9).

Archaistische Formen sind: ert und iert (p 128) = était, j'ere = j'étais (Dier 2, 212).

Fuissiemes (p 226) = fussions hat die altpicardische Personalflexion mes bewahrt.

Anomale Zeitwörter der ersten Conjugation.

Aler (Diez, Etymol. Wb. 1, 118).

Präsens. voi, vai, vais (p 103), alons etc.

Conjunctiv Präsens. voise (p 231), aille (selten).
voises, ailles.
voist (p 101), aille.
alions.
aliez.
voisent (3, 178), aillent.

Particip. ale, alie, alet, aliet, alyet (1, 227).

Die Composita von aler bilden ihr Futur regelmässig (avalerai = ich werde herabgehen). Aler wird auch mit avoir conjugirt: ils avoient alé (2, 146).

Das unpersönliche estoer findet sich auch im Präsens: il m'estoet languir (p 239).

Anomale Verba der zweiten Conjugation.

Sivir, sievir, suivre.

Präsens. sui — suis, — sieu (p 130), — sievons, suivons, sieves, — sievent, sieuvent.

Perfect. sivi — sievi — suyvi.

Von den vier altfranzösischen Infinitivformen ist seguir aufgegeben Sivir und sievir sind speciell picardische Formen.

Naistre oder nestre bietet keine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeiten dar.

Starke Verba.

Erste Conjugation.

Faire.

Präsens. fai und fac etc.

Perfect. fis — fesis, feis — fesist, feist (1, 139), fist, fit — fesimes, feimes — fesistes, feistes — fesissent, feissent, feisent, firent (selten).

Conjunctiv Präsens. face, fache.

Particip. fait, fé (p 106).

Veoir, veir.

Präsens. voi, vois (selten) — vois — voit — veons — vees, voes (2, 11) — voient.

Perfect. vei, vi (p 111) — vis (p 196), veis — vis (selten) — veit, vei, vi (selten), veimes — veistes — veisent, visent, virent.

Futur. verrai, veirai (1, 55).

Particip. veant, veu.

Infinitiv. veoir, veir, vir (1, 239).

Venir.

Präsens. vien, vienc, vieng, venc (p)

Perfect. vinc, ving, vins. — Plural venimes, venius (p), — venistes, — vinrent, vindrent (selten).

Futur. viendrai, vendrai, venrai, vinrai (2, 111).

Conjunctiv.

Präsens. viegne (1, 210), vienne (1, 211), vinne (p 205).

Imperfect. venisse, vinsse (selten, 2, 305).

Das unorganische, euphonische d in der dritten Person des Perfects findet sich in dem Vat. Ms. selten.

Zweite starke Conjugation.

Dire.

Perfect. di (1, 35) — desis — desist, dist — desimes, desistes — dissent, disent.

Particip. dit, diet.

Destruire.

Nach dem 1, 359 vorkommenden destruisi zu schliessen, ist destruire bereits in die zweite schwache Conjugation übergegangen.

Escrire.

Perfect. escrisi (p 313), escripsi (1, 239) etc.

p hat sich fälschlich noch zuweilen vor v gehalten: escripvons. Vor s fallen p und v meistens aus.

Maindre (lat. manere).

Präsens. main, manons etc. Perfect. mains. Particip. maint.

Von manoir ist nur der Infinitiv (p 276) erhalten worden.

Ocire oder ochire.

Präsens. oci. Perfect. ocis — ocist (p 218). Particip. ocis.

Mettre.

Präsens. met, mec (p 130), mac (p 103) — mes etc.

Perfect. mis — mesis — mesimes — mesins etc.

Prendre.

Präsens. prent, prenc, prench (2, 207), prens (p), pren — prendons, prenons.

Perfect. pris — presis — presist (1, 78) prist.

Die Formen mit syncopirtem d, welche auf einen im 13. Jahrhundert vorkommenden Infinitiv prenre zurückzuführen sind, sind selten. Das Futur lautet meistens prenderai.

Querre oder querir.

Das Simplex ist selten (1, 65).

Perfect. quis — quesis — quesist, quist, quit (1, 172), quesimes — quesistes — quisent (1, 105).

Rire.

Rire bietet keine Eigenthümlichkeiten dar.

Seoir (sedere).

Präsens. soi, sie, — sois, sies — seons — sees — soient — seent.

Perfect. seis, sis — seis, sis — seist (2, 223), sist (1, 57), seimes, asseins (p 220) — seistes — sissent, seissent.

Seoir wird für modernes s'asseoir, être situé und être assis gebraucht.

Ardre oder ardoir (lat. ardere).

Präsens. ars — ardons. Perfect. ardi.

Joindre.

Präsens. join. Perfect. joindi (p 367).

Die Verba auf aindre und oindre, welche wie joindre conjugiren, bieten eine wesentliche Verschiedenheit von dem Altfranzösischen dar, indem sie in die dritte schwache Conjugation übergetreten sind.

Faillir.

Präsens. fail — fauls, faus — fault — falons etc.

Perfect. fali, falsi, faulsi, fausi etc.

Das Perfect, welches im 13. Jahrhundert meistens stark war, ist schwach geworden.

Dritte starke Conjugation.

Das i der ersten Person des Perfects ist, dem Character des picardischen Dialects gemäss, zuweilen in c übergegangen.

Im Particip des Perfect ist e von u getrennt auszusprechen.

Boire.

Präsens. boi — buvons. Perfect. bui, buc. Particip. béu, bu.

Altfranzösisch Cognoistre findet sich von dem Ende des 13. Jahrhunderts an bis zum 16. Jahrhundert (g ist etymologisch begründeter Buchstabe).

Croire, creire (credere).

Präsens. crois, creons. Perfect. crei, crui, creu etc.

Creire und dessen Conjugation ist speciell picardisch.

Croistre (crescere) conjugirt wie im Altfranzösischen.

Devoir (debere).

Präsens. doi — devons, doions (1, 55). Perf. dui. Futur. deverai. Particip. déu.

Gésir.

Präsens. gis. Perfect. gui? Futur. gerrai?

Lire.

Perfect. lissi, lui.

Lire schwankt zwischen der zweiten schwachen und dritten starken Conjugation.

Loir (licere).

In dem Vat. Ms. findet sich nur das unpersönliche loist (1, 24).

Movoir (movere).

Präsens. moef, mouef, muef — moes — moet, mouet, muet — movons, mouvons etc.

Perfect. mui, meumes — meurent, murent.

Particip. meu (2, 103).

Eine dem normannischen Dialecte entnommene Nebenform ist mover (1, 178, 1, 103), move (2, 314).

Nuire (nocere).

Nuire ist in die schwache Conjugation übergetreten. Perfect. nuisi.

Parir (parere).

Präsens. il appert (1, 44). Perfect. appari (1, 358).
Parir ist speciell picardisch.

Plaire (placere).

Präsens. plais, ples. Perfect. pleui, ploi.

Savoir oder scavoir (sapere).

Präsens. sai, scai, sce. Perfect. seui, sceui, seuc, soc etc. (1, 306).

Pleoire oder pleuvoir.

Präsens. pluet, ploet. Perfect. plout (1, 87).

Crendre (p 277), cremir (2, 65).

Präsens. crien — criens — crient — cremons etc. Perfect. cremi. Particip. cremu (1, 213).

Das Vat. Ms. hat nur cremir. Ueber die Entwicklung von cremir aus lat. tremere siehe Diez, Rom. Gramm. 2, 228.

Pooir, povoir, pouvoir.

Präsens. puis (2, 24), peu (1, 118), puis (2, 175), poes (1, 133), puet (1, 102), poet — poons, povons, pouvons — poes etc. — povent etc.

Perfect. poc (p 316) — pumes, puismes (1, 185) — purent, pusent.

Taire.

Die alte Form taisir findet sich nur als Verbalsubstantiv (p 132). Taire steht für se taire.

Caloire (calere) findet sich nicht. Courre (currere) conjugirt wie im 13. Jahrhundert.

Morir.

Präsens. muir (2, 353, p 268) — morons (2, 354).
Perfect. morui, moruis (2, 6). Particip. mort, moru.
Morir wird meistens durch trespasser gegeben (1, 124).

Tollir (tollere).

Perfect. tolli (1, 68).

Mit Ausnahme des Futurs toldrai, dem der altfranz. Infinitiv toldre zu Grunde liegt, ist tollir in die dritte schwache reine Conjugation übergetreten.

Absoudre (1, 189). Von soldre und solvir findet sich kein Beispiel.

Valoir.

Präsens. vail, val, vau, vauc — vault. Perfect. vali (1, 361), vallu (2, 776).

Vail gehört dem Süden der Picardie an und entstand gegen Mitte des 13. Jahrhunderts.

Voloir und vouloir.

Präsens. voel, voeil — voels, vouls, voes (1, 268) — volons, voulons etc.

Perfect. voc (p 286) — volsis, vosis — volt — vosist — volsimus (?) — volsistes (?) — vodrent (1, 226), vorrent (1, 307), vourent (2, 61).

Bemerkung. Im vergangenen Jahre war ich durch einen längeren Aufenthalt in Frankreich in den Stand gesetzt, das sich in den dortigen Bibliotheken vorfindende handschriftliche Material selbst zu untersuchen, wodurch ich eine neue Bestätigung der in dieser Arbeit aufgestellten Ansicht gefunden habe. Handschriften und ältere Ausgaben der Chroniken Froissart's sind, namentlich in der Bibliothèque Impériale in Paris, ziemlich zahlreich, aber von geringerem Werthe als das Vat. Ms.

Dr. A. Gaertner.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Neue Folge. 13. Jahrgang. Nro. 9 — 12. Nürnberg 1866.

Ordnung des Dompropsts Kilian von Bibra, des Dechants Mertein von der Kere und des Domkapitels zu Würzburg für die Stadt Karlstadt. Aus dem 14. oder 15. Jahrhundert mitgetheilt von Dr. C. Will.

Vorläufer der Locomotive im 17. Jahrhundert. Von A. Essenwein. Einzelne Beispiele von Wagen oder Fahrstühlen, die durch Räderwerk oder Segel in Bewegung gesetzt wurden.

Zur Literatur des Seelentrostes. Von Latendorf. Ergänzungen zu Ed. Bodemann's: Xylographische und typographische Incunabeln der öffentlichen Bibliothek zu Hannover. 1866.

Beiträge zur Schweizerischen Kunstgeschichte, II. Von Ed. His-Heusler.

Zur Legende und Sage. A. Birlinger verzeichnet einzelne Beispiele mehrfach vorkommender Wunder und Glaubensansichten des Mittelalters.

Die Wachstafeln in Schwäbisch Hall. Von W. Wattenbach. Notiz über diesen Gegenstand unter Bezugnahme einer früheren Mittheilung im Anzeiger 1866, Nro. 3.

Kaiser Albrecht I. und Herzog Friedrich der Schöne von Oestreich belagern die Veste Fürstenberg in der Baar. Urkunde des Jahres 1305, mitgetheilt von Dr. Roth von Schreckenstein.

Die Sprichwörtersammlung des Friedr. Peters. Von Franck in Annweiler. Eingehende Beschreibung der im Jahre 1605 gedruckten drei Bände starken Sammlung.

Funde in Hügelgräbern in Böhmen. Mittheilung von Dr. Födisch.

Die Landrichter zu Sulzbach im 14. und 15. Jahrhundert. Aus einer ungedruckten Chronik des 17. Jahrhunderts von Leonh. Platzer mitgetheilt.

Magister Johannes Klenkok. Kurze Notiz von W. Wattenbach.

Räthsel. Von A. Birlinger ohne weitere Angabe mitgetheilt.

Historia Neminis. Von Prof. Wattenbach in Heidelberg. Zur Ergänzung von S. 179 des diesjährigen Anzeigers wird aus einer Heidelberger

Handschrift des 15. Jahrhunderts 1) eine Legende des heiligen Nemo „als Probe mittelalterlichen Witzes, obwohl sie etwas gedehnt und nicht eben allzu geistreich ist," 2) eine lateinische Predigt aus demselben Jahrhundert gegen das Fasten mitgetheilt.

Zwei Mitglieder der Zopfgesellschaft. Mit einer Abbildung. Von A. Essenwein. Eingehende Beschreibung des Bildes im Anschluss an S. 177 des diesjährigen Anzeigers.

Ausgrabung im Peuthenthale bei Sulzbach. Mittheilung und Besprechung des Aufgefundenen. Von v. E.

Das Schreiber-Landauerische Grabmal zu Nürnberg. Von Lochner wird ein Vertrag aus dem Ende des 15. Jahrhunderts über das genannte Grabmal mitgetheilt.

Die Beilagen zu diesen vier letzten Nummern enthalten, wie immer, die Chronik des Museums, literarisch-antiquarische Anzeigen, Notizen, Mittheilungen mannigfacher Art; ebenso Titel und Inhalt zum Jahrgang 1866.

Germania. Vierteljahrsschrift für Deutsche Alterthumskunde. Herausgegeben von Fr. Pfeiffer. 12. Jahrgang. 1. Heft. Wien 1867.

Ueber Konrad von Würzburg. Von Franz Pfeiffer. I. Partonopier und Meliur. Nach einigen historischen Bemerkungen über das allmälige Bekanntwerden dieses Gedichts und seines Verfassers folgt eine Beschreibung der Handschrift (jetzt in Efferding oberhalb Linz im Besitz des Fürsten Camillo von Starhemberg) und Mittheilung der Einleitung des etwa 22,000 Verse langen Gedichts. Dem buchstäblich genauen Abdruck hat Pfeiffer den vorläufigen Versuch einer kritischen Ausgabe an die Seite gestellt und dann drei hier vorkommende Namen ausführlich besprochen. Sodann handelt er sowohl über die Abfassungszeit mehrerer Gedichte Konrads, des Partonopier (wahrscheinlich 1277), des Pantaleon und Silvester (zwischen 1277 und 1281), des h. Alexius, Otte mit dem Barte, als auch über Eigenthümlichkeit und Vorzüge der Konradschen Dichtung vor dem französischen Original. Eine vollständige Ausgabe steht in Aussicht. II. Zum Alexius. Pfeiffer theilt aus einer in Sarnen aufgefundenen Handschrift einige Lesarten mit.

Zwei ungedruckte Minnelieder. Von F. Pfeiffer aus der Riedegger Handschrift mitgetheilt, da dieselben nach Pfeiffer's Annahme noch unbekannt sind. Die übrigen in derselben Handschrift vorhandenen altdeutschen Gedichte werden kurz verzeichnet.

Zum guten Gerhard. Reinhold Köhler theilt aus dem 1856 in Frankfurt erschienenen Buche „Fellmeier's Abende, Märchen und Gedichte aus grauer Vorzeit von A. M. Tendlau" eine Erzählung mit, die mit dem guten Gerhard verwandten Inhalt hat.

Akrostichon aus dem Göttinger Rathsarchiv von Dr. G. Schmidt mitgetheilt. Die Anfangsbuchstaben der einzelnen Wörter bilden das Ave Maria.

Vagantenpoesie. Von Hoffmann von Fallersleben. 17 Verse in lateinischer Sprache mitgetheilt.

Bruchstücke eines unbekannten Lehrgedichts. Hoffmann von Fallersleben theilt 55 theils in niederländischer, theils in hochdeutscher Sprache geschriebene Verse eines bisher unbekannten Gedichts mit.

Nachtrag zu Germania XI. 287. Artur Köhler fügt dem Aufsatze über den Dativ beim Passivum im Gothischen noch zwei Beispiele hinzu.

Altdeutsche Handschriften der Fürstlich Starhembergi-'schen Bibliothek, früher zu Riedegg, jetzt zu Efferding. Von den 204 dort befindlichen Handschriften berücksichtigt Pfeiffer hier nur 1) den hl. Wilhelm von Orange, von dem etwa 200 Verse mitgetheilt werden; 2) das Rechtsbuch Königs Ludwig des Baiern, dessen Anhang ganz abgedruckt ist, und 3) Nachweis von 4 Handschriften des Schwabenspiegels.

Bruchstück einer Legende vom heiligen Andreas. Von J. Lambel. Nur wenige wohlerhaltene Verse, denen eine lateinische Quelle zu Grunde zu liegen scheint.

Tristan und Isolde und das Märchen von der goldhaarigen Jungfrau. Nachtrag zu Köhler's Aufsatz, Band XI, S. 389, von Fel. Liebrecht.

Kleine Mittheilungen von K. Bartsch. Bemerkungen über 6 mittelalterliche Literaturwerke, meistens den Text betreffend.

Bruchstücke eines unbekannten Gedichts aus der Mitte des 12. Jahrhunderts. Von K. A. Barack. Etwa 200 Verse, die auf drei Pergamentblättern stehen.

Zum Eulenspiegel. Von A. v. Keller. Bemerkungen ($3^1/_2$ Seiten lang), theils kritische, theils exegetische.

Nachtrag zu Baldur. Von Theophil Rupp. Zu Germ. XI, 424—435. Kurze Bemerkung über die Mistel.

Zur Inschrift des Erfurter Tristan- und Isolde-Teppichs. Von Reinh. Bechstein. Berichtigung der Erklärung von v. Eye im Nürnberger Anzeiger f. K. d. D. Vorzeit 1866, p. 14.

Beschreibung der Person Christi in niederdeutscher Sprache. Von H. Martens aus einem niedersächsisch geschriebenen Gebetbuche des 15. Jahrhunderts mitgetheilt.

Zu „Die Holden am Niederrhein." Von W. Crecelius. Zusatz zu Germ. XI, 412.

Literatur. Heinzel: Deutsche Weihnachtsspiele in Ungarn, rec. von Schröer. — Kirchhofer: Die Legende vom zwölfjährigen Mönchlein, rec. von Lambel. — Obermüller: Deutsch-Keltisches, geschichtlich-geographisches Wörterbuch etc., rec. von Stark. — Merzdorf: Des Büheler Königstochter von Frankreich, rec. von Strobl.

Miscellen. Zur Geschichte der Deutschen Philologie. Briefe von J. Grimm an Uhland, Hahn, Frommann, Vernaleken, Schröer und von Ipolyi-Stummer.

Grammatik der hochdeutschen Sprache. Zum Verständniss des Althochdeutschen, Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen für die oberen Klassen gelehrter Schulen wie für das Privatstudium bearbeitet von Dr. G. Bornhack. II. Theil: Die Wortbildung. Nordhausen 1867. 8. 300 S.

Nach längerem Zwischenraum erscheint im Anschluss an den 1. Theil (s. Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen und Literaturen XXXIII,

343—345) dieser zweite, weitumfassender und gründlicher ausgearbeitete Theil, die Wortbildung enthaltend. Der Verfasser hat sich, wie es im Vorworte heisst, bemüht, dem Zwecke des Buches gemäss, wie ihn der Titel angiebt, aus der Masse des gewaltigen Stoffes nur das auszuscheiden, was zum unmittelbaren Verständniss der verschiedenartigsten Erscheinungen in unserer Sprache nöthig ist. Die Gruppirung des Stoffes wie die Methode wurde durch die Grundsätze bedingt, welche aus den Werken Bopp's, Schleicher's, Steinthal's u. A. gezogen waren.

Nach einer kurzen Einleitung über die verschiedenen Stufen des Empfindens, Wahrnehmens, Anschauens und Vorstellens als Grund- oder Vorbedingnisse der Worte und Begriffe, über Wurzeln und Wurzelformen, über Onomatopoesie, Laut und Begriffsmetapher, über Stoff- und Formwörter wird im 1. Abschnitt S. 10—132 von den Formwörtern und ihren Bildungen gehandelt. Zuerst werden die Pronomina behandelt, für welche gewisse Stämme von den Linguisten fixirt sind. Nächstdem werden die Casus derselben und deren bestimmte Form und Bedeutung vergleichend besprochen (S. 9—38). An diese schliessen sich die pronominalen Adverbia, Präpositionen und Conjunctionen an (S. 38—124) und von S. 124—132 die Zahlwörter.

Der 2. Abschnitt (S. 133—195) umfasst die Bildungen der Stoffwörter nach den verschiedenen Gestaltungen und Abänderungen durch Ablaut und Ableitung mit den verschiedenen Suffixen.

Im 3. Abschnitt (S. 195—253) wird die Flexion des Verbums, die Bildung der Modi und Tempora, der Participia, des Infinitivs, sowie die Flexion des Nomens und die Motion des Adjectivs dargestellt.

Der 4. Abschnitt endlich (S. 251—291) ist der Composition der Wörter gewidmet.

Der erste Abschnitt ist, wie schon die oberflächliche Betrachtung der Seitenzahlen lehrt, am ausführlichsten behandelt, und wenn auch hier für den Sprachforscher die grösste Fülle des Stoffes verlockend wirkte, wäre doch für den Zweck des Buches, Anfängern einen Einblick in die organischen Gesetze der Sprachbildung zu geben, eine grössere Beschränkung wünschenswerth gewesen. Namentlich hätte das Gothische, dem mancher Paragraph in grosser Ausführung gewidmet ist und das der offen ausgesprochenen Absicht des Verfassers nach doch nur zum näheren Verständniss des Hochdeutschen herangezogen ist, bedeutende Abkürzungen erleiden können, ohne dem Zwecke des Ganzen wesentlich Abbruch zu thun.

Den 2. und 3. Abschnitt möchte ich den interessantesten und wichtigsten des ganzen Buches nennen. Und wenn auch hier noch Manches problematisch ist und bleiben muss, so kann doch diese Partie vorzugsweise befruchtend einwirken und für die Erfassung sprachlicher Eigenthümlichkeiten empfänglich machen. Freilich wird dies mehr dem späteren Privatstudium, als der Schule anheimfallen müssen; denn wie soll, zumal bei der jetzt hie und da beliebt gewordenen Beschränkung des Schulunterrichts auf den Vormittag (was, beiläufig gesagt, ein doppeltes Gebrechen in sich trägt: zu grosse Anspannung des Vormittags, zu lange Musse des Nachmittags) die Schule Zeit gewinnen, Alles zu bewältigen und da eine Vertiefung der Studien wünschen oder befördern, wo Verflachung und Concentrirung nothwendig ist?

Ohne mich auf eine Menge einzelner Bemerkungen einzulassen, wozu ein derartiges Buch, wie das vorliegende, auch dem nicht zünftigen Linguisten leicht Anlass giebt, will ich einige kleine Bemerkungen, die mir bei der Durchsicht aufgefallen sind, nicht zurückhalten. Sie bilden keinen wesentlichen Tadel, sollen aber dem Verfasser beweisen, dass ich ihm die Aufmerksamkeit gewidmet habe, die er nach der früheren Anzeige des 1. Theils zu erwarten berechtigt war.

Ueber die, wie mir scheint, zu grosse Ausführlichkeit des 1. Abschnitts, die zum Theil durch zu massenhafte Heranziehung des Gothischen, namentlich da, wo alle Spuren desselben in den jüngeren deutschen Sprachbildungen fehlen, entstanden ist, habe ich schon gesprochen.

Eine zweite Ausstellung scheint mir eine gewisse Dunkelheit oder Unklarheit der Darstellung zu verdienen. Es mag für einen Mann, der sich Jahre lang mit sprachlichen Abstractionen, mit einer Fülle technischer, anderweitig unverständlicher Ausdrücke beschäftigt hat, hier gar keine Schwierigkeit stattfinden, aber das Sichhineinarbeiten in dergleichen Terminologien erfordert schon eine Masse Arbeit, wie viel mehr die Sache selbst, um die es sich handelt, und die den Schülern der oberen Klassen doch noch sehr fremdartig vorkommen muss. Dazu kommt, dass Alles, was dem Verfasser als Gewissheit, wenigstens als subjective Wahrheit vorliegt, dem Lernenden als Hypothese erscheint, wie z. B. die Menge der angenommenen Stämme, die mannigfaltige, beim ersten Anblick oft so wunderliche Gliederung der Etymologie und Sprachvergleichung u. dgl. m.

Dass eine grössere Uebersichtlichkeit der einzelnen Materien etwa durch kurze Ueberschriften als Inhaltsangabe hätte gewonnen werden können, lässt sich ebenfalls nicht läugnen, jedoch wird der fleissige Schüler diesem Mangel schon selbst durch Excerpirung und übersichtliche Darstellung abzuhelfen beflissen sein.

Mehrmals ist es mir aufgefallen, dass der Verfasser von Wackernagel's Leistungen so wenig Notiz genommen hat. Ich vermisse z. B. die Verweisung auf die ältere schöne Abhandlung über die Negationspartikel; auf die neueste wichtige Schrift: Die Umdeutschung fremder Wörter. Hätte der Verfasser Wackernagel's Abhandlung über die Deutschen Appellativnamen in Pfeiffer's Germania benutzt, würde er z. B. seine Ansicht über Faulenzen p. 167 vielleicht wesentlich modificirt haben (vgl. Germ. V, p. 346). Ebensowenig scheint er das mit grosser Sorgfalt ausgearbeitete Wörterbuch Wackernagel's zu Rathe gezogen zu haben, und doch wäre ihm dasselbe, besonders für den 1. Abschnitt, von entschiedenem Nutzen gewesen.

Dass der Verfasser oft Bopp und andere ältere Meister bekämpft oder bestreitet und seine Ansicht dagegen setzt, ist bei Selbständigkeit der Forschung und des Urtheils natürlich. Aber auch hier wäre oft im Interesse der lernenden Jugend ein grösseres Mass zu wünschen gewesen, da dergleichen weitläufigere Disceptationen die Sache in der Regel nur dunkler machen und verwirren oder wenigstens nicht für Anfänger sich eignen, deren Kraft noch schwach, deren Zeit kostbar ist.

Nach diesen wenigen Ausstellungen glaube ich die Behauptung nicht zurückhalten zu dürfen, dass das Buch in jedem Betracht geeignet sei, seine Aufgabe zu erfüllen. Da es auf dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft steht, wird es nicht bloss Schülern und Studirenden, sondern auch jedem Lehrer, der ein wenig über den handwerksmässigen Gebrauch der Sprache hinaus tiefer in den Organismus des Deutschen einzublicken sich angezogen fühlt, die besten Dienste leisten und ihn empfänglich machen, theils das gesammte Deutsche Sprachgebiet zu überschauen und zu verstehen, theils sich in den Stand gesetzt finden, allen und jeden sprachvergleichenden Untersuchungen mit Nutzen zu folgen.

Berlin. Dr. Sachse.

Ueber den ersten Theil des Goethe'schen Faust. Ein Vortrag, gehalten im Künstler-Verein zu Celle am 16. und 23. Febr. 1864. Celle 1864.

Goethe's Faust. Gemeinfasslich dargestellt von Julius Voigt. Berlin 1866. (Mittler und Sohn.)

Das erste dieser Schriftchen beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Verhältniss der Goethe'schen Dichtung zur Faustsage und dem Marlow'schen Drama, und mit der Entwicklung der Handlung im ersten Theil, ohne indess zu klaren und fruchtbaren Resultaten zu gelangen. Ja es finden sich grobe Missverständnisse oder wenigstens missverständliche Behauptungen, wie die: Goethe habe die Grundidee der Faustsage, dass der Mensch im Drange nach dem Uebermenschlichen den Bund mit dem Bösen schliesst, festgehalten. Der Vortrag mag auf einige Zuhörer anregend gewirkt haben; warum er aber gedruckt werden musste, vermögen wir nicht zu ergründen.

Dagegen glauben wir mit gutem Gewissen auf das zweite Schriftchen aufmerksam machen zu dürfen, als auf ein gedrängtes Compendium des Gedankenganges im Goethe'schen Drama, namentlich in dessen zweitem Theile, der leider nicht nur für die Vischer'sche Aesthetik, sondern auch für das gebildete Publicum „nicht existirt." Je freudiger wir den Versuch, den zweiten Theil von Faust dem Verständniss grösserer Kreise näher zu bringen, begrüssten: desto mehr that es uns leid, dass die im Ganzen gewiss richtige Erklärung der Gemeinfasslichkeit, die der Verfasser auf dem Titelblatte verheisst, zum grössten Theile entbehrt. Gradezu für eine Beleidigung der Leser halten wir es nebenbei, wenn man ihnen ein Buch bietet, das durch Druckfehler so entstellt ist, wie das vorliegende.

In der Einleitung wird „Faust" als titanische Dichtung charakterisirt und ihm seine Stellung neben Muhamed, Ahasverus und Prometheus angewiesen; namentlich wird das Verhältniss des Faust zum Prometheus recht klar entwickelt. „Die Idee der praktischen Thätigkeit, wie sie in Prometheus sich findet, liegt auch als letzter Zweck dem Faust zum Grunde. Während im Prometheus aber die Götter negirt werden, sind sie bei Faust von Einfluss. Die Subjectivität des Gefühls und ihre Schwäche ist es, aus welcher er sich heraus zur prometheischen Idee arbeitet, die eben besagt, dass die Thätigkeit an sich selbst schon Zweck sei. Erstere collidirt aber vorher mit der Ethik in Gretchen und wird geläutert durch die Aesthetik in Helena. Die prometheischen Götter sind also im Leben wirklich und hier ausserdem Bildungsmomente zur endlichen prometheischen Erkenntniss. Es erfolgt dann in Faust auch eine Aussöhnung des Ideals mit dem Leben." (p. 18.)

Im ersten Theil, mit der Ueberschrift: „Die Theorie", handelt der Verfasser zunächst von der Entstehung und dem polemischen Charakter der alten Faustsage und zeigt, auf welche Weise Goethe diese Sage umgestaltet hat. In der Analyse des Prologs und ersten Theils tritt er mit überzeugender Klarheit der Auffassung des Mephistopheles als eines Dämons, der factische Macht und Existenz hat, entgegen. Mephistopheles ist „partielle seelische Richtung". „Der Satan der christlichen Sage ist völlig verschwunden; der moderne Teufel ist negativ, daher inhaltslos und unbefriedigend. So wird er nur Durchgangs- und Bildungsmoment und der Held Faust versöhnt und gerettet." Den höllischen Apparat machte der durch Anschluss an die Sage gegebene Stoff, wenn auch nur in geringem Masse, stellenweise erforderlich. — Faust's (des Menschen) Grundtypus ist Aufwärtsstreben. Ein jedes Streben entsteht aus unbefriedigtem Gefühl und geht auf Befriedigung der Subjectivität. Faust setzt sein Ziel zuerst in die Entdeckung der allgemeinen Wahrheit, die er ganz und unbestreitbar besitzen will. — Der erste Theil führt uns bis zu dem Zeitpunkte, da Faust, nachdem er die alte Hülle ab-

geschüttelt, mit seinem Führer den Boden des Lebens betritt, aus dem er mehr und mehr Kraft saugt, bis er seine Bestimmung erkennt.

Im zweiten Theile, „die prometheischen Götter" überschrieben, wird nachgewiesen, wie Faust zur Anerkennung der Idee und ihrer Existenz im Leben gelangt. Der Genuss des Augenblicks ist in Collision mit den Gesetzen des Lebens getreten und so zur Schuld geworden. Der Verstoss gegen das Weltgesetz kommt zum Bewusstsein: die einzelne Persönlichkeit muss anerkennen, dass ethische Gesetze das Leben beherrschen. Aber die Anerkennung des Ethischen ist es nicht allein, die den Geist zu neuem Wirken geschickt macht; Goethe fordert ein objectives Bildungsmittel des Geistes und als solches stellt er die Antike hin in ihrer unmittelbaren und harmonischen Vereinigung des Gefühls und Lebens (Helena).

Der Verfasser findet die Symbolik des Dichters in allen Theilen lebhaft, schön und klar, — eine Behauptung, der wir nicht unbedingt beistimmen können. Was er zur Erklärung des Symbolischen des zweiten und dritten Akts (II. Theils) beibringt, ist dagegen aller Beachtung werth. Auf das Einzelne näher einzugehen, verbietet uns der der Kritik zugemessene Raum. Nur um eine Probe der Erklärungsweise des Verfassers zu geben, heben wir heraus, dass der „Homunculus" als „Geist der Congenialität" (als Fähigkeit des Hineinversetzens in Fremdes) verstanden wird, der den letzten Rest der Selbständigkeit verliert, sobald er zur Galathea, einer Repräsentantin der Antike, gelangt ist. Aus dem Mephistopheles, dem Vertreter der Ideenlosigkeit, der im ersten Theile als überredender Leiter auftritt, wird in dem zweiten Theile des „Faust" ein nebenhergehender Geselle, der sich nicht behaglich fühlt und einzelne Seiten des Lebens hervorkehrt, die seiner Ansicht zu entsprechen scheinen, um das Ganze zu bemäkeln. Er nimmt die Gestalt der Phorkyaden an, die ihm gleichen. — Die klassische Walpurgisnacht löst das Problem, wie der strebsame faustische Geist in seinen Theilen (als Willen, Fähigkeit und Vorurtheil) die Antike erfasst, um an ihr als Bildungsmittel sich beschränken zu lernen.

Dem dritten Theil seiner Schrift giebt der Verfasser die Ueberschrift: „Arbeit und Tod." — Faust war aus dem subjectiven Gefühlsleben auf die objective Welt gewiesen, um als Glied der Menschheit sich zu beschränken und zu wirken. Dazu braucht er eine Grundlage, auf der er seine Zwecke verfolgt. Zur Aufrechthaltung und zum Schutze der Uebereinstimmung zwischen Idee und Leben ist der Staat berufen, und dahin zielen seine Institutionen. Aber der geschilderte Feudalstaat hat diesen seinen Zweck ausser Auge gesetzt und verfolgt nur Sonderinteressen des Fürsten und der regierenden Kaste. In diesem Treiben findet Mephistopheles Behagen, der hier an seinem Platze ist, weil durch diese Art der Regierung die Idee des Staates negirt wird; Faust zieht sich zurück. An dieser Stelle giebt der Verfasser eine treffende Auslegung des Mummenschanzes.

Erst am Schluss des Drama's tritt die prometheische Lebensidee von der Arbeit als Selbstzweck ans Licht. Die Arbeit ist die Garantie der Vermeidung der leeren Gefühlsäusserung und des Conflicts mit dem sittlichen Bewusstsein. Jedoch ist die Möglichkeit einer derartigen Collision keineswegs ausgeschlossen. Diese Möglichkeit ist in der Schwierigkeit des Festhaltens der Arbeit als Selbstzweck begründet. Indem ihr Faust einen andern Zweck, den Erwerb, den Effect substituirt, verfällt er auf die Anwendung von Gewalt und verstösst gegen die Ethik. Dennoch kann Mephistopheles, obwohl durch Rath und That an dem Verfahren gegen Philemon und Baucis betheiligt, über Faust nicht wieder Macht gewinnen; er wird verdrängt durch die Erscheinung der Sorge. Faust's Schuld ist eine menschliche, natürliche: mit dem Schuldbewusstsein verknüpft sich das Bewusstsein der menschlichen Schwäche. — Zwar wird Faust Herr über die Schwäche und die Macht der Sorge; aber er erfährt ihre Wirkungen körperlich, er erblindet. Die Blindheit verweist ihn auf die Innerlichkeit, auf die Reflexion über seinen Zweck, die

Arbeit. Dabei aber verschwinden die Mängel, die die menschliche Schwäche hineingetragen; der prometheische Funke lodert als die Idee des Lebens hell und rein auf. Dieses Gefühl, dass eine Idee im Leben wirksam sei, dass er selbst daran gearbeitet, sie zur Erkenntniss und Geltung zu bringen, das erfüllt seine Brust mit Götterwonne, und

„wenn du in immer eigenstem Gefühl
umfassest eine Welt,
dann — stirbt der Mensch."

Doch genug. Die kurze Skizze des Gedankenganges der vorliegenden Schrift sollte nur auf den Reichthum ihres Inhalts, und mittelbar von neuem auf den Gehalt und die Tiefe der Goethe'schen Dichtung aufmerksam machen.

Miscellen.

Alte sprachvergleichende Notizen.

Jheronimus Brunswick im Distellierbuch 1512 f. 44ª sagt: gleichförmich sprechen ist Johamaes de Monte vila ritter geboren, uss engelandt die ganze Welt durchfarren was, gin seyt der inseln Piktavierlandt, wo die kleinen menschlin wonent in Indien XV tagreyss weit Baum der sunen und des Mones ston u. s. w.

Ferner f. 45ª: Aber das 4 ochsen stetz da waren in an einem schöpffrad wasser zugen vnd wan die müed wurden die ander zwen und die rugten als Breidenbach spricht. Aber der Ducher von Nierenberg von xxx oxsen sagt derren in zween zügen in vorgemeltermassen u. s. w. — Breittenbach und Hans Ducher f. 45ᵇ, Sp. 2. — Das spricht auch Breittenbach von Menitz und Hans Ducher f. 48ª.

Ferner f. 46ᵇ: das Buch der heiligen drey künig spricht im Merczen der Soldan selber gegenwertig ist, so schneidet man das Holz als die Reben (Balsam).

Ferner f. 47, Sp. 2: Aber der Kriech spricht xilo valsamon, geleicherweise als vil dütscher, wan sie schreiben *b.* so lesen sie doch *we*; wan sie nenen *b.* für wita, als so sie schreiben *b*asilicon, so lesent sie doch *w*asilicon; sie sein den Buchstaben *b.* nit aussprechen, es sy dan sach das dem *m.* zugefiegt werd *p.* so git es den don wie *b.* wan sie schreibent am*p*elos und lesent am*b*elos oder am*bw*elos. Das thuon die Arabischen auch in sollicher mass, sie schreiben die Ding wie die lateinischen lesent, aber anders im thon, als am*p*elas dar für ambelas, aber in irem don getz uss gar geleich. als ob sie sprechen am*bw*elos, als *ba. be. bi. bo. bu.* so lesent sie *wa. we. wi. wo. wu.* dz ouch *Ostericher* vnd *in Fouhtlant offtgebrucht würt*, so erlesen würt die ober zeil *a. b.* liset er *a. we.* Aber sein boum oder stud (Balsam), in arabischer zungen genant würt iclessem oder yesse und sein holz *b*elessen oder belesse, aber sein saft *b*elessem und darum so lesen wir *w*elessem. — Und darumb hat er geirret, in Serapio, und alle die da lesen sein capitel (Simon Januensis) für das *b* ein *i*; das ist falsch, wan es soll sprechen *b*elessen, so würt nach irer zungen gelesen *w*elsen u. s. w.

II.

Der Augsburger Arzt Rauwolf sagt in seiner Reise nach dem Morgenland (1582 gedruckt) S. 48: Sie reden mehrthails, wie auch alle diejenige, so in Besatzungen herumb liegen jr Türkische Sprach, die da ist ein feine

mannliche Sprach *unserer Teutschen* im Ausssprechen nit fast ungleich, seind aber gleichwol an den Orten mehrthails auch kündig der Arabischen gemainen Landsprachen u. s. w.

Amadis von Gallien.

In P. Laurentius von Schmiffis mirantischem Zauberflötlein (Goedecke 476) ist Amadis von Gallien erwähnt.

Clorinda beklagt ihr unvernünftige Gottlosigkeit, indenen sie ein so geraume zeit keinen Gott erkennt. Strofe 7 (S. 158):

Das ist der Grund
Und ganzes Wesen,
Warin mein Glaub bestund,
Den ich mir ausserlesen:
Mein Fleiss, Gewerb und Uebung war
Die Buhlerei nur immerdar;
Mein hochgeschätzte Bibel
Gewesst ist Amadis,
Wovon mein Uebel
So sehr einriss.

In der Anmerkung zu Amadis steht: „Ein Fabel und Buhlereibuch, von welchem und andern dergleichen Liebesbüchern die junge Leuth verführt werden, dass sie nachmalen zu den Tugenden und Andacht keine Lust mehr haben.

Zu Barlaam und Josaphat.

Barlaâm und Josaphat,
Als sie nun satt
Der schnöden Welt
Sambt ihrem Gelt,
An Liebe Gottes doch
Beflammet hoch
Gott worden seind
Sehr liebe Freund.
Mühselig an den Höfen
Nach den Schröfen
Seind (arm bei ihrer Cron)
Gezogen reichen davon.

Mirant. Flötlein S. 284.

München. Birlinger.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Revue de Linguistique et de Philologie comparée (Leipzig, Brockhaus), jährl. 12 fr.

C. F. Riecke, Ueber den Ursprung der Sprachen, Sagen und Mythen. (Nordhausen, Büchting.) 12 Sgr.

Grammatisches.

F. G. Eichhoff, Grammaire générale indo-européenne, ou Comparaison des langues grecque, latine, française, gothique, allemande, anglaise et russe, entre elles et avec le sanscrit. (Leipzig, Brockhaus.) I. vol 6 fr.

U. L. Bourke, The College Irish Grammar. (London, Williams & Norgate.) $1\frac{1}{3}$ Thlr.

U. L. Bourke, Early Lessons of selfinstruction in Irish (London, Williams & Norgate.) $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Lexicographie.

Müller & Zarncke, Mittelhochdeutsches Wörterbuch. 5. und 6. Lfrg. (Leipzig, Hirzel.) à 1 Thlr.

E. Schulze, Gothisches Wörterbuch. (Züllichau, Troemer.) $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Lévrier, Dictionnaire étymologique du patois poitevin (Leipzig, Brockhaus.) $4\frac{1}{2}$ fr.

H. K. Brandes, Die Wörter deutschen Stammes in der französ. Sprache zusammengestellt. (Detmold, Meyer.) 10 Sgr.

F. Atzler, Die germanischen Elemente in der französ. Sprache. (Coethen, Schettler.) 1 Thlr.

Ed. Müller, Etymologisches Wörterbuch der englischen Sprache. 2 Bde. (Coethen, Schettler.) $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Literatur.

Goethe in Schlesien 1790, von Herm. Wentzel. (Oppeln, Clar.) $11\frac{1}{3}$ Sgr.

C. Beyer, Friedrich Rückert ein deutscher Dichter. (Coburg, Sendelbach.) 5 Sgr.

F. W. Ebeling, Geschichte der komischen Literatur in Deutschland seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. (Leipzig, Purfürst.) 15 Sgr.

Chaucer in seinen Beziehungen zur italienischen Literatur, von Dr. A. Kissner. (Bonn, Marcus.) 15 Sgr.

B. Tschischwitz, Shakespeare's Hamlet in seinem Verhältnisse zur Gesammtbildung, namentlich zur Theologie und Philosophie der Elisabeth Zeit. (Halle, Barthel.) 15 Sgr.
W. Scott, Die Jungfrau vom See; metrisch übersetzt von L. Altenbernd. (Detmold, Klingenberg.) 12 Sgr.
Dante Allighieri, Die Hölle, übersetzt von A. Dörr. (Darmstadt, Schorkopf.) 20 Sgr.
Ch. D. Cleveland, A complete concordance to the poetical works of John Milton. (London, Low.) 6 s.
Shakespeare's Macbeth erklärt von L. Herrig. 2. Aufl. (Celle, Schulze.) 7½ Sgr.

Hilfsbücher.

F. A. Giestl, Leitfaden zum Unterricht in der deutschen Sprachlehre. (Pilsen, Maasch.) 7 Sgr.
F. Naumann, Grundbegriffe der deutschen Grammatik und Uebungsstücke. (Dresden, Adler.) 15 Sgr.
F. K. Hartirt, Auswahl aus Schiller's Gedichten, gemeinfasslich erläutert. (Leipzig, Wigand.) 2 Abthl. 1½ Thlr.
A. Gutbier, Erster französischer Sprachkursus. 2. Aufl. (München, Finsterlin.) 15 Sgr.
F. A. Heeke, Petit questionnaire français. (Dresden, Weiske.) 7½ Sgr.
H. Barbieux, Causeries. (Mainz, Kunze.) 7½ Sgr.
H. Berger, Leselehre der englischen Sprache. (Wien, Beck.) 12 Sgr.
V. A. Pedemont, Handbuch der englischen und deutschen Conversation. (Wien, Gerold.) 24 Sgr.

PB
3
A5
Bd.40

Archiv für das Studium
der neueren Sprachen

PLEASE DO NOT REMOVE
SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY